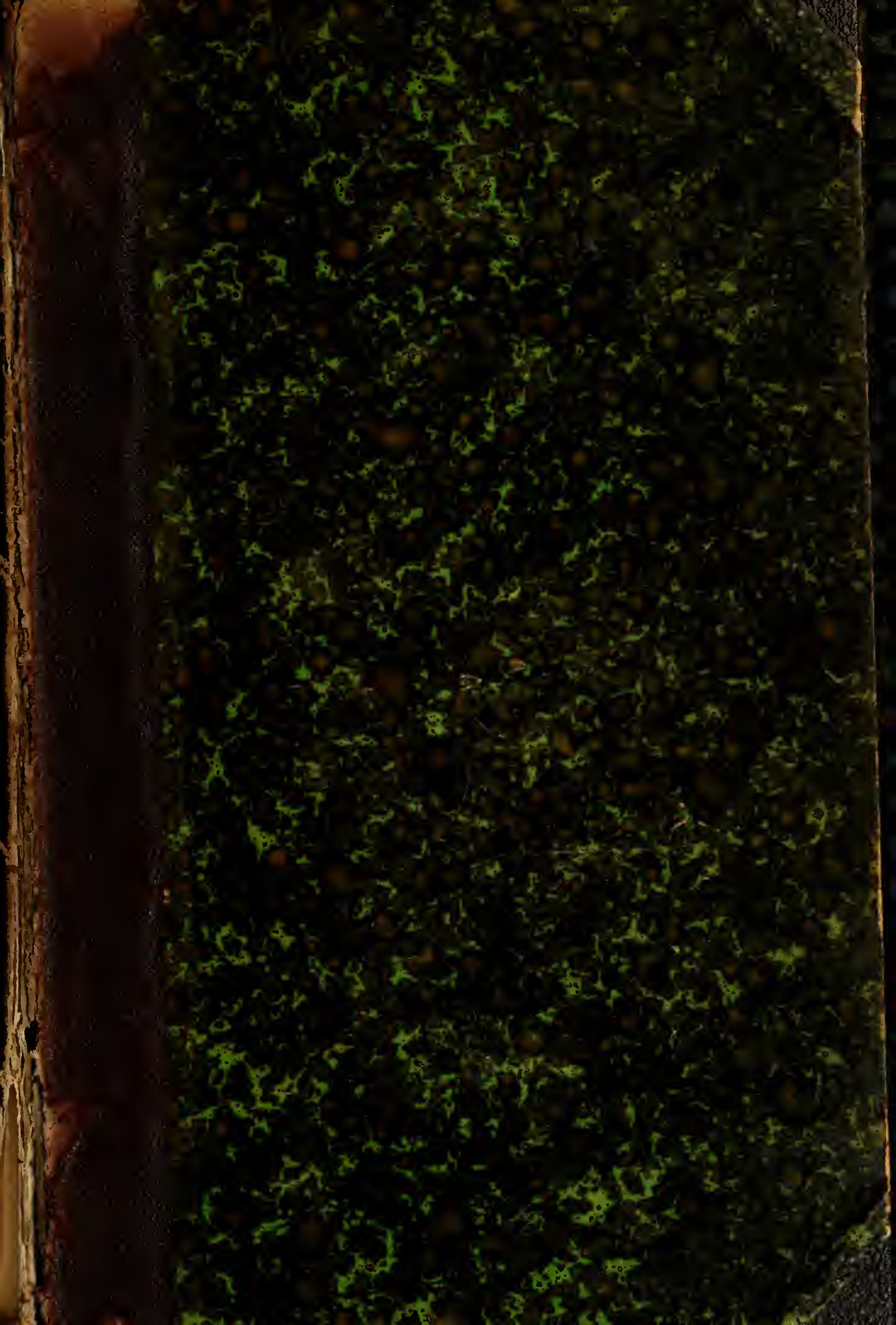








ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXVII. JAHRGANG, 69. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1883.

Inhalts-Verzeichnis des LXIX. Bandes.

Abhandlungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Seite

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Die Hervarar-Saga.

Von

L. Freytag.

Erstes Kapitel.

So findet sichs geschrieben in alten Büchern, dafs Alfheimr die nördliche Gegend am Gandvik hiefs, aber Ymisland gegen Süden zwischen jenem und Halogaland.* Bevor aber Türken und asische Leute nach Nordland kamen, bewohnten die Nordgegenden Riesen und Halbriesen; da geschah eine grofse Völkervermischung, die Riesen holten sich Frauen aus Mannheimr, und einige verheirateten auch ihre Töchter dahin. Godhmundr hiefs ein König in Jötunheimr; sein Sitz hiefs zu Grund, aber sein Bezirk Gläsisvellir. Er war ein grofser Opfermann und war ein mächtiger und weiser Mann; auch wurde er mit allen seinen Leuten so alt, dafs sie manches Menschenalter erlebten, und deshalb glaubten die Heidenleute, dafs in seinem Reiche Odhinsfeld wäre. Diese Stätte ist jedwedem Menschen, der dahin kommt, so wohlthätig, dafs von ihm Siechtum und Alter schwindet und niemand dort sterben kann. So wird er-

* Gandvik eigentlich das weifse Meer, dann das Eismeer überhaupt; Alfheimr hier = Jötunheimr oder das Nordland im allgemeinen. Ymisland = Lappland, Halogaland der Süden des Nordlandes, Mannheimr das Menschenland. Gläsisvellir soll an der Dwina gelegen haben. Unter den „Türken“ sind die Südländer zu verstehen, die durch Rufsland bis nach Skandinavien Handel trieben. Die Asen werden nach späterem Brauche zu einem menschlichen Volke degradiert, das unter Odhinn ins Nordland eingewandert sein soll.

zählt, daſs nach dem Tode Godhmunds die Leute ihn durch Opfer ehrten und ihren Gott nannten. König Godhmundr hatte einen Sohn, welchen er Hofundr hieſs; der konnte die Zukunft voraussehen und war klug an Geist: er war als Richter gesetzt über alle Lande, die ihm in der Nähe lagen, und fällte nie ein schiefes Urteil, und niemand wagte und brauchte sein Gesetz zu brechen. Ein Mann hieſs Arngrimr, der war ein Riese und Bergbewohner; dieser entführte aus Ymisland Ama Ymis Tochter und vermählte sich mit ihr. Deren Sohn war Hergrimr, der ein Halbtroll hieſs; der war bald bei den Bergriesen bald bei den Menschen und hatte eine Kraft wie die von Joten. Auch war er ein vielkundiger Zauberer und ein groſser Berserker, entführte aus Jotunheimr Ögn die Alfentochter und heiratete sie; Grimr hieſs ihr Sohn; vorher besessen hatte sie Starkadr Aludrengr. Der Mann hauste da bei Alfoſs, der Starkadr hieſs; er war von den Thursen entsprossen und war diesen auch gleich an Kraft und Art; er hatte acht Hände, und Storkvidr hieſs sein Vater. Ögn die Alfentochter war Starkads Braut gewesen; aber Hergrimr entführte sie ihm, als Starkadr nach Norden gefahren war über Eliuvogr. Als er aber zurückgekehrt war, forderte er die Frau von Hergrimr und ihn damit zum Holmgange.* Sie trafen aufeinander beim letzten Wasserfall bei Eidr; Starkadr hatte acht Hände und schwang vier Schwerter zugleich. Er war da siegreich und Hergrimr fiel. Ögn sah ihrem Holmgange zu, und als Hergrimr gefallen war, durchbohrte sich Ögn mit dem Schwerte, da sie sich Starkadr nicht überliefern wollte. Starkadr bemächtigte sich nun aller Habe, welche Hergrimr besessen hatte und nahm auch mit sich dessen Sohn Grimr, und dieser wuchs auf bei Starkadr. Grimr wurde sowohl groſs als stark, als er an Alter zunahm. Alfr hieſs ein König, der über Alfheimr herrschte, und Alfhildr hieſs seine Tochter; Alfheimr hieſs das Land zwischen Gaut-Elfar und Raum-Elfar. Eines Herbstes ward beim Könige Alfr ein groſses Opfer für die Göttinnen zubereitet, und Alfhildr vollbrachte das Opfer. Sie war schöner als jedwedes Weib,

* Die bei solchen Holmgängen üblichen Formalien haben mit denen unserer akademischen Duelle eine groſse Ähnlichkeit.

und alles Volk in Alfheimr war überhaupt hübscher anzusehen als ein anderes gleichzeitiges Volk. Aber nachts, als sie die Opferstätte mit Blut rötete, entführte Starkadr Aludrengr Alfhildr und brachte sie mit sich heim. Alfr der König rief da Thorr an, ihm Alfhildr wieder zu verschaffen; Thorr nachher tötete Starkadr und liefs Alfhildr heimkehren zu ihrem Vater und mit ihr Grimr den Sohn Hergrims. Und da nun Grimr zwölf Winter alt war, ging er in den Krieg und wurde der gewaltigste Kriegsheld, und zur Gattin erhielt er Bauggerdhr, die Tochter Alfhilds und Starkads. Grimr nahm sich seinen Wohnsitz auf der Insel in Halogaland,* welche Bolm heifst, und ward seitdem der Insel-Grimr zu Bolm geheifsen (Ey Grimr Bolmr). Ihr Sohn hiefs Arngrimr der Berserker, der nachher zu Bolm wohnte, und er war ein höchst berühmter Kriegsmann.

Zweites Kapitel.

Zu dieser Zeit kamen osther die Asier und Türken und siedelten sich an im Nordlande. Odhinn hiefs ihr Anführer. Er hatte viele Söhne, und sie alle wurden gewaltige und starke Männer. Einer von seinen Söhnen hiefs Sigrlami; für diesen schuf Odhinn das Reich, welches jetzt Gardhariki** heifst. Er wurde da ein gewaltiger Fürst über dieses Reich. Er war der stattlichste unter den Seinen. Sigrlami hatte zur Frau Heidhi, die Tochter des Königs Gylfi; sie hatten zusammen einen Sohn, der hiefs Svafrlami; Sigrlami fiel in einem Kampfe, den er mit dem Joten Thiassi ausfocht. Als nun Svafrlami den Fall seines Vaters erfuhr, nahm er all das Reich, welches sein Vater gehabt hatte, zur Beherrschung an sich, und er wurde ein mächtiger Mann. Es geschah einstmals, dafs König Svafrlami in den Wald auf Jagd ritt und einem Hirschen lange nachjagte und ihn auch am nächsten Tage erst um Sonnenuntergang einholte. Er war da so weit in den Wald hineingeritten, dafs er kaum wufste, was aus ihm werden sollte. Um Sonnenuntergang erblickte er einen grofsen Fels und daselbst

* Bolm war ein Teil von Halogaland, das die einen mit dem schwedischen Smaland, die andern mit dem südlichen Norwegen identifizierten.
** Gardhariki = Rufsland.

zwei Zwerge; er trieb sie von dem Felsen hinweg mit drohendem Eisen und schwang das Schwert über sie. Da baten sie um Einlösung des Lebens. Svafrlami fragte nach ihrem Namen; der eine hiefs Durinn, der andere Dvalinn. Svafrlami wufste, dafs sie die geschicktesten aller Zwerge waren; so legte er ihnen die Bedingung auf, dafs sie ihm das beste Schwert schmiedeten, welches sie vermöchten. Den Griff und ebenso das Heft, auch den Schwertgurt und das Gehänge sollten sie aus Golde machen. Er sagte noch, dafs das Schwert nie fehlen und nie Rost ansetzen dürfe, dafs es in gleicher Weise Eisen und Stein wie auch Panzer beifse, und es möge in allen Schlachten und Zweikämpfen jedem, der es trage, der Sieg folgen. Darin bestand die Lösung ihres Lebens; sie gelobtens, und der König ritt heim. Am anberaumten Tage kam Svafrlami zum Fels, und die Zwerge waren draufsen. Sie holten ihm sein Schwert und es war das das schönste. Als aber Dvalinn im Felsenthore stund, da sprach er: „Dies Schwert, Svafrlami, werde ein Menschentöter jedesmal, da es gezogen wird, und mit diesem werden drei der ärgsten Neidingswerke vollbracht, und dein Mörder werde es auch." Da hieb Svafrlami nach dem Zwerge, aber diese liefen in den Fels. Der Hieb fuhr in den Stein, und beide Stahlschärfen des Schwertes safsen tief im Gesteine, denn das Thor hatte sich hinter jenen geschlossen. Svafrlami nun besafs dies Schwert und nannte es Tyrfingr;* er führte es in Schlachten und Zweikämpfen und hatte immer den Sieg. Im Einzelkampfe fällte er den Joten Thiassi, den Mörder seines Vaters; und er raubte dessen Tochter, welche Fridhr hiefs, und besafs sie von da ab. Sie hatten eine Tochter, welche Eyvör hiefs, der Frauen schönste und klügste.

Drittes Kapitel.

Nun ist davon zu erzählen, dafs Arngrimr der Berserker, der auf Seeraub ausging, über viele Streitkräfte gebot; er heerte in Svafrlamis Reiche und hatte mit ihm Schlacht und Zwei-

* Der Name soll durch Metathesis statt Tyfringr (= Zauberschwert) stehen. Indes würde auch die Deutung (Tyr, fingr, als „Finger des Schwertgottes Tyr") einen Sinn geben; die Abl. von tyrfi (= Harztanne) ist sehr gesucht.

kampf. Arngrimr hatte einen festen, gewaltigen Schild, besetzt mit grofsen Eisenbuckeln. Svafrlami hieb in den Schild und hieb ihn nach unten durch, und das Schwert fuhr in die Erde und blieb dort stecken. Da schwang Arngrimr das Schwert gegen Svafrlamis Hand, so dafs er sie abhieb; da erfafste Arngrimr das Schwert Tyrfingr und hieb auf Svafrlami und zerklaubte ihn der Länge nach. Darauf bemächtigte sich Arngrimr einer grofsen Kriegsbeute und auch der Eyvör, der Tochter Svafrlamis, und nahm sie mit sich fort. Arngrimr fuhr dann heim nach Bolm und veranstaltete seine Hochzeit mit Eyvör. Sie hatten zwölf Söhne: Angantyr war der älteste, der andere Hervardhr, der dritte Semingr, der vierte Hiörvardhr, der fünfte Brani, der sechste Brami, der siebente Barri, der achte Reytnir, der neunte Tindr, der zehnte Bui, der elfte und zwölfte beide des Namens Haddingr. Und diese beiden vollbrachten zusammen das Werk eines von jenen, weil sie Zwillinge und die jüngsten waren; aber Angantyr that die Arbeit von zweien, und er war um einen Kopf gröfser als die anderen; aber grofse Berserker* waren sie alle. Als sie noch in jungen Jahren waren, fuhren sie schon auf Plünderungszüge aus und durchheerten weithin die Lande und fanden nicht ihresgleichen an Kraft und Mut. Davon wurden sie aufserordentlich berühmt und sieghaft. Ihrer waren zusammen im Schiffe nicht mehr als die zwölf Brüder, aber sie hatten auf der Heerfahrt oft mehr Schiffe. Ihr Vater hatte auf den Kriegsfahrten, da er sich ausgezeichnet hatte, die herrlichsten Waffen erbeutet: so besafs Angantyr Tyrfingr, Hervardhr Hrotti, Semingr Mistilteinn (welches sich später Thrainn aus seinem Grabhügel holte); sie alle hatten treffliche Schlachtschwerter. Das war ihre Gewohnheit, wenn sie mit ihren Leuten allein waren und merkten, dafs die Berserkerwut über sie kam, an Land zu gehen und sich unter grofse Felsen oder Wälder zu stürzen; denn es hatte ihnen zum Unfalle gereicht, dafs sie ihre eigenen Leute erschlagen und ihre Schiffe entvölkert hatten. wenn die

* Das Wort soll „die mit Bärenfellen bekleideten“ bedeuten. Dem entsprechen würden die „Berserker des Königs Harald Harfagr, welche Ulfhednar („die im Wolfspelze“ oder gar „die im Wolfskleide“, die Werwölfe?) hiefsen.

Berserkerwut sie befiel. Niemals kamen sie in einen Kampf, dafs sie nicht den Sieg hatten, und davon gingen über sie grofsartige Erzählungen um. Und es gab keinen König, der ihnen nicht lieber gäbe, was sie haben wollten, als dafs er ihren Anfall über sich ergehen liefse. So verging eine Zeit, dafs sie sommers auf Heerfahrt waren, aber winters safsen sie daheim in Bolm bei ihrem Vater.

Viertes Kapitel.

Es begab sich nachdem an einem Julfeste zu Bolm, dafs die Männer nach der Gewohnheit bei Bragis Becher* ihr Gelübde darzubringen hatten. Da thaten auch Arngrims Söhne ein Gelübde. Hiörvardhr gelobte dieses: er wolle die Jungfrau besitzen, welche Ingibjörg hiefs, die Tochter des Schwedenkönigs Yngvi zu Uppsala, welche Ruhm hatte in allen Landen wegen ihrer Schöne und Vollkommenheit; sonst wolle er fallen, jedesfalls aber kein anderes Weib haben. Von noch mehreren ihrer Gelübde geschieht nicht Erwähnung. Denselben Frühling bewerkstelligten die zwölf Brüder ihre Fahrt nach Uppsala zusammen und traten vor den Tisch des Königs; dessen Tochter safs neben ihm. Und Hiörvardhr sagte da dem Könige sein Gelübde und seine Botschaft; aber alle, die drinnen waren, horchten auf. Hiörvardhr bat den König ihm schleunig zu sagen, was für eine Botschaft er zu empfangen habe. Der König erwog diese Angelegenheit und wufste wohl, wie berühmt die Brüder waren und von welch einem erlauchten Geschlechte sie stammten. Es waren da beim Könige Yngvi zwei Kämpen und Schirmherren, Hjalmarr der Mutvolle und Oddr der Weitgereiste, der auch Örvar Oddr (= Pfeilspitze) hiefs. Und als Hjalmarr hörte, was die Berserker sagten, trat er vorwärts vor den Tisch und sprach zum Könige: „Bedenke, Herr, welch grofsen Ruhm ich dir verschafft habe, seit ich in dies Land kam, und wie viele Kämpfe ich hatte, um dir das Reich unterthan zu machen, wie ich dein Reich um die Hälfte vermehrt und hier die Landeswehr gehalten, wodurch ich dir

* Bragarfull, der dem Dichtergotte Bragi geweihte Becher, bei dem man ebenso wie bei Freys Eberkopfe Gelübde that.

aus dem Kriege die besten Kostbarkeiten in die Gewalt gegeben, wie ich um deinetwillen in mancher Gefahr gewesen und dir meinen Dienst ganz zur Verfügung gestellt habe. Nun bitte ich dich, dafs du mir Ehre erweisest und mir deine Tochter giebst, auf die sich mein Sinn immer gerichtet hat. Und es ist geziemender, dafs du mir lieber diese Gunst erweisest als dem Berserker, der böses angerichtet hat bei dir in deinem Reiche und dem vieler anderen Könige.“ Nun hatte der König noch ein gut Teil mehr zu erwägen, und es bedäuchte ihn ein grofser und bedenklicher Handel, da diese zwei Helden wettkämpften um seine Tochter. Der König antwortete auf diese Weise: „Ein jeder von beiden sei ein so grofser und edelgeborener Mann, dafs er keinem die Verschwägerung abschlagen möge, und er bitte sie zu kiesen, wen sie haben wolle.“ Sie entgegnete: „Das sei billig, wenn ihr Vater sie weggeben wolle, dafs sie lieber den zu haben wünsche, der ihr rühmlich bekannt sei, als dafs sie einen besitze, von dem sie nur Sagen wisse, und alles schlimme, wie über Arngrims Söhne.“ Und als Hiörvardhr ihre Worte hörte, entbot er Hjalmarr zum Holmgange südwärts nach Samsey* und hiefs ihn jedermanns Neiding, wenn er früher dazu schreite die Frau zu besitzen, als bis dieser Zweikampf erprobt wäre. Doch Hjalmarr erwiderte, er werde nicht säumen, und es ward dann unter ihnen die Zeit des Zweikampfes verabredet. Es fuhren nun Arngrims Söhne heim und erzählten ihrem Vater von der Botschaft und dem Zweikampfe. Arngrimr sprach: „Ich habe nie früher als jetzt um eure Fahrt gefürchtet, denn ich weifs keinen, der Hjalmarr gleich ist an Tapferkeit und Kühnheit. Auch begleitet ihn ein Kämpe, der ihm zunächst kommt an Stärke und Thatkraft.“ Sie liefsen nun ihr Gespräch so auf sich beruhen. Den Winter hindurch nun waren sie daheim, um den Frühling rüsteten sie sich zur Abfahrt von Hause. Und da sie zum Holmgange fahren sollten, gab ihnen ihr Vater das Geleite, wünschte ihnen alles Gute und sagte, dafs die guten Waffen ihnen gut zu statten kommen würden. Darauf fuhren sie ihres Weges.

---

* Diese dänische Insel war für Holmgänge besonders beliebt.

Fünftes Kapitel.

Ein Jarl gebot über Aldeigjuborg, der Bjartmarr hiefs; er war sehr mächtig und ein gewaltiger Kriegsheld; auch war er ein grofser Freund der Söhne Arngrims, und sie hatten da bei ihm immer befreundetes Land. Er hatte unter seinen Kindern eine einzige Tochter, welche Svafa hiefs; sie war ein kernhaftes Weib und nunmehr herangewachsen, da Arngrims Söhne ihre Fahrt vorhatten. Nun kamen die Brüder alsbald mit dem Jarl Bjartmarr zusammen, und er rüstete ihnen zum Willkomm ein grofses Gastmahl. Bei diesem Festmahle bat Angantyr um die Tochter des Jarls, und das war leicht durchzusetzen. Es ward sogleich das Festmahl vergröfsert und ihr Brautlauf getrunken. Das Fest währte einen halben Monat und bei diesem Gastgelage wurden Angantyr und Svafa zum ehelichen Lager geführt. Aber als das Ehrenfest vorbei war, machten sich Arngrims Söhne an ihre Fahrt nach Samsey. Und in der letzten Nacht, ehe sie abfuhren, hatte Angantyr einen Traum und erzählte ihn dem Jarl. „Mich däuchte,“ sagte er, „wir Brüder auf Samsey versetzt fänden dort viele Vögel und erlegten sie alle. Darauf däuchte mich, wir wendeten uns einen anderen Weg auf der Insel und es flögen uns zwei Adler entgegen; und es schien, ich hätte mit dem einen einen harten Kampf. Wir setzten uns beide nieder, ehe einer aufhörte, und wir waren zu keiner Entscheidung gekommen. Aber der andere Adler hatte es mit meinen elf Brüdern zu thun, und mich däuchte, er gewönne über sie die Oberhand.“ Der Jarl antwortete: „Diese Art Traum bedarf nicht erst der Deutung, denn es wird dir da der Fall bedeutender Männer vorverkündet. Ich glaube, es geht euch Brüder ganz nahe an.“ Sie sagten, dafs sie sich deshalb nicht fürchten würden; sprach der Jarl: „Alle fahren, wenn der Tod ruft.“ Darauf ward das Zwiegespräch unter ihnen beendet, und nach dem Schlusse des Gastmahls wandten sich die Brüder heim, aber Svafa blieb bei dem Jarl zurück. Sie rüsteten sich nun zu dem Zweikampfe, und ihr Vater geleitete sie zu Schiffe; er gab ihnen allen gutes Heergewand und verlieh das Schwert Tyrfingr dem Angantyr: „Ich meine,“ sagte er, „ihr werdet gutes Heergewandes be-

dürfen, da ihr es mit den beherztesten Haudegen zu thun habt." Dann schieden sie und er wünschte ihnen gute Fahrt. Sie segelten nun, bis sie nach Samsey kamen, und landeten im Hafen bei Munarvogr; und als die Brüder ausgestiegen waren auf die Insel, kam die Berserkerwut über sie und sie stürzten sich da in den Wald nach ihrer Sitte.* Aber von Hjalmarr ist zu sagen, dafs er mit seinen Schiffen jenseits von Samsey landete in dem Hafen, der Unavogr heifst; er hatte zwei Schiffe, und sie hiefsen beide Askar (Eschen), und in jedem derselben waren hundert Mann der tapfersten Degen. Die Brüder sahen nun die Schiffe und sie glaubten zu wissen, dafs Hjalmarr sie eignen mufste und Oddr der Weitgereiste, der Örvar Oddr hiefs. Da schwangen Arngrims Söhne die Schwerter und bissen vor Wut in den Schildrand und brüllten furchtbar auf; sie wendeten sich dann gegen die Schiffe, und je sechs erstürmten jeden Askr, und man schlug da alsbald los in gewaltigem Kampfe. Aber es waren da so gute Degen vorhanden, dafs alle ihre Waffen ergriffen und keiner vom Posten wich noch auch ein Wort der Furcht sprach. Die Berserker gingen von einem Schiffsborde vorwärts und nach dem anderen rückwärts und erschlugen jedes Menschenkind, dann gingen sie wutbrüllend an Land. Da sprach Hiörvardhr: „Unserm Vater Arngrimr droht schon die Altersschwäche, da er uns sagte, dafs Hjalmarr und Oddr die tapfersten Kämpen wären; nun aber sah ich nicht, dafs einer von ihnen tapferer war als die anderen." Sprach Angantyr: „Wenn wir auch keinen finden, der uns gewachsen ist, so wollen wir uns doch darüber nicht beklagen; es kann auch sein, dafs Oddr und Hjalmarr noch nicht tot sind." Nun ist von Hjalmarr und Oddr zu sagen, dafs sie die Insel hinaufgegangen waren, um zu erfahren, ob die Berserker gekommen wären; und als sie aus dem Walde heraustraten, da gingen Arngrims Söhne an Land von ihren Schiffen mit blutigen Waffen und geschwungenen Schwertern. Die Kampfwut war da von ihnen gewichen, und sie waren da mittlerweile an

---

* Wie an einer vorhergehenden Stelle könnte das brutu; þeir þâ vid skôginn auch übersetzt werden: „Sie kämpften mit dem Walde", d. h. sie liefsen ihre Wut an den Bäumen aus.

Kraft geschwächt, wie nach Krankheiten irgend welcher Art. Oddr sang:

> Einmal befiel da grofse Furcht mich,
> als aus den Schiffen die schreiend gingen,
> ans Land stiegen und laut heulten,
> Helden zwanglos,* zwölf zusammen.

Hjalmarr entgegnete: „Das siehst du, dafs unsere Leute gefallen sind, und es scheint mir das Wahrscheinlichste, dafs wir alle noch diesen Abend bei Odhinn in Valhöll zu Gaste gehen werden.“ Dies eine Wort der Furcht sprach Hjalmarr. Sprach Oddr: „Ich habe solche Feinde nie gesehen, und es würde mein Rat sein, dafs wir hinweg flüchteten in den Wald; wir zwei würden nicht vermögen es mit den zwölfen aufzunehmen, welche die zwölf tapfersten Männer in Schwedenland erlegt haben.“ Da sprach Hjalmarr: „Lafs uns nicht fliehen vor unseren Feinden, lafs uns lieber ihren Waffen standhalten; ich wenigstens will hingehen und es mit den Berserkern aufnehmen.“ Sprach Oddr: „Nicht werde ich zu Abend Odhinn besuchen, und diese alle werden tot sein, ehe der Abend kommt, wir zween aber leben.“ Dafs dies ihre Rede war, bezeugen diese Verse, welche Hjalmarr sang:

> Es steigen aus dem Heerschiff hochgemute Helden,
> zwölf Krieger sind es zusammen kühn und zwanglos.
> Heute abends gehn wir bei Odhinn noch zu Gaste,
> wir zween kühne Kämpen; die zwölfe werden leben.

Oddr sprach:

> Deinem Worte mufs ich Erwidrung würdig geben!
> Sie gehn heute abends bei Odhinn noch zu Gaste,
> die zwölf Berserker; wir zween werden leben.

Nun sagte Oddr: „Eine doppelte Wahl ist für uns vorhanden: in den Wald zu fliehen oder uns eigenhändig zu wehren.“ Da sang Hjalmarr:

> Wir wollen nimmer weichen vor unsern wilden Feinden,
> wenn sie auch etwas mächtig uns bedünken mögen.

* Das tyrarlauss durch „ruhmlos“ zu übersetzen ist unmöglich. Dies müfste tirarlauss (= illaudatus) heifsen und wird freilich von Egilsson im Lex. poet. vorgeschlagen.

Nun traten die Berserker ihnen entgegen mit geschwungenen Schwertern; sie waren ganz blutig, und einer war um eines Hauptes Länge höher als die anderen. Hjalmarr mit seinem Genossen sah, dafs Angantyr Tyrfingr in Händen hatte, weil von ihm ein Glanz ausging wie Sonnenstrahlen. Sagte Hjalmarr: „Was willst du lieber, es mit Angantyr allein aufnehmen oder mit seinen elf Brüdern?“ Oddr antwortete: „Ich will mit Angantyr kämpfen; er wird mit Tyrfingr gewaltige Hiebe geben, und ich vertraue besser zum Schutze auf meinen Rock als auf deinen Panzer.“ (Oddr hatte aus Irland einen seidenen Rock erhalten, der niemals Waffen haften liefs.) Erwiderte Hjalmarr: „Wo kamen wir je zum Kampfe, dafs du mir vorgegangen wärest? Deshalb willst du's mit Angantyr aufnehmen, weil dich das eine gröfsere Heldenthat dünkt. Nun aber bin ich die Hauptperson in diesem Zweikampfe; aufserdem bin ich aus königlichem Stamm und für die Herrschaft geboren, und so habe ich von uns beiden zu gebieten. Anderes verhiefs ich der Königstochter daheim in Schweden, als dich oder einen anderen für mich in diesen Zweikampf gehen zu lassen, und ich werde es mit Angantyr aufnehmen.“ Oddr sprach, er wähle, was das Verderblichste sei; aber es geschah, dafs das gethan ward, was Hjalmarr wollte. Dieser schwang dann das Schwert und ging vorwärts dem Angantyr entgegen; jeder von beiden verwies den anderen nach Valhöll. Angantyr sprach: „Das will ich,“ sagte er, „wenn einer von uns davonkommt, so soll keiner den anderen der Waffen berauben, und ich will Tyrfingr mit mir in den Hügel nehmen, wenn ich sterbe; so soll Oddr seinen Rock behalten, und Hjalmarr seine Kriegswaffen, und diejenigen, welche am Leben bleiben, sollen derart scheiden, dafs sie nach der anderen Tode ihnen einen Hügel aufwerfen.“ Sodann trafen Hjalmarr und Angantyr aufeinander und kämpften zusammen mit äufserster Erbitterung, und keinem von beiden war in Bezug auf Angriff und Abwehr ein Vorwurf zu machen. Sie hieben beide kräftig und häufig und stampften in die Erde bis an die Knie.* Wenn die Schwerter

* Ein Zug, der in den germanischen Sagen und Märchen nicht selten wiederkehrt.

aufeinander trafen, so war es gleich wie sprühendes Feuer, und keiner achtete auf etwas anderes als so schnell wie möglich zu hauen; das Land bebte bei ihrem Zusammenstofse, wie wenn es an einem Faden schwankte. Sie kämpften so lange, bis dafs ihre Schilde zerhauen zu werden anfingen, und da gab einer dem anderen grofse und zahlreiche Wunden. Oft hat Oddr später gesagt, es würden nie ein mannhafterer Kampf oder herrlichere Waffen gesehen werden als in diesem Zweikampfe, und es ist weitbekannt in den Sagen, dafs wenige berühmter erfunden worden sind oder tapferer gefochten haben. Und als die Brüder und Oddr hier lange zugesehen hatten, gingen sie an einen anderen Platz und rüsteten sich zum Kampfe. Oddr sprach zu den Berserkern: „Ihr werdet die Sitte von Hermännern, nicht von Knechten befolgen wollen; darum solls nur einer von euch, nicht mehrere auf einmal mit mir aufnehmen, falls es euch nicht an Mut gebricht.“ Er forderte die Berserker heraus und sang:

> Kühner Krieger einer soll mit einem kämpfen,
> ist er nicht ein Weichling und entweicht ihm Mut nicht.

Sie gelobtens. Da trat Hiörvardhr vor und Oddr wandte sich ihm entgegen. Es hatte Oddr ein so gutes Schwert, dafs es Stahl und Panzerkleid zerschnitt. Nun fochten sie ihren Zweikampf mit gewaltigen Hieben, und es dauerte nicht lange, dafs Hiörvardhr tot zur Erde fiel. Aber als jene das sahen, wurden sie furchtbar wütend und nagten an den Schildrändern, und Schaum sprühte aus ihren Kinnladen. Da stund Hervardhr auf und griff Oddr an, und es geschah wie zuvor, dafs auch er tot niederfiel. Bei diesem Ereignisse tobte es in den Berserkern, sie streckten vor Wut die Zungen aus, knirschten mit den Zähnen zusammen und brüllten wie Opferstiere, dafs es hohl widerhallte in den Felsen. Nun trat Semingr vor; er war der elf gröfster und kam Angantyr am nächsten. Er griff Oddr so kräftig an, dafs dieser genug zu thun hatte sich zu wehren. Sie kämpften so lange, dafs man nicht unterscheiden konnte, wer siegen würde; sie hieben sich die ganzen Schilde entzwei, aber der Rock kam Oddr so wohl zu statten, dafs es ihm nichts that. Da erhielt Semingr Wunden, doch machte

er sich nichts daraus, bis ihm fast alles Fleisch von den Gebeinen gehauen war. Oddr sah da keine unblutige Stelle an ihm; als all sein Blut ihm aus den Adern geflossen war, fiel er in grofser Tapferkeit und war alsbald tot. Dann stund irgend einer von den anderen auf, aber es endete so, dafs Oddr sie alle fällte; er war da gewaltig müde, aber nicht verwundet. Er wandte sich nun dahin, wo Angantyr und Hjalmarr gekämpft hatten. Angantyr war gefallen, aber Hjalmarr safs bei einem Hügel und war bleich wie ein Toter. Oddr ging da zu ihm und sang:

Was fehlt dir? Gewechselt hast du die Farbe:
Mich dünkt, matt machte dich manche Wunde.
Helm und Harnisch sind dir zerhauen;
dein Leben, sag ich, ist fast verloschen.

Hjalmarr sang:

Ich habe sechzehn Wunden, zerhaun ist meine Brünne:
mir schwarz ists vor den Augen; nichts seh ich wenn ich schreite.
In das Herz stiefs mir der Stahl Angantyrs,
des Blutes herber Hauer, gehärtet in Gifte.

Beherrscht auf Erden hab ich zusammen fünf Höfe,
Doch nicht genug hatt ich je an meiner Herrschaft.
Nun aber mufs ich liegen beraubt meines Lebens,
vom Eisen zerhauen auf der Insel Samsey.

Meine Männer trinken Met in meiner Halle,
vielberühmte Helden in meines Vaters Hause.
Das Bier ermüdet der Männer Menge;
mich schmerzt hier auf der Insel des Schwertes schwere Wunde.

Ich schied von der Schönen, Stirnband-Geschmückten,
die weilte zu Agnafit, dem weithin entlegnen.
Wahr wird das Wort nun, das mir von ihr geworden:
nicht verheifsen sei mir jemals die Heimkehr.

Zieh mir von der Rechten den Ring hier, den roten,
an Ingibjörg gieb ihn, die jugendliche Edle!
Sie wird in ihrem Herzen herben Harm hegen:
gen Uppsala kehr ich künftig niemals.

Ich schied von dem schönen Schall der Mädchenlieder
gen Osten, nach Kampfes Kurzweil durstend;
des Weges eilend fuhr ich und stieg in das Fahrzeug,
fern zum ersten Male den festergebnen Freunden.

Im Ost der flinke Rabe fliegt vom hohen Baume,
und ihm folgt eilend der Adler auf dem Wege.
Ihm geb ich und dem Adler der Beute letzte Gabe;
meines Blutes werden alle beide kosten.

Danach starb Hjalmarr. Oddr blieb da die Nacht; am Morgen trug er alle die Berserker zusammen und ging dann an die Bereitung des Grabhügels. Die Inselbewohner rodeten und trugen zusammen viele Eichenstämme auf Odds Geheifs und schütteten dann Steine und Sand darüber. Es war das eine gewaltige Arbeit und ward treu durchgeführt; Oddr war einen halben Monat an diesem Werke. Dann legte er die Berserker hinein mit ihren Waffen und schüttete den Hügel wieder zu. Demnächst nahm er Hjalmarr und trug ihn hinaus aufs Schiff und führte ihn heim nach Schweden, dem Könige und dessen Tochter diese Märe verkündend. Der Tod Hjalmars erschütterte die Königstochter so sehr, dafs ihr das Herz brach vor Leid; sie und Hjalmarr wurden in einen Hügel gelegt und der Leichenschmaus um sie gehalten. Oddr verblieb da einige Zeit, und es ist nun von ihm weiter nicht die Rede.

Sechstes Kapitel.

Nun gehts mit der Erzählung auf den Jarl Bjartmarr über. Als dieser den Fall der Söhne Angantyrs erfuhr, dänchte ihn dies ein grofses Unglück. Svafa seine Tochter ging damals mit einem Kinde; sie härmte sich schwer um Angantyrs ihres Gatten Fall, aber der Jarl tröstete sie immer. Und als die Zeit erfüllt war, gebar sie ein grofses und schönes weibliches Kind. Das war eine einzig schöne Jungfrau. Und mancher gab den Rat, sie müsse aus dem Leben geschafft werden; man meinte, kaum könne ihr die weibliche Art dazu gereichen, dafs sie den Verwandten ihres Vaters gleich würde. Bjartmarr sah das Mädchen an und sprach die Erwartung aus, es sei zweckmäfsiger, dafs sie am Leben bleibe. „Auch ist es meine Pflicht, Arngrims Söhnen nach Kräften beizustehen,“ sagte er: „es wird sich bewähren, wenn diese erwachsen ist, dafs Arngrims Söhne durchaus nicht tot sind, denn ich glaube, dafs von ihr grofse Geschlechter und vornehme Männer abstammen werden.“ Sie ward dann mit Wasser besprengt und Hervör

geheifsen. Sie wurde auferzogen beim Jarl und war stark wie ein richtiger Mann, und als sie schon etwas vermochte, gewöhnte sie sich mehr der Schufswaffen, des Schildes und Schwertes als des Nähens und Tuchwirkens; überhaupt that sie öfter Übles als Gutes. Wenn der Jarl ihr über solches seine Meinung sagte, so entwich sie in die Wälder, schuf sich dort ein Obdach und erschlug Männer der Beute wegen. Da der Jarl von dieser Räuberei und Wegelagerei erfuhr, ging er in den Wald mit seinem Gefolge und ergriff Hervör bei den Händen, aber zuvor ward sie manches Mannes Tod in seinem Gefolge. Er nahm sie dann mit sich heim, und sie verweilte einige Zeit bei ihm. Es geschah nun einstmals, dafs Hervör sich draufsen befand, wo einige Knechte und Arbeiter waren, und mit ihnen wie mit anderen übel umging. Da sprach ein Knecht: „Du, Hervör! du willst immer nur Böses thun, und Böses hat man von dir gewärtig zu sein. Darum verbeut der Jarl den Leuten auch, dir deine väterliche Herkunft zu sagen, denn es dünkt ihn eine Schande, dafs du das wissest. Es wissen ja die Leute, dafs ein Schweinehirt seiner Tochter beilag und dafs du ihr Kind bist.“ Hervör ward über dies Wort überaus zornig, ging sofort vor den Jarl und sprach:

> Des Namens Ehre rühm ich nimmer,
> erhielt sie nicht die Huld des Helden.
> Den höchsten Vater zu haben wähnt ich;
> man sagt, es sei nur ein Hirt der Säue.

Sagte der Jarl:

> Vieles wird gelogen, und du weifst wenig.
> Als stärkster galt dein Vater unter starken Helden.
> Es hebt sich Angantyrs von Erde rings verhüllter
> finstrer Saal auf Samsey, wo südwärts sinkt die Sonne.

Sie sprach:

> Zu schaun verlangts mich nun, lieber Pfleger,
> die heimgegangne Heldensippe.
> Gewifs, sie schirmen genug der Schätze:
> sie solln mir frommen, sterb ich nicht früher.
>
> Das Haupt werd ich schnell verhüllen
> im Linnenschleier, eh ich euch lasse.
> Und das ist wichtig: denn morgen will ich
> den Mantel umthun und Männerkleider.

Sodann sagte Hervör zu ihrer Mutter:

> Frau, du reizvolle   wahrlich, rüste völlig
> mich, so schnell es gehe,   als gelt es einem Sohne!
> Wahr wird das eine   im Traum mir werden:
> Wonne wufst ich   seit jüngst hier wenig.

Siebentes Kapitel.

Nun rüstete sie sich allein zur Reise und legte Mannskleider und Waffen an; sie begab sich dahin, wo mehrere Wikinger waren, unter dem Namen Hjörvardhr, und schlofs sich ihrer Schar an. Kurz darauf starb der Häuptling der Wikinger, und sie nahm nun die Führerschaft des Haufens an. Als Hjörvardhr heerte sie nun weit im Lande und hielt endlich auf Samsey. Und da die Wikinger den Hafen erreicht, begehrte Hjörvardhr auf die Insel auszusteigen und sagte, es müsse in dem Grabhügel Hoffnung auf Schätze vorhanden sein.* Alle Gefolgsleute redeten dagegen und behaupteten, es gingen dort so furchtbare böse Geister tagtäglich um, dafs es da bei Tage schlimmer wäre als weit und breit anderswo nachts. Doch endlich wards da durchgesetzt, dafs man die Anker auf den Grund warf, um dort für die Nacht beizulegen. Hjörvardhr aber nahm sich das Bot, ruderte ans Land und landete bei Munarvogr zu der Zeit, da die Sonne sinkt. Er ging dann landeinwärts und traf da auf einen Mann, der die Herde hütete. Sie sprachen da eine Zeit miteinander, und sie forschte ihn aus. Er sagte: „Bist du hier auf der Insel unbekannt? Geh heim mit mir, denn es taugt keinem, nach Sonnenuntergang hier aufsen zu sein, und ich will schleunigst heimfahren.“ Sprach Hjörvardhr: „Sage mir, welche der Hügel Hjörvardhs heifsen!“ Der Hirtenjunge entgegnete: „Du stürzest dich ins Unglück, der du um die Nachtzeit auf das neugierig bist, was wenige mittags wagen, zumal brennende Flammen über jenem Orte spielen, sobald als die Sonne untergeht.“

---

* Das Erbrechen solcher Hünengräber kommt in den Sagas oft vor; der Eindringling hat da regelmäfsig mit dem Toten zu kämpfen, und dieser letztere erliegt meist. Dafs ein Toter zum zweiten Male (und dann für immer) sterben kann, ist ein Zug, der in den Mythen der amerikanischen Indianer und auch sonst noch vorkommt.

Hjörvardhr sagte, er werde die Hügel sicherlich aufsuchen. Entgegnete der Viehhüter: „Ich sehe, dafs du ein tapferer Mann bist, wenn du auch thöricht bist; da will ich dir mein Halsband geben, und du folge mir heim!“ Hjörvardhr sagte: „Und gäbest du mir alles, was du hast, so gelänge es dir doch nicht, mich aufzuhalten.“ Als aber die Sonne untergegangen war, brach auf der Insel ein mächtiges Getöse los, und Feuer lohten am Hügel empor. Da erzürnte der Hirte, und er wollte heim eilen und sagte, das komme keinem Menschen zu, bei Abendzeit draufsen zu sein. Hjörvardhr hielt ihn auf und befragte ihn weiter um die allgemein bekannten Neuigkeiten der Insel und hiefs ihn mitgehen; da ergriff der Hirte die Flucht und lief in den Wald, so schnell er vermochte, und sah gar nicht hinter sich. Das Folgende nun wird berichtet über ihre Unterredung. Der Hirte sprach:

Wer der Männer kamst du   kühn auf diese Insel?
Hebe dich von hinnen   hastig in die Herberg!

Hjörvardhr sprach:

Nimmer gehen will ich   als Gast in die Herberg;
Keinen der Bewohner   auf der Insel kenn ich.
Doch eilig gieb mir Antwort,   eh du eilst von hinnen,
wo sich erheben Hjörvardhs   allbekannte Hügel?

Der Hirte sagte:

Nicht woll' es wissen!   Nicht weise bist du,
Wikings-Genosse,   es naht dir Unheil!
Fort, so schnell uns   die Füfse tragen:
es gehn nachts um   die Geister alle.

Hier statt Redens   nimm das Halsband:
die Helden leiden   Besuch so leicht nicht!
Niemand giebt mir   so gutes Kleinod
und helle Ringe,   nicht heimzueilen.

Hjörvardhr sprach:

Nicht acht ichs, mich zu sorgen   um solcherlei Getose,
mag nah und fern das Eiland   von Feuer auch entbrennen.
Nicht im geringsten   vor solchen Recken
uns fürchten lafs uns: fahr fort im Reden!

Der Hirte sagte:

Für thöricht halt ich   ihn, der hieher
sich naht einsam   im Nachtgrauen;

die Loh' umspielt ihn, auf springt der Hügel,
Erd und See loht: lafs heim uns eilen!

Der Hirte legte den Hirtenstab auf die Schulter, fing an zu laufen, so schnell er vermochte, sah sich nicht um und sprach:

Der Hirte flüchtet flink zu Walde;
doch diesen nenn ich im Sinn umnachtet.
Gleich wie Hervör im Busen hegt er
aus diesem Anlafs ein Herz von Eisen.

Er lief dann weiter heim zu Hofe, und so schieden sie voneinander. Nun blickte Hervör zunächst hinaus in die Insel, wo die Flammen der Grabhügel brannten, und sah die Hügelbewohner aufsen stehen. Und sie ging dahin und fürchtete sich dessen nicht, obwohl alle Hügel auf ihrem Wege loheten. Wie durch finsteren Nebel schritt sie vorwärts, bis sie an den Hügel der Berserker kam. Sie wendete sich weiter zu dem gröfsten Hügel und sang:

Erwache du, Angantyr! Es erweckt dich Hervör,
die einige Tochter euer, dein und Svafas;
schaff mir aus dem Hügel das schneidige Schlachtschwert,
einst für Svafrlami die Arbeit der Zwerge!

Hjörvardhr! Hervardhr! Hrani! Angantyr!
Euch weck ich, die ihr schlafet unter Baumwurzeln,*
mit Helm und mit scharfem Schwert und mit der Brünne
geschmückt und mit dem Schilde und blutbespritztem Speere.

Zu Erdenstaub geworden seid ihr, Arngrims Söhne,
Gewaltiges wagend, würdgen Ruhm erwerbend;
nicht wird einer von Eyvörs Söhnen
hier in Munarvogr mit mir gemeinsam reden.

Hjörvardhr! Hervardhr! Hrani! Angantyr!
Es sei euch allen so innerhalb der Rippen,
als müfstet ihr im Hügel der Ameisen modern,
schenkt ihr mir das Schwert nicht, das einst schweifste Dvalinn;
nicht geziemt es Geistern das gute Schwert zu eignen.

---

* Vgl. die Stelle in Richthofens Friesischen Rechtsquellen S. 46: „... sine feder, theth hi sa diape and sa dimme is, under eke and under eerthe, bislaghen and biseten and bitacht."

Da sang Angantyr:

Hervör! Tochter, warum hallt dein Ruf so
mit grauenvollen Worten, die grimmes Los dir deuten?
Wild bist du worden, und wahnwitzig wardst du,
denn unbesonnen schreckst du Tote aus dem Schlummer.

Nicht Vater noch Verwandte wölbten mir den Hügel;
Zwei erlangten Tyrfingr, die mich überlebten;
doch endlich geeignet einer hat die Waffe.

Sie sang:

Nicht genügt dein Wort mir. Dir mag der Asen Walter
So Ruh im Hügel gönnen, als du nicht hast zur Habe
dein Schlachtschwert Tyrfingr: aber schwierig scheinst du
der einigen Tochter ihr Erbteil auszuliefern.

Da öffnete sich der Hügel, und es war zu sehen, wie wenn Feuer und Lohe den ganzen Hügel umgäbe. Da sang Angantyr:

Auf sprang die Thür des Todes, des Hügels Thor ist offen,
zu sehn ist in Lohe die Seebucht der Insel.
Schreckliches läfst sich hier rings aufsen schauen:
ists noch möglich, eile, Maid, zu deinem Schiffe!

Sie erwiderte:

Nimmer lafst ihr lodern nachts solche Lohe,
dafs ich mich feig fürchte vor all eurem Feuer;
nicht soll der Maid des Herzens holder Hag erbeben,
sähe sie die Toten auch im Thore stehen.

Da sang Angantyr:

Ich sage dir, Hervör (gehorch, so lang es Zeit ist,
sei weise, meine Tochter, denn wahr mufs es werden):
Maid, es mufs Tyrfingr (möchtest du mir glauben!)
deinen stolzen Stamm einst ins Verderben stürzen.

Bestimmt ist dir ein Sohn einst, der stolz auf seine Stärke
den gewalt'gen Tyrfingr wird als Waffe tragen.
Heidhrekr werden ihn die Leute heifsen;
er ist der allerstärkste unterm Zelt der Sonnen.

Hervör sang da:

Euch Tote weih ich solches Schicksals würdig,
dafs ihr nun und nimmer in der Nacht des Grabes
sollt als bleiche Leichen unter Leichen liegen,

erhalt ich nicht, Angantyr, von dir aus dem Hügel
des Harnisches Hasser,* Hjalmars Mörder.

Er sang:

Nicht vergleich ich jemals dich Jungfrau anderen Jungfraun,
da du's wagst im Nachtgraun dich zu nahn dem Hügel
mit dem scharfen Speere und dem Schwert der Helden,
mit Helm und mit Harnisch vorm Thor unsrer Halle.

Hervör sang:

Mich däucht', ich wär ein Mann schon vordem untern Menschen,
noch eh ich eure Säle beschloſs zu besuchen.
So gieb mir aus dem Hügel des Harnisches Hasser,
den Zwerge einst gehämmert: nicht darfst du ihn verhehlen!

Da sang Angantyr:

Untern Schultern liegt mir Hjalmars Erleger;
rings umströmt sein Eisen von auſsen die Lohe.
Keine Jungfrau oben auf der Erde kenn ich,
welche diese Waffe wagt zur Hand zu nehmen.

Sie sang:

Wohl behüten will ichs und mit Händen fassen,
das Schwert, das schneidig scharfe, vermag ich mirs zu schaffen;
nimmer will ich fürchten das flammende Feuer;
die Lohe wird sich legen, die ich lodern sehe.

Da sang Angantyr:

Thöricht bist du, Hervör, ob auch hohes Mutes,
die du streitbegierig dich ins Feuer stürzest!
So aus dem Hügel will ich dir die Waffe geben,
du Maid, du jugendliche! Nicht mag ichs mehr versagen.

Es ward da das Schwert herausgeworfen in Hervörs Hand.
Da sang sie:

Würdig thatst du, Wikingersprosse,
daſs ich aus dem Hügel von dir erhielt die Waffe!
Mich dünkt, ich habe, König, besseres bekommen,
als hätt ich Norwegens ganze groſse Herrschaft.

Angantyr sang:

Weib, weiſst du noch nicht? Verwünscht sind deine Worte,
Wes jetzt du darfst frohlocken, das wird dein Verderben:

---

* Ähnlich bezeichnet auch Tegnér das Schwert, Frithjofssage 24, 282: Då knäppte Frithiof brynjohataren från länd. Gleich hernach heiſst es auch in unserem Gedichte noch deutlicher: hatar brynjur.

Maid, es mufs ja Tyrfingr (möchtest du mir glauben!)
deinen stolzen Stamm einst in Zernichtung stürzen.

Sie erwiderte:

Nun rüstig will ich gehen zu den Brandungsrossen,*
und wohl ists dem Kinde des Königs zu Sinne.
Gar nicht grämen solls mich, du Sprofs grofser Fürsten,
um was einst meine Söhne später streiten mögen.

Da sang er:

Du sollst ihn besitzen und lang dich sein erfreuen,
und gut verhüllt halt ihn, Hjalmars Erleger.
Nicht greif an die Schärfen, denn Gift ist an beiden;
es ist der Menschenmörder mächtig an Verderben.

Sie sang:

Wol behüten will ich und mit Händen fassen
das Schwert, das schneidig scharfe, das mir nun geschenkt ist,
nimmer will ich sorgen, du Jäger wilder Wölfe
wie einst meine Söhne über alles rechten.**

Da sang er:

Lebe wohl, Tochter! Die Lebenslänge gäb ich
dir von zwölf Männern, wenn du mir folgen möchtest,
die Kraft und die Herrschaft und alles auch an Habe,
was einst Arngrims Söhne als eigen hinterlassen.

Sie sang:

Gehabt euch wohl alle, und Heil in eurem Hügel!
Mich gelüstets fort nun, hinnen will ich fahren:
im Heim der Hel wahrlich däucht' ich mich zu Hause,
als um mich nah und ferne flammend Feuer brannte.

Hervör stieg nun hinab zum Strande, und als es tagte, sah sie, dafs die Schiffe fort waren, denn die Wikinger hatten sich gefürchtet, als sie das Getöse hörten und das Feuer brennen sahen. Sie verweilte nun auf Samsey, bis sie Gelegenheit zur Abfahrt erhielt, und es wird nun von ihren Fahrten nicht eher wieder berichtet, als bis sie zum Könige Godhmundr zu Gläsisvellir kam, und sie war da den Winter hindurch. Wiederum nannte sie sich Hervardhr und gab sich für einen Kämpen aus, und dieser Hervardhr ward da aufserordentlich wohl aufgenom-

* til gialfrmara: eine der vielen Umschreibungen des Schiffes.
** Diese Strophe fehlt in mehreren Handschriften; auch bietet sie wenig Neues.

men. Der König Godhmundr hatte ein grofses Gefolge; er war so alt, dafs es die Aussage der Leute ist, es habe ihm nichts an hundert Wintern gemangelt, aber er sei noch vollkräftig gewesen; sein Sohn Höfundr war damals zum Jünglinge herangewachsen und wurde schon zu allen wichtigen Rechtshändeln zugezogen. Eines Tages, als Godhmundr sich am Bretspiele ergötzte, geschah es so, dafs er Unglück hatte, und es war ihm schon übel mitgespielt worden, und er war nahe am Verlieren; da fragte der König, ob ihm jemand dazu raten könne ihm beim Spiele zu helfen. Da trat Hervardhr heran; er brauchte nur wenig Sorgfalt aufzuwenden und nahm sich des Spiels nur kleine Zeit an, als es auch schon um Godhmundr erträglicher stund und es dem Könige besser erging. Hervardhr hatte Tyrfingr auf seinen Sitz gelegt, indes er sich ans Spiel machte. Ein Hofmann des Königs hatte da das Schwert Tyrfingr aufgenommen und schwang es; es gefiel ihm aufserordentlich, und er sagte, er hätte kein besseres Schwert gesehen, denn es ging davon ein Leuchten aus wie von Sonnenstrahlen. Das sah Hervardhr, entrifs ihm das Schwert und hieb ihn nieder; dann ging er hinaus. Die Männer wollten ihm nacheilen und ihren Gefährten rächen; da sprach Godhmundr: „Haltet Ruhe! Um den Mann brauchts nicht so schwerer Rache als ihr denkt: denn ihr wifst nicht, wer dieser ist, da ich ihn für ein Weib halte; aber mit der Waffe, die sie eignet, wird dieses Weib auch schwer zu bestehen sein, ehe ihr ihm das Leben nehmt.“ Da war keiner, der sie zum Angriffe verfolgte. Sie schlofs sich nun wieder Seewikingern an und nannte sich aufs neue Hervardhr, und lange Zeit war sie dann auf Kriegsfahrt und war aufserordentlich siegreich. Als ihr das verleidet war, begab sie sich zu ihrer Mutter Vater, dem Jarl Bjartmarr. Da benahm sie sich wie andere Mädchen: sie beflifs sich der Stickerei und Handarbeit, und sie begann da reich an Freunden zu werden und nicht arm an Gelde, und es ging grofse Rede um wegen ihrer Schönheit.

Achtes Kapitel.

Dieses erfuhr Höfundr, Godhmunds Sohn, und es däuchte ihn aufserordentlich wichtig. Höfundr war der verständigste

der Männer und so gerechtigkeitsliebend, dafs er nie vom Rechte abwich, mochte es sich um inländische oder ausländische Leute handeln: nach seinem Namen pflag derjenige Höfundr zu heifsen, der den Männern Recht sprach. Einmal kam er mit seinem Vater ins Gespräch und sagte, er habe im Sinne sich zu verheiraten, und bat ihn um Rat, wohin er auf Werbung gehen solle. Godhmundr nahm das wohl auf. „Das ist mein Rat," sagte der König, „dafs du um Hervör, die schöne Tochter Angantyrs anhältst. Sie ist jetzt daheim beim Jarl Bjartmarr, ihrem Erzieher, und sie wäre die beste Wahl und die allervornehmste von allen, von denen ich erfahren habe." Sie sendeten dann zwölf Männer an den Hof des Jarls Bjartmarr und warben um die Frau.* Der Jarl nahms wohl auf und trug die Angelegenheit Hervör vor, und sie gab keine Absage und hiefs ihn nur ihre Bedingung erfüllen; das Ende der Verhandlung war, dafs sie sich mit Höfundr verlobte. König Godhmundr hielt daheim zu Gläsisvellir ihren Brautlauf mit grofser Pracht: beim Hochzeitsmahle gab er Höfundr Königs Titel, Schatz und Reich. Sie wurden dann zum Brautbette geleitet, und diese Hochzeit** dauerte einen vollen Monat. Nach dem Ende des Gastgebotes fuhren die Fürsten heim, mit kostbaren Geschenken beehrt. Zwischen dem Könige Höfundr und Hervör trat aber herzliche Liebe ein, und sie hatten zween Söhne: der ältere hiefs Angantyr nach seiner Mutter Vater, der jüngere hingegen Heidhrekr. Sie beide waren grofse und starke Männer, verständig und schön; jeder von beiden war der stattlichste und gröfser und stärker als andere Männer, beide waren klug an Verstande und die begabtesten Menschen. Angantyr war an Sinnesart seinem Vater ähnlich und wollte jedem Menschen wohl, und der König und alles Volk liebte ihn sehr. Wenn er aber jedwedem Menschen Gutes erwies, so erwies ihnen Heidhrekr noch mehr Übles, aber Hervör liebte ihn dennoch am meisten. Als er aber noch wenig das Kindesalter überschritten hatte, sandte ihn Höfundr zur Erziehung einem Manne, der Gissr hiefs und ein weiser Mann und grofser Kämpe

* Das Wort Frau (at bidja fruarinnar) steht wie im älteren deutschen Sprachgebrauch in der Bedeutung der vornehmen Dame, der Herrin.

** Im Sinne des mittelhochdeutschen hôchgezîte.

war. Der Königssohn wurde bei diesem erzogen, bis dafs er achtzehn Winter alt war, und lernte hier allerhand Künste und dazu die Ritterschaft: da war er ein Mann von so gewaltiger Stärke, dafs sich keiner fand, der ihm gewachsen wäre, Gissr ihm aber in allen ritterlichen Künsten zunächst kam. Betreffs seiner Gemütsart blieb Heidhrekr aber derselbe. Nun feierte König Höfundr einst eine grofse Hochzeit zu Grund und entbot dazu alle vornehme Männer in seinem Reiche, Heidhrekr und dessen Erzieher Gissr ausgenommen. Das gefiel dem Heidhrekr sehr übel und er sagte, es wäre geziemend, das Gastmahl in der Halle seines Vaters zu vereiteln. Gissr riet ihm davon ab mit den Worten, alles andere wäre geziemender, als zum Verdrufs seines Vaters dahin zu fahren. Trotzdem fuhr er dahin und sagte, er müsse jenem irgend einen Streich spielen. Als nun das Gastgebot gefeiert wurde und die Männer überm Trunke safsen, da kam Heidhrekr der Königssohn hereingegangen, worüber viele Männer unfroh wurden. Und da er in die Halle kam, begrüfste er seinen Vater und seine Mutter. Sein Vater nahm ihn schweigend auf, aber die Mutter freute sich sein herzlich; Angantyr stund auf ihm entgegen und führte ihn zum Sitze neben ihm. Das nahm er an, und es wurde da in aller Ordnung gezecht. König Höfundr ging den Abend frühzeitig zur Ruhe, aber die Gäste setzten das Gelage fort. Heidhrekr war nicht fröhlich und safs noch spät abends beim Trunke. Einmal nun, als Angantyr hinausging, stieg Heidhrekr vom Hochsitz, setzte sich auf die niedere Bank und sprach mit den Männern, die ihm zunächst waren; da kams auf sein Anstiften, dafs sie uneins wurden und einer zum andern Übles sprach. Nun kam Angantyr zurück, hiefs sie schweigen und geleitete Heidhrekr auf seinen Platz. Zum zweitenmal, als Angantyr hinausgegangen war, gemahnte sie Heidhrekr an das, was sie einander gesagt hatten, und es kam so weit, dafs einer einem anderen einen Faustschlag gab; da kam Angantyr und hiefs sie sich bis auf morgen vertragen. Als Angantyr sich zum drittenmal entfernte, fragte Heidhrekr denjenigen, der den Schlag erhalten hatte, ob er sich nicht rächen müfste, und behauptete, einem Furchtsamen zieme es nicht, Wein zu trinken. Durch sein Aufhetzen kams dahin,

dafs derselbe jählings aufsprang und seinen Bankgenossen erschlug. Dessen lachte Heidhrekr und sagte, das Gastmahl wäre um so prächtiger, wenn rotes Nafs übers Tischtuch rinne. Inzwischen kam Angantyr in die Halle, und es däuchte ihn ein schweres Unglück; er brachte da Heidhrekr zu Bette. Am Morgen aber, als der König diesen Vorfall erfuhr, ward er gewaltig zornig und sprach: „Ich werde das Recht nicht beugen, obschon Heidhrekr mein nächster Blutsfreund ist, und er wird des Landes verwiesen wie jeder andere, der in der Halle bei uns Totschlag verübt.“ Angantyr und Hervör legten bei Höfundr für Heidhrekr Fürbitte ein, damit er dem Hofhalte daheim zugeteilt bleibe und mit seinem Lose zufrieden sein könne; aber Höfundr sprach: „Keineswegs soll das geschehen, und stracks soll er sich aus meinem Reiche entfernen.“ So kündigten sie Heidhrekr seine Verbannung an, aber er entsetzte sich dessen wenig. Heidhrekr sagte da: „Geht ihr beide vor meinen Vater und saget, dafs ich ihn bitte, mir irgend welche heilsame Ratschläge zu geben.“ So thaten sie. Höfundr der König antwortete also: „Nur wenige Ratschläge werde ich ihm geben, denn ich meine, sie werden ihm schlecht zu statten kommen. Aber da ihr so angelegentlich darum bittet, so gebe ich ihm den ersten Rat, niemals demjenigen Manne zu helfen, der seinen rechtmäfsigen Herrn betrogen hat; zum anderen gebe ich ihm den Rat, niemals des Mannes zu schonen, der seinen Genossen gemordet hat; zum dritten, dafs er seine Gattin nicht oft ihre Freunde besuchen lasse, selbst wenn sie darum bitte; zum vierten, dafs er nicht spät aufsen sei bei seiner Kebse, noch auch ihr sein ganzes Vertrauen schenke über Dinge, die er verhohlen wissen will; zum fünften, dafs er nicht auf seinem besten Hengst reite, wenn rasch zu eilen nötig sein solle; zum sechsten, dafs er nie die Kinder eines vornehmeren Mannes erziehe, noch auch dessen Bewirtung bereitwillig annehme; zum siebenten, dafs er nie gegen sein gegebenes Friedenswort verstofse; zum achten, dafs er niemals mehrere im Kriege erbeutete Knechte bei sich habe. Und wenn er sich nach allen diesen Ratschlägen richtet, dann hege ich Hoffnung, dafs er ein glücklicher Mensch werden würde, wenn er auch jetzt durch mich für seinen Gesetzesbruch büfsen mufs. Aber ich hege die

gröfsere Besorgnis, dafs er sie keineswegs befolgen wird.“ Nun ging die Königin zu ihrem Sohne Heidhrekr und sagte ihm, was für Ratschläge ihm der König erteilen lasse. Heidhrekr entgegnete, er habe sie in übler Gesinnung gegeben, und sagte, es sei zwecklos sie zu befolgen. Er rüstete sich nun für die Reise, und dann ging Heidhrekr hinaus, und die Königin und sein Bruder Angantyr gaben ihm noch das Geleite; Hervör nahm da das Schwert Tyrfingr unter ihrem Mantel hervor und gab es an Heidhrekr. Dieser begrüfste dann scheidend seine Mutter und bat Angantyr, noch eine Strecke mitzugehen, und er that es und gab Heidhrekr dann einen grofsen Geldbeutel, der mit Golde gefüllt war. Heidhrekr nahm das Geschenk entgegen und sprach dann: „Ich glaube, es ist ein grofser Unterschied zwischen dem Könige Höfundr und meiner Mutter, und ich weifs nicht, wann ich zu der so ganz verschiedenartigen Behandlung, die sie mir jetzt erweisen, habe den Grund legen können: mein Vater verweist mich Landes, aber meine Mutter gab mir das Schwert Tyrfingr, das mich besser dünkt als ein grofses Reich, wenn ich frei wählen sollte. Ich werde nun irgend etwas thun, was ihm sehr übel gefallen mag.“ So sprach er, dann schwang er das Schwert, so dafs es hell glänzte, und eilte rasch hin und wider. Da schrie Heidhrekr laut auf: er war im Begriff, von der Berserkerwut ergriffen zu werden. Und da die zwei Brüder zusammen allein waren, Tyrfingr aber ein Menschentöter wurde, so oft man ihn schwang, da gab Heidhrekr seinem Bruder einen Todesstreich, und so vollbrachte er als der Erste ein Neidingswerk mit dem Schwerte. Als König Höfundr diese Begebenheit erfuhr, härmte er sich sehr um seinen Sohn Angantyr, dessen Tod auch vielen anderen schwer zu Herzen ging. Höfundr liefs nach seines Sohnes Tode das Leichenmahl veranstalten und hiefs nach Heidhrekr suchen, damit er getötet werden möchte; Hervör aber verhinderte das, und er entwich also in den Wald.

Neuntes Kapitel.

Heidhrekr war übel zufrieden mit der That, die er vollbracht hatte. Dann ging er hinaus in die Wälder, hielt sich

in den Forsten lange auf und schofs Wild und Gevögel sich zur Speise. Und als er über sein Schicksal nachdachte, schien es ihm um seine Geschichte nicht gut zu stehen, wenn sich einst über ihn weiter nichts erfahren liefse, als was schon vorgegangen war, und niemand wisse, was aus ihm geworden wäre, damit er berühmt werden möchte durch Grofsthaten und Mut, wie seine Verwandten vor ihm. So wendete er sich vom Walde ab und suchte menschliche Wohnungen auf. Nun geschahs eines Tages, als Heidhrekr irgend eines Weges dahin ging, dafs ihm Leute begegneten mit einem gefesselten Menschen, der zur Strafe bestimmt war, und sie befragten einander nach Neuigkeiten. Heidhrekr fragte nach dem Rechtsfalle, was dieser Mann verbrochen habe? Sie entgegneten, er habe seinen rechtmäfsigen Herrn betrogen; wiederum fragte Heidhrekr, ob sie eine Geldentschädigung für ihn haben wollten? Sie sagten Ja dazu, er gab ihnen eine halbe Mark Goldes, und sie liefsen den Gefangenen los. Dieser bot nun Heidhrekr seinen Dienst an; er aber antwortete: „Wie wirst du mir treu sein? Du hast doch deinen Herren betrogen, dem du viele Gutthaten zu lohnen hattest? Darum geh fort von mir!“

Nun ging er weiter zu einem Hause und stellte daselbst Fragen; es ward ihm gesagt, dafs dort im Lande mehrere Wikinger und Krieger wären. Er ging nun aus, um diese aufzusuchen. Und da er durch irgend einen Wald kam, begegneten ihm Männer mit einem Gefangenen. Fragte Heidhrekr, was derselbe Böses gethan habe? Sie sagten, er habe seinen Gefährten ermordet, und er forschte, ob sie Geld für ihn nehmen wollten, und bat sie's anzunehmen. Wiederum bejahten sie; er gab ihnen die andere halbe Mark Goldes und übernahm den Mann dafür. Dieser erbot sich zu seinem Dienste; er aber schlug denselben aus und ging so seines Weges. Das that er vorzugsweise deshalb, um den Rat seines Vaters zu entkräften. Heidhrekr ging weiter, bis er die Wikinger fand, und schlofs sich ihnen an. Und nicht lange war er bei ihnen gewesen, als sie ihm auch schon die Steuerung des Schiffes übergaben und nächstdem die Hauptmannschaft über die Schar. Rasch machte er sich dann berühmt und wurde reich an Siegen.

Zehntes Kapitel.

Zu dieser Zeit herrschte über Reidhgotaland* ein König, der Haraldr hiefs. Er war damals schon sehr alt und hatte ein grofses Reich zu beherrschen; einen Sohn hatte er nicht, sondern nur ein Kind, eine Tochter, die Helga hiefs, vornehmer Sitte kundig. Deshalb aber minderte sich sein Reich, denn mehrere Jarle lehnten sich gegen ihn auf, und er hatte mit ihnen mehrfache Kämpfe und hatte immer Unsieg. So vertrugen sie sich mit ihm dergestalt, dafs er ihnen alle zwölf Monate Schatzung geben sollte. Nun landete gerade Heidhrekr mit seinen Schiffen in Reidhgotaland, und da der König das erfuhr, ladete er ihn zu einem prächtigen Gastmahle und bat ihn sein Land als befreundetes anzusehen. Heidhrekr nahm das fröhlich an, ging zur Burg mit seinem Gefolge und weilte da einige Zeit. Einst ereignete es sich, dafs dem Könige viel Geld einkam und König Haraldr grofse Summen Silbers auf einem Tische aufzählte; und als Heidhrekr das sah, sprach er: „Herr, wer soll das Silber bekommen? Oder gedenkst du damit unseren Unterhalt zu bestreiten? Ich selbst werde für mich und die Meinen unseren Beitrag für unsere Bewirtung geben, so lange als wir hier verweilen.“ Der König entgegnete, das sei zu einem anderen Zwecke aufgehoben: „Mit diesem Gelde mufs ich Schofs zahlen an zwei Jarle, die in meinem Reiche geheert und mir viel Übles zugefügt haben.“ Sprach Heidhrekr: „Das halte ich für eine grofse Erniedrigung eines reichen und mächtigen Königs, lästigen und unbedeutenden Jarlen Schofs zu zahlen; von würdigerem Entschlusse sprechen würde es, mit ihnen es auf einen Kampf ankommen zu lassen.“ Der König sagte, er habe das versucht, habe aber immer Unsieg erlitten. „Oder steht es so, dafs du dich getraust es um meinetwillen mit ihnen aufzunehmen und zum Lohne Gold und Silber annimmst?“ Heidhrekr antwortete: „Über mich will ich mich noch nicht genau erklären. Aber diese Kriegsfahrt hätte meinen Vorfahren kein Bedenken verursacht, und ich werde

* = Jütland. Andere suchens mit mehr Wahrscheinlichkeit in den heutigen russischen Ostseeprovinzen an der Düna.

mich dir zur Verfügung stellen, es mit den Jarlen aufzunehmen, wenn du mir deine Tochter geben willst." Der König nahms freundlich auf, und das war der Schlufs ihrer Unterredung, dafs die Jungfrau mit Heidhrekr verlobt ward. Danach brachte der König ein gewaltiges Heer zusammen, und das Heer war auf Kriegsfahrt gerüstet; auch er machte sich dann auf den Krieg fertig, und der König gab ihm eine grofse und stattliche Schar. Heidhrekr zog dann den Jarlen entgegen, und als er in ihr Reich kam, fing er an daselbst zu heeren und zu plündern. Da nun die Jarle dies erfuhren, zogen sie ihm mit einem grofsen Heere entgegen, und als sie aufeinander trafen, geschah da die allerhärteste Schlacht; Heidhrekr war in der Vorderreihe der Schlachtordnung und trug Tyrfingr in der Rechten. Er hieb die Mannschaft der Jarle nieder wie frisches Holz, und gegen ihn bestund weder Helm noch Brünne: er erschlug da alle, die ihm zunächst waren; er brach sich Bahn durch die ganze Masse und streckte sie nieder und stürmte wiederum vorwärts in den Haufen und hieb zu beiden Seiten, und so weit drang er hinein ins Heer, dafs er beide Jarle erschlug und der meiste Teil ihrer Mannschaft fiel, und was übrig war, floh: er machte da grofse Kriegsbeute. Dann überzog Heidhrekr das ganze Land und machte es dem Könige Haraldr steuerpflichtig, wie es früher gewesen war; und als die Dinge so geordnet, fuhr er heim: er hatte eine unendliche Menge Geldes und gewaltigen Sieg gewonnen. Der König Haraldr liefs ihm entgegengehen, ging ihm auch selbst entgegen mit grofser Ehrenbezeugung und liefs zu seinem Empfange ein grofses Gastmahl veranstalten. Da empfing er ihn aufserordentlich wohl und dankte ihm mit vielen schönne Worten; da ward der Brautlauf* gerüstet, und Heidhrekr führte des Königs Tochter heim. Der König Haraldr veranstaltete ihren Braut-

* Dieser symbolische Brauch weist in die ältesten Zeiten zurück. Es ist wohl nicht (mit Grimm, Rechtsaltert. 434) an einen Wettlauf der Bewerber um die Braut zu denken, sondern an ein mehr oder minder ernst gemeintes Entlaufen der Braut vor dem Bräutigam, an eine letzte, feierliche Empörung der Jungfräulichkeit gegen die Ehe. Dieser Brauch soll übrigens noch im vorigen Jahrhundert in einigen Gegenden Deutschlands vorgekommen sein, bis auch ihm der absolutistische Polizeistaat ein Ende machte.

kauf* mit grofsem Aufwande; dann verlieh er Heidhrekr den Königstitel und die Herrschaft über das halbe Reich. Dieser beherrschte dann Reidhgotaland lange Zeit und galt allgemein für weise und sieghaft. Er hatte mit seiner Gattin einen Sohn, der Angantyr hiefs. Auch König Haraldr gewann in seinem Alter noch einen Sohn, den er Halfdan hiefs. Sie beide waren vielversprechend und übertrafen die anderen in Reidhgotaland bei weitem.

Elftes Kapitel.

Um diese Zeit kam eine grofse Mifsernte über Reidhgotaland, so dafs es danach aussah, als ob das ganze Land aussterben müsse. Von wissenden Männern ward da das Schicksal durch Werfung der Lose befragt und das Opfer dargebracht. Und so erging die Antwort, dafs nicht eher wieder ein fruchtbares Jahr über Reidhgotaland käme, als bis ein Knabe geopfert würde, der da im Lande der vornehmste sei. Heidhrekr sagte, der Sohn Haralds sei der vornehmste, aber König Haraldr behauptete, dafs Heidhreks Sohn der adligste sei.** Es ward dann ein Thing anberaumt, und man kam dahin überein, dafs Heidhreks Sohn Angantyr von ihnen der edelste wäre um seiner Abstammung willen. Aber das wagte keiner öffentlich zu äufsern, und man fafste den Entschlufs, diese Sache dem Könige Höfundr in Gläsisvellir zur Entscheidung zu unterbreiten. Zu dieser Fahrt sollten nun die vornehmsten Männer ausgewählt werden, aber alle sagten sich davon los; da baten König Haraldr und viele andere den König Heidhrekr, dafs er die Entscheidung dieser Streitfrage bewirke, und der König sagte, es solle so geschehen. So liefs er ein Schiff zur Fahrt aufser Landes ausrüsten und bestieg es und nahm viele vor-

* Der Sinn des Brautkaufs ist klar; bei wilden Völkern, wo die Frau die schwere Hausarbeit zu leisten hat, kommt der Brauch noch jetzt vor. Vgl. Grimms R. A. S. 420 ff. Später (Weinhold, Altnord. Leben 240 f.) wird daraus ein Loskaufen der Braut aus der väterlichen oder verwandtschaftlichen Vormundschaft.

** Von allen Arten der Menschenopfer dürfte diese (zur Erzielung besserer Ernte) naturgemäfs die älteste sein; sie kommt bei allen heidnischen Völkern zahlreich vor. Man denke nur an die Argonautensage. Die Opferung weiblicher Kinder ist hier übrigens viel häufiger als diejenige männlicher. Vgl. meine Aufsätze in der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins“ über „Die christlichen Hauptfeste im Alpengebiet“ 1880 und „Die Göttin Bercht-Holda“ 1881.

nehme Männer mit. Er segelte so bis Riesenland, und als König Höfundr seine Ankunft erfuhr, wollte er ihn sofort töten lassen; aber Hervör die Königin redete zum Guten, und sie wufste die Sache so zu schlichten, dafs Vater und Sohn sich zu voller Sühne verglichen. Da trug denn Heidhrekr seine Angelegenheit dem Könige vor und erbat sich dessen Entscheid darüber: Höfundr der König aber sagte, dafs sein Sohn in jenem Lande der vornehmste sei. König Heidhrekr wechselte die Farbe, denn er sah ein, dafs die Sache sich verschlimmert hatte: so bat er seinen Vater, ihm einen Rat zu geben, um das Leben des Knaben zu retten. Da entgegnete Höfundr: „Wenn du heimkommst nach Reidhgotaland, so sollst du die Männer zum Thinge entbieten aus euer beider Reichen, deinem und Haralds, und meine Entscheidung über deinen Sohn verkünde da; und dann sollst du fragen, womit sie dir würden lohnen wollen, wenn du ihnen den Sohn zur Opferung giebst. Dann sage, du seiest Ausländer und das Land und ebenso das Volk würden von dir abfallen, wenn das Opfer vor sich gehen würde, und so stelle ihnen die Bedingung, dafs jeder zweite, der von den Vornehmen Haralds in diesem Thinge stehe, in deiner Gewalt sei; sonst würdest du deinen Sohn nicht ausliefern. Und das solle eidlich bekräftigt werden. Hast du das durchgesetzt, so werde ich dir über das, was du dann zu thun hast, nicht noch einen Rat zu geben brauchen.“ Heidhrekr grüfste dann zum Abschiede Vater und Mutter und segelte ab aus Riesenland. Und als er nach Reidhgotaland kam, liefs er zum Thinge laden, und beide Knaben waren bei diesem Thinge zugegen. Da ergriff Heidhrekr das Wort folgendermafsen: „Das ist der Ausspruch meines Vaters, des Königs Höfundr, dafs mein Sohn hier zu Lande der vornehmste und zur Opferung bestimmt sei. Dem entsprechend will ich aber auch über jeden zweiten Mann des Königs Haraldr zu gebieten haben, der in diesen Thing gekommen ist, und ich verlange, dafs ihr mirs durch Handschlag gelobt.“ Und das geschah demgemäfs, und die Betroffenen vereinigten sich mit seiner Mannschaft; da baten ihn die Bauern,* dafs er nun seinen Sohn preisgebe und ihnen so den

* Das altnordische bondi (welches auch in den niederdeutschen Dialekten erscheint) bezeichnet den freien Mann, der unabhängig auf eigenem

Jahresertrag bessere. Als ihre Mannschaft nun aber getrennt war,* forderte Heidhrekr von seinen Leuten einen Treueeid; sie thaten so und leisteten ihm einen feierlichen Schwur, sie würden ihm folgen inner und aufser Landes zu allem, was er wolle. Da rief er: „Mir scheints, dafs Odhinn für den einen Knaben wohl Ersatz haben wird, wenn dafür der König Haraldr und sein Sohn eintritt samt ihrem Heere!" Da gebot er ihnen, sein Kriegsbanner aufzurichten, den König Haraldr anzugreifen und ihn und all seine Mannschaft niederzuhauen, und dann liefs er das Heerhorn blasen und über den König Haraldr und dessen Leute herfallen. Der Kampf gegen diese schwankte nur kurze Zeit, denn Vater und Sohn hatten eine viel geringere Mannschaft und waren auch nur schwach gerüstet. Doch als sie sahen, dafs es kein Entrinnen gab, benahmen sie sich mit grofser Tapferkeit und hieben die Mannschaft des Königs Heidhrekr so gewaltig zusammen, dafs es nicht abzusehen schien, wer Sieger sein würde. Als aber Heidhrekr sah, dafs seine Mannschaft fiel wie der Seetang, den die Welle auswirft,** da drang er vor mit dem Schwerte Tyrfingr und fällte einen über den anderen. Und es schlofs damit, dafs Vater und Sohn fielen und der gröfste Teil ihres Heeres: so ward König Heidhrekr der Mörder seiner Verwandten, und das heifst das zweite nach dem Fluche des Zwerges mit Tyrfingr bewirkte Neidingswerk. Heidhrekr liefs da die Götterbank mit dem Blute König Haralds und Halfdans röten und und weihte dem Odhinn all die Erschlagenen, die da gefallen waren, zur Besserung der Jahresernte statt seines Sohnes Angantyr. Als aber die Königin Helga den Fall ihres Vaters erfuhr, erschütterte diese Botschaft sie so sehr, dafs sie sich im Disarthale erhängte. Heidhrekr bemeisterte sich dann des ganzen Landes und ward dessen König, und er wurde so weitberühmt, dafs es kaum seinesgleichen zu geben schien in dieser Zeit.

Grund und Boden sitzt; daher bedeutet es auch (wie das oberdeutsche wirt) einen selbständigen Haus- und Familienvater.

* Indem Heidhrekr die Hälfte von Haralds Unterthanen zu sich so eben herübergezogen hatte.

** Sva unuvörpum, eigentl. = Auswurf des Meeres.

Zwölftes Kapitel.

Das geschah einmal, dafs König Heidhrekr mit seinem Heere südwärts fuhr gegen Hunaland,* mit dem Könige, der Humli hiefs, schlug und den Sieg erhielt, indes Humli floh. Er erbeutete da viel Geld und auch die Tochter des Königs, welche Sifka hiefs; er führte sie mit sich heim, nahm sie zu seiner Nebenfrau und behielt sie eine Zeit bei sich. Im nächsten Sommer aber sendete er sie wieder zurück zu ihrem Vater, und sie ging damals mit einem Kinde. Kurz darauf gebar sie einen Knaben, welcher den Namen Hlaudhr erhielt: er war von allen Männern als der hübscheste anzusehen und zeigte sich schon früh in jugendlichem Alter als der vorzüglichste unter den anderen. Er wuchs da bei Humli, seiner Mutter Vater, in Hunaland empor. In einem Sommer fuhr nun Heidhrekr nach Sachsenland mit seinem Heere. Der König, der dieses Landes waltete und Aki hiefs, sendete ihm freundlich Männer entgegen und rüstete zum Empfange des Königs Heidhrekr ein Gastmahl; auch hiefs er ihn von seinem Reiche einen beliebigen Teil nehmen und bat, er möge mit ihm Frieden halten. Bei diesem Gastmahle sah er des Königs Tochter, welche Olöf hiefs und hübsch und schön von Angesicht war, und sie gefiel ihm wohl; so bewarb er sich um diese Jungfrau. Sie ward ihm verlobt, und es wurde das Gastmahl verlängert und ihr Brautkauf getrunken; auch zahlte der König die Mitgift seiner Tochter in Golde und wertvollen Kleinoden. Dieses Fest dauerte zwanzig Tage, und als es endete, fuhr König Heidhrekr heim mit Olöf seiner Frau und einer grofsen Menge Geldes. Heidhrekr wurde da ein grofser Kriegsheld und vermehrte sein Reich vielfach. Öfters bat ihn die Königin um Erlaubnis, nach Sachsenland zu fahren, um mit ihren Verwandten und Freunden zusammenzukommen, und Heidhrekr gewährte ihrs; der Knabe Angantyr war immer mit ihr. Und einstmals, als der König auf Heerfahrt war, fuhr die Königin nach ihrer Gewohnheit, ihre Freundschaft zu besuchen, gen Sachsenland, und der Königssohn ging mit. König Heidhrekr erfuhr dies und hielt mit seinen Schiffen

* Das Hunenland vermuten einige in Polen, andere mit mehr Recht im heutigen Westfalen und Friesland (womit die Thidrekssaga stimmt).

auf Sachsen, nicht allzu nahe dem Sitze des Königs; er rüstete da einen Schnellsegler, segelte damit nach dem Hafen und landete in einer versteckten Bucht; er ging daselbst an Land und ein Mann mit ihm. Sie kamen nachts zu dem Wohnsitze des Königs und begaben sich zu dem Frauengemache, wo seine Gemahlin zu schlafen pflegte. Die wachthaltenden Männer wurden ihres Kommens nicht gewahr; so gingen sie ins Frauengemach hinein und sahen, dafs ein Mann bei der Königin ruhete, der langes und schönes Haar hatte. Der König schnitt aus dessen Haare eine Locke und nahm diese in Verwahrung. Der Mann, der bei ihm war, äufserte, er sei doch sonst um geringere Dinge zur Rache geneigt; er aber entgegnete: „Diesmal werde ich das nicht rächen.“ Er sah, wo Angantyr in einem anderen Bette lag, und nahm ihn mit sich fort; dann gingen sie hinab zum Schiffe, und der König hielt nicht eher inne, als bis er seine Mannschaft antraf. Am Morgen, da die Königin erwachte, vermifste sie Angantyr: da ward sie aufserordentlich ängstlich und harmvoll, und sie fafste den Entschlufs, einen Hund bestatten zu lassen, und sagte, der Königssohn sei eines plötzlichen Todes gestorben. Nun ist von Heidhrekr zu erzählen, dafs er mit seinen Schiffen im Hafen des Sachsenkönigs anlegte, und als der König dessen gewahr ward, liefs er ein Festmahl rüsten, ging ihm selber entgegen und freute sich seiner Ankunft herzlich. Heidhrekr ging zur Burg mit all seiner Mannschaft und setzte sich unter die Männer am Zechtische, und als sie eine Weile getrunken hatten, begab sich die Königin Olöf in ihre Mitte an die Tafel, begrüfste den König Heidhrekr wohl und umschlang seinen Hals mit beiden Händen, was er wenig freundlich aufnahm. So verging die Nacht. Am Morgen befragte er die Königin um den Knaben Angantyr; sie entgegnete, er sei jähes Todes verblichen und bereits zur Erde bestattet. Der König verlangte seinen Körper zu sehen, und als die Königin sagte, das werde seinen Harm bedeutend steigern, antwortete er, darum kümmere er sich nicht. Heidhrekr setzte seinen Willen durch; man folgte ihm dahin, und er liefs sofort die Erde aufwerfen; da war das Leichentuch zusammengelegt, und drinnen ein Hund. Sprach König Heidhrekr: „Übel verwandelt hat sich mein Sohn, da er zum

Hunde geworden ist.“ Er liefs dann den Knaben vorführen und sagte, er habe von der Königin schweren Trug erfahren. Er bewies nun den Zusammenhang der ganzen Begebenheit und verlangte, dafs ein Thing anberaumt und alle Männer aus der Burg, die dahin kommen könnten, dahin entboten würden. Als eine ganze Menge von Männern erschienen war, sprach der König: „Der mit dem Goldhaare* ist noch nicht gekommen.“ Da ward gesucht, und man fand einen Mann in der Küche mit einem Bunde um den Kopf. Viele wunderten sich, dafs ein Knecht ins Thing kommen sollte. Und als derselbe ins Thing kam, sprach Heidhrekr: „Hier möget ihr denjenigen sehen, den des Königs Tochter lieber haben will denn mich!“ Er brachte dann die Locke zum Vorschein und verglich sie mit dem Haare, und es pafste zu demselben. Nun liefs der König ihn** die Wahrheit betreffs der ganzen Sache sagen. Der König Aki ward nun erbittert auf seine Tochter und bat, Heidhrekr möchte das Urteil geben, wie es ihn gut dünke. Da sprach Heidhrekr: „Du König Aki hast uns stets Gutes gethan, und deshalb soll auch dein Reich vor uns Frieden haben; aber deine Tochter will ich nicht länger haben, und zwischen uns beiden soll Scheidung sein. Auch erkenne ich mir alles Geld zu, welches sie von Hause mitbekommen hat. Der ihr beigelegen hat, soll als Verbannter aus unseren beiden Reichen hinwegfahren; wird er aber in denselben betroffen, so soll er vogelfrei sein.“ Für dies Verfahren sagten die Männer dem Könige Dank, und es däuchte sie ein billiges Urteil. Die Freundschaft

---

* Dieses ganze Kapitel könnte möglicherweise starke Entstellung erfahren haben. Denn in allen unseren Sagen, Märchen und verwandten volkstümlichen Überlieferungen ist das lange Goldhaar nie Eigentum eines gemeinen Knechts, sondern des echten Königssohns und Befreiers, der es nur auf eine Zeit verbergen mufs, so lange als die Zeit seiner Prüfung und Verbannung währt. Auch die merkwürdig gelinde Strafe der Schuldigen pafst zu Heidhreks Charakter und zu den Sitten nicht. Ebenso ist die nun folgende Erzählung von der zweiten Sifka wohl nur eine Wiederholung.

** Unter dem Könige ist vermutlich Heidhrekr, unter dem „ihn“ gewifs der Schuldige zu verstehen. Die Entdeckung des letzteren, das ihm durch den beleidigten Gatten widerfahrende Abschneiden des Haares u. s. w. kommen in unseren Sagen öfters vor; vgl. z. B. die Geschichte von Agilulf und Theodelinde in Grimms Sagen 2, 41 ff. In unserer Sage fehlt die List, durch welche die Rachegedanken des Königs vereitelt werden.

unter den Königen blieb aber bestehen, und nach dieser Übereinkunft schieden sie; König Heidhrekr fuhr nun heim in sein Reich und sein Sohn Angantyr mit ihm. Er verblieb dann bei der Heerfahrt, und so dauerte es eine Zeit. Einst heerte er nordwärts in Finnland und betrieb daselbst ein gewaltiges Kriegshandwerk. Da erbeutete er eine Jungfrau, welche Sifka hiefs, und die Männer meinten, nie eine schönere gesehen zu haben. Der König hielt grofse Stücke auf sie, nahm sie mit sich heim und machte sie zu seiner Nebenfrau.

(Schlufs folgt.)

Die

Liebe des Königs Helgi und der Walkyrie[1] Sigrun.

Eine altgermanische Helden- und Herzensgeschichte aus dem 8. Jahrhundert; nach den drei Helgiliedern der älteren Edda mitgeteilt

von

W. Calaminus.

I.

Einleitende Bemerkungen.

Wir führen unsere Leser heute weit zurück in die Geschichte der germanischen Volksstämme. Zwölf bis dreizehn Jahrhunderte etwa sind es, da klangen die Gaue unseres Vaterlandes, besonders Westfalens und des Niederrheins, nicht minder wie diejenigen der blutsverwandten nordischen Völkerschaften wieder „von kühner Helden Streiten“ und von „alten Mären“, die zu ihrem Lobe vom Volke gesungen wurden; es war eine Zeit frischer, überschäumender Jugendkraft, in welcher ein heldenhafter und sangesfreudiger Sinn die Germanen Deutschlands und des Nordens beseelte; von aller Lippen ertönten damals die Lieder, in welchen die germanischen Stämme die Thaten und Schicksale ihrer Götter, Volkshelden und Stammesfürsten besangen. Was Siegfried (altnordisch Sigurd), der gewaltige Nationalheld unseres Volkes, die Verjüngung des sieg-

---

[1] So hießen bekanntlich die Schlachtjungfrauen, welche als Dienerinnen des höchsten Gottes Odin auf ihren Zauberrossen „Luft und Meer ritten“ und von den Wolken des Himmels aus den Gang der Schlachten leiteten, nach deren Ausgang sie die Seelen der gefallenen Helden zu neuem seligem, d. h. kriegerischem Leben nach der Götterburg Walhalla führten. Sie verbanden sich oft in Liebe mit irdischen Helden, deren Schutzgöttinnen in allen Kämpfen sie waren, wie in unserem Liede Sigrun diejenige des edlen Helden Helgi.

reichen Sonnen- und Lichtgottes in der Gestalt eines sterblichen Helden, stritt und litt, lebte und liebte, was Thor (Donar), der mächtige, unwiderstehliche Donnergott, der Schützer und Freund der Erde und der Menschen, von heldenhaften Thaten gegen die verderblichen Riesen, die Feinde der Menschen und ihrer Werke, verrichtete, was der schöne strahlende Lichtgott Baldur, der herrlichste und edelste aller Götter, litt und duldete, als ihn die finsteren Mächte durch das todbringende Geschofs der Mistel mordeten: alle diese und noch viele andere tiefsinnige und poesievolle Sagen entstanden und lebten damals in der nach den Sagenforschern mit dem 6. Jahrhundert im westlichen Teile unseres Vaterlandes und bei den nordischen Brudervölkern beginnenden Blütezeit, erst des mythologischen, dann des Helden-Volksgesanges (denn letzterer hat sich aus ersterem entwickelt, die Götter wurden später zu Helden, wie aus Baldur oder Freyr, den Licht- und Frühlingsgöttern, der strahlende Held Siegfried), — lebten, sagen wir, in balladenartigen Liedern im Munde des Volkes (die Lieder von den genannten Göttern allerdings nur bei den nordischen Germanen), und so grofs war die Freude am Gesang in dieser zugleich waffen- und liederfrohen Zeit, dafs die Germanen Deutschlands und diejenigen des Nordens ihre Sagen- und Liederschätze bereitwillig miteinander austauschten. Wenn die Nordleute zu den Frankenstämmen des Niederrheins und Westfalens auf ihren schnellen „Drachenschiffen“, den „schaumhalsigen Wellenrossen“, herunterfuhren, um Handelsverkehr mit ihnen zu treiben (denn die Zeiten, in welchen sie als die furchtbaren „Wikinger“, auch an unserer Küste, mordend und raubend erschienen, begannen erst mit dem 9. Jahrhundert), so hörten sie von ihnen manches Lied von dem kühnen Helden Siegfried, dem Stamm- und Nationalheros des Frankenvolkes, und brachten es mit in ihre nordische Heimat, wo es dann wieder umgemodelt und nach nordischen Anschauungen weitergedichtet wurde, in der Gestalt, wie sie uns heute noch die ältere Edda zeigt.

Dieser rege Sagen- und Liederverkehr der germanischen Völker Deutschlands und des Nordens ist eine von allen Sagenforschern übereinstimmend angenommene Thatsache, und die Meinungen gehen nur über die Frage auseinander, wie viel

das nordische Brudervolk von uns empfangen hat. Die meisten deutschen Gelehrten, darunter der Altmeister germanischer Sprachen- und Sagenforschung, Jakob Grimm, suchen unserem Volke den Löwenanteil zuzuschreiben; „der Norden empfing von uns, was er uns rettete," meint diese Autorität, und ein anderer verdienter Forscher über jenen Gegenstand, Rafsmann, stellt sogar die sehr kühne Hypothese auf, im 5. Jahrhundert sei in Westfalen (besonders in der Gegend von Soest) ein grofses einheitliches Volks-Epos von den Nibelungen entstanden, welches im 6. Jahrhundert nach dem Norden gekommen sei, und dessen Trümmer uns noch in den Liedern der alten Edda von Sigurd (Siegfried) erhalten seien. Die nordischen Gelehrten dagegen weisen dieses Übergewicht Deutschlands zurück, suchen nachzuweisen, dafs vieles in den altgermanischen Sagen, die sich bei beiden Brudervölkern finden, besonders in der Siegfriedsage, gemeinsames Eigentum, d. h. von den deutschen wie von den nordischen Germanen mit herübergebracht worden sei, als beide aus ihrer Urheimat Asien in ihre europäischen Wohnsitze einwanderten, dafs aber auch sehr vieles den nordischen Germanen speciell eigentümlich sei. Wir neigen uns persönlich zu dieser letzteren vermittelnden Ansicht, können aber diese sehr schwierigen und ins einzelne gehenden Untersuchungen, über welche ein sicheres Resultat noch nicht erzielt ist, hier nicht weiter verfolgen.

Auch über die schöne Sage der älteren Edda von Helgi und Sigrun, welche wir nun unseren Lesern erzählen wollen, sind ähnliche Streitfragen erhoben worden; manche Forscher halten sie für ursprünglich deutsch und erst nach dem Norden verpflanzt, andere für rein nordisch. Wir aber wollen dieselbe blofs nach ihrer poetischen Seite hin betrachten und uns den reinen und ungetrübten Genufs, den sie in dieser Beziehung gewährt, nicht durch gelehrte Untersuchungen stören. Unter den zwanzig altgermanischen Heldenliedern, welche uns die ältere Edda aufbewahrt hat, nimmt sie, was dichterischen Wert betrifft, eine der ersten Stellen ein und ist darum auch dem nichtfachmännischen Publikum bekannter als die übrigen, welche, mit Ausnahme des Liedes von Wieland dem Schmied, alle dem Sagenkreise Sigurds angehören; neuere Maler haben die ergrei-

fende Schlufsscene derselben öfter zum Gegenstande ihrer Kunst gemacht. Die Sage ist in der höchsten Blütezeit des altnordischen Heldenepos, im 8. Jahrhundert entstanden und dann, wie alle alten Götter- und Heldenlieder der nordischen Reiche, vom Ende des 9. Jahrhunderts an oder im Laufe des zehnten aus ihrer norwegischen Heimat nach der fernen Eisinsel Island hinübergebracht und daselbst aufgezeichnet worden.

Von der Mitte des 9. Jahrhunderts an begann nämlich in Norwegen eine Zeit bedeutender politischer wie geistiger Umwälzungen; nicht nur fing die alte Götterwelt während des 10. Jahrhunderts an, dem durch nordwestdeutsche Sendboten zuerst gepredigten Christentum allmählich zu weichen, sondern auch der altgermanische Staat schwand nach und nach dahin, seitdem ein kühner Fürst, Harald Schönhaar (Harfagur) genannt, die vielen kleinen Stammkönigreiche, in welche damals das Land zerfiel, seiner Herrschaft unterworfen und an ihre Stelle den monarchischen Einheitsstaat gesetzt hatte. Da konnten viele Nordmannen den Verlust der politischen, wie der Gewissensfreiheit, den Untergang des alten Staates und des alten Glaubens nicht ertragen und zogen, um als freie Germanen weiter zu leben, in die westlichen Meere auf Wikingerfahrten. So ward damals (879) Island entdeckt, bebaut und rasch bevölkert, denn je mehr der neue Staat und der neue Glauben die Herrschaft gewannen, desto gröfser wurden die Scharen derjenigen, welche auf der fernen Eisinsel das liebgewordene Alte weiter zu pflegen suchten. So entwickelte sich rasch auf dem unwirtlichen Eilande des Hekla und des Geiser, wo Eis und Schnee des hohen Nordens von den glühenden Ergüssen gewaltiger Vulkane gerötet werden, mitten unter der Erhabenheit wie den Schrecken einer polarischen Natur, ein reges politisches und geistiges Leben, es bildete sich ein blühendes freies Gemeinwesen, in welchem nicht nur die alten Formen des germanischen Staates, sondern auch die alten Dichtungsschätze, die Sagen und Lieder von den Volksgöttern und -Helden, mit höchster Liebe und Verehrung gepflegt wurden. Waren sie doch nebst der Freiheit das Kostbarste, was man aus der alten norwegischen Heimat vor den verhafsten Zwingherren, den Königen, und den verhafsten Priestern des

neuen Glaubens hatte retten können! So sang denn das Volk auf Island in den langen Nächten des Polarwinters, wenn es um die trauliche Flamme des Herdes safs, wo der Ehrensitz (Hochsitz, hâsaeti) für das Haupt des Geschlechtes stand, seine alten norwegischen Lieder von Thor, Odin und Baldur, von Sigurd, dem herrlichen Helden, von Brynhilde, der gewaltigen Walkyre, die ihn ermorden liefs, von Völundur (Wieland), dem kunstreichen Schmiede, von Helgi, dem edlen, früh gefallenen Helden, und seiner Liebe zur Schildjungfrau Sigrun, einer Liebe, wie sie niemals in der Welt gewesen ist, noch sein wird, die Grab und Tod überdauerte und die Schrecken der Unterwelt siegreich bezwang; es ergötzte sich an diesen alten traulichen Weisen und brauchte (hierbei glücklicher vom Schicksal geführt als seine Brüder in Norwegen) sie auch dann nicht zu vergessen, als das Licht des neuen Glaubens siegreich in die unwirtliche Eisinsel hineinleuchtete; denn die Sendboten des Christentums verboten und verleideten ihm nicht seine alten Lieder und Sagen, wie es in der früheren Heimat und in Deutschland geschah, sie pflegten und förderten vielmehr dieselben, und als im 11. Jahrhundert mit der Einführung der Schreibekunst und der Gründung von Schulen durch den Eifer christlicher Geistlicher auch eine Zeit geistigen Lebens und Strebens, eine Zeit wissenschaftlicher, ja gelehrter Thätigkeit begann, welche mehrere Jahrhunderte lang diese jetzt wenig beachtete Polarinsel zu einer ganz einzigen Erscheinung in der Geschichte machte: da war es ebenfalls ein Diener des Evangeliums, der gelehrte, aus hochangesehenem, altem Geschlechte stammende Sämund der Weise (1059—1133), welcher die im Munde des Volkes lebenden alten Sagen von Göttern und Helden sammelte und aufschrieb in jenem berühmten Werke, das von ihm den Namen Sämundar- oder der älteren Edda trägt.

Wie wert dem Isländer die von Sämund gesammelten und aufgeschriebenen alten Volkssagen waren, zeigt auch der Name „Edda“ = Grofsmutter, den die Sammlung trug; wie eine Grofsmutter die Enkelkinder um ihren Sessel versammelt, um ihnen alte Sagen und Märchen zu erzählen, so sollte auch dieses ehrwürdige Buch dem Isländer gelten. Sämund selbst hat allerdings seinem Werke diesen Namen nicht gegeben, sondern

derjenige, welcher es, nachdem es viele Jahrhunderte verschollen war, wieder aus dem Staube der Vergessenheit hervorzog und der wissenschaftlichen Welt bekannt machte: der gelehrte isländische Bischof von Skalholt, Brynjulf Sveinson, welcher 1643 diesen unschätzbaren Sagenhort entdeckte. Er setzte auf die von ihm aufgefundene Handschrift den Titel: Edda Saemundar hins frôda, d. h. Edda Sämunds des Weisen, — aber gewifslich hat er dies nur im Anschlufs an eine damals in Island noch lebendige alte Tradition gethan, und so mag der trauliche Titel „Grofsmutter“, obgleich urkundlich nicht sicher nachzuweisen, dieser ältesten Sagenbibel der germanischen Völker, ohne welche wir nur weniges über die Dichtkunst unserer Vorfahren wissen würden, verbleiben.

In ihr also ist uns auch die Geschichte von der Liebe des Königs Helgi und seiner Gattin Sigrun, der schönen und tapferen Schildjungfrau Odins, erhalten worden. Sie ist ein Hohelied der Gattenliebe, wie aufser Shakespeares „Romeo und Julie“ und Beethovens „Fidelio“ die Dichtkunst kein zweites besitzt. Die Liebe zwischen Mann und Weib, die in ihr besungen wird, ist stärker als Tod und Grab. Wir Modernen, denen das Gefühl der Liebe in den Spalten unserer Zeitungsdutzendromane und in den Bändchen unserer Goldschnittslyriker nur in schwächlich-sentimentaler, homöopathischer Verdünnung kredenzt wird, thun wohl, wenn wir zuweilen solche Schilderungen echter, starker und tiefer Liebe lesen, wie sie uns die Helgilieder bieten, von denen ein Kenner der Edda, Fr. Koppen, mit Recht bemerkt: „An epischer, wahrhaft homerischer Kraft und Fülle stehen diese Lieder allen anderen Dichtungen der Edda voran. Andererseits aber weht in ihnen, namentlich in der Liebe zwischen Helgi und Sigrun, eine so unendliche Milde und Tiefe des innigsten Gemütslebens, dafs man nicht weifs, von welcher Seite man diese hohen Gesänge am lautesten preisen soll.“

Eine Übersetzung, und wäre es auch die beste, wie diejenige von Simrock (welche wir hier zu Grunde legen), kann freilich nur ein ganz schwaches Nachbild des Originals geben, denn die Sprache, in welcher jene Lieder geschrieben sind, die altnordische (die gemeinsame Sprache der nordischen Reiche

bis in das 12. Jahrhundert hinein, die Stammsprache des heutigen Dänisch, Schwedisch und Norwegisch, die noch heute auf Island fast unverändert gesprochen wird), ist eben nicht zu ersetzen. Die vollen markigen und wohltönenden Klänge dieses Idioms bilden ein treffliches Material für Darstellung poetischer Gedanken, welche in der Wiedergabe durch eine modern-abgeschwächte Sprache notwendig verlieren müssen. Eine solche Sprache bedarf unseres Wortreimes, dieses musikalischen Elementes der Sprache, welches unseren modernen Idiomen unentbehrlich ist, nicht, sie begnügt sich, da schon in ihren Klängen selbst Kraft und Wohlklang liegen, mit der bescheideneren Form des Stab- oder Buchstabenreimes (Allitteration), indem sie in jeder der vier Ganzzeilen oder acht Halbzeilen, aus welchen der älteste epische Vers der Nordmannen (Starkadarlag genannt) bestand, je zwei oder drei Worte mit demselben Konsonanten resp. Vokal (im letzteren Fall werden aber nicht gleichlautende Vokale vorgezogen) beginnen läfst, wie z. B. in der ersten Strophe des ersten Helgiliedes:

> In alten Zeiten, als Aare sangen,
> Heilige Wasser rannen von Himmelsbergen,
> Da hatte Helgi, den Hochherzigen,
> Borghild geboren in Bralundr.

Dies also die altgermanische Dichtungsform, in welcher unsere Helgilieder, wie die meisten anderen Lieder der Edda (denn vielfache Abweichungen bis zu gänzlicher Regellosigkeit und Auflösung der Strophe kommen vor) geschrieben sind. Sie wurden im 8. Jahrhundert im alten Norden viel gesungen, und das Volk mufs grofse Freude an ihnen gehabt haben, denn wir besitzen in den drei uns erhaltenen Helgiliedern (andere sind verloren gegangen) drei verschiedene, mannigfach sich ergänzende und öfter auch voneinander abweichende Darstellungen der Sage; es läfst sich aber unschwer erkennen, dafs zwei dieser Lieder, genamt das erste und das zweite Lied von Helgi dem Hundingstöter (Helgaquida Hundingsbana fyrri und önnur), die älteren und ursprünglichen sind. Sie sind es auch (resp. das zweite von ihnen), in welchen uns die Liebe Helgis und Sigruns erzählt wird, und sie genossen so hohes Ansehen im Norden, dafs ein strebsamer Volksdichter dachte, sich einen

Namen dadurch zu verschaffen, dafs er ein drittes Lied jenen nachdichtete, auf welches dann ein Teil des Ruhmes der alten Helgilieder zurückstrahlen sollte. Dieses dritte, also spätere Helgilied, ist uns erhalten unter dem Namen des Liedes von Helgi, dem Sohne Hiörwards (Helgaquida Hiörvardssonar); wie alle Epigonen, besitzt es bei weitem nicht die Kraft und Tiefe der ursprünglichen Lieder, ist aber doch auch nicht ohne poetischen Wert. Sein Verfasser hatte allerdings eine grofse Schwierigkeit für seine Nachdichtung zu überwinden, denn der echte, alte Helgi Hundingstöter (so genannt, weil er einen tapferen Helden namens Hunding erlegt hatte) war ja nach den beiden älteren Liedern tot und lebte als seliger Held in Walhalla; da gebraucht er nun den Kunstgriff, dafs er ihn samt seiner geliebten Sigrun wiedergeboren werden läfst, nämlich ihn als Helgi Hiörwardssohn, sie als die Walkyrie Swawa, von welchen beiden er nun eine den echten Liedern nachgebildete Helden- und Liebesgeschichte erzählt. Wir halten uns in unserer Darstellung hauptsächlich an die alten Lieder von Helgi, dem Hundingstöter, die wir, soweit sie sich ergänzen, miteinander verschmelzen, und berücksichtigen das Lied von Helgi, dem Sohne Hiörwards, nur am Schlufs und soweit es poetischen Wert hat. Wie grofs übrigens die Anziehungskraft dieses Stoffes für den Norden gewesen ist, ersieht man noch daraus, dafs weitere (uns verloren gegangene) Lieder von Helgi (die sogen. Karalieder) gedichtet wurden, in welchen man den Helden nochmals wiedergeboren werden liefs!

Ja, sogar unsere moderne Zeit hat eine Wiedergeburt dieses schönen alten Stoffes erlebt, nämlich in dem bekannten Märchen vom Thränenkrüglein und dem Totenhemdchen und in der Leonorensage, welche durch Bürgers Ballade allbekannt ist; vielfach sind ja unsere Märchen die letzten Nachklänge uralter Götter- und Heldenlieder, wie z. B. das reizende Märchen vom Dornröschen der letzte Ausläufer und Nachklang der alten Sage von der heldenhaften Walkyrie Brynhild ist; das Zauberfeuer, von welchem die schlachtenkühne Schildjungfrau umlodert ist, hat sich in dem holderen und freundlicheren Märchen in eine Dornenhecke verwandelt, und der göttergleiche Held Sigurd, welcher auf seinem Hengste Grani kühn durch die lodernden

Flammen sprengt, um die schlafende Halbgöttin Brynhild zu erlösen, ist im Märchen zu dem Königssohn umgestaltet worden, der zu Dornröschen durchdringt. So lassen sich auch in der Helgisage die Keime zu den obengenannten Märchen und zur Leonorensage nachweisen. Denn Sigruns unaufhörlich strömende Thränengüsse lassen dem toten Helden Helgi in Walhalla, wo er bei Odin des seligen Lebens geniefst, keine Ruhe, jede Thräne, die sie vergiefst, gräbt sich ihm „eiskalt, angstbeklommen“ ins Herz; so mufs er als gespenstiger Reiter mit seinem Gefolge um Mitternacht von Walhalla herniedersteigen, um die jammernde Gattin zu trösten und sie zu bitten, ihre Thränen zu stillen, damit er Ruhe finde — ganz so wie im Märchen das gestorbene Kind mit dem Thränenkrüglein, in welchem die Zähren der Mutter gesammelt sind, nachts erscheint und die Mutter bittet, nicht ferner so schmerzlich zu weinen; und wie Leonore verzweifelt nach dem verstorbenen Geliebten ruft und ihn zur gespenstigen Umarmung herbeizieht, so auch Sigrun den Helgi; nur dafs der deutsche Dichter hier das der alten Sage gänzlich fehlende sittliche Moment der Strafe für das Verzweifeln an Gott hineinmischt; wie aber Sigrun sich in zärtlicher Liebe an den toten Helden in dem geöffneten Grabhügel anschmiegt, so Leonore an ihren gespenstigen Bräutigam. Wir haben also in unserer Leonorensage einen interessanten Nachklang an das uralte Lied von der Liebe des Helden Helgi und der Schlachtjungfrau Sigrun, über welche vor 1100 Jahren so viel von den Germanen des Nordens gesagt und gesungen wurde; echte Poesie überdauert eben, wie echte Liebe, Grab und Tod und der alte Volksheld Helgi des 8. Jahrhunderts ist darum ein Jahrtausend später im Geiste eines begabten deutschen Dichters als gespenstiger Reiter Wilhelm, seine geliebte Sigrun als die jammernde, verzweifelnde Leonore wiedergeboren worden!

II.

1) König Helgis Jugend und erste Begegnung mit Sigrun.

In alten Zeiten, als Aare sangen,[1]
Heilige Wasser rannen von Himmelsbergen:

---

[1] Adler galten für weissagende Vögel.

Da hatte Helgi den hohen Helden,
Borghild in Bralund[1] zur Welt gebracht.

Nacht in der Burg war's, Nornen[2] kamen,
Die dem Edeling (Fürsten) das Alter bestimmten;
Sie gaben dem König, der Kühnste zu werden,
Allen voranzuleuchten an Adel.

Sie schnürten so scharf die Schicksalsfäden,
Dafs alle Burgen in Bralund brachen;[3]
Goldne Fäden fügten sie weit,
Unterm Mondessaal in der Mitte sie heftend.

Die Enden bargen sie östlich und westlich,
Es lag in der Mitte des Königes Land;
Einen Faden nordwärts warfen die Nornen,
Sie hiefsen ewig halten dies Band.

Freudig sahen sie hin auf den Sohn
Sigmund und Borghild, doch sorgend zugleich;
Rab sprach zum Raben (auf ragendem Baum
Safs er ohne Nahrung): „Ich weifs etwas;

Es stehet Sigmunds Sohn in der Brünne
Einen Tag nur alt: unser Tag bricht an.
Er schärft die Augen (so schauen Helden)
Der Freund der Wölfe; freuen wir uns!“[4]

Dem Volke schien sein Fürst geboren,
Sie wünschten sich Glück zu goldener Zeit;
Der König (Sigmund) selber ging aus dem Schlachtlärm,
Edlen Lauch[5] dem jungen Edling zu bringen.

Kurz liefs der König auf Kampf ihn warten;
Fünfzehn Winter alt war der Fürst,
Da hatt' er den harten Hunding erschlagen,
Der Land und Leute so lange beherrschte.

Aber Hundings Söhne hatten nun ihren Vater zu rächen und bekriegten Helgi. Bei Logafiöll (wörtlich = „Flammen-

[1] Eine Landschaft in Dänemark.

[2] Schicksalsgöttinnen, die den neugeborenen Kindern ihr Leben bestimmten, die Feen des späteren Märchens.

[3] Auf die Zukunft bezügliche Andeutung von Helgis künftigem Kriegsruhm.

[4] „Sättiger oder Freund der Wölfe und Raben“ (welche die Leichen der Gefallenen frafsen), ist in der altnordischen Dichtung ein sehr gewöhnliches Beiwort für Helden. Mit dem obigen Zwiegespräch der beiden Raben gleich am ersten Tage nach Helgis Geburt wird also prophetisch das künftige Heldentum des Kindes angedeutet.

[5] Der Edellauch war Schmuck und zugleich Amulet der nordischen Kriegsleute gegen Wunden.

berge“) kam es zu heifser Schlacht; Odins, des obersten Kriegsgottes, Grauhunde (seine Wölfe Geri und Freki) fuhren gierig durchs Land, lüstern nach Leichenschmaus; Helgi aber zeigte, dafs er nicht umsonst von den Raben gleich nach seiner Geburt als ihr Freund begrüfst worden war; denn er fällte Hundings sämtliche Söhne im Kampfe; oben von den Wolken aus aber hatte die tapfere Schildjungfrau Sigrun, die den jungen Helden schon lange liebte, ohne dafs er sie kannte, dem Kampfe zugesehen, und als er nun müde unter dem Felsen safs und sich von der Schlacht ausruhte, erschien sie ihm und begrüfste ihn:

> Da brach ein Licht aus Logafiöll
> Und aus dem Lichte kam Wetterleuchten;
> Helmträgerinnen sah man am Himmel,
> Ihre Brünnen waren mit Blut bespritzt;
>
> Ihre Gere strahlten im Glanze der Sonne.
> Sigrun suchte den freudigen Sieger,
> Helgis Hand zog sie heftig ans Herz,
> Grüfste und küfste den König unterm Helme.
>
> Da ward auch der Fürst der Jungfrau gewogen,
> Die längst schon hold war von ganzem Herzen
> Dem Sohne Sigmunds, eh er sie gesehn.

Nun erzählte Sigrun auch ihre Geschichte und warum sie ihn aufgesucht und begrüfst habe. Sie war die Tochter eines norwegischen Königs namens Högni und wurde von Hödbrodd, dem Sohne eines anderen mächtigen Fürsten in Norwegen, namens Granmar, zur Ehe begehrt. Sigrun aber konnte den Hödbrodd nicht leiden, und als sie hörte, dafs er sie mit Gewalt erwerben wolle, schlofs sie sich den Walkyrien an und ritt mit ihnen Luft und Meer. So sah sie von den Wolken herunter Helgis Kriegsthaten und liebte ihn. Jetzt nun flehte sie ihn um Hilfe gegen den verhafsten Hödbrodd an und sprach zu ihm:

> Mein Vater hat mich, seine Maid,
> Verheifsen Granmers grimmem Sohne,
> Doch hab ich, Helgi, den Hödbrodd genannt
> Einen König so kühn wie ein Katzensohn.
>
> Dem Hödbrodd ward vor dem Heer ich verlobt,
> Doch einen andern zur Ehe wollt ich;
> Nun fürcht ich, Fürst, der Freunde Zorn,
> Vereitelt hab ich dem Vater den Wunsch.

Zum Kampfe zieht Hödbrodd in kurzem heran,
Wofern du nicht forderst den Fürsten zum Kampf
Oder mich, deine Maid, ihm raubst."

Nicht wider ihr Herz sprach Högnis Tochter,
Helgis Huld, sprach sie, müsse sie haben.

Helgi:

Hege nicht Furcht vor Högnis Zorn
Noch dem wilden Drohen deiner Verwandten.
Du sollst, junge Maid, mit mir nun leben,
Edler Abkunft bist du, das ist mir gewifs.

Nach dem Liede von Helgi, Hiörwards Sohn, lernt der Held die Jungfrau auf andere Art kennen. Er ist nämlich zwar grofs, schön und stark, aber stumm und ohne Namen. Als er nun einst auf einem Hügel safs, sah er neun Walkyrien in den Wolken reiten, darunter eine namens Swawa, die Tochter des Königs Eilimi, die herrlichste war. Sie hatte schon lange Wohlgefallen an dem schönen und stattlichen, aber noch unberühmten Jüngling gefunden und suchte nun den in ihm schlummernden Heldenmut zu wecken, indem sie ihn anredete:

Spät wirst du, Helgi, die Schätze beherrschen,
Du reicher Schlachtbaum [1] in Rödulswöllir
(Früh sang es ein Adler), da immer du schweigst,
Wie kühn auch im Kampf du dich, König, bewährst.

Da ward auf einmal das Band von Helgis Zunge gelöst, als er die herrliche Schildjungfrau sah, er grüfste die in kriegerischem Schmuck aus den Wolken Strahlende wieder und rief ihr zu:

Was giebst du mir noch zu dem Namen Helgi,
Blühende Braut, den du mir botest?
Erwäge den ganzen Grufs dir wohl:
Ich nehme den Namen nicht ohne dich!

Sie sang:

Schwerter weifs ich liegen in Sigersholm
Viere weniger als fünfmal zehn;
Eins ist von allen darunter das beste,
Der Schilde Verderben, beschlagen mit Gold.

---

[1] Eine von den zahllosen Umschreibungen, die sich in der altnordischen Dichtersprache — charakteristischerweise — für die Begriffe König und Held finden.

Am Heft ist ein Ring und ein Herz in der Klinge,
Schrecken in der Spitze vor dem, der es schwingt.
Die Schneide birgt einen blutigen Wurm,
Am Stichblatt wirft die Natter den Schweif.

Nun fühlte Helgi plötzlich kriegerischen Thatendrang in sich erwachen, um die herrliche Schildjungfrau, die ihn liebte, zu erwerben. Er holte sich das Zauberschwert, das sie ihm bezeichnet hatte, und ward ein berühmter Held. Swawa aber schwebte nun über ihm in den Wolken, so oft er zum Kampfe auszog, und schützte ihn in allen Schlachten und Gefahren.

2) Wie König Helgi Sigrun sich als Weib erkämpft.

König Helgi liebte die schöne und tapfere Schildjungfrau Sigrun so innig, dafs er all seine Heldenkraft und die Macht seines Reiches aufbot, um sie dem verhafsten Hödbrodd, dem Sohne des Königs Granmar, und ihrem Vater Högni, welcher mit jenem verbündet war und ihm Sigrun vor dem Heere verlobt hatte, durch Kampf abzugewinnen. Da Helgi weithin berühmt war und viele nordische Helden zu ihm hielten, so sammelte sich auf seinen Ruf alsbald ein mächtiges Heer und Schiffsgefolge, um ihn gegen Hödbrodd und seine Verbündeten, die ebenfalls tapfer und mächtig waren, zu unterstützen, und es gab einen gewaltigen Krieg, in welchem Sigrun wiederum als himmlische Beschützerin, als „Maid auf dem Goldrofs“, über ihrem geliebten Helden in den Wolken schwebte, und ihn allen Gefahren, die ihm von den Stürmen des Meeres und den Geschossen der Feinde drohten, entrifs; als aber Helgi nach hartem Kampfe alle Feinde bezwungen und gefällt hatte, ward ihm als Preis des Sieges die Hand Sigruns zu teil, mit welcher er nun in glücklicher Ehe lebte.

Diese Kampf- und Liebesabenteuer des Helden erzählen uns das erste und das zweite Lied von Helgi dem Hundingstöter folgendermafsen:

Boten sandt nun der gebietende König
Über Flut und Land, um Hilfe zu fordern
Und mehr als genug den Mannen zu bieten
Und ihren Recken des rötlichen Goldes:

„Heeifset si schnell zu den Schiffen gehen,
Dafs sie aus Brandey [1] uns Hilfe bringen.“
Da harrte der König des Kommens der Helden,
Helden vielhundert von Hedinsinsel.

Bald kamen von Stränden und steinigen Klippen
Die Schiffe gesegelt, mit Golde geschmückt.
Helgi fragte alsbald den Hiörleif: [2]
„Hast du erkundet die Zahl der Kühnen?“ —

Aber der Königssohn kündete freudig:
„Schwer ist's, Helgi, vom Schnabel des Schiffes
Die Segler alle zusammen zu zählen,
Die draufsen sich drängen in Örwasund.

Zwölfhundert der Wellenrosse zählst du,
Doch harren noch halbmal mehr in Hatun
Mit Scharen der Helden: der Schlacht nun gedenk ich!“

Da stürzte der Steurer die Zelte am Steven, [3]
Der Männer Menge damit zu erwecken,
Dafs die Fürsten sähen den sonnigen Tag.
Es banden die Helden bei Warins Bucht
Die rauschenden Segel fest an die Rahen.

Die Ruder ächzten, das Eisen klang,
Schild klang an Schild beim Rudern der Helden.
Eilend entschwamm mit der Edlinge Schar
Fern von den Landen die Flotte des Fürsten.

Die langen Kiele und die kühlen Wellen
Stiefsen sich hart; sie standen im Kampfe
Wie Brandung und Berg, die brechen sich wollen.

Helgi, der Fürst, hiefs das Hochsegel aufziehn,
Als Woge mit Woge sich streitend mengte,
Und als die tobende Tochter Ögirs [4]
Die starren Rosse [5] zu stürzen gedachte.

Aber Sigrun kam nun kühn aus den Wolken
Und schützte Helgi und seine Helden;

---

[1] Sämtliche in diesen Kämpfen genannten Orte liegen im dänischen Archipel, in der Nähe von Helgis Königreich.

[2] Einen seiner Kriegsgefährten, einen Königssohn, den Admiral seiner Flotte.

[3] Zelte aus Schildern wurden vornen im Schiffssteven während der Nacht zum Schutze der Helden errichtet. Ihre Abreifsung war das Zeichen zum Aufbruch.

[4] Ögir ist der Meeresgott, seine Töchter sind die Wellen.

[5] Nämlich die Wellenrosse, d. h. die Schiffe.

Kräftig rifs sie der Ran[1] aus der Hand
Bei Gnipalunder das Langschiff des Königs.

Nun safs in der Bucht er geborgen am Abend,
Es schossen dahin die schmucken Schiffe;
Aber Granmars Söhne[2] von Swarinshügel
Erspähten sein Volk mit feindlichem Sinn.

Nach dieser malerischen und kräftigen Schilderung der Seefahrt und der Hilfe Sigruns in dem Sturme folgt in dem ersten Helgilied nun die Erzählung eines Wortwechsels zwischen einem der Söhne Granmars, namens Gutmund, „dem Gottgebornen", welcher von Swarins Hügel aus das Herannahen der mächtigen Flotte Helgis beobachtet hat, und des letzteren Bruder Sinfiötli, ebenfalls einem gewaltigen Helden, eine Erzählung, die zwar für den Altertumsforscher nicht ohne Interesse ist, da die beiden hadernden Helden, ganz ähnlich den Helden Homers, ja diese noch bei weitem überbietend, sich mit den urwüchsigsten und kräftigsten Namen belegen und sich gegenseitig die schmählichsten Dinge vorwerfen; aber für das gebildete gröfsere Publikum hat dieses „Prachtstück erhabenen Heldenzanks", welches, wie gesagt, ähnliche Scenen in der Ilias noch bei weitem an Derbheit übertrifft, doch zu wenig ästhetisches Interesse. Wir übergehen es daher und wenden uns der Schilderung der Schlacht mit Granmars Söhnen und ihrem Verbündeten Högni zu, nach deren Ausgang Sigrun wiederum in den Wolken erscheint und ihrem Helden sich für ewig verbindet. Granmars Söhne liefsen, als sie sich von Helgis und seines Heeres Ankunft überzeugt hatten, ihre Rosse gewaltig rennen „durch tauige Thäler und tiefe Wege", dafs die Erde schütterte, wo sie dahinfuhren. Sie trafen den König Hödbrodd helmbedeckt vor der Thüre seiner Burg und verkündeten ihm die Ankunft der Feinde:

Her schnauben zum Strande schnelle Kiele,
Ragende Masten und lange Rahen,
Schilde genug und geschabte Ruder,
Herrliche Helden der hehren Ülfinge.[3]

---

[1] Ögirs Gemahlin, eine verderbliche Meeresgöttin.
[2] Hödbrodd, der verschmähte Liebhaber Sigruns, und seiner Brüder.
[3] D. i. „Wölfinge" (ulfr', der Wolf), der Name des Heldengeschlechts, von welchem Helgi und sein Stiefbruder Sigurd (Siegfried) stammten.

Fünfzehn Fähnlein fuhren ans Land,
Doch stehen im Sund noch siebentausend,
Hier liegen am Lande vor Gnipalunder
Blauschwarze Seetiere,[1] goldgeschmückte.
Helgi ist hier mit der Menge der Mannen,
Nicht länger säumt er, zu kämpfen um Sieg.

Hödbrodd seinerseits rüstet sich nun auch gewaltig zum Kampf und entbietet alle seine Mannen, die „Wundenflamme“[2] zu schwingen wissen, um den Wölsungen[3] Widerstand zu thun. Bei Frekastein treffen beide Heere aufeinander:

Ein Sturmwind schiens, da zusammentrafen
Die funkelnden Schwerter bei Frekastein.
Immer war Helgi, der Hundingstöter,
Vorn im Volkskampf, wo Männer fochten.
Schnell im Schlachtlärm, säumig zur Flucht,
Hart war das Herz, das der König hatte.

Da kam vom Himmel die Helmgeschmückte
— Das Speersausen wuchs — und schützte den Fürsten.
Laut rief Sigrun, des Luftritts kundig,
Aus Herzensgrund zum Heere der Helden:
„Heil sollst du, Helgi, der Herrschaft walten,
Ingwigs Nachkomme, dein Leben geniefsen,
Den fluchtträgen Fürsten[4] hast du gefällt;
Nun sollst du beides nicht länger missen,
Rote Ringe und die Maid, die reiche.“[5]

Heil sollst du dich, Fürst, erfreuen der beiden,
Der Tochter Högnis und Hringstadirs,[6]
Des Siegs und der Lande; zum Schlufs kommt der Streit.“

Das zweite Helgilied erzählt die Vermählung des Helden mit Sigrun auf etwas andere Weise, indem es nach Erzählung des Ausganges der Schlacht folgendes Gespräch zwischen ihr und Helgi einflicht:

Als alle Verwandte Sigruns von Helgi erlegt waren, fand ihn diese und freute sich sehr.

---

[1] Eine der vielen poetischen Bezeichnungen des Begriffes „Schiff“.
[2] Eine der zahlreichen Umschreibungen der altnordischen Poesie für „Schwert“.
[3] Anderer Name für das Heldengeschlecht der Ülfinge.
[4] Hödbrodd.
[5] „Rote Ringe“, d. h. Brautschatz Sigruns.
[6] Des väterlichen Erblandes, das Sigrun als Brautschatz mitbringt.

Helgi aber sprach:

> Nicht alles, Gute, erging dir nach Wunsch,
> Doch tragen die Nornen ein Teil der Schuld.
> In der Frühe fielen bei Frekastein
> Bragi und Högni; ich bin ihr Mörder.
>
> Zur Erde sanken sie allermeist,
> Deine lieben Freunde, in Leichen verkehrt.
> Du gewannst nicht beim Siege; es war dein Schicksal,
> Durch Blut zu erlangen den Wunsch der Liebe.

Sigrun weinte sehr, er aber tröstete sie:

> Weine, Sigrun, nicht, du warst mein Schicksal;
> Nimmer besiegen Fürsten die Nornen!

Da sank ihm Sigrun in die Arme, küfste ihn und sprach getröstet:

> Beleben möcht ich die Leichen dort —
> Aber zugleich auch im Arme dir ruhn!

3) König Helgis Tod.

König Helgi war nun nach der Besiegung des mächtigen Hödbrodd und seiner Verbündeten der berühmteste Held des Nordens; Sigrun war sein Weib geworden und sie liebten sich sehr. Aber Helgi sollte sein Glück nicht lange geniefsen, ihm war, wie Achilleus, ein ruhmvolles, aber kurzes Leben bestimmt.

In der Erzählung seines Endes weicht das Lied von Helgi, Hiörwards Sohn (dessen Helgi und Sigrun, wie erinnerlich, die wiedergebornen Helgi und Sigrun der alten echten Lieder von Helgi dem Hundingstöter sind), nicht unwesentlich von dem zweiten Lied von Helgi dem Hundingstöter ab. Die berühmte Schlufsscene von der Wiederkunft Helgis aus Walhalla, das er verlassen mufs, um seine weinende Gattin zu trösten, und von seiner nächtlichen Zusammenkunft mit ihr in dem geöffneten Grabhügel — jener früheste Vorläufer unserer Leonorensage — findet sich nur in dem letzteren; der erhabenen und tiefergreifenden Poesie dieser Scene gegenüber nimmt sich allerdings die Erzählung des Todes Helgis und seines Abschiedes von Swawa (wie die wiedergeborene Sigrun genannt wird) wie eine spätere Epigonendichtung aus, welche der Kraft und Tiefe

des echten alten Volksliedes entbehrt; jedoch ist dieselbe auch nicht ohne poetischen Wert; wir teilen sie unseren Lesern zuerst mit, um dann unsere Sage mit der herrlichen Grabesscene des zweiten Helgiliedes zu schliefsen.

König Helgi, erzählt das Lied von Helgi, Hiörwards Sohn, war ein allgewaltiger Kriegsmann und vollbrachte mit dem Zauberschwerte, das ihm seine Geliebte, die Walkyrie Swawa, bezeichnet hatte, als er sie am Hügel zuerst kennen lernte, viele Heldenthaten. Nachdem er so ein reicher und mächtiger Fürst geworden war, ging er zu dem König Eilimi, Swawas Vater, und hielt um ihre Hand an; er erhielt sie, und Helgi und Swawa verlobten sich und liebten sich wundersehr. Sie blieb nach wie vor Walkyrie und ritt nur dann auf ihrem Zauberrosse in den Wolken, wenn Helgi in den Krieg zog, denn da schützte sie ihn, sonst war sie daheim bei ihrem Vater.

Nun aber nahte Helgi das Todesverhängnis; sein Folgegeist[1] verliefs ihn. Als sein Bruder Hedin, der daheim bei seinem Vater, dem norwegischen König Hiörward, lebte, am Julabend[2] einsam aus dem Walde heimfuhr, traf er ein Zauberweib, welches auf einem Wolfe ritt, den sie mit einer Schlange als Zaum lenkte. Sie bot dem Hedin an, sein Folgegeist zu werden, aber dieser lehnte es ab. Da schwor sie ihm Unheil zu und sprach: „Das sollst du mir bei Bragis Becher[3] entgelten.“ Am Julabend wurden nach alter Sitte Gelübde gethan und Fros Sühneber gebracht, auf den die Helden die Hände

[1] Nach dem Glauben der Nordländer die persönlichen Schutzgottheiten, die jedem Menschen in Gestalt von dämonischen Weibern beigegeben waren und ihm, so lange er leben sollte, nachfolgten (daher „fylgjur“ — von fylgja, folgen, genannt), ihn aber, wenn sein Ende nahte, verliefsen, um einen anderen aufzusuchen. In unserem Liede weifs diese Schutzgottheit, ein Zauberweib, dafs Helgi bald im Kampfe fallen soll, und verläfst ihn daher, um seinen Bruder aufzusuchen, den sie, als er sie nicht annehmen will, mit dämonischen Künsten bestrickt, dafs er sich vermifst, um Swawa, seines Bruders Verlobte, sich zu bewerben.

[2] Dem altnordischen Weihnachtsfeste.

[3] Am Julabend wurden, wenn der Becher Bragis, des Gottes des Gesanges und der Dichtkunst, kreiste, von den Helden Gelübde zur Vollbringung grofser Thaten gethan, zu deren Bekräftigung sie die Hände auf den zugleich aufgetragenen gebratenen Eber, „Freyrs Eber“ genannt (weil er diesem Gotte, dem zu Ehren das Julfest gefeiert wurde, geweiht war), legten. Im Taumel des Weines wurde dann manch vermessenes Gelübde gethan, wie es auch Hedin, infolge der Rache des verschmähten Zauberweibes, begegnete.

legten und bei Bragis Becher Gelübde thaten; da vermafs sich Hedin eines Gelübdes, Swawa, Eilimis Tochter, seines Bruders Braut, sich erwerben zu wollen. Bald aber gereute ihn sein treuloser Schwur so sehr, dafs er fortging auf wilden Stegen südlich ins Land. Als er da einsam umherirrte, begegnete er seinem Bruder Helgi, welcher ihn fragte:

Heil dir Hedin! Was hast du zu sagen
Neuer Mären aus Norwegen mir?
Was führte dich, Fürst, von der Heimat fort,
Dafs allein im Wald du mich aufsuchst?

Hedin:

Ein allzugrofses Unheil betraf mich;
Ich hab erkoren die Königstochter
Bei Bragis Becher; deine Braut!

Helgi:

Klage nicht an dich! noch kann sich erfüllen,
Was wir uns schwuren beim Weine, Hedin.[1]
Mich hat ein Held zum Holmgang[2] entboten;
Da find ich den Feind in Frist dreier Nächte.
Ich werde, das ahn ich, nicht wiederkehren;
So löst sich's in Güt', wenn das Schicksal es will.

Hedin:

Du Held, mein Bruder, den so ich gehärmt,
Willst mich beglücken mit grofsem Gut;
In des Verräters Brust solltest röten das Schwert du,
O Helgi, wie dir, dem Helden, geziemt.

Nun trennten sich die beiden Brüder Helgi und Hedin nach ihrem Zwiegespräch im Walde und Helgi rüstete sich zu dem Kampfe in Sigarswöllr (Siegesfeld), zu welchem ihn Alfur, König Hrodmars Sohn, in Frist dreier Nächte entboten hatte. Sein Herz war trüber Todesahnungen voll, denn aus der Begegnung des Zauberweibes mit seinem Bruder Hedin

---

[1] Wie aus dem Schlusse der Erzählung hervorgeht, hat Helgi seinem Bruder für den Fall seines Todes seine Braut Swawa zugesagt. Er ahnt aber bereits, dafs er sterben soll und ist darum, seiner ganzen edlen Natur entsprechend, sehr milde und nachsichtig gegen dessen thörichtes Gelübde.

[2] = Inselgang. Auf den Eilanden der norwegischen Küste wurden meistens die Kämpfe der nordischen Helden ausgefochten.

erkannte er, dafs ihn sein Folgegeist verlassen hatte, und darum sprach er, ehe der Kampf begann, zu seinen Gefährten:

Es ritt den Wolf in dem dunkelnden Walde
Eine Frau, die dem Bruder die Folge bot;
Sie wufste wohl, es würde fallen
Der Sohn Sigurlins (Helgi) bei Sigarswöllr!

Es geschah, wie Helgi geahnt hatte; er empfing in heifser Schlacht die Todeswunde.

Als er nun sterbend auf dem Schlachtfelde lag, da gedachte er an seine verlassene Braut Swawa und sandte, damit sie sich zum letztenmale auf der Erde sähen, einen seiner Gefährten zu ihr:

Helgi sandte den Sigar, zu reiten
Hin nach Eilimis einziger Tochter:
„Bitte sie, Sigar, bald bei mir zu sein,
Wenn sie den Fürsten will finden am Leben."

Als Sigar zu Swawa kam, sprach er:

Helgi hat mich hierher gesendet,
Selber zu sprechen, Swawa, mit dir,
Zu sehn dich, verlang ihn, sagte der König,
Ehe der Edle den Atem verhaucht.

Swawa:

Was ist mit Helgi, Hiörwards Sohn?
Hart hat das Unheil mich heimgesucht.
Wenn die See ihn schlang, das Schwert ihn fällte,
So will ich des Werten Rächerin werden.

Sigar:

Es fiel in der Früh bei Frekastein
Der Edlinge edelster unter der Sonne;
Des vollen Sieges freuet sich Alfur,
O hätten die Nornen ihn nie ihm beschert.

Da eilte Swawa auf das blutige Schlachtfeld, wo Helgi sterbend im Kreise seiner Gefährten lag, und küfste sein bleiches Antlitz mit Thränen. Helgi aber sagte:

Höre mich Swawa: Teile dein Herz,[1]
Wir sehen uns wieder nicht mehr auf der Welt.

[1] D. h. vermähle dich mit meinem Bruder Hedin, welchem Helgi schon früher seine Braut für den Fall seines Todes zugesagt hatte.

Es bluten zu voll die Wunden dem Fürsten,
Zu nah kam meinem Herzen die Klinge.

Ich bitte dich, Swawa (Braut, weine nicht!) —
Willst du vernehmen, was ich dir sage,
So bereite Hedin, meinem Bruder, ein Bette
Und hege im Arme den Helden, den jungen.

Swawa aber entgegnete:

In meiner Heimat einst hab ich verheifsen,
Als Helgi der Braut die Ringe bot,
Nie wollt ich froh nach des Königs Fall
Einen anderen Helden im Arme hegen.

Da fühlte Hedin alle seine Heldenkraft in sich erwachen, um die schöne Braut, die ihm sein Bruder hinterliefs, sich zu erringen und sagte zu ihr:

Küsse mich, Swawa, ich kehre nicht wieder,
Rögsheim zu sehen noch Rödulfsfiöll,[1]
Ich hab denn gerochen Hiörwards Sohn,
Der Edlinge edelsten unter der Sonne.

Mit der Bemerkung: von Helgi und Swawa wird gesagt, dafs sie wiedergeboren wären, schliefst der Bericht des Liedes von Helgi, Hiörwards Sohn, die Erzählung von dem Tode des edlen Helden und seinem letzten Abschied von der Geliebten.

Die alten Volkslieder von Helgi dem Hundingstöter, aus deren Helgi und Sigrun der Dichter des obigen Liedes, wie wir wissen, sein Liebespaar Helgi und Swawa sich durch Wiedergeburt verjüngen liefs, damit ein Teil des Ruhmes jener uralten Volkslieder auf sein Gedicht zurückstrahle — erzählen den Tod des Helden und die letzte Zusammenkunft der Liebenden in wesentlich anderer Weise. Welche Darstellung in Beziehung auf Kraft, Tiefe und erhabene Poesie den Preis davontrage, können unsere Leser leicht ermessen.

Nachdem Helgi — erzählt das zweite Lied von Helgi dem Hundingstöter — Sigrun durch die Besiegung des Hödbrodd sich erworben hatte, vermählte er sich mit ihr und sie gebar ihm Söhne. Aber Helgi ward nicht alt, denn sein Schwager Dag, der Sohn des Königs Högm, konnte, obgleich er auf dem

---

[1] Städte in Swawas väterlichem Reich.

Schlachtfelde dem Helgi den Eid der Treue geschworen hatte, den Tod seines Vaters und seiner Brüder nicht vergessen[1] und opferte dem Odin, dafs er ihm bei dem Werke der Blutrache behilflich wäre. Odin erhörte ihn und lieh ihm seinen eigenen unfehlbaren Spiefs Gungnir. Mit diesem durchbohrte Dag seinen Schwager Helgi, als er ihn einsam in Fiöturlundr (Fesselwald) antraf, ritt darauf nach Sewafiöll (Seeberg), wo seine Schwester Sigrun wohnte, und überbrachte ihr die Nachricht von dem Tode ihres Gatten.

Betrübt bin ich, Schwester, dir Trauer zu künden,
Die ich wider Willen zum Weinen brachte.
In der Frühe fiel bei Fiöturlundr
Der Edlinge edelster unter der Sonne,
Viel Fürsten setzt' er den Fufs auf den Hals.

Da verwünschte ihn Sigrun ob seiner Treulosigkeit und sprach Flüche über ihn aus:

So sollen dich alle Eide versehren,
Die du dem Helgi geschworen hast,
Bei der Leiptr leuchtender Flut
Und der uralten Klippe des Wassers.[2]

Nicht fahre das Schiff, das unter dir fährt,
Steht auch erwünschter Wind dahinter.
Nicht renne das Rofs, das unter dir rennt,
Müfstest auch fliehn du vor deinem Feinde.

Es schneide das Schwert nicht, welches du schwingst,
Es haue denn dir selber aufs Haupt.

Rach' hätt' ich dann erst für Helgis Tod,
Wenn du ein Wolf im Walde wärst draufsen,
Des Beistands bar und bar der Freunde,
Der Nahrung ledig, du sprängst denn um Leichen.

Dag:

Irr bist du, Schwester, und aberwitzig,
Dafs du dem Bruder Verwünschung erbittest.

---

[1] Nach der altgermanischen Sitte der Blutrache war der Überlebende streng verpflichtet, den Tod seiner Verwandten zu rächen; besonders der Pflicht, den Bruder zu rächen — denn Bruderliebe galt als das heiligste aller Bande — durfte er sich um keinen Preis entziehen.

[2] Orte in der Unterwelt, bei welchen die Germanen schworen, wie die Griechen beim Höllenflusse Styx.

Odin hat allein an dem Unglück schuld,
Das zwischen Verwandte Zwistrunen warf.[1]

Dir bietet rote Ringe der Bruder,
Ganz Wandilswer und Wigdalir.[2]
Halb habe das Reich den Harm zur Bufse,
Spangengeschmückte, für dich und die Söhne.

Sigrun:

Nicht sitz ich mehr selig zu Sewafiöll
Früh noch spät, dafs mich freute zu leben,
Es brech denn ein Glanz aus dem Grabe des Fürsten,
Auf dem Rosse Wigblär reit er daher,
Den so gern ich umfing, auf dem goldgezäumten.

So schuf Helgi Schrecken und Angst
All seinen Feinden und ihren Freunden,
Wie vor wütigen Wölfen rennen
Geisen vom Berghang, des Grauens voll.

So hob über alle Helden sich Helgi,
Wie die edle Esche über die Dornen,
Oder taubeträuft das Tierkalb[3] springt;
Weit überholt es anderes Wild
Und gegen den Himmel glühn seine Hörner.

Nach alter Vätersitte ward nun ein Grabhügel über Helgi aufgeworfen; Sigrun aber konnte sich nicht trösten und weinte Tag und Nacht um ihn, hoffend, dafs geschehen werde, was sie ersehnte, als sie zu ihrem Bruder Dag sprach:

Nicht sitz ich mehr selig zu Sewafiöll,
Früh noch spät, dafs mich freute zu leben,
Es brech denn ein Glanz aus dem Grabe des Fürsten,
Auf dem Rosse Wigblär reit er daher,
Den so gern ich umfing, auf dem goldgezäumten.

Darum sandte sie jeden Abend ihre Dienerin hinaus nach Helgis Grabhügel; und nicht lange dauerte es, da sah diese, als die Mitternacht heran kam, den verstorbenen Helden, von

---

[1] Odin wurde als der Urheber des Krieges und Streites betrachtet, welcher durch die als Zauberzeichen verwendeten altgermanischen Schriftzeichen — Runen genannt — hervorgerufen werden konnte.

[2] Als sog. Wergeld (Mordbufse), womit jeder Mord gesühnt werden konnte.

[3] Hirschkalb (dyr, der Hirsch).

Walhallas Höhen herniedersteigend, mit grofsem Gefolge seiner Mannen auf den Hügel zureiten. Erstaunt sprach das Mädchen:

Ist's Sinnentrug, was ich zu sehen meine?
Ist's der jüngste Tag? Die Toten reiten!
Die raschen Rosse reizt ihr mit Sporen;
Ist denn den Helden die Heimkehr gegönnt?

Helgi sprach:

Nicht Sinnentrug meinst hier du zu sehen,
Noch Weltverwüstung,[1] obwohl du uns siehst
Die raschen Rosse mit Sporen reizen,
Sondern den Helden ist Heimkehr gegönnt.

Atemlos lief die Dienerin heim und rief Sigrun zu:

Geh schnell, Sigrun von Sewafiöll,
Wenn du den Volksfürsten finden willst;
Der Hügel ist offen, Helgi gekommen!
Die Kampfspuren bluten; dich bittet der König,
Du wollest die weinenden Wunden ihm stillen.

Da eilte Sigrun freudig-bestürzt zu dem Grabhügel, ging hinein und fiel dem toten Gemahl um den Hals:

Nun bin ich so froh, dich wieder zu finden,
Wie Odins aasgierige Habichte sind,[2]
Wenn sie Leichen wittern und warmes Blut
Oder triefend von Tau den Tag schimmern sehen.

Nun will ich küssen den toten König,
Eh du die blutige Brünne noch abwirfst.
Das Haar ist dir, Helgi, in Angstschweifs gehüllt,
Ganz übergossen mit Grabtau der König;
Die Hände sind eiskalt dem Eidam Högnis;
Wie bring ich, Gebieter, dir Bufse dafür?[3]

Helgi:

Du, Sigrun von Sewafiöll, bist schuld,
Dafs Helgi trieft von tauendem Harm.
Du vergiefsest, goldziere, grimmige Zähren,
Sonnige, südliche, ehe du einschläfst.

---

[1] Anbruch des jüngsten Tages, des „Ragnarök" (Götterdämmerung).

[2] Da Sigrun selbst eine heldenkühne Schlachtjungfrau ist, so ist diese eigentümliche Bezeichnung ihrer Freude begreiflich.

[3] Sigrun hat wohl eine Ahnung, dafs ihre unaufhörlichen Thränenströme Helgi in Walhall keine Ruhe gelassen haben.

Jede fiel blutig auf die Brust dem Helden,
Grub in die angstbeklommne sich eiskalt.

Wohl darf ich nun trinken köstlichen Trank,
Verlor ich Leben und Lande auch;
Niemand stimme ein Sterbelied an,
Schaut er durchbohrt die Brust mir auch;
Im Hügel halt ich die Gattin im Arm,
Die Königstochter — sie kam zu dem Toten!

Sigrun bereitete nun in dem Grabhügel ein Lager und sprach zu Helgi:

Hier hab ich ein Lager dir, Helgi, bereitet,
Ein sorgenloses, dem Ülfingensohn.
Ich will dir, Edling, im Arme liegen,
Wie ich dem lebenden Könige lag.

Helgi:

Nun darf uns nichts unmöglich dünken,
Früh noch spät zu Sewafiöll,
Da du im Arm dem Entseelten schläfst,
Im Hügel, holde Högnistochter,
Und bist doch lebendig, du Königsgeborne!

Zeit ist's, zu reiten gerötete Wege, [1]
Den Flugsteg das fahle Rofs zu führen,
Westlich mufs stehn ich vor Windhelms Brücke, [2]
Eh Salgofnir [3] krähend das Siegervolk weckt.

Nun nahm Helgi Abschied von Sigrun und ritt mit seinen Mannen wieder nach Walhalla zu Odin zurück, Sigrun aber ging nach Hause. Am anderen Abend aber liefs sie ihre Dienerin wieder an dem Grabhügel Wache halten, ob Helgi wieder erschiene. Da diese nicht wieder kam, ging sie bei Sonnenuntergang selbst zum Grabhügel, und als sie Helgi nicht sah, sprach sie traurig:

Gekommen wär nun, gedächte zu kommen
Sigmunds Sohn aus den Sälen Odins.
Die Hoffnung ist hin auf des Helden Rückkehr,

---

[1] D. h. den Pfad der Morgenröte, auf welchem Helgi vor Tagesanbruch wieder nach Walhall zurückreiten mufs. „Rapp, Rapp, ich wittre Morgenluft!“ heifst es in Bürgers „Lenore“.

[2] Der Götter(Regenbogen)brücke Bifröst.

[3] Der Hahn in Walhalla, welcher den dort lebenden seligen Helden den Anbruch des Tages verkündet.

Da auf Eschenzweigen die Aare sitzen,
Und alles Volk zur Traumstätte fährt. [1]

Sigrun weinte nun nicht mehr, um des Toten Ruhe und seliges Leben in Walhall nicht ferner zu stören, aber das Herz brach ihr bald vor Harm und Sehnsucht nach ihrem Gemahl, mit dem sie nun in Odins Sälen in dem strahlenden Walhalla wieder vereinigt wurde.

---

[1] D. h. da es Mitternacht ist.

Die eigentümliche Bedeutung
und
der bleibende Wert der Dichtungen Schillers.

Göthe und immer nur Göthe in Büchern und Zeitschriften bis zur Aufzählung seiner Gebirgsreisen mit etlichen eingestreuten Bemerkungen von ihm selbst oder seinem namhaften Verehrer! Wie selten wendet dagegen einmal jemand sein Studium oder seine liebevolle Verehrung der Muse Schillers noch zu, fast als ob es ein überwundener Standpunkt wäre, an den herrlichen Dichtungen dieses Genius sich zu erquicken. Ganz unbedingt soll ja dem Jupiter unter den grofsen Dichtern unseres Volkes sein volles und allseitiges Recht der Betrachtung und Würdigung werden, und jeder Verständige wird sich daran nur erfreuen. Aber mufs deshalb der Apoll — ich denke natürlich nicht an den von Belvedere, sondern an jenen Typus des Hohen, Strengen und Reinen aus der älteren Zeit — mufs derselbe darum ganz in den Schatten gestellt werden? Hat doch Göthe selbst anders geurteilt, da er gegen Eckermann sich äufserte, dafs „sie (das Publikum) sich doch freuen sollten, dafs überall ein paar Kerle da sind, worüber sie sich streiten können.“ So sollte denn auch die Göthegemeinde, welche die geringste Äufserung des Meisters als eine Offenbarung des göttlichen Genius preist, ihr unbestreitbares Verdienst um das Verständnis desselben nicht dadurch beeinträchtigen, dafs sie ihr fertiges Urteil über die vermeintliche Inferiorität Schillers immer wieder laut werden läfst, sondern sie sollte sich lieber auch einmal zu den Füfsen dieses Meisters setzen. Denn es

ist doch eine ganz unbestreitbare Thatsache, dafs auch unter den wahrhaft Gebildeten Schiller mehr und besser gekannt und vollends in die tieferen Schichten des Volkes weit mehr eingedrungen ist als Göthe, und doch wahrhaftig nicht, weil er sich etwa mehr zu den niederen Instinkten herabgelassen hat.

Wie viel ist denn aus den 40 Bänden Göthe wirklich unser aller geistiges Eigentum bis jetzt geworden? Ohne Frage weniger als aus den 12 Bänden unseres Schiller. Man vergleiche auch, um sich schnell und leicht zu überzeugen, die von Büchmann gesammelten „Geflügelten Worte". Schiller ist eben im besten und edelsten Sinne des Wortes unser vornehmster Volksdichter.

Niemandem wird es einfallen, Göthes Vorzüge leugnen zu wollen. Seine Kenntnisse, seine Interessen, sein Blick sind umfassender, er hat ein schärferes Auge für alles Individuelle, ein feineres Ohr für die verborgensten Reize der Sprache, ein tieferes Verständnis der Welt und des menschlichen Herzens, er hat selbst alle leidenschaftlichen Regungen desselben gründlich durchgekostet, er hat einen früh und sorgfältig ausgebildeten Form- und Kunstsinn, die klarste Anschauung, eine wunderbare Gestaltungskraft und ein klassisches Mafs. Darum ist er unser gröfster Lyriker und Epiker geworden. Alle seine Dichtungen atmen schöne Wirklichkeit und vergeistigten Lebensgenufs, daher es nicht zu verwundern ist, dafs er in unserer realistischen Zeit immer mehr Anerkennung und Verständnis findet, während Schiller gottlob bis heute noch der Bildner der Jugend ist und bis in die Tage unserer Jugend der Leitstern auch der Alten war, da man nicht so wie jetzt das Herz an die Güter hing, die das Leben vergänglich zieren. Wodurch er das geworden, worin er auch einem Göthe ebenbürtig zur Seite treten kann und weshalb es zu hoffen, dafs er wieder einmal gebietend hervortrete, das mag die Betrachtung seiner hervorragendsten Dichtungen lehren.

Ich beginne mit den bekanntesten, den Balladen: Diese kunstreiche Nachbildung des alten lyrisch-epischen Volksliedes, deren Pflege bei uns bekanntlich im vorigen Jahrhundert durch Sammlung und Übertragung schottisch-englischer Volksballaden angeregt worden ist, hat ja mit ihren Vorbildern das gemein,

dafs sie ein ungewöhnliches, oft wunderbares Begebnis in seinen Hauptmomenten darstellt, um die leidenschaftliche Erregung des Gemüts und meist auch das sichtbare Walten höherer Mächte an demselben und durch dasselbe zum Ausdruck zu bringen, und dafs sie nur immer bei demjenigen, was diesem Zwecke besonders dient, länger verweilt, das übrige dagegen mehr nur andeutungsweise behandelt. Doch mit ihren vollkommneren Darstellungsmitteln hat die Kunstdichtung das doch wieder so reizvolle Dunkle, Sprungweise der ungelenkeren Volksdichtung überwunden und in jenen Hauptpartien gerade die Kunst feiner und glänzender Darstellung entfaltet. Gleich unsere älteste derartige Dichtung, Bürgers Lenore, trägt alle diese Merkmale an sich, während z. B. bei Uhland, unserem fruchtbarsten Balladendichter, das leidenschaftlich Bewegte sehr zurücktritt; die bedeutendsten Balladen von Göthe und alle von Schiller dagegen haben sie in vorzüglichem Grade aufzuweisen, bei jedem von beiden natürlich nach seiner besonderen Art. Namentlich weifs Schiller die Energie der inneren Erregung unübertrefflich zum Ausdruck zu bringen. Zu alledem kommt aber bei ihm noch ein bestimmt Unterscheidendes.

Uhland zaubert uns warm empfundene Bilder längst verschwundener Zeiten wieder hervor; der Vater der Ballade, Bürger, versteht sich meisterlich auf die gemütlich ansprechende Erzählung im echten Volkston — falls er nicht zum Gemeinen herabsteigt, und Göthe ist auch hier vorzugsweise Stimmungslyriker, der um die Gestalten einen wunderbaren Hauch zu weben versteht und unserer Phantasie es überläfst, das Tiefste zu finden und zu empfinden. In allen gleichartigen Dichtungen Schillers aber vernehmen wir den Sänger der „uns beweget die Brust mit göttlich erhabenen Lehren“; so ist es z. B. in den Kranichen des Ibykus das wunderbare Walten der göttlichen Gerechtigkeit, im Kampf mit dem Drachen die höchste Ritterschaft in dem Sieg, den ein edles Herz über sich selbst erringt, im Gang nach dem Eisenhammer die göttliche Vorsehung, welche die Unschuld und Frömmigkeit wunderbar behütet, im Ring des Polykrates die doch nicht blofse antike Anschauung, dafs ungemessenes Glück zuletzt sicher Leid gebiert, im Taucher die freudige Hingabe des Lebens für das,

was dem Leben erst seinen Wert verleiht u. s. w. Kurz „der Stoff dieser Balladen ist höhere menschliche Natur in Handlung“, alle gehen auf einen hohen sittlichen Gedanken hinaus. In dieser Hinsicht lassen sich nur wenige Balladen Göthes, Uhlands und anderer namhaften Dichter neben diejenigen Schillers stellen, kaum eine von diesen dürfte die besten von Schiller an sittlicher Energie und idealem Schwung erreichen.

Und nun die kunstvolle Anlage; nicht daſs unserem Dichter in dieser Hinsicht überhaupt vor allen anderen und namentlich vor Göthe der erste Platz angewiesen werden soll. Aber zweierlei ist es, worin ihm keiner gleich kommt. Erstens ist es die Pracht und Anschaulichkeit der Schilderung, mit welcher der Hauptteil jedesmal ausgeführt ist, während der Dichter von vornherein die Sachlage und die Anlässe nur mit wenigen scharfen Strichen zeichnet und zuletzt um so rascher zum Schlusse eilt, der durch seine die Phantasie anregende Kürze um so wirkungsvoller ist. Das andere ist, daſs der Widerstreit einer höheren sittlichen Macht gegen Niedrigeres, z. B. frevelhaftes Begehren, hinterlistige Tücke, zur gefahrdrohenden Verwickelung treibt, aus welcher die idealen Mächte siegreich hervorgehen, selbst wenn der Held untergehen muſs.

„So entwickelt sich in dramatischer Lebendigkeit die fest und klar gegliederte Handlung; in dem Stoffe aber lebt die Idee und schwebt zum Schlusse frei über ihm.“ Es ist der Ideendichter, der hier wie überall sonst einen so mächtigen Zauber auf alle edel empfindenden Herzen ausübt, und der Dramatiker, der den tiefsten Grund der Seele aufzuregen weiſs wie kaum ein anderer.

Keine seiner Balladen entbehrt der schönen Schilderung; die Kunst der Gliederung aber und die unwiderstehliche Gewalt, mit der jener Konflikt die Herzen erschüttert, haben vor anderen die berühmten drei, den Taucher, die Bürgschaft und die Kraniche des Ibykus, zu den Lieblingsballaden unseres Volkes gemacht. Und endlich sei nicht vergessen, daſs Schillers Balladen, rein und keusch, von einem jeden ohne sittlichen Nachteil genossen werden können, ein

Vorzug, den bekanntlich auch die Meisterwerke Göthes nicht alle aufzuweisen haben.

Das eben Erörterte führt von selbst zu den Dramen.

Über die drei genialen Schöpfungen der Jugendzeit, die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe, pflegt man heute mit ziemlicher Geringschätzung hinwegzugehen. Man wirft ihnen alle möglichen Fehler, mafslose Übertreibung, Unkenntnis des Lebens, unmögliche Situationen und Konflikte, gemachte Empfindungen, unwahre Charaktere, schreiendes Pathos vor. Nicht ohne Grund, und doch hat niemals auf der Bühne und in der Litteratur ein Drama eine solche gewaltige Wirkung ausgeübt wie die Räuber, „das genialste Erstlingswerk, was jemals ein deutscher Dramatiker geschrieben hat", trotz seiner Fehler, ja wegen derselben. Woher diese? Schiller hat selbst bald nachher ausgesprochen, dafs er zwei Jahre vorher sich angemafst habe, Menschen zu schildern, ehe ihm nur einer begegnet war. Er war nicht wie Göthe in einem fein gebildeten Hause, in steter Berührung mit der guten Gesellschaft, mit liebreizenden oder seelenvollen Frauen und in einer lebhaften Grofsstadt aufgewachsen, abgesehen davon dafs sein Blick von Natur schon mehr über sich als um sich gerichtet war. Die Akademie, für ihn ein Gefängnis, in dem er seine schönsten Jugendjahre verlebte und aus dem heraus er nur selten einmal ein Stück Welt erblickte, betrat kaum je ein anderes weibliches Wesen als die Geliebte seines gnädigen Despoten. Er hat selbst nie eine leidenschaftliche Jugendliebe durchgemacht, wie Göthe deren nicht wenige. Daher sind von Anfang seine Charaktere nach vorgefafsten Ideen gebildet, daher, und weil sein Wesen auf das Allgemeine und Hohe angelegt, ganz Kraft und Mannheit war, hat er niemals mit Göthescher Naturwahrheit die Frauengestalt zu zeichnen vermocht, aufser wo er sie von Hoheit und Würde strahlen lassen oder Heldinnen dichten konnte, so Donna Isabella, Gertrud, Stauffachers Gemahlin, Johanna und Maria Stuart.

Was hat nun jenen drei Dramen ihre auffallende Wirkung verliehen, was sichert ihnen noch heute einen bedeutenden Erfolg, wenn feines Spiel die Übertreibungen mäfsigt? Sie enthalten ein vernichtendes Urteil über des jungen Dichters Zeit-

alter, das erbärmliche „tintenklecksende Säkulum“, den gewaltigsten, kühnsten Protest der Natur, der Wahrheit und Sittlichkeit gegen verrottete gesellschaftliche und politische Zustände, gegen die verlogene Konvention, die jede mannhafte und wahrhafte Regung erstickt, und unter deren gleifsender Larve die raffinierteste Liederlichkeit ins Kraut schiefst, gegen die schamlose, alles vergiftende Mifswirtschaft der grofsen und kleinen Dynastenhöfe, deren Zeichnung voll aus dem Leben entnommen ist. Es ist die mächtig tönende Stimme heiligen Zornes gegen alles Schlechte und alle Niedertracht und das gigantische Ringen nach Freiheit, was auch jetzt noch die Herzen fortreifst. Zwar ist der Begriff der Freiheit noch ohne bestimmten Inhalt; aber alle Freiheit ist zunächst Befreiung, und wo der Freiheitsdrang sich gegen einen unnatürlichen, ungesetzlichen und unsittlichen Druck richtet, da hat er sein ewiges Recht.

Dazu zeigt Schiller gerade hier eine bedeutende dramatische Gestaltungskraft. Schuld und Sühne entwickeln sich in einer Fülle von Handlung, in einer Reihe packender Scenen vor unseren Augen wie sonst kaum noch in unserer dramatischen Litteratur. Und wie die Charaktere nun einmal angelegt sind, so ergeben sich ihre Handlungen mit Notwendigkeit aus den Grundbedingungen ihres Wesens. Blutlose Schemen sind diese Menschen denn doch nicht, einige, wie der Mohr und der Musikus Müller, erinnern unmittelbar an Shakespearesche Gestalten. Einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet, wie jedermann weifs, Don Carlos. Hier ist die Übertreibung schon ziemlich überwunden. Das Gesetz des Verses, dem der Dichter von nun an treu bleibt, übt seine mäfsigende Wirkung, alles jugendlich Wilde und Verzerrte ist hinweg, nicht aber die jugendfrische Kraft und der hohe Flug der Gedanken. Im Gegenteil verleiht gerade diesem Drama die schwärmerische Begeisterung für die höchsten Ideale der Menschheit trotz aller noch anhaftender Mängel jugendlicher Unerfahrenheit einen ganz einzigen Wert, zumal für die Jugend. Im Marquis Posa denkt und spricht der Bürger oder vielmehr der Reformator der Welt. Die geschichtlichen und philosophischen Studien hatten nunmehr Schiller befähigt, der Freiheit einen bestimmteren Inhalt

zu geben, nämlich die ungehemmte Entfaltung aller edlen Kräfte, die in der Menschennatur liegen, innerhalb der politischen Gemeinschaft. Mit der Glut des Herzens zeichnet er das Ideal des Zukunftsstaates, in welchem der freie Gedanke das erstorbene Leben wieder wecken und im Verein mit der Humanität die Völker beglücken soll.

„Stellen Sie," so fleht Posa den König an, „der Menschheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck! — Ihn binde keine Pflicht
Als seiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte!"

Es ist derselbe Grundgedanke, den Schiller nach Überwindung alles revolutionären Dranges auch in der Glocke wieder ausspricht, da wo er das fröhliche Gedeihen unter der Freiheit heiligem Schutze schildert. Der Reformator zwar geht unter, weil er der Vorsehung in ihre Rechte gegriffen hat. Es ist die Zeit Pombals und Josephs II., in welcher das Stück gedichtet wurde. Aber jenes Ideal ist mit ihm nicht untergegangen. Und dafs unser Volk demselben immer mehr entgegengereift ist, dazu hat Schiller durch sein begeisterndes Drama nicht zum wenigsten beigetragen.

Nach einer zwölfjährigen Pause brachte der nun gereifte Forscher und Dichter in rascher Folge seine unsterblichen Meisterdramen auf die Bühne, zuerst die Wallenstein-Trilogie, doch die gewaltigste deutsche Dichtung nächst Göthes Faust.

Wenn er uns nur jene schreckens- und folgenreiche Zeit des dreifsigjährigen Krieges in lebendig wirkender Gegenwart vor Augen gestellt hätte, da im Greuel der Verwüstung die alten Ordnungen zusammenbrechen und das ganze Leben der Nation in seinem bisherigen Bestande zerstört wird, da an Stelle des Gesetzes eine wilde Soldateska mit strafloser Frechheit gebietet, so hätte er damit schon der Dichtung einen unvergänglichen Wert gesichert. Aber „auf diesem finstern Zeitgrund malet sich ein Unternehmen kühnen Übermuts und ein verwegener Charakter ab," — welcher „der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg und ungesättigt immer weiter strebte". Doch ist es nicht nur „die Macht, die sein Herz verführt", es

ist auch das Bewufstsein, dafs er, „der Herrschverständigste“, „Herrscher sollte sein und König“. — Denn wie er allein in dieser Zeit es vermocht hatte, die vaterlands- und glaubenslosen Soldatenhaufen „alle an gleich gewalt'gem Zügel — zu führen, durch gleiche Lieb und Furcht zu einem Volke sie zusammenbindend“, so fühlt er auch Beruf und Kraft in sich, „den Knäuel zu entwirren, der „sich endlos selbst vermehrend wuchs“, den Schweden über seine Ostsee heimzujagen, den Jammer des deutschen Volks zu endigen, und die Elemente der politischen Gesellschaft neu zu ordnen. Das ist die sittliche Berechtigung, die ihm freilich gröfstenteils der Dichter nur leiht, und so wird „des Glückes abenteuerlicher Sohn“ zum Helden.

Im Lager, diesem lebenden Bilde, wie kein zweites die Bühne aufzuweisen hat, zeigt uns der Dichter den Grund, auf den gestützt jener sich emporhebt, in den Piccolomini ihn selbst als den einen, der ein Mittelpunkt, ein Halt für viele Tausende geworden ist, die er alle mit hineinrechnet in den Plan, der hier entworfen wird; im dritten Teile, in Wallensteins Tod, wie der kühne Plan, ins Werk gesetzt, seinen Urheber ins Verderben stürzt. Er stürzt, weil er den Kampf aufnimmt mit den altheiligen sittlichen Mächten, die in der Menschenbrust ihm widerstehen. Er will die alte Ordnung beseitigen, die „in der Völker frommem Köhlerglauben mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt hat“, er stöfst ins Herz der Treue, die, wie er selbst sagt, „jedem Menschen wie der eigene Blutsfreund ist, als deren Rächer sich jeder geboren fühlt.“ Das will er, da er selber doch nur auf die Treue der Seinigen sich stützen kann; und solcher Treue hofft er durch schlimmen Trug sich zu versichern, den er gegen alle, insbesondere aber gegen Buttler, seinen Mörder, übt.

In diesem Kampfe gegen die hohen sittlichen Mächte mufs er unterliegen, wie er vorschauend selbst es ausruft: „Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sät, Erfreuliches zu ernten.“

Er fällt zur gerechten Sühne, doch ein furchtbar erschütterndes Schauspiel. Von besonderer Wirkung mufste die Dichtung auf die Zeitgenossen sein, welche darin das Spiegelbild der weltumgestaltenden Ereignisse erkannten, die damals auf der grofsen Schaubühne des Lebens in ihren ersten Akten sich

abspielten, zugleich eine Weissagung auf den Ausgang des Gewaltmenschen, dessen Gestirn eben damals mit wunderbarem Glanze emporgestiegen war und dessen Macht auf gleich unsicherem Grunde ruhte. — Wer könnte aber auch jetzt und jemals dem tief ergreifenden Eindruck dieser grofsartigen Tragödie sich verschliefsen?

Was bei ihr das „wollustvolle Grausen“ wesentlich noch erhöht, das ist, wie Wallenstein, nachdem er eben aus Scheu vor jenem Ringen mit dem unsichtbaren Feinde allzu lange gezögert, nunmehr in verhängnisvoller Verblendung in sein Verderben hineinschreitet, während wir und selbst die Mithandelnden die unheilschwangere Wolke längst heraufziehen sehen. Eben dies ist auch der Hauptgrund unseres tragischen Vergnügens an der Braut von Messina. Die erste Schuld liegt an den Voreltern, also jenseit des Stückes, aber nicht nur damit „die Götter recht behalten“, sondern in echt menschlicher Kurzsichtigkeit und Verblendung führen die handelnden Personen selbst herbei, was sie in thörichter Vermessenheit zu hindern meinen. Besonders erliegt Don Cesar gleich Wallenstein, weil er sich aus blinder Leidenschaftlichkeit nicht emporgerungen hat zur sittlichen Freiheit. So ist das Schlufsergebnis des Dramas in der That die grofse Lehre: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel gröfstes aber ist die Schuld.“

Eine Läuterung zur inneren Freiheit vollzieht sich auch an der Maria Stuart, der lediglich leidenden Heldin der gleichnamigen Tragödie. Wofür sie Kerker, Mangel, Schmach und Tod erleidet, dessen ist sie nicht schuldig, aber sie nimmt es als Sühne für ihre Jugendsünden, in denen sie sich doch menschlich nur vergangen hat; ja sie wirft den letzten Rest königlichen Stolzes weg und demütigt sich vor der, welche von Rechts wegen vor ihr im Staube liegen sollte. Als aber die heiligsten Empfindungen ihres weiblichen Herzens mit kaltem Hohn gelästert werden, gewinnt sie ihre ganze Würde als Weib und Königin zurück, um ihrer Gegnerin, obschon dieselbe ihr Leben in der Hand hält, die Larve erborgten Tugendscheines abzureifsen und — zu sterben.

Das Gröfste, was Schiller aufser Wallenstein für die Bühne

geschaffen hat, sind die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell. Mit besonderer Klarheit ist in beiden die Idee im ganzen Verlauf des Stückes und in ihren Hauptträgern ausgeprägt; in reicher Fülle entfaltet sich vor uns die Handlung, vorzüglich ist die Exposition, welche namentlich im Tell Göthes uneingeschränktes Lob erhielt; folgerichtiger ist nirgends Verwickelung und Lösung, dies besonders in der Jungfrau von Orleans.

Was auch für Einwände die Kritik gerade gegen diese beide Dichtungen erhoben hat, sie werden dennoch in der Schätzung aller Unbefangenen ihren unvergänglichen Wert behaupten und immer wieder unser Volk begeistern. Nur zwei Figuren möchte man gern anders haben, als sie die Dichtung unter dem Einflusse der sentimentalen Zeitströmung gebildet hat, die Bertha und die Agnes Sorel; alles andere wird sich leicht als meisterlich erweisen lassen.

Dafs im Tell drei gesonderte Handlungen zu einer grofsen Wirkung zusammenlaufen, dafs Tell und Rudenz und bis zu einem gewissen Grade auch Melchthal, indem sie ihre eigene Sache zu betreiben scheinen, doch nur dem Vaterlande dienen, dafs durch Tells nicht vorbedachte Verzweiflungsthat eine empfindliche Lücke im Plane der Eidgenossen ausgefüllt wird und dieselben dadurch zur Entscheidung hingerissen werden, das verdient doch wohl Bewunderung, nicht Tadel. Nicht stichhaltiger ist der andere Vorwurf, dafs zu wenig Handlung und zu viel schöne Worte nur die Scenen füllen. Jede der drei Einzelhandlungen hebt ja schon in der Exposition (I u. II, 1) deutlich an; sie entwickeln sich unausgesetzt nebeneinander in den übrigen Scenen des zweiten und dritten Aktes, besonders auch in der wundervoll gestalteten Rütliscene, sie verwickeln sich miteinander in der Apfelschufsscene und wirken gemeinsam am Ende des vierten und im fünften Akte das grofse Gesamtergebnis. — Bei der Jungfrau von Orleans mufs man natürlich die mittelalterlich-katholischen Voraussetzungen annehmen, nach denen die himmlischen Erscheinungen nicht etwa nur in der Einbildung der Johanna bestehen, das Gottesurteil in den Donnerschlägen wirkliche Geltung hat und das Wunder am Schlufs auf keinen Zweifel stöfst.

Und die grofsen Gedanken der beiden Tragödien. In der Jungfrau handelt es sich um die Wiederherstellung einer grofsen Nation, die durch die Schuld ihrer Führer dem Untergange verfallen scheint. Auf wunderbare Weise wird das erlöschende Nationalgefühl wieder angefacht und zum religiösen Glauben gesteigert. Die gottgesandte Heldin sammelt alle Schichten des Volkes um den König, als den geheiligten Mittelpunkt der Nation, gewinnt die abgefallenen Glieder zurück und reinigt in begeisterungsvollem Ansturm das teure Vaterland von den eingedrungenen Fremdlingen.

Im Tell hat der Dichter die in ihrer Art einzige Aufgabe gelöst, ein ganzes Volk als den Helden des Stückes zu feiern, ein Volk, das nicht begehrlich nach Neuerungen strebt, nur freie Selbstbestimmung nach altem Rechte will, ein Volk

„— das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet.
Das ist unsterblich und des Liedes wert.“

So hat Schiller die Idee der Freiheit allseitig entwickelt, geläutert und mit immer realerem Inhalt erfüllt. Und diese beiden Dichtungen stehen als Wahrzeichen am Anfang des Jahrhunderts. In ihnen zeigt der gottbegnadete Seher seinem eigenen Volke die Schicksale, die bald über dasselbe hereinbrechen sollten, zugleich auch den Weg der Rettung und der Wiedergeburt. Daher die gewaltige Wirkung, welche beide in den Tagen tiefster Erniedrigung gehabt, also dafs sich nicht zum wenigsten an ihnen jene heilige Glut der Freiheitskriege entzündet hat. Und fort und fort werden sie zünden und erheben, solange noch Herzen für Vaterland und echte Freiheit schlagen.

Es ist hier nicht der Ort, das reiche und bunte Gestaltenheer von Alba, „des Fanatismus rauhem Henkersknecht“, bis zu dem dämonisch grimmen Gefsler im einzelnen vorzuführen, Gestalten, die auf das lebendigste vor unser aller Augen stehen. Denken wir doch, auch die Gelehrten unter

uns, bei Wallenstein, bei Jeanne d'Arc, Maria Stuart, Tell und Gefsler immer zuerst an Schillers Phantasiegebilde und haben Mühe die geschichtlichen Personen von jenen deutlich zu unterscheiden. Auch dies trägt ja wesentlich dazu bei, diesen Dichtungen ihren bleibenden Wert zu sichern; aber wichtiger ist hierfür ihr allgemeiner Charakter. „In seinen Dramen behandelt Schiller die grofsen Angelegenheiten der Menschheit, der Gesellschaft“, in allen aber hat er den Lebensnerv des deutschen Volkes, seinen idealen Sinn, seinen tiefen sittlichen Ernst wie kein anderer getroffen. Und dazu kommt jenes schon Berührte, wodurch diese Dichtungen unseres edelsten und gröfsten Volksdichters für unser Volk ihre volle Bedeutung erhalten. Im Don Carlos hat er es von allen Dichtern zuerst und von allen grofsen Dichtern allein auf die politische Aufgabe hingewiesen, im Wallenstein ihm seine eigene Vergangenheit erschlossen, durch die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell es zur nationalen Erhebung emporgerissen. Damit hat er mehr wie alle seine Zeitgenossen und mehr zumal wie Göthe in seiner kühlen Zurückhaltung zur Wiederaufrichtung der Nation beigetragen und bis in unsere Tage praktisch fortgewirkt.

Wenn anders das Charakteristische der antik-klassischen Weltanschauung die volle Befriedigung an der schön gestalteten, sinnvoll belebten Wirklichkeit ist, ohne den erhebenden Ausblick in eine transcendente Welt, ohne die starke Sehnsucht des Herzens nach einem bessern Jenseits, so ist Göthes ganze Denkweise demselben vorzugsweise verwandt. Man vergleiche seine an sich so meisterhafte Ballade „die Braut von Korinth“, oder auch den „Schatzgräber“ mit den bedeutenderen Balladen von Schiller, in welchen allen die Vorgänge im Diesseits durch die ewigen Gesetze einer höheren Welt bestimmt werden, oder das Gedicht „Hoffnung“, eine Hoffnung, welche durchaus in die Grenzen der Wirklichkeit eingeschlossen ist, mit der gleichnamigen Dichtung Schillers, einer „Hoffnung“, die über das Grab hinausweist und Grund und Bürgschaft in dem in der edeln Menschennatur selbst begründeten Drange nach einem besseren Dasein hat, oder auch mit der Allegorie „Sehnsucht“. Auch im Faust, so sehr er von Anfang an

deutsch angelegt erscheint, ringt sich doch der mystisch-dunkle Drang der Menschenseele, indem sie alles geniefst und erfafst, was das Diesseits bieten kann, nach antiker Denkweise zur Klarheit und Befriedigung hindurch. In der vollkommenen Erfassung der Antike und als Führer auf der Bahn zur Weltlitteratur kann Schiller freilich nicht neben Göthe gestellt werden, aber das eigentümlich deutsche Empfinden und Denken hat Schiller, nicht Göthe in seinen Dichtungen zum idealsten Ausdruck gebracht, und seinen grofsen Dramen mufs, was das eigentümliche Wesen dieser Dichtungsgattung anlangt, das unbefangene Urteil den Preis zuerkennen.

Man kann dabei die Vorzüge, die Göthes Dramen im einzelnen haben, unbedingt anerkennen, die wundervolle Sprache, die Sicherheit und Feinheit der Charakteristik, die ergreifende Darstellung der Seelenzustände, die überaus anschauliche Zeichnung der Situation und eine Fülle von dramatisch belebten Scenen. Aber eine klar heraustretende Idee und eine mächtige Leidenschaft, welche mit zwingender Gewalt die Handlung erzeugt und bis zum Ende treibt, das fehlt ihnen aufser in der Iphigenie, wo doch die Idee sich leidenschaftslos entwickelt, und im Faust, wo wieder nicht alle Scenen notwendig zur Explikation der Idee gehören. Es ist im ganzen in Göthes Dramen nicht das Wirkende, sondern das Wirkliche, nicht das Werdende, sondern das Seiende, welches sich nach seinen inneren Bedingungen meist mit dem höchsten Reize vor uns entfaltet; es ist der grofse Epiker und Lyriker, welcher auch in seinen Dramen uns entzückt; Schiller aber ist vermöge der gröfseren Energie seines Empfindens und seines auf das Höchste gerichteten gigantischen Ringens unser gröfster Dramatiker.

Wenige Bemerkungen seien noch über Schiller als Lyriker verstattet. Wenn vornehmlich die rein und voll strömende Empfindung, eine sichere Sinnlichkeit, Formensinn und klare Anschaulichkeit der lyrischen Dichtung Reiz und Anmut verleiht, so kann sich Schiller, wie er auch selbst bekennt, mit Göthe nicht messen. Und doch sind wenigstens einige Erzeugnisse aus seiner letzten Zeit auch auf diesem Gebiete den

Götheschen ebenbürtig. In der schon erwähnten herrlichen Allegorie Sehnsucht („Ach aus dieses Thales Gründen“) ist der erhabene Gedanke mit tiefster Empfindung in einem schönen Bilde ausgeführt, und die gleichfalls allegorische Schilderung von den beseligenden Wirkungen der Poesie in dem Mädchen aus der Fremde wirkt selbst beseligend. Auch in dem schönen Gedicht Ideale wird die schmerzliche Resignation warm und lebenswahr in einen trostreichen Gedanken hinübergeleitet, fast in Göthescher Art. Und wie bewegen die Chöre in der Braut von Messina, Theklas Abschied und die leidenschaftliche Selbstanklage der Jungfrau von Orleans auf die verschiedenste Weise unsere Seele. Überall ist hier der Gedanke durch tiefes und wahres Gefühl belebt; überall aber beherrscht eben ein bedeutender Gedanke, zur vollen Klarheit ausgeprägt, das Gedicht. Und das eben unterscheidet auch die lyrische Muse unseres Dichters ganz charakteristisch, und darum versteht er so meisterhaft die allegorische Dichtung zu handhaben, immer geistreich und ohne alle trockene Lehrhaftigkeit. Jene beiden schon genannten, Sehnsucht und das Mädchen aus der Fremde, ferner Pegasus im Joch, die Teilung der Erde und das den feinsten Duft der Poesie atmende Ideal und Leben, auch die reizvollen Rätsel dürfen wohl ohne Widerspruch zu dem Gelungensten in dieser Gattung gerechnet werden — nicht zu vergessen endlich die Huldigung der Künste, diese freisinnige halballegorische Dichtung. Von nicht allegorischen Gedichten brauchen wir nur etwa nach den trotz schwärmerischer Überschwenglichkeit immer grofs bleibenden Hymnus auf die Freude, die Klage der Ceres, Erwartung, die drei Worte des Glaubens und die drei Worte des Wahns, ein vielleicht noch beredteres Zeugnis für den Idealismus Schillers, und endlich die geistreiche, zu wenig gewürdigte Spruchdichtung hinzuzufügen, um Schiller schon daraufhin den bedeutendsten Lyrikern zuzählen zu dürfen. Was hier und da an Formvollendung im einzelnen mangelt, das wird durch den Reichtum und die Hoheit der Gedanken ausgeglichen. Aber auch in formeller Beziehung das Vollkommenste auf dem Gebiete der Gedankendichtung sind und bleiben der Spaziergang,

das noch unerreichte Muster der Elegie, und die Glocke, das hohe Lied des deutschen Bürgertums, die Lieblingsdichtung unseres Volkes, von denen jedes einzig in seiner Art die höchsten Aufgaben und Interessen menschlicher Gesittung in dichterisch vollendeter Weise behandelt. Beide Gedichte bleiben in dem verschiedensten Betracht bewundernswert, sei es dafs man sich in den unendlichen Reichtum des Stoffes vertieft, sei es dafs man darauf achtet, wie geistreich und kunstvoll derselbe mit jenen zur Anreihung dienenden geringfügigen äufseren Vorgängen verknüpft ist, sei es dafs man sich klar macht, wie dort der tiefsinnigste und schwierigste Gehalt in der einfachsten Form zur ruhigen und gleichmäfsigen Betrachtung und doch mit tiefer Anregung des Gefühls dargeboten wird und hier ein nicht weniger reicher, doch leichter verständlicher Gegenstand durch die gröfste Mannigfaltigkeit des Rhythmus und des Verses höchsten Reiz empfängt. Wird wohl jemand W. v. Humboldts Urteil über das Lied von der Glocke bestreiten, wenn er es „die wundervollste Beglaubigung eines vollendeten Dichtergenies“ nennt?

Schliefslich möge noch in wenigen Worten die Eigentümlichkeit der poetischen Sprache Schillers beleuchtet werden. Göthes Sprache ist von edler Einfachheit, ohne allen herzugenommenen Schmuck. Durch die Wahl der feinsten und angemessensten Worte, durch die unmittelbare Wirklichkeit des Ausdrucks, durch Klang und Rhythmus übt er einen unnachahmlichen Zauber. Schiller redet fast immer in bedeutsam ausgewählten und kunstreich verbundenen Worten. Ich erinnere nur an die Beifügungen und Bestimmungen jeglicher Art, die der Veranschaulichung dienen oder zuschiefsende Gedanken anfügen und häufig in ungewöhnlicher Stellung hervortreten, oder an die geistreichen Gegensätze in dem Sinn und der Gliederung der Rede oder an den Reichtum von Sentenzen, welcher besonders die Braut von Messina, Wallenstein, die Jungfrau von Orleans, Tell und die Glocke verschönen. Er braucht Bild und Gleichnis, seltener in eigentlichen Vergleichen als im Ausdruck selbst mit grofsem Nachdruck. Man denke an das Brett im Ocean, auf das Gott die beiden feindlichen Nationen der Schotten und Engländer ge-

worfen, oder an den entlaubten, aber im Innern noch krafterfüllten Stamm, wie Wallenstein sich bezeichnet, oder wie derselbe sich das Schiff nennt, in das der leichtsinnige Isolan seine Hoffnungen geladen hat, oder die Untreue als das wilde Tier, den gemeinen Feind der Menschlichkeit, treffend charakterisiert, an Alba, des Fanatismus rauhen Henkersknecht, an die Ruhe eines Kirchhofs, die Philipp seinem Reiche gab, wie die Jungfrau (Johanna) umwälzen wird des Glückes Rad, oder wie die schwer Geknechteten (die Schweizer) getrosten Mutes hinaufgreifen zum Himmel und ihre ewigen Rechte herunterholen, und an so viele andere gleich grofse und wirkungsreiche Bilder und Gleichnisse. Das führt uns zu der Meisterschaft Schillers in glänzenden Schilderungen bedeutender Vorgänge oder Zustände, wofür, wie die Balladen, so auch die Dramen zahlreiche Belege liefern, so z. B. Questenbergs Bericht von den Kämpfen bei Nürnberg und der des schwedischen Hauptmanns von Maxens Tod im Wallenstein, die Erzählung von der Belagerung von Orleans und von Johannas erstem Siege, von Tells Rettung und dem fürstlichen Leichenbegängnis in der Braut von Messina, oder Mortimers Beschreibung des Petersdoms in Maria Stuart, oder die, welche Arnold von der Natur des Hochgebirges und seiner Bewohner im Tell giebt u. a. m.

Schillers Dichtungen adelt dazu süfser hinreifsender Wohllaut und eine unerreichte Pracht der Sprache, wie sie in der Braut von Messina am reichsten entfaltet ist. Sein begeisterungsvoller Schwung, sein stetes Ringen mit dem immer grofsen Stoffe geben seiner Rede eine Hoheit und Würde, die jede Vertraulichkeit träger oder gar gemeiner Naturen unbedingt entfernt, eine Kraft, ein Feuer und eine Tiefe, wie sie kein anderer älterer und neuerer deutscher Dichter bewiesen hat. Was Wunder, wenn diese Virtuosität und das eigene Wohlgefallen an schöner Rede ihn auch zu einer gewissen Überfülle verleitet! Selbst dann aber dient seine Sprache der ganz eigentümlichen Wirksamkeit seiner Muse und ist das vorzüglichste Instrument, um namentlich zum Herzen der Jugend zu dringen.

Ziehen wir die Summe. Wenn wir Göthe als den eigentlichen Dichter der Empfindung und der Anschauung

bezeichnen, so ist Schiller dagegen der Dichter des Gedankens und der Idee; wenn jener immer vom einzelnen ausgehend die Natur seelenvoll verklärt, so giefst dieser einen unendlichen geistigen Gehalt in die Wirklichkeit hinein. Er selbst sagt es:

> Wisset, ein erhabner Sinn
> Legt das Grofse in das Leben,
> Und er sucht es nicht darin.
>
> (Die Huldigung der Künste.)

Diesen erhabenen Sinn in ganz individuellen Erscheinungen auszuprägen, ist ihm allerdings wegen der Überfülle und Hoheit seiner Ideen nicht immer, ja selten vollkommen gelungen; darin liegt ein unleugbarer Mangel. Wenn Schiller überall es erreicht hätte, einen bedeutenden übersinnlichen Gedanken in einer vollkommen sinnlichen, durchaus anschaubaren und rein zu empfindenden Einkleidung zu verkörpern, so hätte er eben das Höchste erreicht, was der Poesie überhaupt möglich wäre. Das hat er freilich nicht überall, immer aber leiht „die Begeisterung, womit er den Gedanken erfafst, den Worten die eindringlichste Wirksamkeit. Und in der Kraft, womit Schiller die Geister über sich emporzuheben, sie mit würdigen und erhabenen Vorstellungen zu erfüllen vermag, steht er ganz einzig da.“

Diese Wirkung ist bei ihm eine bezweckte. Die Kunst ist ihm Mittel, wenn auch das vorzüglichste, um zur Wahrheit und reinsten Sittlichkeit zu erheben. Die Schaubühne ist ihm von Anfang an eine moralische Anstalt, freilich keine Schulstube. In dem philosophischen Gedicht „die Künstler“, in welchem er seine ästhetische Grundanschauung poetisch entwickelt, heifst es: „Durch das Morgenthor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land.“ Den Künstlern weist er die Aufgabe zu, durch immer reinere Formen, immer schönere Schöne die Menschheit in der Wahrheit Arme zu leiten, ihnen vertraut er nicht der Menschheit Vergnügen, wenn auch noch so edel gedacht, sondern der Menschheit Würde an. Dafs er dieser Ansicht später untreu geworden wäre, beweisen weder seine Dichtungen noch seine ästhetischen Abhandlungen. Und er konnte es sich zur Aufgabe setzen, sein Volk zu freier

edler Menschlichkeit zu erziehen, denn wie sein grofser Freund in dem Epilog zur Glocke, dem schönsten aller Schillerdenkmale, ihm schmerzerfüllt nachruft, immer schritt sein Geist gewaltig fort,

Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Und so sei das grofse Vermächtnis unseres Dichters auch den Alten unter uns, insonderheit den Lehrern der Jugend, mit der Mahnung, welche der in den Tod gehende Posa für seinen Carlos der Königin anvertraut, ans Herz gelegt:

Sagen Sie
Ihm, dafs er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird;
— dafs er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

Lübben. F. Weineck.

Eine Götterstätte im Eifellande.

Das vielbesprochene und vielbesungene linke Rheinufer ist einer der fesselndsten Landstriche unseres Vaterlandes, ja — man kann ohne Übertreibung sagen: — ganz Europas, weil es uns ein Kultur-Mittelland darbietet, schon in den ältesten Zeiten eine Art Lotharingen, welches in stetem Hin- und Widerfluten die verschiedensten Völker geschaut und beherbergt hat: Gallo-Kelten, Germanen, Italo-Romanen und wieder Germanen. Alle haben mehr oder weniger ihres Blutes zurückgelassen und also zur Schaffung eines Mischvolkes beigetragen; jedoch blieb entgegen anderen Mischvölkern das deutsche Blut, das Germanentum jederzeit — so zur Zeit Cäsars und ebenso weit früher wie später — das mächtig überwiegende und herrschende. Dies erhellt nicht nur aus den alten Sitten und Gebräuchen, welche ihren Widerhall im rechtsrheinischen Deutschland finden, sondern vor allem auch aus den Namen der Örtlichkeiten, welche gröfstenteils nur durch die deutsche Sprache gedeutet werden können und zum grofsen Teil ihre Wurzeln in der heidnischen Urzeit des Germanenlandes haben.* Die anziehendste Gegend des linken Rheinufers ist nun wohl unstreitig der altvulkanische Feuerherd, die wildromantische Eifel. Für jetzt sei der Blick nur auf ein kleines Fleckchen Erde dieses Gaues gerichtet, auf den $2^1/_2$ Meilen südöstlich von Prüm, an der Kyll (Kill) gelegenen freundlichen Ort Mürlenbach und seine nächste Umgebung.

* Leider sind die Forschungen in dieser Hinsicht noch sehr schwach, wie überhaupt alles, was nicht gleich fafslich ins Auge springt, kurzweg auf römischen oder keltischen Ursprung zurückgeführt zu werden pflegt.

Der Name lautete früher verschiedentlich: Morlenbach, Morlebach, Mörlbach, und hat bis jetzt keine Deutung gefunden; auch ich bin leider nicht in der Lage, zu einer solchen beitragen zu können. Ganz dicht westlich bei diesem Dorfe erheben sich auf einem Berge geringer Höhe die Trümmer einer alten Burg, deren Name nicht überliefert ist. Flüchtige Einblicke genügen, um zu erkennen, dafs verschiedene Zeiten an ihr gearbeitet haben; das älteste Mauerwerk ragt unzweifelhaft in das graue Altertum zurück. Durch eine erhalten gebliebene Urkunde aus dem 8. Jahrhundert ist bekannt, dafs Bertrada, Grofsmutter der Berta, der Gemahlin Königs Pipin des Kleinen, also eine Urgrofsmutter Karls des Grofsen, vermutlich eine merowingische Fürstin, daselbst ihren Wohnsitz gehabt hat; aber die Burg danach ohne weiteres Bertradenburg zu heifsen, wie wohl geschehen, ist nicht gerechtfertigt, weil ihr Alter noch höher hinaufreichen kann.* Man hat vermutet, dafs sie auf den Trümmern eines römischen Castellum erbaut sei; aber für eine derartige Annahme spricht durchaus nichts. Das einzige, was auf Benutzung römischen Baustoffes schliefsen liefse, wäre der Umstand, dafs früher ein römischer Stein eingemauert war, dessen zum Teil verlöschte Inschrift also gedeutet worden ist:

Junius Amerinus
vivo sibi et Junio
filio defuncto
fieri curavit,

„Junius der Ameriner hat (diesen Stein) sich bei Lebzeiten und seinem gestorbenen Sohne Junius fertigen lassen.“ Doch würde hieraus lediglich die Nähe eines ganz oder teilweise römischen Begräbnisplatzes folgern, dessen Steine später das Schicksal hatten, bei deutschen Bauten, wie dieses Fürstensitzes, verwandt zu werden. Eine unbedeutende Sage wird von der Burg erzählt: Hirtenknaben sollen (zu Ende des 18. Jahrhunderts?), einer Maus nachlaufend, in den Trümmern verborgene Gold- und Silbergeschirre und vieles wertvolle Geräte gefunden

---

* Die Burgtrümmer, sicher zu unseren würdigsten Altertümern rechnend, werden zwar durch die Regierung erhalten, aber leider sind sie durch die Benutzung für eine Bierbrauerei und durch Einbauung von Barrackenhäusern entweiht.

haben; der Zusatz, dafs diese Funde römische Aufschriften, von Nero etc., getragen hätten, ist um so müfsiger, als von einer Schatzentdeckung überhaupt keine stichhaltige Kunde nachweisbar ist; es geht eben hier wie bei allen alten Schatzsagen.

Noch einer scheinbaren Kleinigkeit dieser Merowinge-Burg sei gedacht: Im Osten derselben erblickt man über dem alten Thore, dem früheren Haupteingange (zwischen den beiden besterhaltenen Türmen gelegen) eine ziemlich grofse Steinplatte mit einem erhaben ausgearbeiteten Bilde, dessen plumpe ungeschickte Art uns auf eine sehr alte Zeit weist. Dieses Bild hat bis



dahin wenig Beachtung, höchstens hie und da ein flüchtiges, überlegenes Lächeln mit Rücksicht auf den mangelnden Kunstwert gefunden. Der Volksmund nennt es „das Kringbötschel“ oder „Grünbetschel“, welches seltsame Wort laut eingezogener Erkundigung etwa „Grimassenschneider“ bedeutet und wahrscheinlich aus „Grimpetschel“, d. i. „das Petschel (der Patsch, Tollpatsch) mit der Larve, Grimasse“ verstümmelt worden ist. Sehen wir, was das Steinbild, von welchem eine getreue Abbildung beigefügt ist, darstellt: In einem knappen Steinrahmen befindet sich das nackte Brustbild eines Mannes, nach unten abgeschlossen durch die mit den Ellenbogen seitlich gespreizten und unter der Brust auf die Fäuste gestemmten Arme. Am

Kopfe ist ein Teil der Nase, der Mundgegend, sowie des Kinnes abgebröckelt und abgewittert; es scheint aber, dafs man eben daraus auf das frühere Vorhandensein eines Schnurr- und Kinnbartes schliefsen kann. Kopfhaare sind nur an den Schläfen lockenartig zu sehen, die Ohren verhüllend. Auf jedem Oberarme befinden sich ungeschickte Tiergestalten, welche bei näherer Betrachtung sich als Vögel und zwar dem allgemeinen Baue nach als Raben erkennen lassen, die ihre Schnäbel der Ohrgegend des Mannes zukehren. Das Grimassenhafte des allerdings sehr rohen Bildes beruht einzig auf der Verwitterung eines Teiles des Gesichtes. Fragt man, was das Bild bedeuten solle, so mufs man unwillkürlich kurzweg antworten: Es ist Wuotan, wie er immer geschildert wird; wir haben ein altheimisches Götterbild vor uns. Und in der That ist es so! Dafs das Bild wirklich heidnischen Ursprunges ist und nicht etwa einen christlichen Heiligen, wie St. Oswald (den christianisierten Wuotan), darstellen soll, erhellt aus dem sonst undenkbaren Fehlen christlicher Sinnbilde. Wuotan führte bei den Franken, an welche wir wohl zunächst als Urheber des alten Heidenstückes zu denken haben, vorzugsweise den Namen Charal (Karl, d. i. Herr), wie die umfangreichen, später auf Karl den Grofsen übertragenen Karl-Sagen beweisen; der fürstliche Stammesheld der Franken nach nordgermanischer Sage, Sigi, ist Wuotan-Charals Sohn, und von ihm stammt der berühmte Sigfrid ab, ein verheldeter Wuotan.*

Wir haben nun die Frage zu beantworten: Wie kommt das Götzenbild an die Burg? Zwei Fälle sind da denkbar: Entweder reicht das Alter der Burg in das Heidentum, also in die vorchlodowigsche Zeit zurück, und der Burgherr liefs das heilige Bild als Schmuck für seinen Eingang, als Schutzmittel seiner Besitzung, anfertigen; oder aber: die Burg ist christlichen Ur-

* Ganz unabhängig von diesem Sagenkreise ist die Fabel von dem Ursprunge des Geschlechtes der Merowinge, welche sich von dem Landstriche Merouwe, Meruwe (d. i. Meer-Aue), dem Wohnsitze der sigigambrischen (salischen) Franken benannten: Ein in Gestalt eines Ungeheuers (Eber oder Stier) der See entstiegener Nix (Wassergeist) erzeugt mit der am Strande schlafenden Königin, der Gemahlin des Clojo (Chlogio, Chlodio) den Meroveus (Merowig, Merowing?), den Stammvater der fränkischen Merowinge.

sprunges, und der Erbauer oder ein späterer Besitzer liefs das irgendwo unter Trümmern eines zerstörten Tempels aufgefundene Bild als Seltsamkeit, vielleicht gar noch aus verstecktem Sinne für das Heidentum, beim Baue oder nachträglich über dem Thore einmauern. Letzteres, weil näher liegend, dürfte das Wahrscheinlichere sein; möglicherweise wird noch einmal helleres Licht über diesen Fall verbreitet werden. Jedenfalls aber dürfen wir mit Fug und Recht auf eine alte Wuotan-Stätte der Eifel schliefsen, wie der Verfasser dieser Zeilen eine gleiche im Hunsrück bei Otzenhausen* nachgewiesen hat. Der etwaige Einwand auf Grund der oberflächlichen Äufserung des Tacitus, dafs unsere Vorfahren keine Tempel und keine Götterbilde gehabt haben, ist allermindestens für das mit westlicher und südlicher Bildungsart in Berührung gekommene Westgermanien hinfällig. Ob das Heiligtum auf Mürlenbachs Burgberge selber oder sonst in der Nähe gestanden, wird kaum noch sicher ausfindig zu machen sein. Das Bleibsel aber, unser wieder zu Ehren gebrachtes Grimpetschel, sei als vielleicht ältestes Denkmal bildlich-religiöser Kunst unserer Altvordern dem Wohlwollen des Vaterlandes empfohlen; es würde verdienen, dem Verwitterungs-Einflusse entzogen und im germanischen Museum zu Nürnberg der spätesten Nachwelt erhalten zu bleiben.**

Etwa eine halbe Stunde östlich von Mürlenbach, auf dem rauhen Abhange der gegenüberliegenden Thalwand, ist im Jahre 1841 ein altes Gemäuer, der Unterbau eines als römisch vermuteten Gebäudes von 30 Fufs Länge und ungefähr gleicher Breite entdeckt worden; man fand in demselben u. a. eine mit einer Kranzleiste versehene Steinplatte, welche die Inschrift trägt:

In H. D. D.
Deo Caprioni
L. Teddiatus
Primus;

---

* Vergl. „Der Otzenhäuser Ring im Hochwalde“, Deutsches Dichterheim 1. Jahrgang (1881), 1. Teil, S. 108—111; desgl. „Tanhäuser“, Archiv f. n. Spr. LXVIII (1882), S. 50, Anm. 2.

** Für solche, welche dem Dorfe Mürlenbach einen Besuch abstatten möchten, sei erwähnt, dafs es sehr leicht zu erreichen ist: Es ist eine Station der Eifelbahn (Strecke Trier-Köln) und liegt etwa 1½ Meilen südlich von Gerolstein, zwischen den Stationen Densborn und Birresborn. Das Gasthaus zur Post gewährt gute Unterkunft und Verpflegung.

d. i. „In diesem Götterhause (?) [hat] dem Gotte Caprio L. Teddiatus der Ältere [diesen Stein gewidmet].“ Wer ist dieser Gott Caprio? In der römischen Mythologie scheint er nicht nachweisbar. Der Name hängt offenbar mit dem lateinischen caper, der Ziegenbock, zusammen und könnte einen Beschützer der Ziegenherden, vielleicht den ziegenstaltigen Pan meinen. Aber viel wahrscheinlicher ist, dafs wir hier ein Seitenstück zu Hercules Saxanus (Saxonus?), einen germanischen Gott mit römischer Benennung haben. Denn nicht nur die heiligen Stätten wurden beim Wechsel des herrschenden Volkes häufig übertragen, sondern sogar die Götter wurden mit mehr oder weniger Veränderung, welche sich oft nur auf den Namen erstreckte, übernommen; vor allen verstand das Römertum, die Gottheiten der verschiedenartigsten Bekenntnisse zu einer Art Weltreligion zu vereinigen. Wenn wir nun überlegen, welcher germanische Gott unter dem Caprio verstanden sein könnte, so werden wir zunächst an den benachbarten Wuotan-Grimpetschel erinnert; aber bei ihm ist keine Beziehung auf den Ziegenbock nachweisbar, welche einen solchen Beinamen rechtfertigte. Hingegen der nächstbedeutende Gott der alten Deutschen, der Gewittergott Donar, hat ein Gespann Böcke vor seinem Donnerwagen, reitet wohl auch auf einem Bocke und führt so, ähnlich Wuotan, seine Anhänger weithin durch die Lüfte;* vielleicht wandelte er sich sogar zeitweilig gänzlich oder teilweise in Bocksgestalt, wie solches dann auf den Teufel überkommen scheint; Böcke und Ziegen waren ihm geweiht und wurden ihm dargebracht (langobardisches Ziegenopfer). Alles läfst in Caprio unsern Donnergott erkennen, auf welchen auch die Ausdrücke „Haberfeld-Treiben“ als „Caperfell-, Bockfell-Treiben“, „ins

* Bei der Falkenburg, an dem Südwestende des Kifhäusergebirges gelegen, besteht die Sage, dafs im 17. Jahrhundert (?) ein Herzog aus Schlesien in der Heimat von einem gespenstigen Bocke aufgenommen, in gar kurzer Zeit durch die Lüfte geführt und in den Trümmern der Falkenburg abgesetzt worden sei; halbtot und elendiglich zugerichtet sei er dann bei Nacht in die naheliegende Falkenmühle gekommen und habe um Obdach gebeten. Schade, dafs diese Sage uns so lückenhaft erhalten ist! Entweder führte Donar auf seinem Bocke den Herzog durch die Lüfte, wie Wuotan den Hartung (Grund? um ihn Verfolgern zu entziehen?), oder der Herzog war Donar selber (welcher vielleicht die Gastlichkeit der Menschen prüfen wollte?).

Bockshorn jagen“ und „Hörner aufsetzen“ zu beziehen sind (vergl. Simrock, Mythologie). Die Mürlenbacher Gegend enthielt ein grofses germanisches Gau-Weihtum, von welchem das Grimpetschel-Bild und die Caprio-Platte bis jetzt die spärlichen Überbleibsel sind; hoffentlich wird weiterer Forschung gelingen, noch mehr zu Tage zu fördern. Möglicherweise ist der aufgefundene Caprio-Bau nicht einmal ohne weiteres römisch, sondern eher eiflisch zu nennen. Ob neben dem romanisierten Donar-Caprio auch Wuotan-Charal (im Hunsrück Otan) einen fremdzungigen Namen, etwa Carolus oder Mercurius Germanicus, trug?

Zu beachten sind noch manche mythologische Namenanklänge, welche in der Mürlenbacher Umgebung begegnen: Gottesbach, Rödelkaul (von Hruodo, der Ruhmreiche, Beiname Wuotans? oder vom „roten“ Barthaare Donars?), Grindelborn (Riese Krintil, Grindel), Hundskaul (verderbt aus Hunskaul, Riesenkaul; man denke an den Hunsrück) und manche andere. Der Verfasser richtet an alle, welchen Gelegenheit zu eingehenden Forschungen geboten ist, die Bitte, jene nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen; reichlicher Erfolg wird die Belohnung sein.

Ein halbes Jahr ist seit Niederschrift obiger Zeilen verstrichen, und die Zeit hat mich in der geäufserten Ansicht bestärkt. Einige kleine Nachträge seien mir noch gestattet:

Der Name Grimpetschel erinnert an die herkömmliche Fasnacht-Maske „Der Grimes“.

Die Beziehung der Charalinge (Carolinge), Kerlinge auf den alten fränkischen Stammgott wird fast zur Gewifsheit, wenn man erwägt, dafs nicht nur die Nachkommen Karls des Grofsen so benannt wurden, sondern das ganze Geschlecht, welches die merowingische Erbschaft antrat — ob nun die Kerlinge in heidnischer Vorzeit sich unmittelbar von dem Gotte ableiteten, oder ob nur eine Art Patenverhältnis mit dem zum Stammhelden gewordenen Charal = Carolus obwaltete. Zu den Kerlingen gehört auch jener sagenhaft anklingende Karl Martell (Hammer), welcher die Übertragung altgermanischer Vorstel-

lungen auf das Christentum vollzog und dadurch den Grund zu der neuen christlich-germanischen Mythologie legte.

Als Seitenstück zu Donar = Caprio, deutscher Gottheit lateinischer Benennung, mag auch noch Wuotan — Apollo Granus —, welcher zu Aachen verehrt ward, angeführt werden. Leichtlich kann gerade diese Benennung, welche auf dem germanischen Namen Grani beruht, für unsere Betrachtung wichtig sein. Simrock schreibt darüber in seiner Mythologie u. a.: „Granen heifsen im Altdeutschen die Barthaare, und nach Isidor nannten die Goten ihre lang herabhängenden Haare Grannen. Aus dem Lateinischen ist weder Granus noch Grannus zu erklären u. s. w.“ Man vergleiche hiermit unser gelocktes und bärtiges Götterbild; vielleicht weist es uns auf den Beinamen Grani, latinisiert: Apollo Granus, hin.

Seit beinahe funfzehn Jahrhunderten hat das Grimpetschel geduldig die Stürme des Völkerringens geschaut, in ewigem Wechsel die Geschlechter vergehen und entstehen sehen. Wahren wir es selber nun vor dem Untergange, welchem es ohne Eingreifen unfehlbar entgegensieht.

Adalbert Rudolf.

Lord Byrons

Einflufs auf die französische Litteratur.*

Kein Dichter des 19. Jahrhunderts hat einen solchen tief greifenden Einflufs auf die europäischen Litteraturen ausgeübt als Lord Byron.

Von den romanischen Litteraturen aber hat Byron in der französischen die nachdrücklichsten Spuren und Einwirkungen hinterlassen.

Byron hatte eine Zuneigung zu den romanischen Völkerstämmen, deren schönes Klima er besang. Er hatte Portugal gesehen, als es von dem französischen Eroberer bedroht, als Spanien halb, Italien ganz unterworfen war. Diese Länder hatten poetische Funken in ihm entzündet; er hing an ihnen mit ganzer Seele, während sie, welche sich gerade zum Aufstande erhoben, ihn übersetzten und studierten.

Gleichwohl ist sein Einflufs auf die französische Litteratur am tiefhaltigsten gewesen. Denn Byrons Weltschmerz war den leichtlebigen Italienern weniger verständlich, und während die Dichtung über das ganze Europa hin in einem Zustande unnatürlicher Bedrückung schmachtete, war in Frankreich der „grofse Romantismus“ in einem mächtigen Aufschwunge begriffen, welcher eine völlige Umwälzung in der schönen Litteratur der Franzosen verkündete. Den Franzosen war überdies kein Dichter so s y m p a t h i s c h als Byron. Bei ihnen war die Verneinung vorherrschend, sowohl gegen die bourbonische

* Aus des Verfassers demnächst erscheinendem Werke: Lord Byrons Einflufs auf die Litteratur Europas, 1883.

Restauration als auch gegen die akademische Klassicität. Byrons Eingreifen in die Entwickelung der romantischen Schule begegnete demjenigen Shakespeares.

Während alles in Frankreich über die Dichtung fremder Nationen träumte, war die Leier Byrons plötzlich über das Meer hinübergetönt und hatte alles, was bereits den Zündstoff von Göthe, Schiller und Scott in sich aufgenommen hatte, begeistert.

Auf den Eisfeldern Ruſslands hatte sich das Geschick des „unüberwindlichen“ Frankreichs erfüllt. Der Tag von Waterloo verdunkelte die Sonne Frankreichs und zerschmetterte das kaiserliche Scepter. Voll Schmerz stand Frankreich vor den Ruinen. Es konnte keinen Trost finden. Die Qual von Byrons Leben, sein Streben ohne Ziel: Frankreich fand dieses wieder in seinem eigenen Geschick.

Chateaubriand (1768—1848) ist „Childe Harold“ im Keime. Sehnsucht nach Abenteuer jagt ihn von Land zu Land, bis in die Urwälder Amerikas. Schwelgend in den Naturschönheiten, sucht er hier den von Rousseau erträumten Naturzustand. Seine indianischen Geschichten repräsentieren die naturschnsüchtige, weltschmerzlich kulturfeindliche Seite seiner Tendenzen. Im Jahre 1806 erschien sein „René“. Dem klassisch-atheistischen Elemente setzte er hiermit das romantisch-christliche entgegen. „René“ hat auf Byron nachhaltig eingewirkt.

Neben Chateaubriand vertritt Madame de Staël (1766 bis 1817) die Gesamtheit der groſsen poetischen Anregungen, die in dem Zeitraume von 1800—1870 auf den geistigen Fortschritt in Frankreich gewirkt haben. Die gewaltigen reformatorischen Ideen der Staël schufen Byron neuen Boden.

Alphonse de Lamartine (1790—1869) ist der erste französische Dichter, welcher von Byron beeinfluſst wurde. Er vertrat die sentimentale Seite des Weltschmerzes. Trotz der inneren Gegensätze beider Dichter fühlt Lamartine doch eine Verehrung für den Engländer. Mit der Religion sucht der erstere den letzteren vom Abgrunde zu retten.

Georg Herwegh liefert uns von der „Anrede“ Lamartines an Lord Byron folgende Übersetzung:

> Dir, Byron, gleich dem Aar, dem Räuber in den Wüsten,
> Klingt der Verzweiflung Schrei auch stets am allersüſsten.

Das Böse deine Lust, der Mensch dein Opfer ist,
Dein Auge, wie Satan, den dunklen Abgrund mifst,
Denn deine Seel' sich stürzt', fern Gott und lichtem Leben,
Wenn ewig Lebewohl der Hoffnung sie gegeben.
So wie der Satan herrscht in seinem finstren Haus,
So bricht dein wilder Geist in Totensänge aus,
Er jauchzt nach Freude und du singst nach Höllenweise
Des Bösen düstrem Gott ein düster Lied zum Preise.
Doch gegen das Geschick — wozu denn stets der Groll?
— — — — — — — — — — —
Ja deine Würde ist vor Gott, sein Werk zu sein
Und der Abhängigkeit, anbetend, dich zu freun.

Gewifs entzückte Frankreich solche Keuschheit, welches mit Sehnsucht auf Poesie und Religion wieder wartete.

Nichtsdestoweniger aber lauschte es fortan den Dichtungen Lord Byrons, während es zugleich in Lamartines frommen Poesien Trost fand.

Im Jahre 1825 verfafste Lamartine „le dernier chant du pèlerinage de Childe-Harold" und besang die Schicksale dieser flammenden Natur, welche in Griechenland ihren Atem ausgehaucht hatte. Lamartine läfst den mit dem irrenden Junker identifizierten Lord erst als ruhmgekrönten Freiheitshelden auftreten, dann aber in einer ganz verfehlten Charakterentwickelung als reuigen, den blutenden Lorbeer verschmähenden Sünder eines bufsfertigen, christlichen Todes sterben. Seine Apostrophen an Byron sind ganz gehaltlose Deklamationen, und Lamartine ist im Unrecht, wenn er seine Persönlichkeit und seine Erfahrungen mit Byron in Parallele stellen zu dürfen glaubt:

Hélas, tel fut ton sort, telle est ma destinée,
J'ai vidé comme toi la coupe empoisonnée.

und ihm, in schwerer Gedankenverworrenheit, die halb erhabenen, halb lächerlichen Zeilen zuruft:

La nuit est ton séjour, l'horreur est ton domaine:
L'aigle, roi des déserts, dédaigne ainsi la plaine,
Il ne veut, comme toi, que des rocs escarpés,
Que l'hiver a blanchis, que la fondre a frappés,
Des rivages couverts des débois du naufrage
Ou des champs tout noircis des restes du carnage,
Et, tandisque l'oiseau, qui chante ses douleurs,
Bâtit au bord des eaux son nid parmi les fleurs,

Lui des sommets d'Athos fraudit l'horrible cime,
Suspend aux flancs des monts son aile sur l'abîme,
Et là, seul, entouré de membres palpitants,
De rochers d'un sang noir sans cesse dégouttants,
Trouvant sa volupté dans les cris de sa proie,
Bercé par la tempête, il s'endort dans sa joie.
Et toi, Byron, semblable à ce brigand des airs,
Les cris du désespoir sont tes plus doux concerts.
Le mal est ton spectacle, et l'homme est ta victime,
Ton œil, comme Satan, a mesuré l'abîme,
Et ton âme, y plongeant loin du jour et de Dieu,
A dit à l'espérance un éternel adieu!

Eduard Engel bemerkt in seiner „Geschichte der französischen Litteratur“ S. 417 mit Recht: „Die Pose der weltschmerzlichen Entsagung hat Lamartine dem groſsen englischen Dichter nachzuahmen versucht, von der erschütternden Gewalt in Byrons lyrischer Sprache hat er nichts aufzuweisen.“

Der zweite Band von Lamartines „Méditations“ (1820 bis 1823) ist vielfach inspiriert von den durch Byron aufgekommenen Themas des Orients und Griechenlands.

Nach Byrons Vorbild schuf auch Lamartine eine Ode an Napoleon, die aber das Vorbild nicht erreicht.

Lamartines umfangreiches Epos „La Chute d'un Ange“ ist durch Byrons „Heaven and Earth“ beeinfluſst worden. Durch Byron angeregt unternahm Lamartine seine groſse Reise in den Orient, deren Beschreibung er 1835 herausgab. Ihr folgte 1854 ein „Nouveau voyage en Orient“.

Ehe wir zur Betrachtung der romantischen Schule in Frankreich, welche unter dem unmittelbarsten Einflusse Byrons stand, übergehen, wollen wir noch Charles de Chênedolles gedenken, dessen „Le Gladiateur romain“ (in seinen 1820 herausgegebenen Etudes poétiques) sich Byrons „Childe Harold“ zum Vorbild genommen hat, sowie Pierre Jean Berangers (1780—1857), dessen Teilnahme an der Befreiung und Beglückung der Völker Ausdruck in „La sainte alliance des peuples“ und dem „Hâtons-nous!“ findet.

Das Haupt der neuen romantischen Schule, die er selber so charakterisiert, ist Victor Hugo. Er erklärte die Romantik für den Liberalismus in der Poesie, richtiger den Radikalismus

in der Poesie; er acceptierte den Namen der „satanischen Schule“ als einen ehrenden. Victor Hugo ist genial und leidenschaftlich, schwankend und ruhmsüchtig, und wie Lord Byron wesentlich lyrischer Natur. In seiner Lyrik kehrt er sich vorzugsweise der Bejahung, der Lichtseite zu, wohingegen seine Romane und Dramen die Hinwendung zur Verneinung, zur Nachtseite charakterisiert. Byron hatte im Jahre 1824 seinen Geist ausgehaucht. Die ganzen Zeitverhältnisse hatten, wunderbar zusammengreifend, den Tod Byrons zum Augenmerk in Frankreich gemacht. Die französischen Maler fesselten das Publikum mit ihren Darstellungen aus dem griechischen Freiheitskampfe. Gerade waren Fouriels „Griechische Volkslieder“ (1824—1825) erschienen, die von einer unbeschreiblichen Wirkung waren.

Chateaubriand trat in die Opposition über und lieſs sich in eines der griechischen Comités aufnehmen. Die neu auftretende Dichterschule scharte sich um Byrons Fahnen.

Im Jahre 1826 erschienen Victor Hugos „Orientalen“. Sie sind ganz von dem Geiste Byrons durchweht und stützen sich auf Reminiscenzen aus Byrons Philhellenismus.

„On s'occupe,“ so heiſst es in der Vorrede, „aujourd'hui, et ce résultat est dû à mille causes qui toutes ont amené un progrès, on s'occupe beaucoup plus de l'orient qu'on ne l'a jamais fait. Les études orientales n'ont jamais été poussées si avant. Au siècle de Louis XIV on était helléniste, maintenant on est orientaliste etc.“

Indes ging Victor Hugo nicht in der Verstimmung über die Gegenwart in den Orient, wie die deutsche Romantik in das Mittelalter. Die bloſse Örtlichkeit führte ihn durch das neue Griechenland zugleich in die Gegenwart zurück.

Die Preisgedichte auf Kanaris und der Liederkranz zur Feier der Schlacht von Navarin zeigt den Dichter ganz in Byrons Geiste in die lebensvollen Bewegungen der Gegenwart verwebt.

Es ist unschwer, an den übrigen zahlreichen Dichtungen Victor Hugos den Einfluſs des englischen Dichters nachzuweisen. Seine Oden sind vielfach der Ausdruck seines Zweifels, des Schmerzes und einer oft bitteren Ironie. Seine Dramen

bieten in ihrem Geiste und ihrer Komposition vielfach Berührungspunkte mit denjenigen Byrons.

Casimir Delavigne (1794—1843), inspiriert durch die politische Seite von Byrons Dichtungen, veröffentlichte 1818 seine Messéniennes. Es sind teilweise satirisch-lyrische Epen, teilweise patriotische Elegien, die ihren Namen durch die Ähnlichkeit der Lage des überwundenen und besiegten Frankreichs mit dem von Messene erhalten haben. Delavigne wurde mit seinen Messéniennes der Sänger der Freiheitsbegeisterung. Unter der Verhüllung des antiken Stoffes des unterdrückten Messene war darin die Klage des von der europäischen Koalition besiegten Frankreichs um den dahingegangenen Ruhm ausgesprochen. Bemerkenswert sind seine Gesänge auf Lord Byron und die Aufstände in Italien und Griechenland.

Byrons Tod erschütterte Delavigne aufs tiefste. Als er, seinen Spuren nachgehend, den romanischen Süden durchwanderte, schöpfte er hier den Stoff zu seinen „Neuen messenischen Liedern“.

Im Jahre 1829 schuf Delavigne nach Byrons Vorbilde das Trauerspiel „Marino Falieri“, das indes von geringem Wert ist.

Pierre Lebrun verfafste 1828 einen „Voyage en Grèce“. Gérard de Nerval, lange Zeit auf grofsen Reisen zubringend, einen „Voyage en Orient“. In dem letzteren zeigt sich die weiche Seite des englischen Dichters.

Nächst Victor Hugo ist Alfred de Musset (1810—1857) der bedeutendste Dichter der französischen romantischen Schule, die vielfache Inspirationen von Lord Byron empfing. Musset sprang am kecksten in die Reihen der Neuerer ein, „in der ungetäuschten Genialität, der affektierten Geistesverstimmung und Lebensüberdrüssigkeit Byrons“. Bezüglich Mussets bemerkt Heine, dafs der damals jugendliche Verfasser eine französische Übersetzung Byrons gelesen habe und durch diese Lektüre bestimmt ward, im Kostüme des englischen Lords jene Übersättigung und jenen Lebensüberdrufs zu affektieren, die in jener Zeit unter den jungen Leuten zu Paris Mode waren.

Im Jahre 1820 veröffentlichte Musset seine „Contes d'Espagne et d'Italie“. Sie sind voll von den Wunderlichkeiten der Romantik, versetzt mit Byronscher und Heinescher Ironie. An

manchen Stellen sucht Musset Byron noch zu „überbyronisieren“. In seinen Erzählungen in poetischer Form „Mardoche“, „Le saule“, „La coupe et les lèvres“, „Rolla“ nahm er Byron als Vorbild. Er ahmte seinen „Lava“ den „Korsaren“, „Porisina“ und „Don Juan“ nach. An die letztere Dichtung erinnert Mussets Namouna. Aufs glücklichste kopiert er Byron in seiner Portia, einem Charakter, wie ihn Byron uns in „Lara“ und „Parisina“ vorführt. „Musset,“ bemerkt Scherr, „ist sehr geeignet uns zu verdeutschen, warum er die französische Romantik eine ‚Litteratur der Verzweiflung‘ nannte. Denn die Summe seines Denkens und Dichtens war: Wir können nicht mehr glauben, hoffen und lieben; um aber die grofse Krankheit des Daseins in würdiger Fassung und Ergebung zu tragen, sind wir zu selbstsüchtig und genufssüchtig; stürzen wir uns also aus dem Zweifel in die Orgie.“

Es ist die bittere Verzweiflung, welche aus seinen Versen spricht. Eine betrogene Jugendliebe hatte eine finstere Byronsche Falte auf seine Stirn gelegt; in seinen Erzählungen poetischer Form kehrt daher die weibliche Untreue fortgesetzt wieder.

Wir übergehen in unserer Betrachtung die übrigen Glieder der romantischen Schule, welche gleichfalls mehr oder minder von Byron beeinflufst sind, wir wenden uns derjenigen Frauengestalt zu, welche mit Alfred de Musset eine Zeit lang in näherer Verbindung stand. Wir meinen George Sand (Aurora Dudevant) 1804—1876, die gröfste Dichterin unseres Jahrhunderts.

An ihrem Innern nagt die Skepsis eines Byron, den sie eifrig studiert hat. Vertraut mit den tiefen Schäden, welche sich unter dem Firnis der gesellschaftlichen Bildung bargen, hat sie in ihren Romanen die von Byron berührte sociale Frage berührt und ausgesponnen. In diesem Sinne erschien im Jahre 1832 ihr Roman „Indiana“. Alle Leidenschaften und Zerwürfnisse, alle Schmerzen und Konflikte, alles Elend und alles Sehnen, alles, was die moderne Gesellschaft bewegt, ist hier zu einem Gemälde vereinigt. Eine grofse Anzahl anderer Romane, denselben Zweck erstrebend, folgten.

„Auf die Unnatur, Zerrissenheit und Ungerechtigkeit der Gesellschaft basierte die Sand ihre Poesie. Sie kämpfte für die gesellschaftliche Berechtigung der Frauen. Um die Wir-

kungen der socialen Schäden ganz zu verstehen, ging sie den Ursachen bis an die Wurzeln nach. Auf diesem Gange sucht die Dichterin überall Gott und den Himmel, findet aber statt dieser nur den Zweifel und die infernalische Verzweiflung."

Die Chorführer der modernen französischen Romanlitteratur folgten der Sand in der Berührung und Darstellung der von Byron energisch angeregten socialen Frage.

Balzac (1799—1850) wurde auf dem Wege gewissenhafter Beobachtung anderer und eigener Selbstprüfung Pessimist. Von den gewonnenen Resultaten überwältigt, erzeugen sie in ihm eine Byronsche Zerrissenheit, einen tiefen und dauernden Weltschmerz. Sein Pessimismus hindert ihn, wie Byron, vollendete Kunstwerke zu schaffen.

Sue (1804—1859) vertritt gleichfalls den Pessimismus, aber dieser ist nicht hervorgegangen aus gewissenhafter Beobachtung der Welt, sondern aus Frivolität. Er höhnt in ekelhaftester Weise alle höheren, sittlichen und ästhetischen Interessen. In ihm und seinen Nachfolgern, zu denen wir in gewissem Sinne auch die Vertreter des gegenwärtig in Frankreich herrschenden Naturalismus zählen, sehen wir die von Byron ausgestreuten Ideen daher in den Schmutz getreten.

Zum Schluſs nennen wir noch Gustave Flaubert (geb. 1821), auf dessen Entwickelung Lord Byron den wichtigsten Einfluſs ausgeübt hat (Romane: „Madame Bovary", „Salammbô", „L'éducation sentimentale"); für seinen groſsen Roman „die Versuchung des heiligen Antonius" lieferte in Einzelheiten der zweite Akt von Byrons „Kain" das Vorbild; ferner nennen wir Alphonse Daudet, über dessen Lebensanschauung ein Hauch von Wehmut und Weltverachtung liegt.

Dr. Otto Weddigen.

Zur Physiologie der französischen und deutschen Konsonanten.

Von

Fr. Devantier.

Veranlafst sind die nachfolgenden Bemerkungen durch das fleifsige und inhaltreiche Programm der höheren Bürgerschule zu Freiburg im Breisgau 1881 von T. Merkel: Die deutsch-französische Aussprache, 1. Teil.

Über die drei ersten der sieben in demselben aufgestellten und verteidigten Thesen erlauben wir uns kein Urteil; mögen Merkels specielle Fachgenossen, zu denen wir nicht gehören, es entscheiden, ob wirklich, wie die erste These sagt, bei den lebenden Sprachen die Aussprache ebenso wichtig ist, als die Kenntnis und richtige Behandlung des Sprachschatzes und der grammatischen Gesetze; ob in Deutschland, wie in der zweiten These behauptet wird, im französischen Sprachunterricht ziemlich allgemein statt der französischen eine deutsch-französische Aussprache gelehrt und gelernt wird, welche — These 3 — auf den betreffenden deutschen Dialekt zurückzuführen ist.

Mehr Beurteiler werden sich für den vierten und fünften Satz finden, „das allgemeinste und deshalb charakteristischste Merkmal der deutsch-französischen Aussprache liege in dem absoluten Mangel eines wohlausgeprägten Wechsels von harten und weichen Konsonanten, während dem Deutschen gegenüber gerade dieser Wechsel als das Wesen der wahren französischen Aussprache bezeichnet werden müsse (4); in der deutsch-französischen Aussprache würden die weichen Buchstaben alle zu hart und die harten alle zu weich, d. h. nicht scharf genug und mit zu viel Aspiration ausgesprochen“ (5). Die meisten Norddeutschen werden, da sie sich klar bewufst sind, die harten und

weichen Verschlufslaute, also p und b, t und d, k und g, in der Aussprache völlig auseinander zu halten, gegen die allgemeine und schroffe Fassung der These 4 Einsprache thun, indem sie den erhobenen Vorwurf des „absoluten Mangels eines wohlausgeprägten Wechsels“ von harten und weichen Konsonanten zunächst für ihre Muttersprache von sich zurückweisen und ihn auf die Süd- und Mitteldeutschen, namentlich auf die Thüringer werden beschränken wollen. Und mit Recht; denn der „Wechsel“, oder wohl besser: der Unterschied zwischen den genannten harten und weichen Konsonanten ist, wenigstens im An- und Inlaut, in Norddeutschland ein wohlausgeprägter; Verwechselungen von Bein und Pein, Begleitung und Bekleidung etc. kommen hier nicht vor. Denselben Unterschied machen die Norddeutschen aber auch, wenn sie französisch sprechen. Daher werden z. B. die Berliner es nicht begreifen, dafs ihr ha*b*it einem Franzosen wie ha*p*it, ihr *b*onjour wie *p*onjour, ihr *d*e wie *t*e klingen soll, und zugleich auch noch umgekehrt ihr *c*omme wie *g*omme, ihr *p*eut wie *b*eut etc., Fehler, die E. Rod, Les Allemands à Paris (Merkel pag. 27) zwei junge Berliner machen läfst. Wenn Rod wirklich in Berlin oder an Personen aus Berlin diese Aussprache bemerkt hat, so darf man wohl die Vermutung aufstellen, dafs die Wiege der Betreffenden irgendwo in Thüringen gestanden hat; übrigens liegt es nahe, auch hier, wie Merkel selbst pag. 28, Anm. 1 bei dem „Witze, ein Elsässer Abgeordneter habe gesagt: Tous mes brochets sont des truites, statt: Tous mes projets sont détruits“ es thut, an eine „tendenziöse Erdichtung“ zu denken. Wir können nur wiederholen: der Norddeutsche unterscheidet, auch wenn er französisch spricht, p und b, t und d, k und g vollkommen deutlich.

Ob er aber seine harten und weichen Konsonanten in derselben Weise unterscheidet wie der Franzose, ob also die norddeutschen harten Laute genau ebenso artikuliert werden wie die französischen harten, und die norddeutschen weichen genau ebenso wie die französischen weichen, das ist allerdings eine zweite Frage. Was die harten norddeutschen Konsonanten p, t, k betrifft, so ist der in der zweiten Hälfte der These 5 ausgesprochene Tadel insofern ein gerechter, als die Norddeutschen vielfach, das Gebiet genau zu bezeichnen sind wir nicht im stande, ihre harten Konsonanten in der That nicht als reine Tenues, sondern mit einem deutlich vernehmbaren nachstürzenden Hauche sprechen. Auf die Aussprache der norddeutschen und französischen weichen Konsonanten b, d, g speciell einzugehen, bestimmen uns die beiden letzten Thesen. These 6

lautet: „Der als Urquell dieser deutsch-französischen Aussprache zu betrachtende Irrtum besteht darin, dafs man die weichen französischen Konsonanten b, d, g, j, z, weiches s und x den deutschen gleich behandelt, d. h. sie nur als solche kennzeichnet, welche „weich, gelinde, sanft" u. s. w., also mittelst eines sehr gelinden Luftstroms auszusprechen seien, während man den wesentlichen Unterschied dieser Laute im Französischen von den entsprechenden deutschen fast allgemein ganz aufser acht läfst;" These 7: „Derselbe besteht aber bei b in einem kurzen Vorlaut von m, bei d und hart g in einem solchen von n, bei j und z in dem summenden Halbvokal."

Was Merkel als charakteristisch für die angeführten französischen Konsonanten bezeichnet, ist, darüber lassen seine Ausführungen keinen Zweifel, der bei ihrer Aussprache hervorgebrachte Stimmton, ein im Kehlkopf durch rhythmische Schwingungen der Stimmbänder erzeugter musikalischer Klang, welcher das eigentliche Wesen der Vokale ausmacht, aber auch bei einer Reihe von Konsonanten hörbar ist. Merkels These 6 besagt also: die französischen Konsonanten b, d, g, j, z, weich s und x werden mit dem Stimmton gesprochen, in der deutsch-französischen Aussprache haben sie ihn „fast allgemein" nicht; These 7: der Stimmton besteht bei b aus einem kurzen Vorlaut von m, bei d und hart g in einem solchen von n etc. Zu der 6. These müssen wir bemerken, dafs statt des Ausdruckes „fast allgemein" deutlicher und bestimmter hätte gesagt sein sollen, dafs die grofse Mehrzahl der Norddeutschen, eine genaue Angabe ist leider auch hier nicht möglich, beim deutschen b, d, g und weichen s den Stimmton ebenfalls hören lassen. Wie sprechen sie aber die französischen b, d, g und weiches s? Wir können nur konstatieren: mit demselben Stimmton. Sie sprechen das b in *b*leu wie in *b*lau, das g in *g*rand wie in *g*rofs, das d in *d*e wie in *d*a, das s in prison wie in dieser etc., ja man darf behaupten, sie würden, wenn nicht eines anderen belehrt, fransösisch b, d, g und weich s mit dem Stimmton sprechen, auch wenn diese Konsonanten ihn im Französischen nicht hätten, eine Behauptung, die mit Merkels These 3 durchaus im Einklang steht. Die eine Folgerung Merkels, dafs, da die Franzosen den Deutschen im allgemeinen vorwürfen, die harten und weichen Konsonanten nicht gehörig zu unterscheiden, die Norddeutschen „von den ihnen zu Gebote stehenden weichen Lauten in der fremden Sprache nicht den richtigen Gebrauch machen", können wir nicht zugeben. Die andere, Merkel wahrschein-

lichere Ansicht, „dafs die härtere Aussprache der weichen Konsonanten vom Süden aus immer mehr nach Norden vorrücke“, ist einerseits, da ja die Lautverschiebung (cf. Merkel, pag. 29) beendet ist, wohl gänzlich unerwiesen, andererseits aber erklärt sie doch keineswegs, wie in denjenigen norddeutschen Gegenden, wo nun doch einmal wirklich tönende Mediæ gesprochen werden, diese beim Französischsprechen zu tonlosen werden sollten!

Ferner haben wir zu Merkels These 6 die Bemerkung zu machen, dafs die mit Stimmton gesprochenen französischen Konsonanten hätten vollständig aufgeführt werden müssen. Den Stimmton haben aber aufser den von Merkel genannten noch m, n, l, r und v. Merkel mag diese Konsonanten, von denen er allerdings in den Erläuterungen seiner Thesen redet, nicht in diese selbst aufgenommen haben, weil er bei ihnen eine unrichtige Aussprache im Französischen nicht glaubte befürchten zu müssen; aber hören wir wie Sievers, Grdze der Lautphysiologie[1], § 16, pag. 90 sich über sie äufsert: „Die reduzierte Aussprache von l, m, n (d. h. diejenige, bei welcher ‚der Stimmton erst in dem Momente einsetzt, wo der Übergang zum folgenden Laute bereits beginnt‘) ist in einem grofsen Teile von Mittel- und Süddeutschland heimisch (aus Norddeutschland sind mir ganz sichere Beispiele nicht gegenwärtig). Sie fällt besonders auf, wenn man Angehörige dieser Gegenden etwa englisch oder französisch mit Übertragung dieser Eigentümlichkeit auf die fremde Sprache sprechen hört. Wie sehr dieselbe stellenweise eingewurzelt ist, kann man daraus ersehen, dafs der Frankfurter Oskar Wolf in seinem Buche über Sprache und Ohr S. 15 jene Laute nebst h und der ebenfalls der Reduktion fähigen Spirans w als eine besondere Klasse von „tonborgenden“ Konsonanten aufstellt, „weil m, n, l und w nicht selbständig ohne Zuhilfenahme eines Vokals zu lautieren sind, weil sie sich erst von einem vorangehenden oder folgenden Vokale begleiten lassen müssen, um hörbar zu werden.“ Also überflüssig war es doch gewifs nicht, bei diesen Konsonanten etwas über den Stimmton zu sagen! Selbst wenn sie im Badischen durchweg mit vollem Stimmton gesprochen werden, was nach Sievers' Ausführung doch einem Fernerstehenden zweifelhaft sein mufs, hätte Merkel seine nördlichen Nachbarn vor einer, anderen Gelehrten besonders auffallenden mangelhaften Aussprache im Französischen warnen sollen, er, der Seite 38 es rügt, dafs einige Verfasser von Lehrbüchern „ihre Ausspracheregeln nur für ihre

Heimat tauglich eingerichtet haben, während sie ihre Bücher keineswegs nur für diesen engeren Kreis bestimmt hatten." Oder will etwa Merkel gar umgekehrt die von Sievers gerügte, vielleicht ihm selbst geläufige reduzierte Aussprache auch im Französischen? Dann wäre eine Bemerkung für die sonores m, n, l, r und w sprechenden Norddeutschen unentbehrlich!

Noch einen anderen Punkt möchten wir hier zur Sprache bringen. Die Aussprache des f und w, meint Merkel, mache der übergrofsen Majorität der Deutschen keine Schwierigkeit. Das mag sein, aber das w wird, ganz abgesehen vom Stimmton und der „Aspiration, bezw. Friktion" (Merkel, pag. 22, Anm. 1) in Deutschland verschieden gesprochen; es ist „in einem grofsen Teile Mittel- und Süddeutschlands (Sievers) bilabial, das norddeutsche w aber ist labiodental. Die Hervorhebung dieses wesentlichen Unterschiedes und eine Notiz darüber, dafs das französische v durchaus nicht bilabial zu sprechen ist, sondern labiodental, hätte Merkel nicht fehlen lassen dürfen, ebenso wenig ein Wort über alveolares und gutturales r (cf. Vischers Aufsatz in der „Gegenwart" 1882, Nr. 40 und 41: „Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland", speciell S. 249, linke Spalte oben).

Wir kommen zu der von Merkel in These 7 gewählten Bezeichnung des Stimmtons bei b durch kurzes vorlautendes m, bei d und g durch ein solches n, und damit auf einen Punkt, der von allgemeinem lautphysiologischen Interesse ist. Ist nämlich Merkels Bezeichnung der betreffenden französischen Konsonanten richtig, so sind diese keine echten Verschlufslaute, sind dagegen die französischen b, d, g wirkliche Verschlufslaute, was man bisher geglaubt hat, so ist Merkels Bezeichnung nicht nur ungenau, sondern physiologisch unrichtig.

Das Wesen der Verschlufslaute besteht ja bekanntlich darin, dafs an irgend einer Stelle des Ansatzrohres ein völliger Verschlufs, eine „völlige Absperrung von Mund- und Nasenkanal" hergestellt und plötzlich vom Exspirationsstrom durchbrochen wird; m und n gehören aber zu denjenigen Lauten, bei welchen kein völliger Verschlufs hergestellt wird; bei ihnen „strömt die Luft durch die Nase ab", wie Merkel selbst ganz richtig pag. 32 sagt. Es ist also klar: die Laute mb, nd, ng können keine einfachen echten Verschlufslaute sein; da sie als Reibelaute begonnen und als Explosive beschlossen werden sollen,

mufs während ihrer Artikulation ein Übergang stattfinden von einem Reibelaute zu einem Verschlufslaute. Dafs sich solche Laute bilden lassen, soll nicht bestritten werden, obgleich sie von den Physiologen, soviel wir wissen, in einer indogermanischen Sprache noch nicht konstatiert sind. In afrikanischen Sprachen kommen sie vor; so schreibt z. B. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, p. 41 ff. Mbali, p. 325 ff. Ndoruma etc.; durch das m und n soll doch gewifs ein Nasal vor b und d bezeichnet werden. Anders steht es mit den neugriechischen Zeichen μπ = b, ντ = d, welche Brücke, Grdz. Wien 1856, p. 45, eine „interessante Art“ nennt, „die Mediæ bei Mangel eines besonderen Zeichens zu umschreiben.“ Er sagt dort weiter: „Die Neugriechen drücken nämlich, da β und δ bei ihnen das Zeichen für w^2 und z^4 sind, das b durch μπ und das d durch ντ aus. Beim μ mufs die Stimmritze zum Tönen verengt, der Mund geschlossen, der Nasenkanal offen sein, beim π Mund- und Nasenkanal geschlossen, aber die Stimmritze offen. Man soll also, nachdem man die Lippen geschlossen und die Stimme hat anklingen lassen, sofort durch Weiteröffnen der Stimmritze den Ton wieder schwinden lassen, dann den Nasenkanal von der Mundhöhle abschliefsen und endlich das π durch Öffnen der Lippen explodieren lassen. Je rascher man diese Akte hintereinander auszuführen sucht, um so schwieriger wird es, sie auseinander zu halten. Zunächst verschliefst man den Nasenkanal, noch ehe man die Stimmritze erweitert hat, und dann geht das μ in den Verschlufs für b über; es erscheint statt des Lautes der von Purkiňe sogenannte Blählaut, der dem b angehört, und sobald sich nun bei der noch verengten Stimmritze die Lippen öffnen, explodiert dasselbe. Das μ ist also hier das Zeichen der zum Tönen verengten Stimmritze; es soll ein π mit zum Tönen verengter Stimmritze, das heifst: ein b gebildet werden. Ganz so verhält es sich mit dem ντ, nur dafs hier der Verschlufs des Mundkanals nicht von den Lippen, sondern mittels der Vorderzunge gebildet wird. Wahrscheinlich rührt diese Transskription daher, dafs man den Laut der Resonanten mit dem ihm ähnlichen Purkiňeschen Blählaute verwechselte.“

Wie steht es nun mit Merkels Transskription des französischen b durch mb, des d durch nd, des g durch ng? Merkel citiert unter anderen pag. 33 Jäger (Korr. Bl. 1864, Seite 85): „... während die Lippen für das b sich schliefsen und der Laut vor der Öffnung der Lippen anfängt im Munde zu vibrieren, so

dafs ein Teil durch die Nase entweicht, was ebenso bei dem d stattfindet, und man kann daher diese beiden Buchstaben un peu nasales nennen, wie mir mein Lehrer in Genf sagte." Diese Beschreibung stimmt allerdings, abgesehen davon, dafs das g fehlt, vollkommen mit Merkels Bezeichnung; haben aber Merkel, Jäger und dessen Genfer Gewährsmann richtig beobachtet? Das an sich höchst einfache, aber vorsichtig anzustellende Czermaksche Experiment kann die Frage entscheiden: „Man bringe während der Bildung des zu untersuchenden Lautes eine kalte polierte Platte, etwa eine Messerklinge, vorsichtig unter die Nasenöffnung; ist die Gaumenklappe fest geschlossen, so bleibt die Platte rein, bei der geringsten Öffnung aber beschlägt sie mit Wasserbläschen" (Sievers[1], pag. 34). Vorsicht ist bei diesem Experimente deshalb geboten, weil, wenn man den zu untersuchenden Konsonanten nicht allein, sondern mit einem voraufgehenden oder folgenden nasalen Vokale oder Konsonanten spricht, leicht der Exspirationsstrom dieser für den des fraglichen Konsonanten gehalten werden kann. Entscheidet das mit der erforderlichen Vorsicht und Genauigkeit angestellte Experiment für Jäger und Merkel, indem die Platte bei französ. b, g und d beschlägt, so haben sie das Verdienst, auf eine wichtige Eigentümlichkeit dieser französischen Laute aufmerksam gemacht zu haben, welche etwa spirantisch angesetzte Mediæ oder explosivisch beschlossene Spiranten genannt werden könnten. Dann aber hätte Merkel nicht an anderen Stellen sagen dürfen, dafs die norddeutschen tönenden Mediæ diesen französischen unechten Medien gleich seien! Dadurch verdirbt er zum guten Teile wieder, was er, falls seine Entdeckung sich bestätigt, gewonnen hat. Denn bei den norddeutschen tönenden Medien bleibt die Platte, auch wenn man noch so energisch artikuliert, rein, bei ihnen ist der Nasenkanal völlig abgeschlossen, sie sind echte Verschlufslaute. Der physiologische Vorgang bei ihnen ist folgender. Bei allen dreien, b, d und g, ist der Nasenkanal durch die Gaumenklappe fest abgeschlossen; die Mundhöhle ist abgeschlossen bei b durch die Lippen, bei d durch den vorderen Teil der Zunge und den harten Gaumen, bei g durch den hinteren Teil der Zunge und den weichen Gaumen. Der den Stimmton im Kehlkopf erzeugende Exspirationsstrom wird nun in die so völlig abgeschlossene Mundhöhle hineingetrieben und kann nicht mehr, als diese anfüllen; ist der „Blindsack" der Mundhöhle mit Luft ganz gefüllt, so ist, wenn nicht die Explosion erfolgt, das Ende des Exspirationsstroms und damit dann auch das Ende des Stimmtons

gegeben. Der auf die beschriebene Weise entstehende Stimmton der Mediæ b, d und g ist der in dem obigen Citat von Brücke erwähnte Blählaut. Er ist zeitlich begrenzt, und zwar ist er von kürzester Dauer beim g, weil bei diesem der Blindsack der Mundhöhle am wenigsten Luft fafst, also am schnellsten gefüllt ist; etwas länger kann er beim d ertönen, wo der abgeschlossene Teil der Mundhöhle etwas geräumiger ist; am längsten beim b, bei welchem er hörbar gemacht werden kann, bis die Backen völlig aufgeblasen sind. Der Stimmton bei m und n dagegen erklingt, da der Exspirationsstrom durch den Nasenkanal freien Abflufs hat, so lange, wie der Atem reicht.

Auch Merkel hätte sich über das Wesen des Blählautes klar werden müssen und es leicht können, da er pag. 32 f. die richtige Sieverssche Definition wörtlich anführt! Dafs er trotzdem die nötige Klarheit nicht gewonnen hat, beweist der Umstand, dafs er dieser Sieversschen Definition die zum Teil ungenaueren von Castres, Crombie, Sweet und Krönig folgen läfst, dann die mit seiner Bezeichnung, wie schon bemerkt, völlig übereinstimmende Jägersche Ansicht anführt, und doch pag. 34 sagen kann: „Gemeinverständlicher — pag. 39 nennt er den von ihm gewählten Ausdruck sogar ‚verständlicher und genauer‘ — als alle diese Bemerkungen und Beschreibungen scheint mir jedoch die Darstellung zu sein, die ich von dem fraglichen Blählaute schon im Jahre 1859 gegeben habe, indem ich ihn einem kurzen m, bezw. n gleichstellte.“ Also von einer ziemlich starken und verwirrenden Unklarheit über diesen Punkt ist Merkel nicht freizusprechen. Wenn wir unter diesen Umständen Brückes Erklärung vergleichen (Grdz. p. 33): „dafs man beim b die Stimme schon einen Moment vor der Lösung des Verschlusses tönen lassen kann, indem man die Luft durch die zum Tönen verengte Stimmritze in den Blindsack, den die Mundhöhle bildet, hineintreibt, wie dieses bei den Franzosen in der That häufig geschieht, bei uns Deutschen aber selten“ (cf. pag. 37 f. über d, pag. 45 über g), so kann man sich schwer des Gedankens erwehren, dafs Merkel, Jäger und dessen Genfer Lehrer mit ihrem nasalen Vorlaute bei franz. b, g und d im Irrtume sind, dafs sie, ähnlich wie diejenigen, welche im Neugriechischen μπ für b, ντ für d einsetzten, den Laut der Resonanten mit dem ihnen ähnlichen Blählaute verwechseln.

Trotzdem ist auch so die Merkelsche Untersuchung nicht ohne Wert, denn eins wollen wir gern zugeben, nämlich dafs der Stimmton, bei den Verschlufslauten b, g und d also der Blählaut, im Französischen

deutlicher hörbar ist, als im Deutschen, und weiter hat Merkel auch wohl nichts gemeint. Wir sahen, dafs bei den Blählauten schliefslich der ganze Blindsack völlig durch den Exspirationsstrom angefüllt werden kann, und dafs der Stimmton während der ganzen Dauer dieser Füllung erklingt. Der Blählaut verliert aber nichts von seiner charakteristischen Eigenschaft (gegenüber den Nasalen m und n ist dies der Abschlufs des Nasenkanals), wenn die Füllung des Blindsackes nur eine unvollständige ist, wenn die Explosion schon vor der völligen Füllung eintritt. Der höhere oder niedrigere Grad der Füllung und die sich daraus ergebende längere oder kürzere Dauer des Stimmtons kann in verschiedenen Sprachen und Dialekten recht wohl einen bemerkenswerten Unterschied im Klange der betreffenden Konsonanten verursachen; auch die verschieden grofse Energie, mit welcher der Exspirationsstrom in den Blindsack getrieben wird, kann dazu beitragen. So wie innerhalb des Deutschen dieser Unterschied im Klange auffällt, indem in einem grofsen Teile Mittel- und Süddeutschlands die tönenden Konsonanten reduziert gesprochen werden, während die Norddeutschen den Stimmton deutlicher und auch wohl länger hören lassen; so wird auch der Unterschied zwischen den französischen tönenden Konsonanten und denselben deutschen, auch norddeutschen, wohl darin bestehen, dafs die französischen von einem deutlicheren und längeren Stimmtone, die französischen tönenden Verschlufslaute b, d, g also von einem deutlicheren und längeren Blählaute begleitet werden, als die deutschen. Nichts anderes wird das „klangvollere Gepräge", die „besondere douceur" des Französischen ausmachen.

Nach diesen Erörterungen stellen wir für die im An- und Inlaut mit vernehmlichem Stimmton gesprochenen norddeutschen Konsonanten folgendes Schema auf: Der Stimmton ist

a) zeitlich begrenzt bei den Verschlufslauten b, d und g (Blählaut);

b) zeitlich unbegrenzt, d. h. er dauert, solange der Atem reicht,

  α) bei den Spiranten: labiodentalem w, weichem s und j;

  β) bei den Sonoren: m, n, l, r.

Im Französischen treten zu den Spiranten noch j, g vor e, i, y und z hinzu, während der Laut des deutschen j fehlt; französ. x setzt sich zusammen aus tönendem harten g und tönendem s. Auf die Bezeichnung des Stimmtons bei französ. j und z als „summenden Halbvokals" glauben wir besser zu verzichten.

Zum Schlufs können wir uns nicht enthalten, noch auf einen Punkt ausdrücklich hinzuweisen, dessen Wichtigkeit sich schon aus dem Gesagten ergiebt, das ist: die möglichst genaue Konstatierung der in den verschiedenen deutschen Dialekten gesprochenen Laute. Solange wir eine solche Statistik nicht haben, entbehren wir bei orthoepischen Regeln für die Erlernung einer fremden Sprache durchaus eines genügenden Anhaltes. Mit Recht ruft Sachs in der von Merkel pag. 38, Anm. 4 citierten Stelle aus: „Wer kann . . . die tausendfältigen dialektischen Verschiedenheiten, welche sich auch in Deutschland fühlbar machen, feststellen und vorhersehen? Wer kann für das ganze Vaterland bestimmen, welches franz. Wort ‚nach den vorhandenen Regeln' überall richtig, welches Wort falsch gesprochen wird, und in welchen Punkten der Österreicher, in welchen der Ostpreufse, in welchen der Rheinländer u. s. w. verwarnt werden mufs?" (Sachs, deutsch-franz. Wtbch. S. VII). Bis jetzt kann es allerdings leider niemand; aber darf man sich mit diesem Geständnis der Impotenz zufrieden geben? Wenn ein einzelner Gelehrter jetzt die Riesenarbeit auf sich genommen hat, die Grenzen und Eigentümlichkeiten der mittel- und niederdeutschen Dialekte, namentlich in Hinsicht auf die Lautverschiebung, festzustellen, und bei seinem rationellen und umsichtigen Verfahren auch gewifs zu sicheren Resultaten kommen wird, so mufs es doch einer Vereinigung zusammen arbeitender Gelehrter auch möglich sein, die wichtigsten lautphysiologischen Thatsachen der Dialekte zu fixieren. Durch feinhörige und einigermafsen geschulte, vorurteilsfreie Persönlichkeiten auf Grund sorgfältig gearbeiteter Fragebogen auch für diese Seite der Sprachwissenschaft einen breiten und festen Unterbau zu legen, das ist eine Aufgabe, der man sich nicht mehr lange wird entziehen können.

Jever in Oldenburg.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Einführung in das Studium der Dichtkunst. 1. Das Studium der Lyrik. Von A. Görth, Direktor der höheren und mittleren Töchterschule zu Insterburg. 1883. Leipzig 1883, Julius Klinkhardt.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes beabsichtigt nichts Geringeres als eine durchgreifende Reform. Er will zunächst die bisherigen Ansichten über die Lyrik und den Geschmack für lyrische Kunstwerke reformieren. Seiner Ansicht nach „schenken selbst berufene Litterarhistoriker dieser Kunst nicht die Beachtung, welche ihrer Würde angemessen ist“. Man begnügt sich überall mit dem „blofs stofflichen Geniefsen“. Infolgedessen hat sich „ein ganzes Heer von unberufenen Poetastern auf den Parnafs gedrängt und dicke Bände gereimter Gedanken und mehr oder weniger unnützer Spielereien in die Welt geschickt“. Er verlangt von jedem Kunstfreunde und namentlich von jedem Litterarhistoriker, dafs er solle sein Urteil für lyrische Gedichte so verfeinern, dafs er „augenblicklich im stande sei, ein echtes Kunstwerk von einer feinen dilettantischen Leistung zu unterscheiden“. „Was würden,“ sagt er S. 331, „die Tonkünstler sagen, wenn man ihre Schöpfungen mit den Dudeleien irgend eines Bierfiedlers auf gleiche Stufe setzen wollte; welch Gelächter würde ein Kritiker erregen, wenn er die Machwerke irgend eines immerhin guten Stubenmalers in die Reihe der Kunstwerke einführen wollte? Sollen denn die lyrischen Dichter ewig unter diesem mangelhaften Verständnis ihrer reizenden Schöpfungen zu leiden haben?“ Darum hat er sich die Aufgabe gestellt, „den Unterschied zwischen echten Kunstwerken und dilettantischen Leistungen so scharf wie möglich herauszukehren und denselben überall auf die ewigen, dem künstlerischen und dem dilettantischen Schaffen zu Grunde liegenden Gesetze zurückzuführen“. Er hofft, dafs jeder Freund des Schönen, wenn er seine Ideen beherzigt und seiner Anleitung zum Studium der Gedichte folgt, zu jener oben bezeichneten feinen Ausbildung des Geschmacks gelangen werde. Er hofft ferner, dafs auf diesem Wege das Ziel erreicht werden könne, die Dichterlinge und Schöngeister aus der Reihe der Dichter zu streichen, und dafs man endlich „eine Geschichte der Dichtkunst erhalten werde, in der, ähnlich wie in der Geschichte der Malerei, der Plastik, der Tonkunst, die Dichter nicht, wie bisher in den Litteraturgeschichten, vorwiegend als Denker, sondern als Künstler behandelt und ihre Werke nur vom Standpunkte der Kunst beleuchtet werden.“

Man sieht, das sind gründlich reformatorische Bestrebungen. Um die-

selben recht anzubahnen, wendet sich der Verfasser an alle Lehrer und Lehrerinnen, die in Oberklassen höherer Bildungsanstalten Unterricht in deutscher Litteratur zu erteilen haben, und giebt ihnen Anleitung, ihren Unterricht zu reformieren. Er verlangt, man solle die jungen Leute in die Werkstätte des Dichters führen, ihnen die Geheimnisse der Komposition, die Verarbeitung der Ideen, die Wechselbeziehungen zwischen der Form und dem tiefsten Gemütsleben der Menschen klar machen und sie so zum „geistigen Nachschaffen des Schönen anleiten". Sein Buch zeichnet in den einzelnen Beleuchtungen lyrischer Gedichte den Weg dazu vor.

Fragen wir uns, wie hat der treffliche Verfasser diese ziemlich weitgehenden Pläne ausgeführt?

Zunächst ist anzuerkennen, dafs wir hier vor einem selbständigen Denker stehen, der aus voller Hingabe, ja Begeisterung für die Sache der Dichter und ihrer Kunst die Feder ergriffen hat und in der That aus innerem Berufe schreibt. Mit solch einem Manne soll und mufs gerechtet werden, selbst wenn wir seine Ansichten nicht teilen können. Das sehr beachtungswerte Buch ist ein Werk aus einem Gufs. In den beiden Abhandlungen der Einleitung, 1. Künstler und Dilettant und 2. Über die Ausbildung des ästhetischen Urteils entwickelt der geistvolle Verfasser seine ästhetischen Grundanschauungen, die nachher in dem ganzen Buche einheitlich festgehalten werden und allen einzelnen Beleuchtungen von Kunstwerken und dilettantischen Leistungen zu Grunde liegen. Wer das Buch recht würdigen will, mufs namentlich den ersten Aufsatz „Künstler und Dilettant" einem sorgfältigen Studium unterwerfen.

Vor allem wichtig ist seine Ansicht über Ideen und das Idealisieren dichterischer Stoffe, weil er darauf den Unterschied zwischen künstlerischem und dilettantischem Schaffen gründet. Er fafst den Begriff „Idee" weder im Sinne von Plato, noch in dem von Kant auf. Er nennt Idee (S. 16) „Meinungen, die das Menschengeschlecht unter der allgewaltigen Macht des kategorischen Imperativs in Bezug auf alles das hinstellt, was im Leben geschehen soll, um dem heiligen Ideal immer näher zu kommen; es sind die geistigen treibenden Mächte des Lebens. Sie werden vom ganzen Menschengeschlechte in seinem Streben nach allseitiger Vollkommenheit durch gemeinsame geistige Arbeit erzeugt."

„Das Ideenleben einer Nation," fährt er fort (S. 18), „wird dargestellt durch die Werke der Wissenschaft und durch die der Kunst; durch jene in klarer, verständlicher Sprache, durch diese in Kunstformen. Daher ist das künstlerische Idealisieren nicht ein Vervollkommnen des Stoffes, sondern das Verarbeiten desselben nach ästhetischen, sittlichen (sozialen und politischen) und religiösen Ideen. Dies Geheimnis besitzen nur die Künstler. Nur durch dies Idealisieren ist's möglich, den Stoff mit dem Zauber des Schönen zu umgeben. In diesem Idealisieren liegt der wahre Unterschied zwischen Poesie und Prosa. Poetische Werke bleiben Kunstwerke, auch wenn sie, wie Romane, in ungebundener Rede dargestellt werden; denn der Stoff in ihnen ist idealisiert. Prosawerke bleiben prosaische, auch wenn sie, wie Boileaus Art poétique oder Popes Essay on Man in Versen geschrieben sind, denn in ihnen ist der Stoff nicht idealisiert."

Wir müssen gestehen, dafs uns diese Auffassung von Idee und Idealisieren als ein durchaus schöpferischer Gedanke erscheint. Sie beseitigt mit einem Schlage so manche Unklarheit, die von Hegel und seinen Schülern durch deren Auffassung von Ideen in die Ästhetik gebracht worden ist, und gewährt für die Beurteilung von Gedichten eine durchaus klare und leicht fafsliche Grundlage. Sie lehrt in der That, dafs man auch lyrische Gedichte studieren kann. Dem Buche giebt sie die oben hervorgehobene Einheit: denn der Verfasser hebt bei jedem Kunstwerke, das er beleuchtet, dieses künstlerische Idealisieren scharf hervor, zeigt, wie dadurch das Ganze

Leben und Schönheit erhält und wie jedes Dilettantenwerk, dem dies Idealisieren fehlt, notwendigerweise ein bloſses „Kunststück der Rhetorik“ werden muſs.

Von groſser Wichtigkeit muſs diese Auffassung von Ideen und Idealisieren für das Studium von dramatischen Gedichten werden — man lese, was S. 26 u. 27 darüber gesagt wird — und wir stehen darum nicht an, den Verfasser zu bitten, uns den zweiten Band seines Werkes, das Studium der dramatischen Kunst, nicht vorenthalten zu wollen.

Besonders schöpferisch hat sich obige Auffassung für die Beurteilung und Beleuchtung der Volkslieder gezeigt. Der Verfasser scheidet aus dem reichen Schatze der verschiedenen Sammlungen mit strenger, unerbittlicher Kritik alles aus, was bloſse Dilettantenarbeit ist, und zeigt, wie wir meinen mit Fug und Recht, daſs das nachsingende Volk das ursprünglich Schöne oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt hat, so daſs einzelne Volkslieder allmählich „Pöbellieder“ geworden sind. Er beseitigt die überschwängliche Lobpreisung der Volkslieder und namentlich viele unklare Ideen über die Entstehung und Verbreitung derselben. Daſs er die wahrhaft schönen Stücke wohl zu würdigen versteht, beweisen seine Beleuchtungen des „Hildebrandsliedes“, der Balladen „Edward“, „Herr Oluf“, des Liedes vom jungen Zimmergesell, sowie der vielen sangbaren Lieder. Vielleicht wird er mit seinen Ansichten — namentlich in Bezug auf die historischen Volkslieder — auf heftigen Widerspruch stoſsen; aber wir weisen darauf hin, was er S. 43 sagt: „Die Schätze, welche tüchtige Philologen beim Studium älterer Dichterwerke für ihre Wissenschaft entdeckt haben, bestechen das ästhetische Urteil der Herren oft so sehr, daſs sie die Werke über Gebühr loben, ja nicht selten das als Vorzüge preisen, was ein richtiges Kunsturteil als Mängel verwerfen muſs. Unzweifelhaft wird das interessante Werk vielseitige Beachtung finden, und Ref. ist überzeugt, daſs jeder Leser mannigfache Anregung aus demselben gewinnen dürfte. Die äuſsere Ausstattung ist vorzüglich, und man ist berechtigt, dem Buche die wärmste Empfehlung zu widmen. H.

Le Roman de Renart publié par Ernest Martin. Premier volume. Première partie du texte: L'ancienne collection des branches. Strasbourg, J. Trübner. Paris, E. Le Roux. 1882. XXVII und 484 p.

Unter den Tierfabeln des Mittelalters hat sich die Dichtung von Reineke Fuchs seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts bei den Forschern einer besonderen Beliebtheit zu erfreuen gehabt. Nach längeren Vorarbeiten veröffentlichte D. M. Méon, nachdem der Jesuit Le Grand d'Aussy in den Notices et Extraits des mss. de la Bibliothèque Nationale (Paris, An VII, V, p. 294) eine Analyse nach vier Handschriften gegeben hatte, im Jahre 1826 in Paris den ersten Band der umfangreichen französischen Fuchsdichtung u. d. T.: „Le Roman du Renart publié d'après les manuscrits de la Bibliothèque du Roi des XIIIe, XIVe et XVe siècles.“ Die ersten drei Bände dieses Werkes enthalten 30326 Verse, während die Dichtungen Couronnemens Renart und Renart le nouvel im vierten Bande noch 11446 Verse bilden.

Somit sind in den vier Bänden ziemlich 42000 Verszeilen enthalten. Acht Jahre später erschien von deutscher Seite eine wichtige Publikation von J. Grimm, welcher die Fabel vom Fuchs „die Königin aller anderen“ nannte: Reinhart Fuchs, Berlin 1834, und 1835: Chabailles Supplément des roman du Renart. Es folgten nun noch folgende Arbeiten: Aug. Rothe, Les romans du Renard examinés, analysés et comparés, d'après les textes mss. les plus anciens, les publications latines, flamandes, allemandes et fran-

çaises, précédés de renseignements généraux et accompagnés de notes et d'éclaircissements philologiques et littéraires. Paris 1845. In der Histoire littéraire de la France t. XXII p. 889—946 erschien 1852 ein Artikel von Fauriel, betitelt: Roman du Renart, welchem 1860 ein Aufsatz von P. Paris, Nouvelle étude sur le roman de Renart, in den Berichten der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres (von J. Grimm, Kleinere Schriften, Bd. V, Berlin 1871 p. 460 als „seicht und oberflächlich" abgeurteilt) und 1863 A. Jonckbloets Etudes sur le roman de Renart (Groningue) folgten. Einen weiteren Beitrag brachte 1866 W. Knorr, Die XX. Branche des Roman de Renart und ihre Nachbildungen (Eutiner Programm), und in demselben Jahre: F. W. Genthe, Reinecke Vos, Reinaert, Reinecke Fuchs im Verhältnis zu einander (Eisleben, ebenfalls Programm des Gymnasiums). Von italienischer Seite erschien 1869 ein P. Paris gewidmetes Buch: Rainardo e Lesengrino per cura di E. Fera, Pisa 1869, und R. Putellis Nuovo testo Veneto del Renard im Giornale di filologia romanza II (1879). Endlich druckte G. Paris in der Romania III p. 373—376: Un fragment de Renart, das von einem Bücherdeckel in Brüssel losgelöst ist, und E. Martin in Böhmers Romanischen Studien II 410—437: Pelerinage Renart. Als Vorstudie zu einer Ausgabe des Roman de Renart schickte E. Martin voraus: Examen critique des manuscrits du roman de Renart, Basel 1872. Nunmehr liegt der erste Band der neuen Ausgabe des Roman de Renart vor, welche auf 3 Bände berechnet ist.

Schon J. Grimm, welcher die drei Haupthandschriften des „roman du renard" kannte, hat viele von Martin übergangene Fragen der Fuchsdichtung erörtert: so meinte er, dafs die altfranzösischen Quellen „auf eine frühere, wahrscheinlich lateinische, leider verloren gegangene wörtlich hinweisen" und dafs von „urdenklicher Zeit her ein Kreis von Sagen, der sich gleichsam um einen Mittelpunkt, immer um den Fuchs oder Wolf dreht, ein echtes Epos ausgemacht hat". Vgl. Kleinere Schriften, Bd. IV, Berlin 1869, p. 52 fgd. Derselbe urteilt in den Kl. Schriften V (1871) p. 455 fgd., dafs die altfranzösischen Dichtungen vom Renart reichhaltige Nachklänge der von den einwandernden Franken mitgebrachten und eingeführten deutschen Tiersage sind, die den Eigennamen ihres Haupttieres der frz. Sprache als Appellativ eindrückte und den Königssitz des Löwen noch in Montléon d. i. Laon festhielt, wo die alten Frankenkönige lange hausten.

In der Vorrede bespricht E. Martin noch einmal die Handschriften A—N des Renart nebst den Fragmenten a—i; die erste Stelle nimmt die dem Original zunächst stehende Hs. A ein, welche der Herausgeber Branche I bis XIV zu Grunde legt, indem die Lücken durch D gedeckt werden.* Der erste vorliegende Band enthält die Branchen I—XI, welche in den drei Haupthandschriften ABC vorhanden sind. Im zweiten Bande sollen die Branchen erscheinen, die nur in den Hss. einer oder zweier Gruppen erhalten sind; der dritte endlich soll die Varianten bringen. M. sucht bei Herstellung des Textes die offenbaren Fehler der Haupths. zu beseitigen, ohne die Varianten zu häufen, und bemüht sich, die Orthographie von A „ein wenig" zu regeln, doch gesteht er selbst betreffs dieser chose très délicate ein: „je crains que le système que j'ai suivi et qui laisse tant à corriger aux lecteurs eux-mêmes, ne soulève bien des objections."

Das Ziel einer kritischen Ausgabe, die Herstellung des Originaltextes, ist beim Renart ganz besonders schwierig, da zusammengehörige Handschriften in Bezug auf Verszahl, Anordnung, Anzahl der Branchen und Lesarten abweichen. Dazu kommt, dafs die verschiedenen Branchen keinen

* Mit Recht bemerkt G. Paris in der Romania III p. 375: „La famille A a généralement la meilleure leçon, mais B et C sont parfois supérieurs, et la leçon de A n'est préférable ipso facto que quand il n'y a absolument aucune raison intrinsèque qui décide le choix."

gemeinsamen Ursprung haben, sondern von verschiedenen Dichtern zu verschiedenen Zeiten verfafst und von Schreibern verschiedener Provinzen geschrieben sind. Bei der veränderten und umgestalteten Textüberlieferung ist somit die Rekonstruktion des Originals nicht immer sicher. Dafs der Renart nicht vollständig die ungeheure Arbeit einer kritischen Ausgabe verdiene, erscheint doch als ein seltsamer Grund, nicht die Herstellung des Urtextes zu versuchen, und wer nur einen einigermafsen lesbaren Text wünscht, kann ja zu der Ausgabe von Méon greifen. Eine kritische édition partielle stellt der Herausgeber durch J. Cornu in Aussicht, welcher dieselbe nach Erscheinen des III. Bandes des Renart veröffentlichen will.

Über die Entstehungszeit und die Verfasser der einzelnen Branchen, Richart de Lison, den Geistlichen von La Croix en Brie und den Pierre von St. Cloud, bringt Martins Einleitung nichts bei; auch eine Untersuchung über den Dialekt der Schreiber und der Verfasser der Branchen fehlt. Ein besserer Text hätte hergestellt werden können, wenn vorher die Reime geprüft worden wären; so jedoch ist die Orthographie höchst ungleichmäfsig; z. B. in Branche I 183 estros : 184 cos, 245 estrox : 246 jalox, 157 jalox : 158 cox, 448 chosse : 449 repose, auch 565 chosse; 264 ist die Form aseüree zu bessern; 528 verdruckt, 130 len. 336 crent = 133 crient. Branche 1ª 1633 roche : 1634 aproce, während 2179 roche : 2180 aproche reimt. 1641 asant, 1701 asez mit 1702 trespasses im Reime ist nicht gebessert; 1725 formaches : 1726 vaches widerspricht 1688 formaje : 1687 gaje. In Branche IV 79 grange : 80 estrange nach Hs. A widerspricht 93 granche : 94 planche nach Hs. D; 191 rendus : 192 venuz. 167 fois : 168 vois, 227 foiz : 228 voiz; 69 asise = 264 assise; 145 cort : 146 court; in V. 320 sagt der Herausgeber, es fehle molt, setzt aber in den Text moult, wohl der Uniformierung wegen mit moult 340, 283. 157 und 205 lauten ganz gleich; das schon 395 eingefügte dedenz ist hier überflüssig, 333 dedens, 317, 314 dedenz, während 209, 210 Hersens : leens, 162 dolens. 313 levre : 314 chievre, jedoch 273, 274 lievre sind nicht uniformiert, während 216 das handschriftliche caiens auecques in ceens avec geändert ist; 379 asne, 383 arne = 390, 386 l'arnes sind nicht in Einklang gebracht; ebenso 406 temps, dolenz, 369 renduz, 449 venus, 183 sens : 184 tens u. a.

Wie fehlerhaft die Hs. A (Bibl. Nat. 20043, St. Germ. 1980) ist, giebt der Herausgeber selbst zu. Bei Hs. B der Bibl. Nat. giebt Martin p. VI an, die Schrift „scheine" von einer Hand des 13. oder 14. Jhd.; im Katalog dürfte auch bei C (Bibl. Nat. 1579) entschieden sein, dafs sie von einem Schreiber herrühren. Die Hs. F in Cheltenham, angeblich aus dem 15. Jhd., hat M. nicht kollationiert. Die Hs. L ist bezeichnet mit der Nr. 3355, B L F 195 C der Arsenalbibliothek, jedoch U. Robert, Inventaire sommaire des mss. Paris 1879 p. 117 giebt an 3335, während er H in das 13. bis 14. Jhd. setzt.

Diese beiden letztgenannten Hss. kennt schon C. M. Robert, Fables inédites et fables de La Fontaine, I, p. 6—9; derselbe hielt die Hss. des „Roman du Renard" der Pariser öffentl. Bibliotheken, obgleich wenig zahlreich, doch für so verschieden, dafs er es für ebenso langwierig als schwierig hielt, dieselben in Einklang bringen zu wollen, alle seien jedoch im 14. Jhd. geschrieben. Derselbe teilte I, p. CXXIII die sechs ersten Zeilen der Branche IX mit (nach Hs.?), doch weichen seine Lesarten von denen Martins ab: so V. 1 Croix. Martin: Croiz. 2. dam Diex. Martin: damledex. Robert: bonne; Martin: bone. 3. R.: atalante; M.: atalente. 4. R.: son estude; M.: sun estuide. 5. R.: faire; M.: fere. 6. R.: set; M.: sout. Auch bei Branche II zeigen sich Abweichungen (Robert p. CXXIV): V. 10. Robert: oncques; Martin: onques. 11. R.: mout; M.: tant; R.: et de; M.: de. Ob Robert noch die Hs. A in ihrer Vollständigkeit kannte, ist fraglich; jetzt fehlen V. 1—131.

Auch den Anfang von Branche I teilt Robert p. CXXVI mit: 1. Robert:

Perros . et s'art; Martin: Perrot . essart. 2. R.: faire; M.: fere. V. 3 fehlt bei Robert. 4. R.: laissa . miex . matière; M.: lessa . meus . matere. R.: quant . entr'oublia . les plais; M.: car . entr'oublia . le plet.

Auch Méons Text weicht von dem Martins ab; so in Branche II 1021 bis 1022, die bei Méon 7375—7376 umgestellt sind; 7377—7378 bei Méon an falscher Stelle stehn bei Martin nach II 1016. Von II 1025 hat A eine Lücke, die D ergänzt. II 1024 vet, Méon: va; II 1025 Martin: Cilz plaiz fu ainsi = Méon: Car bien est son plet. 1026 Renars s'est acheminez; Méon: Renart est d'iluec tornez, während Méon 373 Cil plet fu atant definez hat. II. 1028 hat M.: broche, Méon: roche. Méon 341—344 fehlen bei Martin; Méon 345 et tant, wo Hs. D que qu'il liest. II 1030 Martin: Tant que il vint . Méon 346: Qu'il s'enbati; II 1031 dessus . obscure, Méon 348 desus . oscure . 1032 li, Méon: il; 1033 De quoi li anuia, Méon 349: de qoi il li anuie, was dem poise besser entspricht; 1034 car . commenca. Méon 350: qar . commenca. 1036 connestable, Méon 352 conestable. 1037 cheue la, Méon 353: la cavee; 1038 sot que faire, Méon 354 set que est; 1039 Pour, Méon 355 Et por. 1040 C'on ni eüst repost, Méon 356 Ou il péust repos. 1041 Onc . quant . avale. Méon 357 Ainz . que . s'avale; 1042 trouva, Méon 358 trova u. s. w. u. s. w. Auf die Méonschen Wortungeheuer kann hier nicht eingegangen werden. Mit V. 711 geht der Méonsche Text und Martin II 1391 fgd. auseinander, indem Méon zwei Verse (711—712) mehr hat. II 1395—1396 fehlen bei Méon, dessen Text noch ca. 30 Verse (717—748) mehr hat. Während Branche I bei Martin 3212 Zeilen hat, hat Méon 3337, und Branche III hat bei Martin 510 Zeilen, bei Méon 517 (749—1266), Branche IV bei Martin 478, bei Méon 571 (6455—7026) Zeilen, Branche V—Va 1272, Branche XI 3402, bei Méon 3437 (24345—27782). Die elf ersten Branchen enthalten zusammen in Martins I. Bande 18660 Verse, dazu die möglichst knapp bemessenen Varianten unter dem Texte. Schliefslich sei bemerkt, dafs in der Einleitung mehrere Versehen stehen geblieben: p. XXII le statt de, p. XXIII une texte, p. XXV redactions; am Schlufs der Einleitung begegnet roman du Renart, während vorher immer richtig de gebraucht ist; noch Fauriel, der wohl wufste, dafs es korrekter wäre zu sagen Roman de Renart, schlofs sich dem älteren Gebrauch an und schrieb nach Méons Vorgange Roman du Renart.

Um einige Fragen des Roman de Renart endgültig zu erörtern, müssen erst die nächsten Bände der Martinschen Ausgabe abgewartet werden.

Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie veröffentlicht von E. Stengel. III. Beiträge zur Kritik der französischen Karls-Epen. Marburg, N. G. Elwert, 1881. Auch u. d. T.: Beiträge zur Kritik der französischen Karls-Epen. Von H. Perschmann, W. Reimann, A. Rhode. Mit Vorwort von E. Stengel. Marburg 1881: XX und 176 S.

Die von E. Stengel herausgegebene Sammlung von Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie ist bereits, nachdem im ersten Bande die Cancun de saint Alexis und im zweiten die italienische Bearbeitung der Chanson de geste Fierabras erschienen war, bei dem zur Besprechung vorliegenden dritten Bande angekommen. In demselben vereinigt sind drei Arbeiten, welche ursprünglich als Marburger Dissertationen erschienen sind und ihre Entstehung der von Stengel im Romanischen Seminar gegebenen Anregung verdanken. Nach einem orientierenden, von Bemerkungen begleiteten Vorwort erscheinen unter den Beiträgen zur Kritik der französischen Karls-Epen folgende Abhandlungen:

1) H. Perschmann, Die Stellung von O in der Überlieferung des altfranzösischen Rolandsliedes (p. 1—48).

2) W. Reimann, Die Chanson de Gaydon, ihre Quellen und die angevinische Thierry-Gaydon-Sage (p. 51—120).

3) A. Rhode, Die Beziehungen zwischen den Chansons de geste Hervis de Mes und Garin le Loherain (p. 123—170).

Ein zuletzt beigefügter Index, welchem sich Verbesserungen und Nachträge anschliefsen, erhöht die Brauchbarkeit des Sammelbandes, insofern das Nachschlagen nach einzelnen, mit dem Thema der drei Arbeiten nicht in unmittelbarem Konnex stehenden Punkten sehr erleichtert wird.

Schon in der Anzeige von H. Ottmanns Dissertation: Die Stellung von V^4 in der Überlieferung des altfranz. Rolandsliedes, Heilbronn 1879 (Litteraturblatt für german. und roman. Philologie 1880, Nr. 3 p. 104—107), hatte E. Stengel obige Arbeit von Perschmann angekündigt. Ottmann war in der Frage nach der Stellung von V^4 zu O und zur Reimredaktion des Rolandsliedes zu dem Resultat gelangt, dafs V^4 wenigstens auf zwei Hss. beruhe, deren eine mit O, die andere mit der übrigen Überlieferung verwandt wäre. Th. Müller nahm zwei Redaktionen für die Rolandsüberlieferung an, E. Stengel und A. Rambeau (Über die als echt nachweisbaren Assonanzen des Oxforder Textes der Chanson de Roland, Halle 1878) nehmen deren fünf an: diese beiden Ansichten und die Stellung von O in der Textüberlieferung des Rolandsliedes zu prüfen, ist Zweck der Untersuchung von Perschmann.

Bei der Erörterung des Verhältnisses von O zur gesamten Rolandsüberlieferung sucht P. vor allem die Frage zu entscheiden, ob zwei oder ob mehrere Redaktionen der Überlieferung anzunehmen sind, während der 1880 in Bd. IV p. 7—34 von Gröbers Zeitschrift erschienene Aufsatz von Fr. Scholle: „Das Verhältnis der verschiedenen Überlieferungen des altfranzösischen Rolandsliedes zueinander“ sich weitere Grenzen steckt. Der Verf. gelangt zuletzt zu dem Resultate, dafs in einigen Fällen einer isolierten Lesart von O gegenüberstehen: 1) alle Hss. V^4, β, n, d, h; 2) die Hss. V^4, β, n, d; 3) V^4, β und je eine ausländische Bearbeitung; 4) mehrere Hss. exklus. V^4 oder β; 5) $V^4\beta$, und aus diesem Ergebnis folgert P., dafs 1) jede Lesart von O einer Kombination von V^4, β, γ, δ gegenüber als fehlerhaft zu betrachten und durch die der Überlieferung zu ersetzen ist, so dafs also die Müllersche Annahme abzuweisen ist, während der von Stengel, Rambeau und Förster vertretenen Ansicht nichts im Wege steht, und 2) dafs jede Lesart von OV^4, wenn sie β, γ, δ geschlossen gegenüber tritt, für fehlerhaft anzusehen ist. Prüfen wir das Verfahren P.s an ein paar Beispielen. L. Gautier, Chanson de Roland V. 1505 liest: Respunt li quens: „Deus le me duinst vengier!“ indem er in den Notes: Respont. Doinst venger verzeichnet; Müller folgt Gautiers Lesart; Perschmann wünscht einzusetzen laist, was in $V^4\beta$ n h V 591, 2 sich findet. Gautier setzt duinst mit V. 1898. Den derartigen Gebrauch des Konjunktivs von doner belegen die Herausgeber nicht weiter. — V. 1215 liest L. Gautier: Il tint la tere Dathan e Abirun für das handschriftliche Datliun e balbiun, wo V^4n 509, 11: Dathan et Albirun [so Müller] hat, während die Lesart von β d R 4218 Dathan e Abiron ist. Perschmann hält die Aufnahme von Abiron in den Text durch Génin und Gautier für unzulässig, „da ja auch ‚balbiun‘ O für ‚Albirun‘ spricht“.

Zu 2260 ist für cervel als Artikel li anzusetzen, für die Nebenform cervele der weibl. Artikel, entsprechend li oisel, la oisele. In V. 2525, wo der Vers um eine Silbe zu kurz, verwirft P. nach 2559 die zweisilbige Form hume für hum im Rolandslied. Auf die der Rolandskritik höchst förderlichen Bemerkungen kann hier nicht weiter eingegangen werden. Wer den Oxforder Text lieb gewonnen, wird sich gegen manche Änderung sträuben. Um jedoch zu einem sicheren positiven Ergebnis zu gelangen, sind erst die Arbeiten von G. Paris und W. Förster abzuwarten.

Die Untersuchung von W. Reimann über die mehr als 10000 Verse zählende Chanson de Gaydon, von welcher der Verf. eine kritische Ausgabe in Aussicht stellt, liefert mancherlei neues Material zu dem Aufsatze von Paulin Paris in der Hist. litt. de la France t. XXII p. 425—434, zu der Dissertation von S. Luce, de Gaidone, Paris 1860, und zu der nicht nach der ältesten Hs. veranstalteten Ausgabe von F. Guessard und Luce in dem 1862 erschienenen 7. Bd. der Anciens poëtes de la France. Die eine der drei Hss. der Chanson de Gaydon, die nach 1216 abgefafst ist, hielt P. Paris für „l'œuvre d'un excellent copiste, qui présente peut-être le meilleur texte de langue et d'orthographe de tout le XIIIe siècle" und glaubte sie von einem Schreiber aus Anjou oder Maine geschrieben; dabei hatte er Ms. fr. 860 (Ende des 13. Jhd.) im Auge, die dem Abdrucke zu Grunde liegt. Jedoch ist als die älteste, wiewohl unvollständige Hs. anzusehen Ms. 2510 des Suppl. fr. der Nationalbibliothek in Paris.

R.s von Belesenheit zeugende Arbeit zerfällt in drei Teile: der erste, in welchem nach dem Vorgange von P. Meyer nochmals auf den eigentümlichen Übergang von der Assonanz zum Reime hingewiesen wird, handelt von der Chanson de Gaydon im allgemeinen, der zweite von den Quellen dieser Dichtung und der dritte von der angevinischen Thierry-Gaydon-Sage. Aufserdem sind noch wertvolle Anmerkungen beigefügt.

Gaidon oder Gaides (Jaides), wie die Nominativform richtig lauten müfste, ist der Held der in Anjou spielenden chanson, welcher im Rolandsliede (vgl. Gautiers Ausg. sub Tierris) Thierry heifst; seitdem aber sich ein Häher auf seinem Helme niedergelassen hatte, erhält der chevalier au geai den Namen Gaidon: einen Widerspruch enthält die chanson, insofern im Anfang gesagt ist, dafs der Häher während des Kampfes mit Pinabel herabflog, während nach einer Bemerkung gegen den Schlufs hin dies Ereignis während der Wappnung stattfand.

Für die verlorene epische Legende von Girbert, welcher sich gegen Gott auflehnte, der ihn „fist mucier dedens le crues d'un fust" (vgl. Gaydon V. 802 fgd. 828 fgd.) und durch einen Blitzstrahl geblendet wurde, dürften sich noch andere Parallelen als die von P. Rajna in den Reali di Francia (I, p. 85—86) beigebrachte auffinden lassen; denn die Anspielung in der chanson de Gaydon pafst nicht auf den Bischof von Rheims Gerbert, welcher, nach dem Glauben der Zeitgenossen, wie P. Paris zuerst bemerkte, in die Hölle gefahren sein sollte, und auch nicht auf Girbert au fier visage, einen fränkischen König, welcher wie ein zweiter Nebukadnezar lebte.

Wie R. die Parcevalsage mit Anjou in Verbindung bringt, so den Namen Loth d'Aingleterre mit dem Vater des Gauvain in der anglobretonischen Sage, eine Beziehung, der weiter nachzugehen der Mühe wert ist.

Gegen L. Gautier, der eine Beziehung der Gaydon-Sage zur Geschichte leugnet, gelangt R. zu dem Resultat, dafs sich in der chanson de Gaydon als Grundtendenz der Geist des Widerspruchs gegen die Angriffe Ludwigs VII. auf das Stammland Anjou und die von demselben abhängenden englischen Besitzungen auf dem Festlande geltend macht, und setzt die Entstehung der assonierenden Fassung der chanson in die Zeit des Kampfes Heinrichs II. mit Ludwig VII., während in der ersten Hälfte des 13. Jhd. die ältere Bearbeitung überarbeitet und erweitert wurde.

Die dritte Untersuchung von H. Rhode hat die über 50000 Verszeilen enthaltende Geste des Loherains zum Vorwurfe genommen, speciell die chanson de Hervis de Mes und die chanson de Garin le Loherain, welche die beiden ersten Gedichte dieses Cyklus ausmachen. Nachdem Vietor 1876 die mehr als 30 Handschriften der Geste des Loherains wie Bonnardot in der Romania III zu klassifizieren versucht hatte, veröffentlichte 1879 Hub eine Arbeit über Hervis de Mes nebst einer Analyse des Gedichtes und einer Klassifikation der Handschriften. Rhodes Untersuchung nun will die

Art der Verknüpfung der chanson de Hervis de Mes mit der chanson de Garin le Loherain erörtern.

Nach Erörterung der Beziehungen der beiden Gedichte weist R. in den Handschriften NT den Versuch eines Überarbeiters nach, die beiden Gedichte zu verschmelzen, indem er deren Widersprüche beseitigte. Die Verbindung ist bewerkstelligt durch Einschub von 21 Tiraden am Schlufs der chanson de Hervis, deren Zeilenzahl ziemlich übereinstimmt in NT. Der von Hub in seiner Analyse des Hervis übergangene gemeinsame Zusatz schildert den Ausgang des Krieges mit dem Könige von Spanien und den Kampf Karl Martels mit Girart von Rossillon. Die unter sich abweichende Überlieferung von NT und das Verhältnis zu der übrigen Überlieferung gedenkt R. später selbständig zu behandeln. Das Hauptergebnis der vorliegenden Untersuchung ist, dafs der Zusatz der Hss. NT zur chanson de Hervis eine innere Verknüpfung und Beseitigung der Widersprüche bezweckt, ein Versuch, der jedoch dem Überarbeiter nicht gelungen ist. Hoffentlich folgen bald zum Abschlufs dieser Arbeit Untersuchungen über den zweiten Teil der Geste des Loherains, die von P. Paris neufranzösisch bearbeitete chanson de Garin le Loherain, sowie über den letzten Teil, die chanson d'Anseis de Mes nach. Zum Schlufs sei hier nur noch bemerkt, dafs in der zweiten Abhandlung verschiedene Druckfehler stehen geblieben sind, z. B. p. 108 Zeitscheibe, p. 119 Hautefueille, p. 86 auf, p. 104 Rayna, p. 87 dite u. a., von Interpunktionsfehlern p. 78, 102 abgesehen; auch in III finden sich derartige Versehen: p. 167 Du Meril, p. 170 debarasser u. a. Das beigefügte Register mufs vor allem ein vollständiges Namensverzeichnis enthalten, damit die Orientierung über die in den Epen vorkommenden Personen erleichtert wird; so fehlen Ferrant, Alori, Reinier, Gaifers, Ludie u. a.

Die französische Schweiz und Savoyen. Ihre Geschichte und Litteratur, Kunst und Landschaft. Mit Auszügen aus den einheimischen Schriftstellern. (Choix de lectures françaises.) Von Dr. Hermann Semmig, Ancien professeur agrégé de l'Université de France au Lycée d'Orléans, fr. Oberlehrer an der h. Schule für Mädchen in Leipzig. Zürich, Trübsche Buchhandlung. Erste und zweite Lieferung: 160 Seiten.

Das in zwei Lieferungen vorliegende, von echt deutschem Geiste durchwehte Werk entwirft zum erstenmal ein farbenreiches Bild der Gesamtentwickelung der französischen Litteratur und Kultur in der französischen Schweiz und in Savoyen und schildert die heimischen Schriftsteller, welche seit Calvin den eigentlich französischen, unter Pariser Einflusse stehenden gegenüber ein eigenes nationales Gepräge tragen. Das mit Freuden zu begrüfsende und für alle Gebildeten bestimmte Unternehmen, welchem etwa die „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes hgb. von J. Bächtold und F. Vetter“ als Pendant zu vergleichen ist, bildet eine Ergänzung der französischen Litteraturgeschichte und füllt eine Lücke aus, die insbesondere von den durch nationale Eitelkeit geleiteten Pariser Litterarhistorikern gänzlich übersehen worden ist. Mit Recht betont der Verfasser, dafs uns Deutschen die Bewohner der Suisse romande oder französischen Schweiz ethnographisch näher verwandt sind, da burgundisches Blut in den Adern der Umwohner des Genfer Sees rollt, dafs Genf und Zürich die Schwestern Wittenbergs sind, dafs in den Poesien von Genfer und Waadtländer Dichtern gegenüber dem voltairisierten Frankreich ein protestantisch-religiöser Geist vorherrscht, und dafs die dem katholischen Savoyen entstammenden Schriftsteller Franz von Sales, Joseph und Xavier de Maistre, ebenso wie J. J. Rousseau, Mme de Staël, Benjamin Constant

keine Franzosen sind. Der Verf., wohlbekannt durch seine „Geschichte der französ. Litt. im Mittelalter“, durch „Œuvres historiques choisies de Frédéric le Grand, roi de Prusse“, wie durch philosophische Publikationen und durch seine Wirksamkeit in der Tagespresse, beginnt die litterargeschichtliche Darstellung mit einem Überblick über die Geschichte der romanischen Schweiz, um zur Sprache, dem romand überzugehen, das als einheimische Sprache durch das Französische verdrängt worden ist, aber als patois noch fortbesteht. Die Einleitung handelt zuletzt noch von dem Eindringen der franz. Sprache in das südliche Frankreich und die Schweiz infolge der Albigenserkriege und schliefst mit einem Hinweis auf die seit 1871 datierende Ära der protestantischen Welt und die Thatsachen, dafs die von falschen Voraussetzungen ausgehende französ. Litteratur noch aller grundsätzlichen Sicherheit entbehrt, dafs die Lektüre und Kritik von Alphons Daudet und Zola Deutschlands unwürdig, und dafs Paris Frankreichs Unglück ist, während die romanische Schweiz eine moralisch reine Litteratur aufweist; deshalb solle sich Deutschland von der Pariser Litteratur hinweg der der romanischen Schweiz zuwenden, und Genf, Zürich und Wittenberg sollen von nun an Lehrmeisterinnen von Paris sein. In dem ersten Abschnitte mit dem Titel: „Savoyen und Genf“ werden unter Benutzung von R. Reys Buche „Genève et les rives du Léman“ die Pfahlbauten der Schweiz, die Besitznahme durch die Kelten, Savoyen mit seinen Bewohnern, die Herrschaft der Burgunden, die Entstehung der romanischen Nationalität, die Fürsten von Savoyen, das Land Beauges, das Klima von Savoyen, die Karthause Ripaille, Chamouny und der Montblanc, die Grafen und Bischöfe von Genf und die Befreiung der Stadt von Savoyen, der Zwiespalt zwischen Nord und Süd des Genfer Sees, die Überrumpelung von Genf 1602, das geistige Leben in dieser Stadt im 16. Jhd., die Peterskirche in Genf geschildert. Als erstes Gedicht wird hier eingefügt: „Promenade sur le Léman“ von der Genferin Jeanne Mussard, worauf die Genferin Mme de Staël, Savoyens Ende und Verhältnis zu Genf, die Reformation in Savoyen und Franz von Sales (1567 [nach andern 1568] bis 1622), dem Sainte-Beuve in den Causeries du lundi VII eine Studie gewidmet hat, charakterisiert wird; weiter wird die Litteratur in Savoyen im 16. bis 19. Jhd. zur Darstellung gebracht. Die Schriften des Grafen Xavier de Maistre, der nur ein mal 1839 in Paris war: „Voyage autour de ma chambre“, „Le Lépreux de la cité d'Aosta“, „La jeune Sibérienne“, „Expédition nocturne autour de ma chambre“, „Les Prisonniers du Caucase“ werden nicht nur genannt, sondern aus der 1794 geschriebenen Reise um mein Zimmer mehrere Proben mitgeteilt. Kürzer besprochen wird der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge Michaud, der ebenfalls aus Savoyen gebürtige Bischof Dupanloup, der mit dem Gottesleugner Littré nicht unter den Mitgliedern der Académie française zusammensitzen wollte, wird ebenso wie die Vertreter der modernen Savoyer Litteratur nur mit Namen aufgeführt. Nicht mit aufgeführt ist der 1450 zu Aix in Savoyen geborene Geschichtsschreiber Claude de Seyssel, der Verf. der Histoire singulière du Roy Loys XII. Nachdem das Verhältnis von Genf zu dem litterarischen Centrum Paris besprochen, wird unter der Rubrik „Paris und die Natur“ wieder ein Gedicht von J. Mussard teilweise mitgeteilt, von kleineren Stücken ganz abgesehen. Eine Schilderung der Savoyer Landschaft nach des Verfassers Lettres savoisiennes, die 1863 in L'Illustration erschienen, und das Gedicht La Savoie von J. Mussard beschliefsen den Abschnitt über Savoyen und Genf. Der zweite Abschnitt betitelt: „Der waadtländische Jura“ beginnt mit einem poetischen Grufse an den Jura von der letztgenannten Dichterin, erörtert das geologische Verhältnis des Jura zu den Alpen, seine Entstehung, schildert die Aussicht vom Gipfel der Dôle, die Baukunst, die Abtei von Romainmotier, die Stadt Orbe, die Burgen und die Kathedrale von Lausanne. Der dritte Abschnitt ist Neuchâtel gewidmet, wo die Geschichte des Landes, die Litteratur, die Malerei und Industrie behandelt ist. Auch die mittelalterliche

Litteratur in Neuchâtel ist berücksichtigt und auf das Mystère de la Nativité von einem unbekannten Geistlichen hingewiesen; dafs Guillaume Farel als Reformator und als Schriftsteller Erwähnung gefunden, ist selbstverständlich. Nur hätten Pierre Virets Schriften erwähnt sein können. Unter den Poeten und Schriftstellern neuerer Zeit aus Neuchâtel ist F. Pétavel (1791—1870), der von der philos. Fakultät Berlin das erste Doktordiplom summa cum laude erhalten, auch Eugen Borel, der durch Übersetzungen deutscher Dichtungen und seine Grammaire de la langue fr. bekannte Dichter und Gymnasiallehrer, von dem hier ein Gedicht Le Lac de Neuchâtel abgedruckt ist, und u. a. F. Godet, der Erzieher des deutschen Kronprinzen, genannt. Mit Bezug auf die Ode Friedrichs II. Aux Prussiens wird gegen den Schlufs des Abschnittes noch besonders hervorgehoben, „dafs der König von Preufsen auch Fürst von Neuchâtel war, und dafs er seine Ode in der Sprache des Neuchâteller Volkes gedichtet hat“.

Der vierte Abschnitt ist überschrieben: „Der Berner Jura“ und gelangt bis zu Jean Jacques Rousseau, der seine letzten Tage auf der Petersinsel im Bieler See verlebte; seine Oper Le devin du village, sein Stil und seine Liebe zur Natur und Musik finden hier Besprechung. Kurz, das teilweise vorliegende Werk verspricht, nach den zwei ersten Lieferungen zu urteilen, ein Repertorium der französischen Kulturgeschichte im weitesten Sinne sowohl in der romanischen Schweiz wie in Savoyen zu werden. Mögen die übrigen Lieferungen nebst einem Register sich den ersten bald gleich würdig anschliefsen! R.

Choix de lectures françaises, à l'usage des classes moyennes des écoles secondaires, par H. H. Wingerath. Cologne, DuMont-Schauberg, 1878. IV, 537 S. 8. — Première partie: Classes inférieures. 2. éd. 1881. VIII, 273 S. 8.

Die Vorzüge der Wingerathschen Lesebücher haben schon anderwärts gebührende Anerkennung gefunden. Was über die Neuheit und Mustergültigkeit des Gebotenen, über die passende Auswahl und die gefällige Abrundung der Stücke von anderen gesagt worden ist, könnte hier nur wiederholt werden. Zufügen läfst sich nur, dafs die nötige Abrundung erreicht wurde, ohne dafs beim Ausscheiden und Zusammenfügen die Nähte hervortraten. Jedes Stück ist wie aus einem Gufs und bietet gewöhnlich auch eine interessante und angenehme Lektüre.

Die Gruppierung des ersten Teils ist folgende (die in Klammern stehende Zahl giebt das Verhältnis, in welchem die auf die Gruppe entfallende Seitenzahl zu derjenigen der anderen Rubriken steht, wobei 4 — die geringste einer Rubrik zufallende Seitenzahl — die Einheit bildet): I. Contes, 10 Stücke (2½), II. Apologues, 40 St. (3), III. Paraboles, 15 St. (2), IV. Mythes et légendes, 18 St. (5), V. Légendes pieuses, 8 St. (1), VI. Anecdotes et narrations, 44 St. (5), VII. Histoire, 6 St. (9), VIII. Géographie, 11 St. (2½), IX. Histoire naturelle 20 St. (4½), X. Poésie, 106 St. (8½). Der zweite für Mittelklassen bestimmte Teil enthält: I. Mythes et traditions, 11 St. (5), II. Narrations, 17 St. (7½), III. Histoire, 52 St. (50), IV. Géographie, 57 St. (22), V. Religion, morale et philosophie, 27 St. (4½), VI. Caractères moraux, 6 St. (1), VII. Lettres, 35 St. (6), VIII. Dialogues, 4 St. (2), IX. Histoire naturelle, 14 St. (5), X. Physique et chimie, 11 St. (5), XI. Notions mathématiques, 3 St. (3), XII. Sujets divers, 17 St. (5), XIII. Morceaux en vers, 92 St. (16).

Von dem gewöhnlichen Verfahren ist der Verf. besonders in dem poetischen Teil insofern abgewichen, dafs er keine Bruchstücke aus Dramen aufgenommen hat. Dafs er es für sehr überflüssig ansieht, aus Stücken, die

gewöhnlich der Schullektüre zufallen, einzelne Abschnitte aufzunehmen, ist nur zu billigen. Es giebt jedoch eine Menge von Stücken, die aus mancherlei Rücksichten in der Klasse nicht ganz gelesen werden dürfen, aus denen aber recht passende Stellen ausgewählt werden können. Auszüge aus Dramen nehmen von jeher in der französischen Chrestomathie die Stelle ein, welche das deutsche Lesebuch der Balladendichtung einräumt, weil auch diese Form der epischen Poesie der französischen Kunstdichtung nahezu fremd ist.

Seiner Anlage nach gehört das Wingerathsche Lesebuch zu denjenigen, welche eine Konzentration des Unterrichts erstreben. Der Verf. bestimmt dasselbe für Gymnasial- wie für Realklassen. Schon deshalb kann er sich nicht denjenigen anschliefsen, welche den jugendlichen Geist für einen bestimmten Ideenkreis mit Beschlag zu belegen suchen, und die damit ebenso sehr die für die Jugend notwendige Vielseitigkeit des Interesses wie unsere gesamte Kultur verkennen, welche aus antiken und modernen Elementen, aus idealen und realen Bestrebungen zusammengesetzt ist. Er will die Schule als Schule und nicht als eine Art von Fachakademie aufgefafst wissen. Sein Buch enthält Stücke, welche den Realwissenschaften entlehnt sind, aber dabei allgemein interessant und allgemein verständlich bleiben, jedenfalls nicht voraussetzen, dafs der Lehrer des Französischen auch über sehr ausgedehnte und bis auf den heutigen Standpunkt der Wissenschaft vervollständigte Realkenntnisse verfügt. Das Buch bietet für den Gymnasialunterricht Anknüpfungspunkte in noch höherem Mafse, meidet aber die Exklusivität, welche einer richtigen Auffassung des Altertums eher schaden als nützen könnte, weil zur Vermittelung antiker Ideen die heutige französische Sprache wohl das denkbar schlechteste Medium ist.

Der Verf. versteht die Konzentration dahin, dafs auch das französische Lesebuch sich dem Lehrstoff und zwar dem gesamten Lehrstoff der Klassen, für die es bestimmt ist, anschliefsen soll. Daher die grofse Zahl seiner Rubriken. Nicht überall wird dieser Satz unbedingte Zustimmung finden; der Verf. selbst ist durch seine glückliche Hand davor bewahrt geblieben, Stücke auszuwählen, die nur durch seinen Grundsatz sich hätten rechtfertigen lassen. In der That kann man das Buch recht wohl gebrauchen, ohne diesen Grundsatz sich anzueignen. Eine Ausnahme bilden höchstens die Notions mathématiques, d. h. 12 Seiten unter 524.

Es ist gewifs von Wert, wenn die französische Sprachkenntnis nach verschiedenen Seiten hin erweitert wird, wenn das Vokabular des Schülers sich auf eine gröfsere Reihe von Begriffssphären erstreckt und ihm zugleich zum Bewufstsein gebracht wird, wie mit dem Stoff auch die Stilart wechselt.

In der Art also, wie der leitende Gedanke durchgeführt ist, mufs er dem französischen Unterricht selbst zu statten kommen. Zunächst aber hat jeder Lehrgegenstand sich selbst zu konzentrieren, d. h. die Zeit und Mittel, welche ihm zur Verfügung gestellt sind, so auszunützen, dafs möglichst Hohes erreicht wird mit möglichst geringen Anforderungen an die schulfreie Zeit der Schüler. Sobald dieses Ziel erreicht wird, ist die grofse Frage der Konzentration auf die befriedigendste und für die Gesamtbildung erspriefslichste Weise gelöst. Bleibt dann noch einem Fache ein Überschufs von Zeit und Mitteln, so mag derselbe den übrigen Fächern thunlichst zu gute kommen, aber auch erst dann, denn charité bien ordonnée commence par soi-même. Und in dieser Hinsicht scheint mir der Verf. nicht genug gethan zu haben. Eine Sprache verstehen heifst nicht blofs, dafs man eine gröfsere oder geringere Zahl von Regeln sich angeeignet und anzuwenden gelernt hat, dafs man einen gewissen Vokabelvorrat angesammelt hat und leidlich aus einer Sprache in die andere zu übersetzen versteht. Eine Sprache verstehen heifst auch, in das Wesen, die Sitten und Anschauungen eines Volkes, seine politische, Kultur- und Litterärgeschichte den Einblick gewonnen zu haben, der allein befähigt, die

Ideen und nicht blofs die Wörter der fremden Sprache in die eigene zu übertragen und fremde Litteraturerzeugnisse annähernd so zu verstehen, wie der Einheimische sie versteht, weil er die nationale Bildung sich angeeignet hat, deren Ausdruck jene Litteraturdenkmale sind.

Dafs dieses Ziel sich nur in beschränktem Mafse erreichen läfst, ist sicher; gerade deshalb aber ist es nötig, in Lese- und Übungsbüchern dem Schüler möglichst viele Kenntnisse dieser Art zuzuführen, damit er allmählich dazu gelangt, mit Genufs zu lesen, statt die Zeit herbeizuwünschen, wo das lästige Präparieren einmal aufhören wird. In den für den altsprachlichen Unterricht bestimmten Büchern dient jeder Satz jenem Zwecke; der neusprachliche Unterricht hat daraus noch unendlich viel zu lernen. Dafs unsere Lesebücher darin bisher so wenig gethan haben, ist um so verwunderlicher, da sie gerade hierdurch am besten ihre Existenzberechtigung nachweisen könnten.

Da ein dritter Teil des Lesebuches in Aussicht genommen ist, bei welchem das bisher leitende Princip zu Gunsten des litterarhistorischen aufgegeben wurde, so liefse sich das Vorstehende vielleicht berücksichtigen und es könnte so gleichzeitig eine Prosalektüre für Prima entstehen, die einerseits in ihrer Form schwierig genug für die entwickeltere Fassungskraft ist, anderseits aber nicht auf die Länge trocken und eintönig wird. Denn trotz der kolossalen Ausgabenproduktion der letzten Jahre ist an derartiger Prosalektüre noch ein erschreckender Mangel. Dem Verf., der gezeigt hat, dafs er nicht nach dem an der grofsen Heerstrafse Liegenden mit Vorliebe greift, dafs er zu suchen und auch zu finden versteht, dürfte das unschwer gelingen.

Strafsburg i. E. Ph. Plattner.

Miscellen.

Grays auf einem Dorfkirchhof geschriebene Elegie

übersetzt von Otto Emans.

Die Abendglocke klagt den Tag zur Ruh;
Heim treibt der Hirt im Feld das müde Tier;
Der Ackersmann strebt seinem Herdfeu'r zu
Und läfst die Welt der Finsternis und mir.

Nun blafst die Landschaft, wo das Aug auch irrt,
Es naht die Nacht sich feierlich und still,
Nur dafs ein Käfer wo noch summend schwirrt,
Ein Herdenglöckchen noch nicht schlafen will;

Nur dafs die Eule im Gemäuer klagt
Mit tiefem Wehruf zu dem bleichen Mond,
Wenn sich ein Wandrer an ihr Reich gewagt,
Drin sie von alters her vereinsamt thront.

Hier bei den Ulmen, bei dem Eichenbaum,
Wo Grün und Moder sich gesellig traf,
Da schlafen, jeder still im engen Raum,
Des Dorfs Vorväter ihren ew'gen Schlaf.

Des Morgens blütenduftgeschwängert Wehn,
Der Schwalbe Zwitschern auf des Zaunes Brett,
Des Hifthorns Echo und der Hähne Krähn,
Nichts mahnt sie mehr von ihrem harten Bett.

Für sie sprüht keine Funken mehr der Herd,
Kein Weib teilt liebend ihres Tages Last,
Kein Kind späht, ob der Vater wiederkehrt,
Und klimmt nach ihrem Kufs in süfser Hast.

Oft hat ihr Sensenstreich die Frucht gefällt,
Oft gab die Scholle ihrem Pfluge nach;
Wie lustig fuhren sie hinaus ins Feld!
Wie sank der Wald vor ihrem wucht'gen Schlag!

Nicht sei des Strebers Spott der Arbeit Lohn,
War still ihr Glück, ihr Los auch sonder Glanz,
Belächle keiner mit verstecktem Hohn
Das schlichte Lebensbild des kleinen Manns.

Gespreizter Ahnenstolz, der Prunk der Macht,
Und was Gesicht und Reichtum alles gab,
Erwartet gleicherweis die sichre Nacht,
Des Ruhmes Pfade führen nur — ins Grab.

Nicht, Stolzer, schreibe du es ihnen zu,
Dafs man kein Bild auf ihre Gräber stellt,
Wo durch gewölbter Hallen heil'ge Ruh
Der Chorgesang des Lobes Hymnen schwellt.

Kann Urnenschrift, ein kunstbelebter Stein,
Den Atem bannen, floh er leichtbeschwingt?
Haucht Ruhm der kalten Asche Leben ein?
Welch Flehn, das zu des Todes Herzen dringt?

In diesem armen Winkel ruht vielleicht
Ein Herz, das einst von Himmelsgluten schwoll,
Ein König, dem das schwerste Scepter leicht,
Ein Sänger, heiligster Begeistrung voll.

Jedoch vor ihrem Blick entrollte nie
Die Wissenschaft ihr inhaltschweres Buch,
In kaltem Elend fror die Phantasie,
Erlahmte früh ihr stolzer Himmelsflug.

Wie mancher Perle strahlend reines Licht
Birgt tief im Meer ein ödes Felsenbeet,
Wie manche Rose blüht, die keiner bricht
Und deren Süfsigkeit der Wind verweht!

Vielleicht liegt hier ein Hampden, der mit Mut
Dem kleinen Dorftyrann sich widersetzt;
Vielleicht dafs hier ein stummer Milton ruht,
Ein Cromwell, der kein Land mit Blut benetzt.

Dafs sie des Rates Beifallssturm gewehrt,
Dem Schmerz getrotzt und der Vernichtung Drohn,
Dafs sie den Völkern Überflufs beschert
Ein Land sie pries als seinen besten Sohn,

War nicht ihr Los; doch ihres gab zugleich
Dafs keines Fehlers üpp'ger Keim gedieh;
Es sah sie nicht durch Blut erhöht und reich,
Schlofs nie die Welt das Thor des Glücks durch sie.

Nie unterdrückten sie den Puls der Pflicht,
Noch das Erröten angeborner Scham;
Sie räucherten dem protz'gen Mammon nicht
Mit Weihrauch, der vom Schrein der Musen kam.

Fern von der Menschen wirrem Treiben stahl
Ihr stiller Wunsch sich nie zu eitler That,
Hin durch des Lebens kühn entlegnes Thal
Wand sich geräuschlos ihr bescheidner Pfad.

Jedoch zum Schutz selbst dieser Gräber fleht
Ein ärmlich Denkmal, still und demutsvoll,
Mit schlechtem Reim den, der vorübergeht,
Um eines stillen Seufzers flücht'gen Zoll.

Die ungeschulte Muse schrieb hierher
Nur Jahr und Namen, wo sonst Lobspruch prangt;
Und manchen frommen Spruch streut sie umher,
Damit dem Bauer vor dem Tod nicht bangt.

Denn wer sänk in Vergessenheit und Nacht
Aus dieses Lebens qualenvollem Glück,
Wer liefs' des warmen Tages sonn'ge Pracht
Und würf nicht sehnend einen Blick zurück?

Es sucht das Herz nach einem Herzen nur
Das Aug nach einer Thräne, eh es bricht,
Selbst aus dem Grabe noch stöhnt die Natur,
Selbst in der Asche stirbt die Glut noch nicht.

Und du, den der vergefsnen Toten hier
Einfach Geschick zu diesen Zeilen rührt,
Vielleicht fragt auch ein Dichter einst nach dir,
Wenn stille Wehmut ihn hierhergeführt.

Dann sagt vielleicht ein alter Bauersmann:
„Oft sahn wir früh ihn bei des Morgens Wehn
Den Tau abstreifend dort die Höh hinan
Der Morgensonne schnell entgegengehn.

Dort unter jener Buche schatt'gem Dach,
Die hoch vom Boden ihre Wurzeln reckt,
Da lauscht' er häufig auf den nahen Bach
Zur Mittagszeit nachlässig ausgestreckt.

Dicht bei dem Wald war's, wo sein Grübeln ihn
Oft bitter lächelnd auf- und niedertrieb,
Dann matt und weh, als schwänd sein Leben hin
In Sorgen oder hoffnungsloser Lieb.

Doch eines Morgens sahn wir ihn nicht mehr,
Nicht bei dem Hügel noch dem alten Baum,
Ein zweiter Tag — nicht bei dem Bach safs er,
Nicht auf der Heide, nicht am Waldessaum.

Am nächsten Morgen kam ein Leichenzug
Mit Trauerklang daher nach altem Brauch,
Geh hin und lies (du kannst es ja) den Spruch
Dort auf dem Stein bei jenem Dornenstrauch."

Deutsche Dichtungen übersetzt von Karl Finger.

May-Song. (Göthe.)

How glorious Nature
I tinged with light!
How smile the meadows!
The sun how bright!

On all the branches
Sweet buds appear;
And thousand voices
In woodlands cheer.

Through hearts the throbbings
Of joy increase.
On earth, in heaven,
Such bliss! such peace!

Such love! such loving!
So golden fair,
Like clouds of morning
In light and air!

Hast blest unmeasured
The pastures green,
The flowers breathing
In all that's seen.

O sweetheart! sweetheart!
How love I thee!
How shine thy glances!
How thou lov'st me!

The sky-lark loveth
Thus song and mirth,
Thus morning-flowers
The vernal earth.

How I do love thee
With fervent truth,
Who gav'st me courage
And joy and youth,

That songs and dances
I seek with glee.
And while thou lov'st me,
Thus happy be!

The Castle on the Sea. (Uhland.)

Oh, didst thou see and love it,
The castle high on the sea?
Golden and rosy above it
The clouds now rest, now flee.

It yearns that its turrets would bending
Kiss the clear waves below;
It yearns that it were ascending
To the evening clouds which glow.

„Well did I see and love it,
The castle high on the sea;
And the moon then lingered above it,
And fogs that would not flee."

And the winds and waves, had they risen
To lively and welcome songs?
From the halls yon, didst thou listen
To music and festive throngs?

„The winds and waves were dying
And soon no breath more stirred.
From the halls yon, deeply sighing
A plaintive song I heard."

And the king and his queen, were they chowing
Themselves on the castle old?
With the purple garments flowing,
With the glittering crowns of gold?

Had they not oft a tender
Beautiful maiden there?
Bright like a sun in her splendor,
Radiant with golden hair?

„The parents I saw, but adorning
Their brows no crown of gold.
I saw them in garments of mourning,
The maiden I did not behold."

Prayer. (Lenau.)

Dwell on me, ye secret glances;
Let me feel thy wondrous might,
With thy mild, grave, inexhausted,
Blissful dreams, sweet hour of night!

Spread around thy magic circles
Which the world from memory tore,
And o'er all my thinking, feeling,
Linger lonely evermore.

Thou art a budding flower. (Heine.)

Thou art a budding flower,
So pure, so sweet, so fair;
I glance at thee, and sadness
My heart moves to a pray'r.

I feel as if to bless thee
My trembling hands would meet,
That God keep thee for ever
So fair, so pure, so sweet!

High in the North. (Heine.)

High in the North quite lonely
On a hill, there grows a pine;
He sleepeth while his branches
The flakes of snow entwine.

Of a palm-tree he is dreaming
Who weary, lone and meek,
Far in the East stands mourning
On a glowing mountain-peak.

Ebers' neuester Roman.*

„Das war kein Meisterstück, Octavio“ kann man nach der Lektüre dieser neuesten Weihnachtsgabe des vielgeschäftigen Herrn Professors ausrufen. Mit dem Boden Ägyptens scheinen ihm die Kräfte geschwunden zu sein und die Neuzeit mutet uns in seiner Darstellung weit weniger sympathisch an als das modernisierte Alt-Ägypten. Schon die Gabe vom vorjährigen Weihnachtstische: „Die Frau Bürgermeisterin“ war gegenüber „Uarda“, „Homo sum“ u. a. ein recht dürftiges Spielzeug, indessen fühlte man hier doch einen Hauch jener grofsen Epoche, die das arbeitsamste aller Handelsvölker Europas vom Joche Spaniens befreite. Die neue Dichtung ist dem Inhalte nach nur die Vorläuferin der vorigen, sie schildert die erste Regierungszeit Philipps II., wirft einen interessanten Rückblick (freilich aus Vogelperspektive) auf die Bauernkriege und endet auf niederländischem Boden. Aber wie ist hier alles nach einem bestimmten Schema gearbeitet, unhistorisch ausgeführt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden! Philipp II. — um mit dem bekanntesten zu beginnen — wird zu einem blondgelockten, schöngeistigen Jüngling, der mit Künstlern herumtändelt, selbst den Pinsel führt und nur an seine königliche Würde sich erinnert, wenn ein vorwitziger Maler ihm eins mit dem Stocke versetzt. Dann ein wundersames Ideal eines Juden, der die Tiefe aller Wissenschaften durchforscht hat, auch für Christus und Christentum schwärmt, aber doch Jude bleibt, um mit seinen Glaubensgenossen verfolgt zu werden. Sein Idealismus scheint die katholischen Geistlichen so sehr angesteckt zu haben, dafs sie alle sich mehr des verfolgten Juden als seiner Verfolger annehmen, dafs sie tolerante Grundsätze aussprechen, wie den: „erst sei man Mensch, dann Jude, Christ, Mohammedaner“ etc. Und das in der Zeit der heftigsten Glaubenskämpfe und in einem abgelegenen Kloster des Schwarzwaldes! Endlich der Held selbst! Sohn eines Grobschmiedes, der sich plötzlich als genialer Maler, Kapitän, unwiderstehlicher Don Juan, rationalistischer Freigeist und zur Abwechselung als fanatischer Katholik entpuppt und allerdings in seinem ganzen Wesen stets etwas Grobschmiedliches beibehält. Ein zweiter Odysseus, der alle Metamorphosen des Lebens durchkostet, um endlich, fein spiefsbürgerlich, als Gatte einer Schwarzwälder Bauerndirne zu enden! „Tant de bruit pour une omelette!“ Noch wundersamer als die Helden sind die Heldinnen. Da tritt u. a. eine sechzehnjährige Spanierin auf, die als „kleines Kind“ bezeichnet und auch behandelt wird, und die anderthalb Jahre später schon recht hübsch in die Geheimnisse der venetianischen Schönen eingeweiht ist. Ferner die Mutter des Helden! Eine entlaufene Gattin, dann Lagerdirne mit sehr kommunistischem Beigeschmack, aber so abstrakt edelmütig, dafs sie um ihres wiedergefundenen Kindes willen plötzlich in die Schmiede zurückkehren will, dabei auch während ihrer Lagerthätigkeit als „Sibylle“ angestaunt und von rohen Kriegern verehrt! Und nun — um auch das nicht unerwähnt zu lassen — die weniger idealen Frauengestalten Venedigs. Wir wollen zwar, minder frech als der Held des Romans, ihren Schleier nicht lüften, aber hätte Äneas Sylvius, der uns Jahrhunderte früher als Ebers dieselben Schönen so anmutig beschrieben hat, diese Schilderungen noch lesen können, er würde, fürchten wir, keine seiner Freundinnen wiedererkannt haben. Überhaupt diese übermäfsige Zartheit, diese Scheu, die Dinge so zu sehen und zu schildern, wie sie sind! Da hat z. B. unser Romanheld für Philipp II. ein Madonnenbild gemalt, das die Erinnerungen seiner Venetianer Erlebnisse widerspiegelt, Philipp II., bekanntlich auch ein Freund irdischer Schönheit, wirft es als gotteslästerliches Bild beiseite. Aber die Madonnenmaler damaliger Zeit arbeiteten

* „Ein Wort“, Leipzig 1882.

doch auch nach Modellen, deren sittliche Qualität man unbeachtet liefs, oder porträtierten ihre Geliebten.

Es ist selbstredend, dafs ein vielgewandter Romanschriftsteller, wie Ebers, fesselnd und formgewandt schreibt und in Einzelheiten vieles Schöne bietet. So ist die Flucht des gehetzten Juden in vollendeter Weise geschildert, der Kampf der spanischen Freischar mit der niederländischen Besatzung lebhaft und dramatisch dargestellt worden. Doch andererseits zeigt die Beschreibung der ländlichen Verhältnisse des Schwarzwaldes nur das Talent eines gewöhnlichen Novellisten. Der Freund der Geschichte aber wird Herrn Prof. Ebers für seine historische Komposition wenig Dank wissen, denn ein historischer Stoff, der des gröfsten Dichters würdig ist, konnte kaum unwürdiger behandelt werden. M—z.

Either und neither.

In Dr. Websters Complete Dictionary of the English Language steht: Ei'ther (é'ther, or ī'ther. The former is the pronunciation given in nearly all the English dictionaries, and is still the prevailing one in the United States; the latter has of late become somewhat common in England. Analogy, however, as well as the best and most general usage, is decidedly in favor of é'ther); ebenso heifst es bei neíther (né'ther, or nē'ther. The former is given in most dictionaries, and still prevails in America. In England, nī'ther is rather more common than in America, but the best speakers in both countries say né'ther).

In Amerika herrscht die Aussprache é'ther und né'ther vor, in England kann man womöglich von zwei denselben Gottesdienst verrichtenden Geistlichen die zweifache Aussprache hören; doch wird behauptet, dafs namentlich die höheren Stände und alle, die gewählt sprechen wollen, sich mehr des ī'ther und nī'ther befleifsigen. Die Analogie ist dieser Aussprache entgegen, ein organischer Grund für die Abweichung läfst sich nicht entdecken; dafs aber gerade die aristokratischen Kreise das auffällige ī begünstigen, das macht eine Erklärung dieses Falles, die als wahrheitsgemäfs berichtet wird, durchaus annehmbar.

Die unnatürliche Aussprache ī'ther und nī'ther wird danach zurückgeführt auf Georgs I. Unkenntnis der englischen Sprache. Macaulay sagt von Georg I. und Georg II.: If they spoke our language, they spoke it inelegantly and with effort. Dafs Georg I. die englische Sprache, die er erst spät erlernte, nur unbeholfen behandelte, weshalb er auch der englischen Litteratur kein Interesse entgegenbrachte, ist auch sonst hinreichend bekannt. Er soll nun die Worte either und neither nach deutscher Weise ausgesprochen haben, was die Hofleute, um den König nicht zu korrigieren, im Verkehr mit ihm angenommen hätten.

Hannover. Ad. Ey.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschule. (München, Lindauer.) 70 Pf.

H. Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft. (Bonn, Cohen & Sohn.) 1 Mk.

K. v. Bader, Die deutsche Philologie im Grundrifs. (Paderborn, Schöningh.)

H. Ruete, Der Unterricht im Lesen und Litteratur. Hist.-methodol. Abhandlung. (Leipzig, Dürr.) 1 Mk. 80 Pf.

Grammatik.

F. Kern, Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. (Berlin, Nicolai.) 1 Mk. 80 Pf.

G. F. Burguy, Grammaire de la langue d'Oïl. III Ed. (Berlin, Weber.) 3 vols. 25 Mk.

H. Breymann, Die Lehre vom franz. Verb auf Grundlage der historischen Grammatik. (München, Oldenbourg.) 2 Mk. 40 Pf.

P. Nissen, Der Nominativ der verbundenen Personalpronomina in den älteren franz. Sprachdenkmälern. (Kiel, Diss.) 1 Mk.

P. Jahn, Über das Geschlecht der Substantive bei Froissart. (Halle, Diss.) 1 Mk.

G. Meerholz, Über die Sprache des Guillaume Guiart. (Jena, Deistung.) 80 Pf.

K. Dreyer, Der Lautstand im Cambridger Psalter. (Greifswald, Diss.)

Lexikographie.

Grimms Deutsches Wörterbuch VI. 10. Lfrg., hrsg. v. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.

A. Gombert, Nomenclator amoris oder Liebeswörter. Ein Beitrag zum deutschen Wörterbuche der Gebrüder Grimm. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk.

Dictionnaire historique de la langue française II. 3. Agr—Air. (Paris, F. Didot.) 4 fr. 50 c.

Dictionnaire du Patois normand. (Paris, Champion.) 5 fr.

Wedgwood, Contested etymologies in the Dict. of W. Skeat. (London, Trübner.)

A. S. Palmer, Folk Etymology. (London, Bell.) 21 sh.

J. Haller, Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus der Zeit vor Cervantes ins Deutsche übersetzt. (Regensburg, Manz.) 5 Mk.

Litteratur.

P. Norrenberg, Allgemeine Litteraturgeschichte II. 1. u. 2. Lfrg. (Münster, Russell.) à 60 Pf.
W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. 6. u. 7. Heft. (Berlin, Weidmann.) à 1 Mk.
R. Becker, Der altheimische Minnesang. (Halle, Niemeyer.) 6 Mk.
O. Lyon, Minne- und Meistersang. Bilder aus der Geschichte altdeutscher Litteratur. (Leipzig, Grieben.) 6 Mk. 50 Pf.
N. Sobel, Die Accente in Otfrieds Evangelienbuch. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk.
H. Blümner, Laokoon-Studien, Heft II: Über den fruchtbaren Moment und das Transitorische in den bildenden Künsten. (Freiburg, Mohr.) 3 Mk.
Du Bois-Reymond, Göthe und kein Ende. Rede geh. beim Antritt des Rektorats. (Leipzig, Veit & Co.) 1 Mk. 20 Pf.
A. Fernandez Merino, Calderon y Goethe. Relaciones entre el Magico prodigioso y el Fausto. (Madrid, Agencia internacional.) 2 fr.
H. Welti, Geschichte des Sonnettes in der deutschen Dichtung. (München, Diss.)
L. Tobler, Schweizerische Volkslieder mit Einleitung und Anmerkungen. (Frauenfeld, Huber.)
J. E. Bladé, Poésies populaires de la Gascogne. (Paris, Maisonneuve.)
G. Merlet, Etudes littéraires (Chanson de Roland, Joinville, Montaigne, Pascal, Lafontaine, Montesquieu, Buffon etc.). (Paris, Hachette.) 6 fr.
K. Volmöller, Sammlung franz. Neudrucke Nr. 5. Rob. Garnier, les Tragédies. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 80 Pf.
Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies. Zwei altfranz. Heldengedichte, hrsg. von K. Hofmann. Ed. II. (Erlangen, Deichert.) 4 Mk.
Octavian, Altfranz. Roman, hrsg. v. K. Volmöller. (Heilbronn, Henninger.) 4 Mk. 40 Pf.
F. Lotheifsen, Gesch. der franz. Litteratur im XVII. Jahrh. III. (Wien, Gerold.)
G. Brandes, Die Litteratur des 19. Jahrh. in ihren Hauptströmungen dargestellt. 5. Bd. Die romantische Schule in Frankreich. (Leipzig, Veit.) 8 Mk. 60 Pf.
R. Mahrenholtz, Molière. (Heilbronn, Henninger.) Kleine Ausg. 4 Mk.
R. Mahrenholtz, Voltaire-Studien. (Oppeln, Franck.) 6 Mk.
M. Sachse, Über das Leben und die Lieder des Troubadours Wilhelm IX., Graf v. Poitou. (Leipzig, Schlömp.) 1 Mk. 75 Pf.
Denkmäler provençalischer Litteratur und Sprache. Hrsg. v. Suchier. I. (Halle, Niemeyer.) 20 Mk.
E. Müller, Über accentuierend-metrische Verse in der franz. Sprache des XVI. bis XIX. Jahrh. (Bonn, Behrendt.) 1 Mk. 50 Pf.
Morley, Of English literature in the reign of Victoria. (Leipzig.) 2 Mk. 40 Pf.
K. Dietrich, Hamlet der Konstabel der Vorsehung. Eine Shakespeare-Studie. (Hamburg, Nolte.) 2 Mk.
Shakespeares Troilus and Cressida. Ed. w. notes by W. J. Rolfe. (New-York.) 3 sh. 6 d.
P. Anton, England's Essayists. Macniven. (Edinburgh, Simpkin.) 2 sh. 6 d.
E. J. Bierbaum, History of the English language and literature. (Heidelberg, Weifs.) 2 sh. 6 d.
Mrs. Oliphant, The Literary History of England in the end of the eighteenth century and beginning of the nineteenth. (London, Macmillan.) 21 sh.

Th. Braga, Parnaso portuguez moderno precedido de un estudo da poesia moderna portugueza. 6 fr. 30 c.

Th. Braga, Historia de romantismo en Portugal. I parte. (Agencia intern. Madrid.) 6 fr. 30 ct.

E. Martin, La poesia lirica en Cuba. I serie. Oviedo. (Agencia intern. Madrid.) 1 fr. 50 ct.

Hilfsbücher.

F. Pfaltz, Die deutsche Litteraturgeschichte, in den Hauptzügen ihrer Entwickelung, sowie in ihren Hauptwerken dargestellt und den höheren Lehranstalten Deutschlands gewidmet. I. Die Litt. des Mittelalters. (Leipzig, Brandstetter.) 2 Mk. 70 Pf.

H. Düntzer, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 14., 15. und 16. Bändchen. (Leipzig, Wartig.) à 1 Mk.

Ph. Plattner, Franz. Schulgrammatik. (Karlsruhe, Bielefeld.) 2 Mk.

Haefmaert & Schmidt, Holländische Unterrichtsbriefe. I. Bf. (Leipzig, Morgenstern.) 50 Pf.

Die Hervarar-Saga.

Von

L. Freytag.

(Schlufs.)

Dreizehntes Kapitel.

Um diese Zeit herrschte über Gardhariki ein König, der Hrollaugr hiefs; er war reich und mächtig, treu gegen Freunde und ein grofser Kriegsheld. Seine Königin hiefs Herborg. Sie hatte zwei Kinder; ihr Sohn hiefs Herlaugr, die Tochter Hergerdhr, und beide waren aufserordentlich schön. Zu der Zeit, wo diese Geschichte spielt, war der Knabe erst zwei Winter alt, aber die Königstochter war älter. Nun kam König Heidhrekr gen Gardhariki und empfing da gastfreie Aufnahme. Mit den Königskindern ging er freundlich um, und sie gefielen ihm wohl; da kam es ihm in den Sinn, den Rat seines Vaters zu vereiteln, und er erbot sich zum Erzieher des Königssohnes Herlaugr. Der König meinte, es sei ihm nicht zuzumuten, dafs er dem Manne, der so vieler schlimmer Dinge beleumdet sei, seinen Sohn gäbe, denn er habe den König Haraldr, seinen Verwandten, und andere Blutsverwandte und Freunde betrogen. Da sagte die Königin: „Sprich nicht so, Herr, denn es ist dir zu Ohren kommen, welch gewaltiger Mann er ist und wie siegreich, und es ist weit klüger, sein Anerbieten wohl aufzunehmen, denn sonst steht dein Reich in grofser Gefahr.“ Erwiderte der König: „In dieser Sache wirst du Grofses durchsetzen.“ Man kam also zu dem Entschlusse, dafs der Knabe Herlaugr dem Heidhrekr zur Erziehung übergeben ward. König Heidhrekr nahm den Knaben freundlich auf und erzog ihn in hohen Ehren; er und ebenso Sifka liebten ihn sehr. So fuhr dann Heidhrekr

fort aus Gardhariki, und der Knabe mit ihm. Wiederum beschäftigte er sich mit Heerfahrt, und immer folgte ihm der Knabe und seine Nebenfrau Sifka, wo er auch kämpfen mochte. So vergingen fünf Winter. Sifka, Humlis Tochter, war da zum anderen Male mit dem Könige; aber es war von ihm angeordnet, dafs er ihr keine Sache mitteilen würde, welche er verhehlen müfste. Nun ging König Heidhrekr einst mit seinen Schiffen nach Gardhariki, und als König Hrollaugr seine Ankunft erfuhr, liefs er ihm zu Ehren ein Gastmahl veranstalten und ladete ihn zu sich ein. Der König ging mit seinen Freunden zu Rate, ob er die Einladung des Königs annehmen sollte.* Die meisten Männer wollten ihm die Fahrt widerraten und baten ihn, sich der heilsamen Warnung seines Vaters zu erinnern. Heidhrekr sagte, aus dem allen mache er sich wenig, da er ja doch dessen Rat niemals befolgt habe: „Und zuverlässig werde ich zum Gastmahle kommen." So sendete er Botschaft zum Könige, dafs er das Gastgebot besuchen würde. Er änderte dann sein gewöhnliches Verfahren dahin, dafs er seine Mannschaft in drei Haufen teilte: den einen liefs er der Schiffe hüten, dem anderen trug er auf, sich im Walde zu verbergen bei dem Königshofe, wo das Gastmahl sein sollte, und scharf auszuspähen, wenn ihm etwa Hilfe Not sei; er selbst aber begab sich zur Burg mit dem dritten Teile, und mit ihm kamen Sifka und der Königssohn. Da begann ein äufserst prächtiges Gastmahl, welches lange anhielt. Die Männer hatten das immer zur Kurzweil, dafs sie wilde Tiere jagen ritten; und so oft auch Heidhrekr ausging, folgte ihm Herlaugr. Und einmal, als sie beide in den Wald ritten, Heidhrekr und der Königssohn, sendete der König den Knaben zu seiner Mannschaft und hiefs ihn dort verbleiben.** Dann ritt er seines Weges heim und kam spät abends zu Hause an. Sifka war

* Wenn es keine Beweise davon gäbe, dafs in diesen Sagas die prosaischen Stücke nichts sind als eine späte und meist recht schlechte Überarbeitung der alten Poesie, und wenn wir von dieser gar keine Reste hätten, so würden Stellen nach Art der vorliegenden genügen. Es ist hier offenbar eine Lücke: denn im Vorhergehenden deutet nichts darauf, dafs Heidhrekr sich von Hrollaugr Böses zu versehen hätte.

** Selbst für den wildesten Berserker würde hier jeder fafsliche Grund dieses Verfahrens fehlen. Auch hier mufs eine Lücke sein.

draufsen und neigte sich ihm freundlich. Es kam ihr vor, als sähe sie ihn mit bekümmerter Miene; so umfafste sie seinen Hals mit grofser Sorge und sprach dann: „Sage mir, Herr, was verursacht dir Leid? Ich werde dir sofort Linderung schaffen, wenn ich kann.“ Heidhrekr sprach: „Dir allein wage ich davon zu reden, aber ich will doch, dafs du es keinem Menschen offenbarest, denn es handelt sich um mein Leben, wenn es irgendwer zu wissen bekommt.“ Da bat sie, er möchte diejenige Frau auf dem Scheiterhaufen verbrennen, die ihn zu betrügen gedächte, und der König erzählte: „Ich war heute auf der Jagd und verfolgte einen wilden Eber; da hatte ich das Unglück, dafs ich meinen Spiefs zerbrach. So schwang ich Tyrfingr und erschlug das Wild. Das war geschehen, ehe ich bedachte, wie viel auf dem Spiele stand; da fiel mir der auf dem Schwerte ruhende Fluch ein, dafs es nicht in der Scheide ruhen mag, aufser befärbt mit warmem Menschenblute. Kein Mann aber war da mit mir als Herlaugr, und da war es mein Verhängnis, dafs ich ihn mit dem Schwerte erschlagen mufste.“ Heidhrekr ging nun in die Halle und begab sich kurz darauf zu Bette. Sifka aber ging zur Königin und liefs grofsen Kummer an sich merken; die Königin fragte um ihre Traurigkeit, aber sie entgegnete, sie wage es nicht zu sagen; jene bat sie mit freundlichen Worten und redete ihr liebkosend zu; da erzählte nun Sifka von allem so, wie Heidhrekr es ihr berichtet hatte. Nun ging die Königin zu Bette mit grofsem Harme, und als der König sie fragte, was sie bekümmere, da sagte sie's ihm. Der König ward da traurig und zornig zugleich: er stund frühe des Morgens auf und hiefs seine Gefolgschaft sich rüsten und Heidhrekr erschlagen samt allen seinen Leuten. Da ward mächtiges Waffengetöse und Schmettern der Kriegshörner. Heidhrekr rüstete sich zur Verteidigung mit der Mannschaft, die bei ihm war, und es geschah da der allerhärteste Kampf. Die Männer des Königs Heidhrekr fielen wie junges Holz, denn der Unterschied der Heeresmacht war grofs. König Heidhrekr wehrte sich aufs tapferste und erschlug so viele Männer mit Tyrfingr, dafs es zu lange dauern würde sie aufzuzählen. Er schritt durch das Heer wie ein Löwe, der in eine Schafherde einbricht. Da lag ein Ring von Erschlagenen

um ihn,* und er schlug diejenigen zu Tode, die er mit dem Schwerte erreichte. Da gebot Hrollaugr ihn zu überwältigen mit Schilden und Holzstücken; das ward sogleich gethan, und Heidhrekr ward endlich gefangen; zwei Männer gingen dann an ihn heran und legten ihm schonungslose Fesseln an: seine Hände wurden fest gebunden und starke Bande an seine Füfse gelegt, und es ist die Aussage der meisten Männer, dafs es dieselben Gefangenen waren, welche Heidhrekr einst vom Tode erlöst hatte. Hrollaugr liefs da den König Heidhrekr in den Wald führen und an die Stätte, wo sie gewohnt waren Todesstrafen zu vollziehen, und er sollte da auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Aber bevor das geschah, hörten sie Hörnergeschmetter und Waffengerassel: das Heer Heidhreks war gekommen und machte auf Hrollaugr und die Seinen den wütendsten Angriff, entrissen ihnen den König Heidhrekr aus den Händen, jagten sie in die Flucht und machten grofse Beute, worauf sie zu ihren Schiffen gingen. Heidhrekr begab sich dann zurück nach Reidhgotaland; daselbst sammelte er ein mächtiges Heer und fuhr mit hundert Schiffen nach Gardhariki; da landete er mit Feuer und Schwert und vollbrachte furchtbares Kriegswerk. Das erfuhr König Hrollaugr und rüstete zur Abwehr; dann ritt er aus der Burg mit seinem Heere auf einen ebenen Plan dem König Heidhrekr entgegen. Da er aber erfuhr, dafs sein Sohn Herlaugr wohlbehalten beim Könige Heidhrekr sei, wollte er gerne, dafs Aussöhnung eintreten möchte zwischen ihm und dem Könige, liefs also frühe morgens den Friedensschild** emporhalten und entbot Heidhrekr zu einem Zwiegespräche. Heidhrekr willfahrte dem, und beide Heere sollten sie unter den Waffen im Kreise umstehen; schliefslich verkündeten sie, dafs sie versöhnt wären und dafs König Hrollaugr dem Heidhrekr seine Tochter Hergerdhr zur Ehe geben sollte; dessen wurden die Männer alle froh. Demnächst gingen sie zur Königshalle, Hergerdhr ward dem König Heidhrekr verlobt, und dann ward das Gastmahl gerüstet und ihr

* Es liefse sich auch übersetzen: „Ein Ring (von Toten natürlich) war um ihn geschlagen.“

** Dessen Farbe war weifs.

Brautlauf getrunken. Keiner glaubte da erfahren zu haben, dafs in diesen Landen ein ehrenreicheres Freudenfest gehalten worden sei; dasselbe währte einen Monat, und als es vorüber war, erhielten die vornehmen Gäste ihr Heimgeleit mit Ehrengeschenken. König Hrollaugr entrichtete nun die Mitgabe seiner Tochter in Gold, Silber und guten Kleinodien: auch sollte sie Vindland mitbekommen, welches zunächst Reidhgotaland liegt. Danach segelte Heidhrekr heim mit seiner Königin, und herzliche Liebe trat zwischen ihnen ein. Als nun Heidhrekr heimgekommen war, wollte er Sifka fortschaffen: so liefs er seinen besten Hengst vorführen, und es war das spät abends. Nun kamen sie an einen Flufs, da machte sie sich vor ihm so schwer, dafs der Hengst zusammenbrach; der König aber sprang sofort ab. Da sollte er sie über den Flufs tragen, denn ein anderes Mittel gab es nicht. Er aber stürzte sie von der Achsel herab, zerbrach ihr das Rückgrat** und schied sich so von ihr, dafs er sie als Tote den Flufs abwärts treiben liefs.*** Um diese Zeit verschied seine Mutter Hervör, und eine ehrenvolle Bestattung ward ihr nach der Sitte der Vorfahren. Kurz darauf gebar die Königin Hergardhr ein Töchterchen, ihr ward ein Name gegeben und Hervör ward sie genannt nach ihres Vaters Mutter. Schon im jugendlichen Alter lernte sie rasch alle ritterlichen Künste; da sendete sie der König der Erziehung wegen zu einem Jarl, der Ormr hiefs, und sie war aufserordentlich schön.

Vierzehntes Kapitel.

König Heidhrekr liefs nun ab von aller Heerfahrt und ordnete Gesetz und Landrecht; er ordnete sein Reich und richtete es ein nach der Art, wie es damals die berühmtesten Könige thaten. Er wählte also zwölf der weisesten Männer

---

* Böse Geister, die anderswohin gebannt werden sollen, pflegen sich schwer zu machen.

** Durch dieses Mittel kann man selbst böse Geister für alle Zeit töten. — Da übrigens unter Vindland ein Teil Rufslands verstanden wird, so kann das benachbarte Reidhgotaland schwerlich Jütland sein.

*** Der Hinterhalt, die Verurteilung und die Rettung auf ein Hörnersignal hin (das hier fehlt) finden sich z. B. auch in der Dichtung von Salman und Morolt und dem Rotherliede.

zur Beurteilung aller Rechtsfälle,* welche in seinem Reiche grofse Prozefssachen betrafen. Alle Fehden dagegen schaffte er in seinem Lande ab, und er wurde nun ein Fürst grofs und sehr reich an Freunden und berühmt durch Weisheit und Macht; er opferte der Freyja und ehrte sie zumeist von allen seinen Göttern. Heidhrekr liefs einen Eber auferziehen: der war so grofs wie der wackerste Kämpe und so stattlich, dafs jede Borste von Golde zu sein schien. Es war seine Gewohnheit, denjenigen zu nehmen, den er sich als den gröfsten verschaffen konnte, und diesen pflegte er dann grofszuziehen und ihn zur Erntegabe der Freyja zu opfern beim Eintritte des Monats, der Februar heifst; sie sollte da ein Opfer haben, damit sie Glück verleihe, und König Heidhrekr brachte ihr dann den möglichst gewaltigen Eber dar, den er der Freyja opfern konnte. Sie sahen denselben als so geheiligt an, dafs man, die Hand auf seinen borstigen Rücken legend, alle grofsen Rechtshändel entschied und dafs man mit diesem Eber ein Sühnopfer darbrachte. Am Julabende führte man den Sühneber hinein in die Halle vor den König, die Männer legten dann die Hände auf seinen Rücken und brachten feierliche Gelübde; der König aber legte die eine Hand dem Eber aufs Haupt, die andere auf den Rücken und gelobte, dafs jeder, wenn er in seine Gewalt käme und sich auch noch so sehr gegen ihn vergangen hätte, des rechten Urtelspruches seiner weisen Männer geniefsen und dafs die zwölfe des Ebers achthaben sollten.** Auch machte er die zweite Eröffnung, dafs derjenige vor ihm sicheren Frieden haben solle, der solche Rätsel aufbringe, wie sie der König nicht auflösen könne. Wenn indes die Männer versuchten ihm Rätsel vorzulegen, so wurde da keins vorgebracht, welches er nicht erriet.

---

* Freyr und Freyja sind die milden Götter des Lichtes und des ruhigen Friedens im Gegensatze zu den Göttern des Krieges, wie Thorr und Tyr.

** Wenn auch in sehr naiver Weise dem Könige Heidhrekr willkürlich die Einführung des den Vanengöttern Freyr und Freyja geweihten Kults zugeschrieben wird, so ist doch die Erinnerung an die Thatsache nicht zu verkennen, dafs dieser Kult eben vom Südufer der Ostsee herüber kam. — Freys goldborstiger Eber Gullinbursti ist das Symbol der wiedergeborenen Sonnenkraft, denn das heidnische Jolfest (Julfest) ist der Feier derselben gewidmet. Die Verlegung in den Februar ist ungenau.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Mann hiefs Gestr und war der Blinde geheifsen; er war ein reicher Herse* in Reidhgotaland, übrigens böse und unfreundlich. Seine Schatzung hatte er dem Könige Heidhrekr einbehalten, und zwischen ihnen herrschte grofse Feindschaft. Da sandte der König Botschaft an ihn, er möchte mit ihm zusammenkommen, um sich mit ihm auszusöhnen, falls er das Leben behalten wolle, und sich dem Urtelspruche seiner weisen Männer fügen; andernfalls möchte er es mit ihm im Kampfe ausmachen. Keine dieser beiden Möglichkeiten sagte Gestr zu, und es wurde ihm schlimm zu Mute. Denn Gestr war kein sonderlich weiser Mann, und weil er sich nicht in der Lage wufste mit dem Könige Worte zu wechseln, und da es anderseits für ihn schwer sein durfte, dem Spruche der Weisen zu gehorchen, da er sich bewufst war, dafs schwere Dinge gegen ihn vorlagen, so fafste er den Entschlufs, zur Rettung dem Odhinn zu opfern: er bat ihn also sich seiner Sache anzunehmen und gelobte ihm grofsen Lohn. Spät an einem Abende ward nun an seiner Thüre gepocht; Gestr der Blinde ging an die Thüre und sah, dafs ein Mann gekommen war, und er fragte nach dem Namen des Ankömmlings; der aber antwortete, er heifse auch Gestr, und sie befragten einander über allbesprochene Neuigkeiten. Da forschte der Ankömmling, ob es irgend etwas gäbe, was ihn beunruhige, und Gestr der Blinde erzählte ihm alles aufs deutlichste. Sprach der Ankömmling: „Ich werde deinetwegen den König aufsuchen und erfahren, wie die Sache abläuft, und wir wollen Aussehen und Kleidung tauschen.“ So thaten sie: der blinde Gestr entfernte und verbarg sich, aber Gestr der Ankömmling ging hinein und blieb da über Nacht, und alle glaubten Gestr den Blinden in ihm zu erkennen, denn sie waren einander so ähnlich, dafs man keinen vom anderen unterscheiden konnte. Tags darauf machte sich Gestr auf die Fahrt zur Zusammenkunft mit dem Könige und ruhte nicht eher, als bis er nach Arheimr kam.** So ging er

* = ein Gaugraf, eigentl. ein Centenarius, Haupt einer Hundertschaft. — Das Beiwort blind ist übrigens im moralischen Sinne zu verstehen.

** Man sieht, dafs ein Christ der Redaktor des Romans ist: Odhinn erscheint durchaus als der böse Geist oder Teufel, der gerufen kommt und

in die Halle und grüfste den König wohl, der schwieg und ihn zornig anblickte. Da sprach Gestr:* „Herr, darum komme ich hieher, weil ich mich mit dir aussöhnen will.“ Der König erwiderte: „Willst du den Schiedsspruch meiner weisen Männer dir gefallen lassen?“ Und er sprach: „Giebt es weiter keine entschuldigende Lösung?“ Antwortete der König: „Allerdings giebt es mehrere: du sollst Rätsel aufgeben, die ich nicht raten kann, und dir damit Frieden erkaufen.“ Sprach Gestr: „Dazu bin ich freilich wenig gerüstet; auf der anderen Seite bin ich freilich noch mehr in Verlegenheit.“ „So willst du lieber den Spruch der Weisen über dich ergehen lassen?“ fragte der König, und Gestr sagte: „Lieber will ich einige Rätsel vorschlagen.“ Der König sagte, er sei's zufrieden: „Viel kommt für dich darauf an, dafs du mich besiegst, denn dann sollst du meine Tochter zur Frau haben, und du darfst es nicht ausschlagen. Freilich siehst du nicht nach grofser Weisheit aus, und bis jetzt geschahs noch nie, dafs ich ein Rätsel nicht durchschaut hätte, das mir vorgeschlagen ward.“ Man nahm zwei Stühle, sie setzten sich darauf, und es gefiel da den Männern, dafs sie weise Worte vernahmen.

Gestr.

Haben wollt ich gerne, was ich gestern hatte;
was es sei, weifst du's? Zusammen lockts die Leute,
öfters hemmt es Worte, zu Worten öfters hetzt es.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht die Lösung bring ich: das Bier bannt den Trübsinn
und reizt zum Zank, doch manchem stöfst an den Zahn die Zunge.

Gestr.

Die Heimat verliefs ich und von Hause ging ich,
am Wege sah ich Wege: ein Weg führte drunten,

Unheil stiftet. Der Tausch nicht blofs der Kleidung sondern auch der Gestalt spielt in unseren Überlieferungen eine wichtige Rolle: so tauscht in der Völsungensage Sigurdhr mit Gunnarr die Gestalt, als der letztere zur Gewinnung Brynhildens die Waberlohe zu durchreiten hat. Ebendahin gehört auch die Idee des gespenstischen Doppelgängers und die des Wärwolfs.

* Gestr heifst der Fremde, der Ankömmling; den „Wanderer“ nennt sich anderswo Odhinn selbst, und der Nornagestr aus der gleichnamigen Saga ist bekannt.

ein Weg führte droben, ein Weg war allerwegen.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht folgt die Lösung: ein Vogel flog droben,
ein Fisch schwamm da unten, auf einer Brücke fuhrst du.

Gestr.

Was für ein Trank wars, den gestern ich getrunken?
Nicht Wasser wars und Wein nicht, nicht Met wars noch Bier* auch,
noch irgend welche Speise; doch durstlos wich ich hinnen.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
doch leicht ergiebt sich Lösung: in eine Höhle** gingst du,
da tratst du in den Schatten, da fiel Tau zu Thale,
da schöpftest du des Nachttaus, so den Schlund erfrischend.

Gestr.

Der laut hallt, wer ist es? Harten Weg begeht er,
ist ihn gewohnt zu wandeln. Wuchtge Küsse liebt er,
zwei Mäuler ihn begaben, er geht allein auf Golde.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht hab ich Lösung: es schmettert der Hammer
auf des Rheines Schmelzgold*** und schallt mit lauter Stimme,
trifft er straff den Ambofs.

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich draufs gewahrte
vorm Eingang in die Felskluft:† zween ohne Atem

---

* Munngat (eigentl. wohl = „Lusttrank“) ist wohl ursprünglich nicht (nach der gewöhnlichen Erklärung) eine geringere Sorte, sondern ein süfses Bier, etwa unserer alten Mumme zu vergleichen.

** fortu holu î; die gewöhnliche Lesart solu î (in der Sonne) ist kaum zu rechtfertigen.

*** Das sagenberühmte Rheingold ist gemeint: â glod Rinar.

† Eine schwierige Stelle. Die Texte bieten hier wie fernerhin fyrir Dellings dyrum. Poestion in seiner Übersetzung dieser Rätseldichtung („Magazin f. d. Litt. d. I. u. A.“) interpretiert: „vor Dellings Thüren“ und deutet es auf den Tagesanbruch. Wenn dieser Ausdruck in dieser Bedeutung nur sonstwo vorkäme! Auch pafst es gar nicht, dafs Gestr alle diese Dinge eben bei Tagesanbruch gesehen haben soll. Dellingr ist auch Zwergenname: f. D. d. wohl = vor dem Eingange zu einer Felsenwohnung, Felsenhöhle.

und Seelenlose sotten Lauch von Wunden.*
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht find ich Lösung: nicht Atem ist noch Feuer
in den Blasebälgen, da ist nicht Blut noch Leben,
doch trotzdem mag man Schwerter noch mit ihnen schmieden
mit Winden, die sie schicken.

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich draufs gewahrte
vorm Thore der Felskluft? Auf tritts mit acht Füfsen,
vier Augen hats, und übern Bauch hebt hoch das Knie sich.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht geb ich Lösung: von Osten her gingst du
zu dem Thor im Wohnhaus, Verwandte aufzusuchen;
dahin bist du gekommen, König, wo die Spinne
Geweb dem Eingeweid entwob.

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich draufs gewahrte
vorm Thore der Felskluft? Tief mit seinem Haupte
sucht es nach dem Helweg,** die Füfse nach der Sonne.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
Doch leicht hab ich Lösung: es strebt mit dem Haupte
Der Lauch zum Schofse Hlodhyns,*** zur Luft mit den Blättern.

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich draufs gewahrte
vorm Thor der Schluft im Felsen? Lichter als der Schild ists,

* Einer von jenen verzwickten Ausdrücken, wie die spätere rein verstandesmäfsige Skaldenpoesie sie liebte, jene echte lohensteinsche Dichtung des sinkenden nordischen Altertums. Es ist der Lauch (das Kraut), welcher Wunden schafft, also das Schwert.

** Der Helweg, der Weg zur Hel führt in ihr Reich, in das des Todes. Vgl. Schiller: „Halb berühren sie der Toten, halb der Lebenden Gebiet."

*** Hlodhyn, die Erdgöttin. — Der Lauch übrigens ist im allgemeineren Sinne zu fassen für Pflanzen überhaupt.

schwärzer als der Rabe, gerader als des Speers Schaft,
härter als das Horn auch.*
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht wag ich Lösung: am Wege liegen sahst du
das Glanzglas des Glutbergs in heller Glut der Sonne.**

Gestr.

Es brachten Frauen, beide lichtlockig,
beides Mägde, Bier ins Zimmer.
Gewirkt nicht hattens Hände noch geschmiedet Hämmer;
ders wirkte bei den Inseln, war gewohnt des Wassers.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weiſs ich Lösung: weiſse Federn tragen
die Schwäne, die im Meere sind in der Inseln Mitte.
Sie bauten da Nester, der Hände entbehrend,
mit langgebognem Halse: so legten sie Eier.

Gestr.

Wer wohl sind die Weiber auf geweihtem Berge?
Die Frau gebiert Frauen, es gebiert die Jungfrau
Jungfraun: den Weibern fehlt der Mann als Wächter.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht biet ich Lösung: du sahst ein Paar der Brustwurz,***
die dritte in der Mitte, die junge als Mädchen.

---

* Eine bestimmte Strophenform ist nicht vorhanden; die Allitteration ist mitunter unsicher, und hin und wieder sind Spuren des Reims zu finden.

** Hraf u tinna = agathes vitreus. Eigentlich = silex corvi von der rabenschwarzen Farbe: vulkanische verglaste Lava muſs gemeint sein.

*** Fjallhvannir tvaer. Die Gattung Angelica, Brustwurz, gehört zu den Umbelliferæ, zu den Doldenpflanzen: sie hat eine dünne rübenförmige Wurzel, krautigen Stengel, sechs bis sieben Fuſs hoch, dick, dreifach gegliederte Blätter; die Blüte ist eine zusammengesetzte Dolde nach Art unseres Schierlings, die Blüte weiſslich grün mit undeutlichem Kelch, fünfblätteriger Krone, deren Blätter länglich, und fünf Staubblättern. Die Gattung Archangelica, Engelwurz, hat im allgemeinen einen stärkeren Habitus. — Die Pflanze ist auf Island, überhaupt im Norden, aber auch bei uns eine a. officinalis, der man namentlich im Norden groſse Heilkraft zuschreibt; sie ist aber auch eine schöne Pflanze, so daſs der Vergleich mit der Zierlichkeit eines Mädchens gar nicht unberechtigt ist.

Gestr.

Fahren sah ich einen, Erdenstaub bevölkernd;
der Tote safs auf Toten, der Blinde ritt den Blinden,
in die Brandung reitend: das Rofs war ohne Atem.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leichte Lösung reich ich: ein totes Rofs sahst du
liegen auf dem Eise: ein Aar safs auf der Beute.
Das alles stiefs zum Strande hinauf der Stofs der Strömung.

Gestr.

Wer wohl sind die Tapfern, die zum Thinge reiten
versöhnt all zusammen? Sie senden ihre Leute
über Land wagend Wohnung zu erwerben?
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
Ruhmreich und Mutreich* ringen allzeit
fröhlich im Schachspiel: es schonen sich die Krieger,
ruhen sie im Beutel, doch ringen wild im Kampfe.

Gestr.

Wer sind die Kampffraun, welche ihren König,
den waffenlosen, würgen (während schwarze schützen)
immerfort? Die Schönen schaffen ihm nur Schaden?
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung: feind sind lichte Steine,
doch die schwarzen schirmen den König im Schachspiel.

Gestr.

Wer ist wohl der eine? Er schläft in der Asche:
ihm, der als Stein entstanden, zur Seite stehn nicht Eltern:
er fristet dort sein Leben, der Gefahr sich freuend.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
Und nahe ist die Lösung: die Asche nährt Feuer
und birgt es auf dem Herde, der Feuerstein gebiert es.

* Die Namen Itrekr und Audadr bezeichnen gewifs nicht eigentliche Namen sondern die Könige der beiden feindlichen Spiele.

Gestr.

Wer ist der Finstre? Er überfährt die Erdflur,
verschlingt Weg' und Wälder, erschrickt nur vor dem Winde,
doch nimmer vor den Menschen, und macht der Sonnen Unheil.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weiſs ich Lösung:
Es geht der Nebel aufwärts aus der Halle Gymirs,*
trübt den ganzen Himmel und trifft zu Tod die Strahlen
der Feindin Dvalins:** er flieht vor Fornjots Sohne.***

Gestr.

Was für ein Tier ists, das tötet andre Tiere?
Eisen umgiebt es allenthalben ringsum:
acht Ecken hat es, doch kein Haupt eignets,
aber im Gefolge viele führt es mit sich.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht wird die Lösung: das würde wohl der Fuchs† sein
im Brettspiel, erbittert und erpicht auf Beute.

Gestr.

Was für ein Tier ists, das trefflich hilft den Dänen?
Blutig ist der Rücken, vorne birgt es Wunden;
dem Gerstoſs begegnets, preis giebts das Leben,
in der Männer kräftger Hand ruht sein Körper.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
ich glaube leicht die Lösung: Hell glänzen Schilde
in dem scharfen Schlachtsturm und schützen ihre Träger.

---

* Gymir ist (z. B. nach dem Eddaliede Ögisdrekka 1) ein Beiname Ögirs, des Meergottes, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Riesen, dem Vater der schönen Gerdhr, um welche Freyr wirbt.

** Dvalinn als einer der Zwerge personifiziert das unterirdische Dunkel: seine Feindin ist die Sonne.

*** Fornjotr (Eddalied Hrafnagaldr 17) hat drei Söhne, Hler, Logi, Kari, die über Meer, Feuer und Wind herrschen. Hier ist der Wind gemeint.

† Huni = regulus in ludo latrunculario, forma tali, vulpem significantis. Der viereckige, eisenbeschlagene Würfel ist also der Fuchs, der schlaueste im Gewinnen, der König im Spiele.

Gestr.

Wer sind die Flatterinnen? Sie fliegen durch die Lande
nach Herzenslust sich tummelnd, sie tragen weifse Schilde
durch den Winter; schwarze, wenn der Sommer waltet.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
Doch leicht ist die Lösung.
Schneehuhn mit Namen benennen Menschen einen
schnellbeschwingten Vogel: ihm schwärzen sich die Federn
im Sommer, bleichen aber um die Nacht des Bären.*

Gestr.

Wer sind die Weiber, die wehbringend ausgehn
als Botinnen des Vaters? Vielen Braven brachten
sie Unheil schon und Leiden, und so vergeht ihr Leben.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht mag ichs lösen: durch Eldirs** Mädchen,
die angethan mit Unheil,*** fand mancher sein Ende.

Gestr.

Wer sind wohl die Jungfraun? Ihrer wandeln viele
als Botinnen des Vaters: sie haben bleiche Locken
und hellverzierten Hauptputz, von Männern nicht gehütet.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weifs ich Lösung:
Ögir erzeugte zauberkluge Töchter
mit Ran, seinem Weibe. Wogen und Wellen
heifsen sie alle, kein Mann hütet ihrer.

Gestr.

Wer sind die Gattenlosen? Sie gehen allzusammen
vom Vater gesendet, und selten sind sie freundlich

---

* Bjarnar nott; der Winter ist gemeint: er ist die Nacht für den Bären, weil dieser den Winter hindurch schläft.

** Eldir (der Zünder) ist einer von den beiden Dienern Ögirs, welche das Goldlicht in der unterseeischen Halle anzünden. Unter seinen Mädchen müssen also wohl die Wellen verstanden werden. Eigentl. Eldis brudir = Sponsæ Elderis: vom unterseeischen Golde und vom Sonnengolde erglühen die Wellen.

*** eitri blandnar. Eitrblandinn wird glossiert mit veneno mixtus, = veneficæ, also die Unheilstifterinnen.

unter wackern Helden und wachen im Winde.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weifs ich Lösung: wahrlich sinds die Wellen;
Ögirs Töchter stürzen sich mit Getose tummelnd.

Gestr.

Die Gans mit langem Schnabel war einst ganz erwachsen
und sehnte sich nach Kindern; sie schleppte Holz zusammen;
sie schützten scharfe Schwerter, Streu zu schneiden kräftig;
drüber ragt ein Felsdach, das feucht von Rieselwasser.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
an eines Entenvogels Aussehn denkst du.
Sie safs auf den Eiern und hielt besetzt die Stätte
im Schädel eines Rindes: Kinnladen gaben Schutz ab.

Gestr.

Wer ist der Gewichtge, der über vieles waltet?
Halb zur Hel sieht er, den Menschen ist er hilfreich;
der Erde Kopfhaut reifst er, hilft ihm treu ein Kampffreund.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht weifs ich Lösung:
trefflich taugt der Anker an dickgedrehtem Taue
auf See dem Stern des Fahrzeugs; doch fafst die Spitze nieder
zum Schofs der Erden, also hinab zur Hel schauend.

Gestr.

Was für Bräute sind das? Auf Brandungsinseln gehn sie
und fahren längs der Fjorde. Hart nur ist ihr Lager,
ihr Kopftuch weifs, sie spielen bei Windstille wenig.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
Wellen und Wogen, die ganze Wut der Wasser
umarmt die Inseln endlich: hoch oben ist ihr Lager
auf Klipp' und Fels; doch rastet die Sturmflut, dann ist Ruhe.

G e s t r.

Ich sah in Sommertagen auf sonnenhellen Felsen *
eine Anzahl wachen nicht eben übermütig;
es stärkten sich die Herren am Biere ganz stille,
doch es stund der Bierkrug und stimmt' ein Klagelied an.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

H e i d h r e k r.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
auch seh ich leicht die Lösung: an der S a u sogen
schweigend die F e r k e l; sie schrie bei der Arbeit.

G e s t r.

Wer baut auf hohen Felsen? Wer fällt in tiefe Thale?
Wer lebt, der Lungen ledig? Wer läfst nicht ruhn die Stimme?
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

H e i d h r e k r.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
der R a b e baut auf Felsen, T a u fällt in tiefe Thale,
der F i s c h ohne Lunge lebt in den Wassern;
der W a s s e r f a l l, der wild tost, schweigen wird er niemals.

G e s t r.

Öfters sah ich Jungfraun, der Erd' an Stoffe ähnlich;
stets zum Lager dienen ihnen starke Steine,
schwarz und finster, bräunlich auch vom Brand der Sonne;
schöner doch sind jene, entsprofst aus ihrem Schofse.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

H e i d h r e k r.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leichte Lösung bring ich: verborgen in der Asche
erblassen auf dem Herde sahst du helle K o h l e n.

G e s t r.

Viere sah ich gehen, viere sah ich hangen;
den Weg weisen zweie, den Hunden zweie wehren,
hinterdrein schleppt einer immer unaufhörlich,
und dieser ist allzeit bedeckt mit Schmutze.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

H e i d h r e k r.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:

* Solbjörg (= montes aprici). Egilsson verbessert Solbjargir als Name eines Landgutes.

das Tier ist die Kuh ja, die du sehen konntest:
sie eignet vier Füfse, hat vier Euter hangen,
sie wehrt sich mit den Hörnern, hinten hängt der Schweif ihr.

Gestr.

Ich safs in einem Segel,* da sah ich tote Männer
blutges Fleisch tragen zum Stamme einer Birke.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
in einem Zelte sitzend sahst einen Habicht fliegen,
der führte in der kräftgen Kralle eine Ente.**

Gestr.

Welch ein Wunder ist es, das ich gewahrte draufsen
vorm Wallthor der Felsen?
Zehn Zungen hat es und dazu zwanzig Augen
und viermal zehn Füfse: so geht das Wesen fürder.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Du dünkst mich weit weiser, als ich wissen konnte.
Bist du, den wir dich heifsen? An hebst du ja ein Rätsel
von der Sau, die grunzend sich erging im Hofe;
geschlachtet und zerhauen ward sie aufs Wort des Herren,
und mit neun Ferkeln war fruchtbar sie gewesen.

Gestr.

Wer sind die zween wohl, die ziehen zum Thinge?
Alle beide eignen zusammen drei Augen,
der Füfse zehn, doch haben die zwei einen Schweif nur:
so fliegen durch die Lande die beiden Flinken flüchtig.
Rate, König Heidhrekr, errate dieses Rätsel!

Heidhrekr.

Gut ist dein Rätsel, Gestr, du Blinder,
und leicht ist die Lösung:
Odhinn ists, der reitet auf dem Rosse Sleipnir.

---

* Das Sat ek â segli ist kaum zu erklären; Egilsson im Lexikon poeticum giebt unter Segl mehrere Erklärungen, die ihn aber selbst nicht befriedigen. Es bleibt nichts übrig als das „Segel“ = „Segeltuch“ zu fassen und in der Antwortstrophe veggr als Zeltwand, die ja auch aus solchem Tuche zu bestehen pflegte.

** Valr (= valdir menn) sind die im Kampfe Gefallenen, und valr ist ein Habicht; daher das Wortspiel.

Er eignet eins nur, das Pferd zwei Augen:
das Rofs mit acht Füfsen rennt die Bahn rüstig,
doch mit zweien Yggr;* der Hengst hat einen Schweif nur.

Gestr.

So deute mir das eine (denn du dünkst mich weiser
als jeder König sicher): was sagte Odhinn
ins Ohr dem toten Baldr, eh man ihn trug zum Holzstofs?**

Heidhrekr.

Wunder und Graunthat, nichtswürdge Greuel,
nie erlebte Wehsal: doch keiner weifs dein' Wort' wohl,
weifst du sie nicht selber, du wilder Wicht und Giftwurm?

Da schwoll vor Wut der König: rasch schwang er Tyrfingr
und hieb auf Gestr wütend. Doch dieser wandelt' eilig
sich in Gestalt des Falken und entfloh ihm lebend.
Flüchtig entflog er ihm durchs Fenster;
ihm nach hieb der König und hieb des Schweifes End' ab,
die Federn kürzend: davon ist so kurz der Schweif ihm.

Also hieb ihm der König nach und schlug ihm die Schweiffedern ab, und seit der Zeit ist der Schwanz des Falken immer so gestutzt. Bei dieser Gelegenheit ward einer von den Gefolgsleuten getroffen, und dieser hatte sofort den Tod davon. Odhinn sagte da: „Dafür, König Heidhrekr, dafs du mit dem Schwerte nach mir zieltest und mich töten wolltest und dich also selbst gegen den Frieden vergangen hast, den du zwischen uns gelobtest, darum sollen die schlechtesten Knechte deine Mörder werden!" Da flog Odhinn hinnen, und so schieden sie voneinander.

Sechzehntes Kapitel.

Einige Zeit darauf rüstete sich der König zu einer Reise, denn er wollte in seinem Reiche die Gesetze ordnen. Zur Unterkunft für die Nacht hatte er sich einen Ort vorgenommen

* Odhinn hat zahllose Namen; die meisten sind im Eddaliede Grimnismal 46 ff. verzeichnet. Yggr bedeutet „der mit Furcht Erfüllende, der Verderber".

** Die berühmte Frage, durch welche sich schon im Eddaliede Vafþrudnismal 54 der Gott kenntlich macht. Lüning zu dieser Stelle meint mit gutem Recht, dafs es der Name des unbekannten künftigen Gottes gewesen sei. — Heidhreks Antwort atmet grimmigen Trotz.

am Fuſse des Gebirges, welches Havadhafjöll* heiſst, und diese Tagreise kam seinen Leuten reichlich lang vor. Der König befahl also den schnellsten Hengst für sich zum Reiten auszusuchen, und er wählte zur Mitreise neun Knechte aus, welche auf einer westwärts gerichteten Kriegsfahrt in Schottland erbeutet worden waren. Es waren Männer von vornehmer Abkunft, und sie empfanden ihre Knechtschaft sehr bitter. Sie wurden nun mit den besten Reitpferden versehen, und so ritten sie ab mit dem Könige und vielen anderen Männern; der König ritt so rasch, daſs ihm niemand folgen konnte auſser den Knechten und einigen anderen Leuten. Abends kamen sie am Fuſse des Gebirges Havadhafjöll an und schlugen daselbst ihre Zelte auf. Als aber der König und die Seinen eingeschlafen waren, stunden die Knechte auf und ermordeten alle Wächter; dann gingen sie ins Zelt dahin, woselbst der König lag. Sie nahmen da Tyrfingr, schwangen ihn und ermordeten damit den König Heidhrekr und alle, die darinnen waren: dies heiſst das dritte mit Tyrfingr vollbrachte Neidingswerk nach der Vorherverkündigung des Zwerges, und der Fluch hatte nun sein Ende. Dann nahmen die Knechte Tyrfingr mit sich fort samt allem, was in den Zelten an Geldeswert war, und zuerst konnte niemand wissen, wer die That vollbracht hatte und wohin man sich zur Rache wenden sollte. Am Morgen danach kamen die Männer des Königs Heidhrekr und fanden ihn tot. Da sendeten sie heim, um Angantyr diese Botschaft anzusagen, und dieser lieſs alsbald einen groſsen Hügel am Fuſse von Havadhafjöll aufwerfen an derselben Stelle, wo der König erschlagen war, und dieser Hügel ward gewölbt aus Holz und auſserordentlich dauerhaft gemacht. Dann wurden Heidhrekr und die mit ihm ermordeten Männer darin beigesetzt. Nun ward ein Thing anberaumt und Angantyr zum Könige gemacht über alle Reiche, welche König Heidhrekr gehabt hatte: auf diesem Thinge leistete er einen heiligen Eid, daſs er sich nicht früher auf seines Vaters Hochsitz setzen würde, als bis er ihn gerochen hätte. Kurz darauf entfernte sich Angantyr ganz allein, und er fuhr weithin, um jene Männer aufzusuchen. Eines Abends

* Havadi bedeutet Lärm, Getöse, Fjall (Plural Fjöll) Berg, Gebirge.

kam er hinab ans Meer längs eines Flusses, welcher Greipa heifst; daselbst sah er in einem Bote drei Männer, welche beim Fischen safsen, und demnächst sah er, dafs ein Mann einen Fisch herauszog und einem anderen zurief, er solle ihm das zum Zerschneiden der Lockspeise bestimmte Messer geben, um den Fisch damit zu köpfen; jener aber entgegnete, er könne es nicht leicht entbehren. Da sagte er: „So nimm das Schwert unter dem oberen Brette weg und gieb mir es“; da nahm und schwang er es und schnitt dem Fisch damit den Kopf ab, und da sang er diese Verse:

Der Hecht hier mufs entgelten vor Greipas Mündung,
dafs Heidhrekr erschlagen vor Havadhafjöll.

Sofort erkannte Angantyr auch das Schwert Tyrfingr. Da entfernte er sich in den Wald und verblieb daselbst. Aber die Fischerleute ruderten an Land, begaben sich zu dem Zelte, welches sie hatten, und legten sich nieder zum Schlafen. Als sich aber die Mitternacht näherte, kam Angantyr dahin, warf das Zelt über ihnen nieder und erschlug die neun insgesamt; dann nahm er das Schwert Tyrfingr mit sich, und das diente zum Beweise, dafs er seinen Vater gerochen hatte; sodann fuhr Angantyr heim. Hier liefs er dann ein grofses Gastmahl ausrichten in dem Flecken, welcher Dampstadhr heifst, den aber einige auch Einarheradh nennen: das war zu dieser Zeit der Hauptort in Reidhgotaland. Er entbot alle vornehmen Männer in seinem ganzen Reiche; da war eine aufserordentlich grofse Menschenmenge beisammen, und er liefs das Leichenmahl zu Ehren seines Vaters abhalten. Über die Länder herrschten damals diese Könige:

Es heifst zuerst, dafs Humli beherrschte die Hunen
Gissr die Gauten, die Goten Angantyr,
Valdr die Dänen, Kiar die Welschen,
aber über England Alfred der Grofse.

Hlaudhr, König Heidhreks Sohn, wuchs (wie früher erzählt worden ist) bei seiner Mutter Vater Humli auf, und er war aller Männer stattlichster und heldenhaftester. Aber zu jener Zeit war es eine altgewohnte Redensart, dafs ein Mann geboren sei mit Waffen und Rossen. Das sollte aber so viel bedeuten, dafs es von denjenigen Waffen gesagt wurde, welche ihnen zu

der Geburtszeit des Mannes verfertigt waren, ebenso von der Habe, den Haustieren, Rindern und Pferden, wenn diese damals geboren waren, und das alles wurde insgemein den Männern von Stande zur Ehre angerechnet. Dasselbe wird hier auch von dem Heidhrekssohne Hlaudhr gesagt:

Hlaudhr ward geboren in dem Hunenlande
mit Schwert* und Dolch und Harnisch, der den Körper deckte,
mit Goldes schwerem Helme und scharfem Hirschfänger
und wohlgezähmtem Pferde im geweihten Walde.

Nun erfuhr Hlaudhr das Hinscheiden seines Vaters, auch dafs sein Bruder Angantyr zum Könige gekoren war über alle die Reiche, die sein Vater gehabt. Nun wollten sowohl Humli als auch Hlaudhr, dafs dieser hinfahre, um von seinem Bruder Angantyr das Erbteil zu fordern, zuerst mit guten Worten, wie es hier heifst:

Vom Osten her ritt Hlaudhr, Heidhreks Erbe,
er kam ans Gehege, da die Goten hausen:
nach Arheimr kam er, sein Erbe anzusprechen.
Da trank Angantyr bei Heidhreks Totenfeier.

So kam Hlaudhr in Arheimr an, wie gesungen wird:

Einen Mann fand er vor dem mächtgen Saale;
so ward zu dem gesprochen, der spät herausgetreten:
„Mann, hebe hastig dich zum hohen Saale!
Ruf heraus Angantyr, dafs ich mit ihm rede!“

Und dieser ging hinein vor den Tisch des Königs, begrüfste den König Angantyr und sprach dann:

Hieher kam Hlaudhr, der Heidhreks Erbe fodert,
Herr, dein Bruder, ungestüm harrend.
Der Mann sitzt mächtig auf der Mähre Rücken;
der Herrscher des Volkes heischt mit dir zu reden.

Als aber der König das hörte, warf er das Tischmesser auf die Tafel, stieg vom Tische weg und warf sich das Panzerhemd über; dann nahm er den weifsen Friedensschild in die

* Die wichtigsten Trutzwaffen waren: 1) der Spiefs (der taciteischen Framea entsprechend), leicht, mit kurzem Eisen; 2) der schwere Ger, mit langem und breitem Eisen; 3) das Schwert, von verschiedener Länge, breit, zum Hiebe eingerichtet; 4) das kürzere Schwert (mækir); 5) der Dolch (sax) oder das Messer. Hammer und Beil sind älter, zum Hiebe wie zum Wurfe gebraucht.

eine und das Schwert Tyrfingr in die andere Hand. Und es erhub sich da ein mächtiges Männergetöse in der Halle, wie gesungen wird:

Da Lärm im Haus! Die Männer erhuben mit dem Herrn sich;
ein jeder wollte wissen, was Hlaudhr reden würde,
und welches Wort Angantyr da wohl würd erwidern.

Da sprach Angantyr: „Sei willkommen und freundlich gesonnen, geh mit hinein zum Trunke und laſs uns nach dem Tode unseres Vaters den Ehrentrunk thun, zunächst ihm zu Ehren, dann uns allen zur Ehre, mit unserer gegenseitigen Wertschätzung!“ Sagte Hlaudhr: „Zu anderem Zwecke fuhren wir hieher, als unseren Magen vollzustopfen,“ und er sang:

Die Hälfte will ich haben von aller Habe Heidhreks,
von Sattelschmuck und Schwertern und auch von der Schatzung,
von Kühen und von Kälbern, von Mühlen, die rasch kreisen,
von Mägden und Knechten und auch ihren Kindern,
vom wertvollen Walde, von dem man weiſs als Schwarzwald,*
von dem heilgen Grabe, das da steht am Heerweg,
von dem Stein, der stattlich steht zu Dampstadhr,**
der Wohnstätten Hälfte, die Heidhrekr hatte,
und der Land' und Leute und lichthellen Baugen.***

Angantyr entgegnete: „Du kommst nicht mit gesetzlichem Anspruche auf dieses Land.“ „Aber was willst du bieten?“ sagte Hlaudhr, und Angantyr antwortete:

Eher bricht dem Bruder der Lindenschild, der lichte,
und kalter Stahl des Gers soll sich mit dem andern kreuzen,
und mancher brave Mann wird ins Gras beiſsen müssen,
ehe daſs ich Tyrfingr in zwei Stücke teile
und dir aus Humlis Stamme des Erbes Hälfte gebe.

Und wiederum sprach Angantyr:

Dir will ich geben Fässer gutes Weines
und manch herrlich Kleinod, das bestens dir behage,

---

* Myrkvidr = Schwarzwald. Der Name wird sich häufiger gefunden und sich auf Nadelholz bezogen haben.

** Wohl nur auf Heidhreks Grab und einen ihm zu Ehren gesetzten Bautastein (Ehrensäule ohne Runen) zu beziehen: Hlaudhr macht damit seinen Anspruch als Sohn des toten Königs.

*** Ringe, meist aus Edelmetall, als Arm- und Halsschmuck gebraucht. Übrigens ist Hlaudhs Anspruch maſslos: uneheliche Kinder waren zwar nicht erblos, standen aber den ehelichen Kindern weit nach. Grimm R.-A. S. 475 f. Weinhold, Altn. Leben S. 248.

und zwölfhundert Männer   und zwölfhundert Mähren
und zwölfhundert Schwerter   für die Schildträger.
Der Männer jedem geb ich   auch reichliche Gabe:
anderes und bessres,   als ihm selber eigen:
jedem Manne geb ich   ein Mädchen zu besitzen,
um leg ich jeder   Jungfrau einen Halsring.
Doch dich auf deinem Hochsitz   mit Silber umhäuf ich;*
gehst du hinein, umschütt ich   dich so mit Schätzen Goldes,
dafs um dich rote Ringe   von allen Seiten rollen:
des Gotenvolks ein Drittel   geb ich dir zu Herrschaft.

Siebzehntes Kapitel.

Gissr, der Gyrtinger Freund, der Erzieher des Königs Heidhrekr, war damals beim Könige Angantyr, und er war damals schon sehr alt. Und als er das Anerbot Angantyrs hörte, däuchte es ihn, dafs derselbe gar zu viel biete, und er sagte:

Der Sohn einer Magd soll   solches empfahen,
einer Magd Kind solls,   zeugt' ihn auch ein König?
Sonst safs der am Zaune   Erzeugte im Hügel,
wenn der echte König   das Erbteil ausgab.**

Da ergrimmte Hlaudhr gewaltig, dafs er bei Annahme des brüderlichen Anerbotes Mägdesohn und unechtes Kind genannt wurde; so wandte er sich von dannen mit allen seinen Männern, bis dafs er gen Hunaland kam zu seiner Mutter Vater, dem Könige Humli, und erzählte, dafs sein Bruder Angantyr ihm ein Drittel als Erbteil vergönnt habe. König Humli erkundigte sich da nach ihrer ganzen Unterredung und erzürnte sich sehr darüber, dafs sein Tochtersohn Hlaudhr der Sohn einer Magd heifsen sollte, und sprach:

Den Winter wolln wir sitzen   und wohlgemut leben
und wollen herrschend trinken   Becher gutes Weines
und Hunen unterweisen   Heerfahrt zu rüsten,
die wir bald kühnlich   zum Kriege führen wollen.

---

* Es ist kaum anders zu verstehen, als dafs Angantyr seines Bruders Ehrensitz völlig mit Silber umhäufen will. (So mufsten die Götter den Balg des erschlagenen Otr mit Golde füllen und ganz damit bedecken.) Dazu pafst auch das folgende.

** d. h. unechte Kinder empfingen sonst den Tod statt des Erbteils.

Und wiederum sagte er:

Wir und Hlaudhr wollen Heerhaufen waffnen
und kühn uns und kraftvoll in den Krieg wagen
mit zwölfjährgen Fechtern und zweijährgen Füllen:*
also soll das Heer sich der Hunen versammeln.

Diesen Winter nun safsen König Humli und Hlaudhr in Ruhe; um den Frühling aber zogen sie ihr Heer zusammen, so dafs danach das Land von kampffähigen Männern ganz entblöfst war: mitgingen alle Männer vom zwölften bis zum sechzigsten Lebensjahre, auch diejenigen, welche mit Waffen und Rossen zwanzig Jahre und mehr auf Heerfahrt gewesen waren. Es war das ein so gewaltiges Heer, dafs mans nach Tausenden zählen mochte und in jedem Schlachthaufen nicht weniger als tausende waren. Über jedes Tausend war aber ein Heerführer gesetzt, und jedes erhielt seine besondere Fahne. In jedem Schlachthaufen waren fünftausend, und jeder derselben betrug in Wahrheit dreizehnhundert, und jede Hundertschaft viermal vierzig: solcher Schlachthaufen waren aber dreiunddreifsig.** Und als dieses Heer zusammengekommen war, ritten sie in den Wald, welcher Schwarzwald heifst und Hunaland von Gotaland scheidet; als sie aber aus dem Walde heraus kamen, waren da ebene Gefilde und grofse, wohlangebaute Flächen. In diesen Gefilden stund eine stattliche Burg, über welche Hervör gebot, Angantyrs und Hlaudhs Schwester, und bei ihr befand sich ihr Erzieher Ormr. Sie waren da zur Landeswehr gegen die Hunen eingesetzt und hatten daselbst eine starke Mannschaft.

Achtzehntes Kapitel.

Als eines Tages die Sonne aufging, stund Hervör auf einem Turme, der das Burgthor schützte. Da sah sie südlich in der Richtung des Waldes einen mächtigen, von Pferden auf-

* d. h. mit dem äufsersten Aufgebote, das denkbar ist. F. Dahn in seinem „Kampf um Rom" könnte an diese Stelle gedacht haben.

** Die Gesamtzahl würde nicht weniger als 343 200 betragen. Diese Zahl erscheint mafslos übertrieben, selbst wenn man das ungewöhnliche, ja ungeheuerliche Aufgebot berücksichtigt.

gewirbelten Staub, der längere Zeit die Sonne verdunkelte; demnächst aber sah sie wie Goldesglanz aus dem Staube hervor glänzende und mit Gold eingelegte Schilde, vergoldete Helme und lichte Brünnen; sie sah, dafs es der Hunen Heer und zwar eine ungeheure Menschenmenge war. Da ging Hervör eiligst hernieder, rief ihrem Knappen zu, er solle das Kriegshorn zur Hand nehmen und die Mannschaft zusammenblasen. Dann sprach Hervör: „Greift zu den Waffen und rüstet euch zum Kampfe; du aber, Ormr, reite den Hunen entgegen und entbiete sie zur Schlacht vor das südliche Burgthor.“ Ihr zur Antwort gab Ormr: „Ein so grofses Heer haben die Hunen, dafs wir nicht standhalten können, und das ist mein Rat, dafs du hinweg eilest zu deinem Bruder König Angantyr und ihm sagest, wie die Sachen stehen.“ Sprach Hervör: „Lässest du dich furchtsam erfinden, Ormr? Thue, wie ich gesagt, und entbiete sie zur Schlacht!“ Da sprach Ormr:

So will ich wahrlich traben und den Schildrand tragen
und dem Stamm der Goten Sturmkampf schaffen.

Nun ritt Ormr aus der Burg den Hunen entgegen; daselbst rief er mit lauter Stimme und forderte sie auf, der Burg zuzureiten: „Vor das Burgthor nach Süden fordere ich euch aufs Schlachtfeld. Und diejenigen, die zuerst kommen, sollen die anderen erwarten.“ Dann ritt Ormr zur Burg zurück, und Hervör war da ganz fertig zum Kampfe samt ihrem ganzen Heere; nun ritten sie mit ihrer vollen Streitmacht aus der Burg den Hunen entgegen, und es erhub sich da eine gewaltige Schlacht. Aber alsbald kam ein grofses Fallen von Männern über das Heer Hervörs, weil die Hunen unendlich mehr Mannschaft hatten. Ormr ritt vorwärts ins Hunenheer und erschlug ihnen so viele Leute, dafs das Aufzählen zu lange dauern würde, und diejenigen hatten keine Hoffnung des Lebens, denen er mit dem Schwerte nahe kam, und seine beiden Arme waren blutig bis an die Achseln. Und da Hervör sah, wie ihre Mannschaft fiel, ward sie gewaltig zornig und hieb rechts und links Männer und Rosse nieder: immer tötete sie auf jeden Hieb sechs Männer,*

* Natürlich starke Hyperbel, wie namentlich die spätere Volkspoesie sie liebt. Das stärkste in solchen Übertreibungen leisten aber wohl die unechten Strophen unseres Alphartliedes.

und alles trieb sie vor sich her in die Flucht; wer sie sah, mochte sie eher einem Löwen als einem Manne vergleichen: keinem noch so Tapferen begegnete sie, der nicht sofort den Tod statt des Lebens empfing. Doch konnte sie nicht dauernd Widerstand leisten gegen eine Übermacht wie die, mit welcher sie's hatte, denn es waren auf ihrer Seite schon zehntausend gefallen. Da rief sie den Hlaudhr an mit den Worten: „Hlaudhr, komm du zum Einzelkampf mit mir, wenn du ein tapferes Mannesherz hast!“ Erwiderte Hlaudhr: „Mich dürstet nicht nach deinem Leben, Schwester!“ Und er hiefs seine Männer sie lebend gefangen nehmen:* „Sie soll bald in unserer Gewalt sein!“ Als Hervör das hörte, schonte sie nichts mehr und erschlug alles, was ihr in den Weg kam, und das dauerte so lange, bis ein ganzes Heer über sie herfiel. Sie aber erschlug alle, die ihr zunächst waren, bis sie tot vom Pferde sank: aus dem Munde rannen ihr grofse Ströme Blutes, und alle meinten, es müfsten ihr vor völliger Erschöpfung die Adern gesprungen sein. Doch es däuchte jeden, dafs niemand von einem Weibe gehört habe, die sich so ritterlich benommen, und Hlaudhr liefs sie mit den höchsten Ehren bestatten. Als aber Ormr Hervörs Fall sah, floh er samt allen, die nicht mehr kampffähig waren, aus der Schlacht. Und Ormr ritt Tag und Nacht, so schnell er konnte, dem Könige Angantyr zu nach Arheimr, während die Mannschaft, die am Leben geblieben war, in die Burg floh und die Hunen anfingen rings herum im Lande zu heeren und zu brennen. Als aber Ormr Angantyr traf, empfing ihn der König freundlich und forschte, was sich begeben; Ormr sang:

Ich komm herauf vom Süden, dies Unheil anzusagen:
mit Feuer ganz verheert ist die Heide des Schwarzwalds,
bespritzt ist mit Kampfblut das kühne Volk der Goten.

Und weiter sang er:

Ich hab es selbst gesehen, wie die Tochter Heidhreks,
deine eigne Schwester, vom Rosse sank zur Erde:
es haben die Edle die Hunen erschlagen
und aufser ihr noch manche eurer ersten Degen.
Dort auf dem Felde war sie fröhlicher zum Fechten

* Eigentl. „sie bei den Händen fassen“ (taka hana höndum).

als sich des Spiels zu freuen, zu reden mit dem Freier
und sich bei dem Brautzug auf die Bank zu setzen.

Als Angantyr solches hörte, verzog er die Lippen und nahm zögernd das Wort; endlich sprach er; „Unbrüderlich ist mit dir gespielt worden, herrliche Schwester!“ Dann überblickte er sein Gefolge, und es war da keine grofse Mannschaft bei ihm; da sprach er:

Wir waren stark und zahlreich, als wir Met zechten;
jetzt, wo wir mehr sein sollten, sind wir wen'ger zahlreich.
Und wenn ich auch bitte und um Baugen kaufe,
doch kann ich keinen sehen von allen meinen Kämpen,
der da hinnen trabe und den Schildrand trage
und kühnlich die Hunen zum Heerkampf entbiete.

Erwiderte Gissr der Alte:

Nicht Geld noch Gut als Gabe von dir begehren will ich,
noch den schimmernd roten Schatz gutes Goldes;
aber traben will ich und den Schildrand tragen
und das Volk der Hunen zum Heerkampfe laden.

Es war ein Gesetz des Königs Heidhrekr, dafs, wenn ein feindliches Heer im Lande war, der Landesfürst ein Feld für die Schlacht abstecken liefse und die Örtlichkeit dafür festsetzen sollte; auch sollten die feindlichen Vikinger nicht früher im Lande heeren, als bis eine Schlacht versucht sei. Gissr rüstete sich nun mit guten Waffen und sprang mit einem Satze auf seinen Hengst, wie wenn er ein Jüngling wäre, und dann sprach er zum Könige:

An welchen Ort den Hunen entbiet ich den Heerkampf?

Angantyr der König sagte:

Sag ihn an zu Dylgja auf der Dunheide*
zwischen jenem hohen Josurfjöll** das Schlachtfeld!
Es fochten ja die Goten so oft auf diesen Feldern,
und herrlichen Sieg da errangen die Beherzten.

---

* Das Wort Duna bedeutet Lärm, Getöse; es ist also eine diesen Lokalitäten nach dem Zwecke des Kampfes verliehene Bezeichnung; Dylgja = Streit.

** Der Name ist schwer zu erklären: ausa (Präteritum jos) = begiefsen, taufen; ausa einu moldu = jemanden begraben. Vielleicht wurden die Gefallenen in jenem Gebirge beigesetzt und rührt der Name daher.

So ritt denn Gissr ab, bis dafs er zum Heere der Hunen kam; er ritt nicht eher näher, als bis er mit ihnen reden konnte; da rief er mit lauter Stimme und sprach:

Schon gefällt ist eure Kriegsschar, der Tod umfängt schon euren Führer,
zur Gruft winkt euch das Banner und gram ist euch Odhinn.*
Nach Dylgja euch entbiet ich auf die Dunheide,
an den Fufs des jähen Josurfjöll zum Kampfe.
Mit jedem Trotze fodr' ich euch heraus zum Treffen,
und es lasse Odhinn so die Lanzen fliegen,
wie ichs euch wünschte und euch zum Weh geweissagt!

Als Hlaudhr die Worte Gissrs gehört hatte, sagte er: „Ergreifet den Mann Angantyrs, Gissr, der aus Arheimr kam!“ Sprach König Humli:

Nicht versehren soll man Boten,
die einsam fahren, und unbegleitet.

Und Gissr sprach: „Weder ihr Hunen noch eure Hornbogen jagen uns Furcht ein!“ Und Gissr setzte seinem Hengste die Sporen ein und ritt fort und Angantyr zu; er trat vor ihn hin und begrüfste ihn wohl. Der König fragte, ob er der Hunen Heer gefunden habe, und Gissr erwiderte: „Ich habe mit ihnen geredet und sie zum Kampfe aufs Gefilde in die Dunheide gefordert zu Dylgja.“ Fragte Angantyr, ein wie grofses Heer sie hätten? Und Gissr entgegnete:

Fürwahr es ist mächtig ihrer Krieger Menge!
Dreiunddreifsig Scharen tapfrer Degen sind es,
in jeder Schar der Tapfern stehen fünfmal tausend,
in jedem Tausend kühner Krieger dreizehnhundert,
und in jedem Hundert der Helden hundertsechzig.**

Da liefs Angantyr das Zeichen auf den Kriegspfeil einschneiden*** und sandte Boten nach allen Seiten von sich aus:

---

* Alles natürlich proleptisch zu fassen.

** Die Lesarten sind hier arg verstümmelt. Soll die Zahl stimmen, so mufs so übersetzt werden.

*** Bei den Kelten war derselbe Brauch üblich. (Vgl. W. Scotts Lady of the Lake.) Ein mit einem den Ausbruch des Kriegs verkündenden Zeichen versehener Pfeil wurde schnell umhergeschickt; das bedeutete das Aufgebot des Heerbanns. (Grimm R.-A. 162.) Bei den eigentlichen Deutschen scheint dieser Kriegspfeil (herör) nicht üblich gewesen zu sein.

er entbot zu sich jeden Mann, der ihm Hilfe leisten wollte und der Waffen mächtig war. Dann fuhr er gen Dunheide mit seiner Mannschaft, und es war das ein gewaltiges Heer; da kam ihnen das Heer der Hunen entgegen, und sie hatten eine halbmal so zahlreiche Mannschaft. Beide Heere schlugen da ihre Lagerzelte auf und schliefen daselbst die Nacht; als aber der Morgen kam, rüsteten sie sich beiderseits zum Kampfe und ordneten ihre Scharen; am anderen Tage begannen sie die Schlacht und kämpften den ganzen Tag; als es Abend ward, zogen sie sich ein jeder in sein Lager zurück. So schlugen sie sich acht Tage hindurch, aber ihre Fürsten waren noch am Leben; doch keiner wufste die Zahl derer, die gefallen waren. Und Tag und Nacht zogen dem Angantyr Hilfsscharen zu von allen Seiten, und so geschah es, dafs er nicht weniger Volkes hatte als zuvor. Es wurde so die Schlacht erbitterter denn vorher: die Hunen schlugen sich tapfer, denn sie sahen, dafs ihnen nichts weiter übrig blieb; es war ja ihre einzige Hoffnung auf Rettung ihres Lebens, sich nicht besiegen zu lassen, und sie wufsten, dafs es übel ausfallen würde, die Goten um Frieden zu bitten. Die Goten andererseits verteidigten Freiheit und die sie ernährende Erde vor den Hunen; so stunden sie fest und ermunterte einer den anderen. Als sich aber der Tag neigte, machten die Goten einen so harten Angriff, dafs die Schlachtordnung der Hunen vor ihnen ins Schwanken geriet; und als Angantyr das sah, ging er hervor aus der Schildburg in das Vordertreffen und hatte Tyrfingr in der Hand. Damit hieb er Männer und Pferde nieder, und die Schlachtordnung der hunischen Könige ward gebrochen; die beiden Brüder wechselten Hiebe miteinander, und Hlaudhr fiel da und mit ihm König Humli. Da begannen die Hunen zu fliehen, aber die Goten erschlugen sie und richteten eine so gewaltige Niederlage unter ihnen an, dafs sich die Bäche stauten* und übertraten, die Thale aber voll waren von toten Männern und Rossen. Als aber der Morgen kam, liefs Angantyr die Zahl der Gefallenen feststellen; es fand sich kein Lebender mehr,

* Derselbe Zug kommt auch in der Ilias vor (21, 218 ff.), wo Achilleus den Flufs Skamandros dermafsen mit Erschlagenen füllt, dafs derselbe kaum noch seine Gewässer dem Meere zuwälzen kann.

denn alle, die sich vom Schlachtfelde nicht hatten retten können, waren im Blute ertrunken.* Da ging der König umher und suchte Hlaudhr auf und fand ihn tot in einer hohen Höhle; da sprach er also:

Die Wahl gewährt' ich, Bruder, dir zwischen zwei Wünschen,
Hab' und Menschen zahlreich, was dir zumeist behagte.
Nichts zum Entgelte gönnt dir jetzt der Schlachten Göttin,
nicht lichthelle Baugen noch auch Ländereien.

Und wiederum sprach er:

Fluch lastet auf uns beiden, denn Brudermörder bin ich:
man wirds noch spät vernehmen, das Fluchwort der Nornen.**

Dann liefs ihn Angantyr in derselben Höhle beisetzen, wo er gestorben war, und mit ihm daselbst noch drei andere der vornehmsten Helden, die vorher genannt sind;*** die grofse Masse der Toten aber ward zusammengetragen zu grofsen Haufen und Erde darüber geschüttet. Der Wahlplatz hatte acht Meilen im Umfange, wo die grofse Niederlage geschehen war; noch heutzutage sieht man die Hügel als Merkzeichen. Es heifst aber, dafs Reidhgotaland und Hunaland jetzt Deutschland genannt wird, und Deutschland soll ebenso wie Norwegen zwölf Königreiche zählen. Dessen wird nicht gedacht, ob Angantyr sich nun Hunaland unterwarf oder nicht; Herlaugr aber, als er von seinen Wunden genesen war, fuhr heim gen Gardhariki und galt allgemein für einen der besten Degen; aber wir haben fernerhin nichts mehr von ihm gehört.

Neunzehntes Kapitel.

Angantyr war lange König in Reidhgotaland und glich seinem Grofsvater Höfundr sehr: er war ein mächtiger, reicher und bedeutender Mann, und Königsgeschlechter sind von ihm abgestammt. Sein Sohn war Heidhrekr Ulfhamr,† der später lange Zeit König über Reidhgotaland war; eine Tochter hatte

* Wiederum starke Hyperbel.

** Die drei Schicksalsgöttinnen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In den späteren Sagas kommen sie fast gar nicht mehr vor, aufser in den poetischen (also älteren) Teilen.

*** Der eine ist natürlich König Humli; von den beiden anderen weifs man nichts.

† Eigentlich „der in Wolfshaut".

er, die Hildr hiefs und Mutter des tapferen Haldan ward, des Vaters Ivars des Weitgereisten. Ivarr kam mit seinem Heere nach Schweden, wie es in der Geschichte der Könige erzählt ist; König Ingialdr Illradhi* aber, der ihn und seine Heere fürchtete, verbrannte sich selbst mit seinem ganzen Gefolge in der Residenz, welche Räningi heifst. Ivarr unterwarf sich dann das ganze schwedische Reich, und er gewann auch das Dänenland und Kurland, Sachsenland und Esthland und das ganze Gebiet bis nach Gardhariki; er beherrschte auch Westsachsen und gewann einen Teil Englands, der Nordhumbrien heifst. Ivarr hatte sich also das ganze Dänenland unterthan gemacht und setzte später Valdr als König darüber und gab ihm auch seine Tochter Alfhildr in die Ehe: ihre Söhne waren Haraldr Hilditennr** und Randver, der später in England fiel, wogegen Valdr in Dänemark verschied. Da übernahm dann Randver das Dänenreich und ward König darüber; Haraldr Hilditennr aber liefs sich den Königsnamen in Gautland geben und unterwarf sich später alle die schon erwähnten Reiche, welche König Ivarr gehabt hatte. König Randver vermählte sich mit Asa, der Tochter des Königs Haraldr aus Geirraudargardhr in Norwegen, und ihr Sohn war Sigurdhr Hringr.*** Randver kam plötzlich um. Sigurdhr übernahm nun die Königsherrschaft in Dänemark; er kämpfte mit dem Könige Haraldr Hilditennr zu Bravöllr im östlichen Gotenlande, und daselbst fiel Haraldr und eine grofse Menge seines Heeres mit ihm. Dieser Schlacht ist in hervorragender Weise Erwähnung geschehen in den alten Berichten, denn es geschah dort ein ungewöhnliches Blutbad nach Art dessen in dem Kampfe, den Angantyr und sein Bruder Hlaudhr miteinander hatten auf der Dunheide. Sigurdhr beherrschte Dänemark bis zu seinem Todestage, und nach ihm sein Sohn, der König Ragnarr Lodbrok;† der Sohn Haralds aber hiefs Eysteinn der Böse, der nach seinem Vater Schweden

---

* Eigentlich „der Bösartige“.

** Vermutlich = „der mit den bissigen Zähnen“.

*** Der Name ist kaum zu erklären, falls er sich nicht etwa auf den Ring am Schwertgriffe bezieht.

† Lodbrok = „lodenes Beinkleid“. Die Ragnar-Lodbrokssaga versucht in ähnlicher Weise ihren Stoff mit den alten mythischen Epen in Verbindung zu bringen, wie dieses letzte verworrene Kapitel unserer Saga

beherrschte und daselbst gebot, bis die Söhne des Königs Ragnarr ihn fällten, wie es in seiner Saga berichtet ist. Die Söhne Ragnars machten sich dann Schweden unterthan. Nach Ragnars Tode übernahm sein Sohn Björn Jarnsidhr* Schweden, Sigurdhr Dänemark, Hvitserkr das Ostreich, Ivarr der Gebeinlose England. Björns Söhne waren Eirekr und Refill. Dieser war ein Heer- und Seekönig, wogegen Eirekr** nach seines Vaters Tode über Schweden gebot, aber nur kurze Zeit am Leben blieb, da übernahm Eirekr Refils Sohn das Reich, und er war ein grofser Heerführer und höchst mächtiger König. Björns Söhne waren Eirekr von Uppsala und König Björn; da kam Schweden wiederum zur Teilung unter die Brüder, welche nach dem Tode des Eirekr Refilssohn das Reich übernahmen. König Björn schuf die Stätte, welche Haugi heifst; er hiefs davon Björn zu Haugi, und bei ihm war der Skalde Bragi. Ein Sohn des Königs Eirekr hiefs Aunundr, der nach seinem Vater das Reich erbte zu Uppsala und ein reicher König war; in seinen Tagen stieg zur Herrschaft in Norwegen Haraldr Harfagr*** empor, der als der erste seines Geschlechtes in Norwegen Alleinherrscher ward. Des Königs Aunundr Sohn hiefs Björn, der nach seinem Vater ans Reich kam und lange regierte; seine Söhne waren Eirekr der Siegreiche und Olafr, welche nach ihm Reich und Königswürde erbten. Olafr war der Vater Styrbjörns des Starken, in dessen Regierungstagen König Haraldr Harfagr aus dem Leben schied. Styrbjörn kämpfte mit seinem Vaterbruder Eirekr zu Fyrdsvöllr, und da fiel Styrbjörn; von da ab herrschte Eirekr bis zu seinem Todestage über das Schwedenreich. Zur Gemahlin hatte er die gewaltige† Sigridh; ihr Sohn hiefs Olafr, der nach Eireks Tode zum Könige über Schweden gewählt ward. Damals war er

---

es anderweitig thut; es ist immer dasselbe Bemühen, die Sagas mit ganz oder halb wahrer Geschichte zu verschmelzen.

* = Eisenseite.

** Sigurdhr = Sigfrid, Eirekr = Erich.

*** Der berühmte Harald Schönhaar (Harfagr), der Norwegen gewaltsam einigte und dadurch Tausende freiheitsliebender Norweger zur Auswanderung veranlafste. An den fürstlichen Absolutismus ist trotzdem nicht zu denken: dies Gewächse ist nicht germanisch.

† Sigridi ena storradu. Dies letztere Wort wird bald mit imperiosa bald mit facinorosa glossiert: wir würden einfach „ränkevoll“ sagen dürfen.

noch Kind, und die Schweden nahmen ihn auf ihren Kriegszügen allenthalben mit, und daher nannten sie ihn ihren Schofskönig, nachher aber den schwedischen Olafr. Lange Zeit war er König und mächtig, und er als der erste der schwedischen Könige nahm das Christentum an, und so hiefs in seinen Tagen Schweden ein christliches Land. Aunundr hiefs der Sohn des schwedischen Olafr; er kam nach des Vaters Tode zur Regierung und starb an einer Krankheit; zu seiner Zeit fiel König Olafr der Heilige zu Stiklastadhr. Eymundr hiefs ein anderer Sohn des schwedischen Olafr; in seinen Tagen wurden die Schweden dem Christentum ungetreu, und Eymundr war nur kurze Zeit König. Steinkell hiefs in Schweden ein mächtiger Mann und von hoher Geburt; seine Mutter hiefs Astridhr, die Tochter Malfins des Schielers von Helgoland, aber sein Vater war Rögnvaldr der Alte. Steinkell war in Schweden zuerst Jarl; aber nach dem Tode des Königs Eymundr nahmen ihn die Schweden zum Könige; damit starb die alte Dynastie der schwedischen Könige aus. Steinkell war ein gewaltiger Fürst, der zur Frau die Tochter des Königs Aunundr hatte; er starb in Schweden an einer Krankheit ungefähr um dieselbe Zeit, als in England der letzte Sachsenkönig Haraldr fiel. Steinkells Sohn hiefs Yngi, den nach ihm die Schweden zum Könige wählten, und Yngi war da lange König und höchst beliebt und gut christlich: er verbot die heidnischen Opfer in Schweden und gebot allem Volke die Taufe anzunehmen; aber die Schweden hatten einen mafslosen Glauben an die heidnischen Götzen und hielten an der alten Gewohnheit fest. König Yngi vermählte sich mit einer Frau, welche Maerr hiefs; sein Bruder hiefs Sveinn, und beim Könige Yngi war keiner so beliebt wie dieser: so wurde Sveinn der mächtigste Mann in Schweden. Es glaubten die Schweden, der König Yngi breche das alte Landesrecht gegen sie, da er ihnen vieles verwehrte, was Steinkell hatte bestehen lassen. Auf einem Thinge also, den die Schweden mit dem Könige Yngi abhielten, liefsen sie ihm eine doppelte Wahl: er solle entweder bei ihnen die alten Gesetze beobachten oder die Königswürde niederlegen. Da ant-

* Dafs darunter nicht *unser* Helgoland zu verstehen sei, ist fraglos.

wortete der König Yngi und sagte, er werde nicht ablassen von dem Glauben, welcher der rechte wäre. Da erhuben die Schweden Aufruhr, bedrängten ihn mit Steinwürfen und vertrieben ihn aus der Gerichtsversammlung. Sveinn, des Königs Verwandter, blieb im Thinge zurück und erbot sich vor den Schweden ihren heidnischen Götzendienst zu schützen, wenn sie ihm die Königswürde gäben. Dazu riefen sie alle ihren Beifall, und Sveinn ward da zum Könige ausgerufen über das ganze schwedische Land. So ward ein Rofs ins Thing vorgeführt, zerhauen und zum Essen verteilt,* und sie besprengten die heiligen Bäume mit dem Opferblute. Es warfen nun alle Schweden den christlichen Glauben ab, feierten heidnische Opfer und vertrieben den König Yngi, der westwärts nach Gautaland ging; der heidnische Sveinn aber war nur drei Winter lang König über Schweden. Denn gegen ihn brach König Yngi auf mit seinem Gefolge und einer Hilfsmannschaft, aber er hatte nur ein kleines Heer; er ritt ostwärts durch Smaland und ins östliche Gautaland und so nach Schweden hinein Tag und Nacht hindurch. So überfiel er Sveinn unversehens frühe morgens: sie umringten sein Haus, warfen Feuer hinein und verbrannten den ganzen Haufen, der darinnen war: ein Lehensmann, der dort mit verbrannte, hiefs Thjofr, und er hatte sich vorher dem heidnischen Sveinn angeschlossen. Sveinn stürzte heraus und ward sofort erschlagen. So übernahm Yngi aufs neue die schwedische Königswürde und richtete den christlichen Glauben wieder auf; er beherrschte das Reich bis an den Tag seines Todes und starb an einer Krankheit. Hallsteinn hiefs ein Sohn des Königs Steinkell; er war König mit seinem Bruder Yngi. Hallsteins Söhne waren Philippus und Yngi, welche die Königswürde über Schweden annahmen nach dem Tode des Königs Yngi des Alten; Philippus hatte zur Gattin Yngigerdhr, die Tochter des Königs Haraldr des Sigurdhsohnes: er war nur eine kurze Zeit König.**

* Das Pferd war das heiligste Opfertier bei unseren heidnischen Vorfahren; das Christentum verbot natürlich aus eben diesem Grunde dergleichen Opfer, und dies ist wahrscheinlich die Ursache der noch jetzt herrschenden Abneigung gegen das Pferdefleisch.

** Meine poetische Bearbeitung der Saga ist kürzlich unter dem Titel Hervara erschienen (Berlin, R. Damköhler, 1883).

Die ungleichen Hausgenossen.

Ein Singspiel von Goethe.

„Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältnis, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf einem Schlofs zusammen verweilten oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deshalb dem Ganzen vorteilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, im Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegenstanden, entgegenwirkten und doch einander nicht los werden konnten." So spricht sich Goethe in den „Tag- und Jahresheften" kurz über den Plan des Stückes aus. Daselbst wird 1789 als Jahr der Entstehung genannt. Es ist kein stichhaltiger Grund vorhanden, an dieser Angabe, wie geschehen, zu rütteln; jedoch scheinen einzelne Einlagen des Stückes früher entstanden zu sein, wie Goethe auch eine Gedichtstrophe, welche schon in der ältesten Ausgabe der Werke steht, in die „ungleichen Hausgenossen" aufnahm. Die Briefstelle an die Frau von Stein vom Anfang November 1785, in welcher Goethe eine alte Operette erwähnt, die er wieder vorgenommen und reicher ausgeführt habe, bezieht sich nicht auf dieses Singspiel, sondern auf „Scherz, List und Rache". Im allgemeinen müssen wir das Jahr 1789 festhalten. — Das Singspiel ist Bruchstück geblieben, aber kaum aus dem Grunde, welchen Goethe anführt, weil er „Arien, Lieder und mehrstimmige Partien" desselben in seine lyrischen Sammlungen eingereiht hatte, sondern eher, weil er im Drange des Schaffens das Interesse an dem Stoffe verloren hatte.

Die Personen des Stückes sind:

Der Baron. (Name?)
Lina, dessen Frau.
Die Gräfin, deren Schwester. (Name?)
Rosette, Kammermädchen bei der Baronin.
Flavio, Kammerdiener bei der Gräfin.
Immensus, ein Dichter.
Pumper, ein Jäger.
Diener.

Die Handlung spielt auf der Besitzung des Barons. Von dem Stücke sind ein Scenario und mehr oder weniger bruchstückartige Ausführungen vorhanden. Es sei versucht, den Inhalt des grofsartig angelegten Singspieles den Lesern näher zu bringen, als es bisher geschehen ist.

Erster Akt.

Park.

Scenario:

Rosette. — Rosette. Flavio. — Poet. — Rosette. Flavio. — Pumper. — Rosette. Flavio. — Poet. Pumper. — Rosette. Flavio. Poet. Pumper.

Rosette.* Ich hab ihn gesehen!
Wie ist mir geschehen?
O himmlischer Blick!
Er kommt mir entgegen,
Ich weiche verlegen,
Ich schwanke zurück;
Ich irre, ich träume!
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Er kommt! Er kommt! Ich sah ihn von dem Pferde steigen — wie frisch, wie flink! Er bringt gewifs die gute Nachricht, dafs die Gräfin, seine Gebieterin, noch heute unser Haus mit ihrer Gegenwart beglücken wird. Welche Freude ihrer Schwester, der Baronesse, meiner gnädigen Frau! Welch Vergnügen ihrem Schwager, dem Baron! Und welche Wonne mir! Und mir? Warum? Gesteh, zartes Herzchen,

* Diese Strophe ist abgedruckt in dem Gedichte „Verschiedene Empfindungen an einem Platze“ unter „Das Mädchen“.

der Bote freut dich mehr, mehr als die Botschaft, die er bringt. Er kommt mir nach! Er ist nicht weit! Ich mufs, um mich zu fassen, noch einen Augenblick in diese Büsche gehen. Ja, Flavio, du hast in meinem Herzen zu viel gewonnen! Ich darf es mir, dir darf ich's nicht gestehen. (Sie geht ab.)

Flavio.* Hier mufs ich sie finden!
Ich sah sie verschwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen;
Dann trat sie verlegen
Und schamrot zurück.
Ist's Hoffnung? Sind's Träume?
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebste,
Entdeckt mir mein Glück!

Wo bist du? Flieh nicht vor mir! Wo bist du, schönes, süfses Kind? So hab ich nie geritten, nie so toll gejagt, als seit ich dieses Schlofs von fern erblickte. Ja, es ist wahr, mehr als ich selber glaubte, ich liebe sie! Und die Entfernung, das Geräusch der Welt, die Lust des Lebens hat jenen sanften, starken ersten Eindruck nicht geschwächt. In deiner Nähe bin ich der leichte Mensch nicht mehr; ja, ja, ich liebe dich! O komm, o komm! Und lafs ein zärtliches Geständnis dir nicht zuwider sein! Ich höre rauschen, gehen — ja, sie ist's.

Rosette tritt auf.

Flavio. Willkommen, schönes Kind!

Rosette. Mein Herr, willkommen! Es freut mich, Sie zu sehen.

Flavio. Und mich entzückt es.

Rosette. Wird Ihre gnädige Gräfin bald hier sein?

Flavio. Binnen wenig Stunden. Zwar, ich liefs sie weit zurück und eilte, wie sie befahl, voraus, die Nachricht ihrer Ankunft hierher zu bringen; doch brauchte sie die Eile mir nicht zu befehlen.

Rosette. Wo kommen Sie jetzt her?

Flavio. Gerade von Paris.

Rosette. Nach diesem deutschen Rittersitze? Gewifs um des Kontrastes willen!

Flavio. O nein! Die Gräfin liebet ihre Schwester so sehr und sehnt sich so nach ihr, dafs selbst die Hauptstadt ohne sie ihr einsam scheint.

Rosette. Doch Ihnen, die Sie keine Schwester haben?

---

* Diese Strophe ist abgedruckt in dem Gedichte „Verschiedene Empfindungen an einem Platze“ unter „Der Jüngling“.

Flavio. Ach, mir! — Sie wissen nicht, Sie glauben nicht —

Rosette. Nur Eins gestehen Sie! Hat nicht die Baronesse in Briefen oft geklagt?

Flavio. Worüber?

Rosette. Verstellen Sie sich nicht! Ich weifs, die Gräfin hat Vertrauen auf Sie.

Flavio. Nun ja, ich weifs es wohl: die Baronesse ist nicht ganz mit dem Gemahl zufrieden, noch der Gemahl mit ihr. Es ist recht lustig oder traurig, wie man's nimmt, zu lesen, wie sie beide sich verklagen; und doch, sie scheinen sich einander herzlich gut.

Rosette. Das sind sie auch und sind recht herzlich gute Leute.

Flavio. Allein warum verträgt sich ihre Güte nicht? Das ist mir einmal unbegreiflich.

Rosette. Und doch sehr einfach.

Flavio. Nun?

Rosette. Wie soll ich sagen, was leicht zu sagen ist? Sie sind nicht gleichgestimmt; sie finden nichts, was sie vereinigt, und da sie keine Kinder haben, so hat — gesteh ich's geradezu und sage frei den rechten Namen — so hat ein jedes seinen eigenen Narren.

Flavio. Schon gut! Sie werden schon verschiedener Art, an Schellenkapp' und Jacke sich nicht ähnlich sein.

Rosette. Erinnern Sie sich nicht vom vorigen Male, da Ihre Gräfin wenige Tage nur bei uns blieb —

Flavio. Nicht einer einzigen Gestalt als Ihrer erinnere ich mich von jener Zeit. Ich war noch viel zu flüchtig, viel zu jung und kümmerte in keinem Hause mich um etwas anderes als um meine Freude; und wo ich Wein und schöne Augen fand, war übrigens die innere Verfassung und Herr und Frau und Knecht vor meinen Blicken sicher.

Rosette. Der Baronesse Günstling ist ein Poete, Immensus* genannt, der sonst nicht übel ist. Ich leugne nicht, dafs er zuweilen recht gute Verse macht und artig singt; allein an ihm ist unerträglich, dafs alles auf ihn wirkt, wie er es nennt, dafs er zu jeder Zeit empfindet. Er fühlt rechts und links die Schönheit der Natur; kein Baum darf unbewundert grünen oder blühen, kein Stern am Horizont herauf,** die Sonne sich nicht zeigen; und der Mond beschäftigt ihn nun gar vom ersten Viertel bis zum letzten.

Flavio. Und dann das Schönste der Natur, die reizende Gestalt Rosettens!

---

* An Stelle des Namens ist bei Goethe eine Lücke gelassen; aber der Name wird bald darauf angeführt.

** Hier scheint ein Wort zu fehlen, etwa: „steigen"; der Reim „steigen — zeigen" könnte von Rosetten absichtlich, spöttisch angewandt sein. — Man vergl. die Stelle im Faust, I. Teil: „Und steigen, freundlich blickend, ewige Sterne nicht herauf?"

Rosette. Sie beschämen mich. Ja, wohl empfindet er, wenn er mich sieht, wie er versichert, gar unnennbare Empfindungen; doch leider macht es mich nicht stolz; ein jedes Frauenbild wirkt auf sein zartes Herz wie jeder Stern. Still, still! er kommt. Ich stecke mich hier hinter diese Büsche, dafs er uns nicht zusammen trifft.

Flavio. Ich gehe mit.

Rosette. Nein, nein! Erlauben Sie! In jenem Busche gegenüber ist auch ein guter Anstand für den Jäger. Bemerken Sie ihn wohl! Er kommt, er singt.

(Sie verstecken sich auf zwei verschiedenen Seiten.)

Poet. *Hier klag ich verborgen
Dem tauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Ich ziehe ins Enge
Mich stille zurück.
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Was seh ich hier, o weh! Ein armes Tier, so grausam hintergangen! Wie? Ist dies Elysium, der schönsten Seele reiner Himmelssitz, vor euren mörderischen Schlingen nicht sicher? O zarte Gebieterin, so achtet man dein! [(Geht ab.)**]

Rosette. Nun sehen Sie den Herrn Immensus! Da haben Sie ein Beispiel: die Drossel, die hier an der Schlinge hängt, macht ihm Entsetzen. Es ist wahr, dies ist der Platz, an dem die Baronesse sich gar oft gefällt, den sie sich angepflanzt, den sie geheiligt. Sie liebt die Jagd nicht, liebt nicht, dafs vor ihren Augen man töte, Drosseln würge. Und doch ward hier geschossen, Schlingen stellt man aus, man sucht mit Hunden durch. Das alles thut der Baron gar nicht, um sie zu kränken; er denkt sich nichts dabei. Allein nun geht der zarte Sänger hin und schreit von Greuel, von Barbarei der Baronesse vor und malet einen Vogel, der erstickt, so ganz erbärmlich aus; dann giebt es [Jammer***] und Thränen.

Flavio. Das kann nichts Gutes werden.

Rosette. Wenn nun gerade der Baron den Widerpart von diesem Dichter in seinem Dienste hegt —

---

* Diese Strophe ist abgedruckt in dem Gedichte „Verschiedene Empfindungen an einem Platze“ unter „Der Schmachtende“. Daselbst findet sich folgende Abweichung:

Wie zieh ich ins Enge
Mich stille zurück!

** Fehlt bei Goethe; dafür nur ein Trennungsstrich.
*** Hier fehlt bei Goethe ein Wort.

Flavio. Nun ja, da mag es gute Scenen geben! Wer ist denn der?

Rosette. Ein sonderbarer Kerl, ein alter treuer Diener. Schon bei dem seligen Herrn stand er in Gunst; mit dem Baron hat er in drei Campagnen tapfer sich gehalten; das Maul ist ihm der Quere gehauen, dafs er nicht ganz vernehmlich spricht. Er ist ein ganzer Jäger, zuverlässig wie Gold, und plump, wie jener zart ist, kurzgebunden, langdenkend. Er kann nie sich über seinen Freund erzürnen, seinen Feinden nie verzeihen, gefällig und wieder stockig ohnegleichen. Er unterscheidet sich vorzüglich in einem einzigen Punkte von einem Menschen, der bei Sinnen ist.

Flavio. Ich bin begierig, diesen Punkt zu wissen.

Rosette. Er sagt es gerade, wie er's denkt. So spricht er nun auch gerade von sich selbst, von seiner Treue, seiner Tapferkeit, von seinen Thaten, seiner Klugheit, und was sein gröfstes Glück ist — er glaubt von einem grofsen Hause herzustammen, das ich denn auch nicht ganz unmöglich halte. Das alles giebt Gelegenheit, ihn hundertmal zum besten zu haben, ihn zu mystifizieren, ihn zu mifshandeln; denn so innerlich ist seine Natur in Redlichkeit beschränkt, dafs er nach tausend tollen, groben Streichen noch immer traut und immer alles glaubt. Wer hustet? Ja, er kommt, er ist es selbst. Geschwind an unsere Plätze! Sonst überrascht er uns.

Flavio (geht ihr nach). Entfernen Sie mich nicht von Ihrer Seite!

Rosette. Nein, nein, mein Herr! Dort, dorten ist Ihr Platz.

(Sie verstecken sich wie oben.)

Pumper (mit einer Flinte, Hasen und Feldhühnern).

*Es lohnet mir heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick:
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Zur Küche zurück.
Hier find ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jäger,
Es lebe sein Glück! [(Ab.)**]

Rosette. Nun, wie gefällt der Freund?

Flavio. Das heifs ich mehr Original sein, als erlaubt ist.

---

* Diese Strophe ist abgedruckt in dem Gedichte „Verschiedene Empfindungen an einem Platze" unter „Der Jäger". Daselbst finden sich die Abweichungen:

Es lohnet mich heute
und: Beladen zurück.

** Fehlt bei Goethe; dafür nur ein Trennungsstrich.

Rosette. Den kennen Sie nun auch. [Er ist*] derb, eigen, steif und krumm, ein bifschen toll, nichts weniger als dumm. Wie oft versündigt sich der gnädige Herr an ihm! Man läfst ihn lang als Kavalier behandeln, giebt aus des seligen alten Herrn Garderobe ihm reiche Kleider, frisiert ihm die tollsten Perücken auf den Kopf und treibt es so, dafs er sich selbst gefällt. Sie haben ihm sogar, als käm es von dem durchlauchtigen Vetter, den er zu haben wähnt, mit vielen Ceremonien ein Ordensband und einen Stern geschickt; so mufs er sich denn der Gesellschaft präsentieren, sich mit zu Tische setzen. Und wie's ihm wohl in seinem Sinne wird, dann geht es Glas auf Glas, man füttert ihn mit leckeren Speisen fast zu Tode. Der arme Kerl erträgt's nicht und fällt um. Man zieht ihn aus, legt einen schlechten Kittel ihm an, bemalt ihm das Gesicht mit Rufs, schiefst ihm Pistolen vor den Ohren los, zündet Schwamm ihm in der Tasche an. Mich wundert, dafs er noch nicht völlig rasend oder tot ist.

Flavio. Ich kann mir denken, wie die Baronesse leidet.

Rosette. Unglücklicher kann niemand werden, als sie's bei diesen Scherzen ist. Oft halbe Tage lang hat sie geweint; sie dauert mich, und ich weifs nicht zu helfen.

Flavio. Ich höre sie von ferne wiederkommen.

Rosette. Sie sind in Streit. Geschwind, uns zu verbergen! Ich komme dann von dieser Seite, Sie von jener, begrüfsen sie und uns, als hätten wir sie erst, als hätten wir uns nicht gesehen.

(Sie verstecken sich wie oben.)

(Pumper läuft dem Poeten nach und hält ihm die Drosseln vors Gesicht.)

Pumper. Teilen Sie doch mein Vergnügen!
O, der zarte Herr von Butter!
Alle Vögel kann er fliegen,
Keinen Vogel hangen sehn.

Poet. Welch ein grausames Vergnügen,
Mit dem schönen eignen Futter
Diese Tierchen zu betrügen!
Gräfslicher kann nichts geschehn.

Pumper. Euch erwartet mehr Vergnügen:
Wenn sie mit der braunen Butter
Zierlich in der Schüssel liegen,
Werdet Ihr sie lieber sehn.

Rosette. Pfui, Ihr Herren, welch Vergnügen!
Immerfort die alten Tücken!
Stets sich in den Haaren liegen!
Wie zwei Hähne dazustehn!

Poet. Und ich soll hier mit Entzücken
Seine toten Vögel sehn?

---

* Hier findet sich eine kleine Lücke.

Pumper. Er kann nur mit feuchten Blicken
Einen toten Vogel sehn.
Rosette. Unser Koch wird mit Entzücken
Seine fetten Vögel sehn.
Flavio (von ferne kommend).
Wenn nicht Ohr und Auge trügen,
Soll mich dieser Wald beglücken.
(Herbeitretend.) Welch ein köstliches Vergnügen,
Allerseits Sie hier zu sehn!
Rosette. Unerwartetes Vergnügen,
Dafs Sie wieder uns beglücken!
Werden wir uns nicht betrügen,
Ist es unserthalb geschehn.
Poet. Diese Freude, dies Vergnügen
Kann ich meinem Herrn erwidern.
(Beiseite, doch so, dafs es allenfalls Pumper hören kann.)
Leider, leider mufs ich lügen;
Mich verdriefst's, ihn hier zu sehn.
Pumper. Nein, ein Deutscher soll nicht lügen;
Nein, mir reifst's in allen Gliedern;
Nicht das mindeste Vergnügen
Macht es mir, Sie hier zu sehn.
Flavio. Läfst sich treu und grob nicht scheiden?
Soll ein Fremder das nicht rügen?
Ihn mufs wundern, soll er leiden,
So empfangen sich zu sehn.
Rosette (beiseite). Wie verberg ich mein Vergnügen,
Diese Regung, diese Freude!
Ach, ich fürcht, an meinen Zügen,
An den Augen wird er's sehn.
Flavio (beiseite). Ihre Freude, ihr Vergnügen
Zeigt sich sittsam und bescheiden;
Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich, mich zu sehn.
Rosette (beiseite). Wie gebiet ich meinen Zügen?
Ach, ich fürcht, er wird es sehn.
Flavio (beiseite). Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich, mich zu sehn.
Poet (beiseite). Sicher wird er sie betrügen;
Mich verdriefst's, ihn hier zu sehn.
Pumper (allein, laut). Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Mich verdriefst's, ihn hier zu sehn!
Rosette (laut). Gern bekenn ich das Vergnügen,
Sie, mein Herr, bei uns zu sehn.
Flavio (laut). Welch ein himmlisches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu sehn!

Poet. Wem verdankt man das Vergnügen,
Sie aus Frankreich hier zu sehn?

Pumper (laut und vor sich herumgehend).
Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Mich verdriefst's, ihn hier zu sehn.

Flavio. Soll ein Fremder das nicht rügen,
So empfangen sich zu sehn?

Rosette. Wer wird eine Tollheit rügen!
Lassen Sie den Narren gehn!

Flavio (gegen einander und zusammen).
Welch ein himmlisches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu sehn!

Rosette. Ja, viel Freude, viel Vergnügen,
Wieder Sie bei uns zu sehn!

Poet. Ihm mifsgönn ich das Vergnügen,
So empfangen sich zu sehn.

Pumper. Ja, ein herzlich Mifsvergnügen
Macht es mir, ihn hier zu sehn.

Hier befindet sich in den Ausgaben ein Trennungsstrich. Etwas mufs fehlen, vielleicht ein Stück Prosa als Übergang, etwa eine Aufforderung Flavios an Rosetten, mit ihm zu kommen, um ihm den Park zu zeigen.

Flavio. Der Freude kann nichts gleichen,
In Freundschaft und Vertrauen
Die Gegend anzuschauen,
Die Gärten anzusehn.

Rosette. Ich mufs zur gnäd'gen Frauen;
Doch wird die Sonne weichen,
Der Abend stille grauen,
Ist erst der Garten schön.

Poet. Sie wird ihn mir vergleichen,
Dies ist noch mein Vertrauen;
Wie wird der Flüchtling weichen!
Sie wird's mit Augen sehn.

Pumper. Der Bosheit kann nichts gleichen;
Das soll ich ruhig schauen,
Dem Schmetterling zu weichen,
Dem Paare nachzugehn.

Man mufs sich denken, dafs Rosette und Flavio unterdessen nach dem Schlosse abgegangen sind; Pumper sendet die schmälenden Worte nach. Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

Die Scene wird dieselbe sein — Park.

Scenario:

Baronesse. Arie, Adagio. — Baronesse. Poet. Duett. Romanze. — Baronesse. Baron. Pumper. Bedienten. Terzett, eigentlich Hauptarie des Barons. — Baronesse. Baron. Gräfin. Leichtes Terzett. — Baronesse. Gräfin. — Die Vorigen. Poet. — Die Vorigen. Baron. Pumper. Finale.

Baronesse. *Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Leise tönet meine Klage,
Ich verberge Wunsch und Triebe;
Einsam nähr ich Schmerz und Wunde,
Traure mein verlornes Glück.

Wer vernimmt nun meine Klage?
Wer belohnt die treuen Triebe?
Heimlich nähr ich meine Wunde,
Traure das verlorne Glück.

Das ist alles, was wir vom zweiten Akt besitzen; vielleicht läfst sich noch ein Gedicht in diese Scene weisen, welches unter der Bezeichnung „Wonne der Wehmut“ bekannt ist und zuerst 1789, also im Jahre der Entstehung der „Ungleichen Hausgenossen“, erschienen ist:

Trocknet, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halb getrockneten Auge —
Wie öde, wie tot ihm die Welt erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

* Man vergleiche dies Lied mit dem Gedichte „Erster Verlust“, welches schon in der ersten Gedichtsammlung steht. Die erste Strophe ist gleich; von da ab lautet es:

Einsam nähr ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Im übrigen ist man vollständig auf Mutmafsungen angewiesen:

Baronesse. Poet. Duett. Romanze.

Diese Herzergiefsungsscene ist leicht auszumalen. Immensus geht ab, vielleicht um ein zur Ehre seiner Gönnerin verfertigtes Gedicht zu holen.

Baronesse. Baron. Pumper. Bedienten. Terzett, eigentlich Hauptarie des Barons.

Es scheint, dafs der Baron und Pumper von der Jagd kommen; dazu die Diener, welche die Jagdbeute (wir sind im Parke) tragen. Das giebt Veranlassung zu neuer Mifsstimmung: der Baronin schaudert; sie äufsert sich verletzt über die Grausamkeit der Jäger. Der Baron entgegnet ruhig, aber bestimmt: er lobt die Heiterkeit des Lebens. Pumper rühmt vielleicht die Jagdfreuden und geht mit den Dienern ab. Die Scene dient dazu, den Baron sich charakterisieren zu lassen.

Baronesse. Baron. Gräfin. Leichtes Terzett.

Der Baron stellt der Gräfin die Zwistigkeit vor; die Baronesse klagt. Die Gräfin äufsert sich vermittelnd. Der Baron erhebt Klage, dafs seine Frau Schwärmerin sei und mit einem überspannten Dichter Umgang habe, und geht unwillig ab.

Baronesse. Gräfin.

Die beiden schütten sich ihr Herz aus. Die Gräfin meint: Es gilt, zwei Extreme sich näher und immer näher zu bringen, bis sie untrennbar vereinigt sind.

Die Vorigen. Poet.

Immensus kehrt mit einer Papierrolle wieder, vorsichtig, zurückhaltend. Die Gräfin hat Gelegenheit, den einen der ungleichen Hausgenossen kennen zu lernen.

Die Vorigen. Baron. Pumper.

Der Baron erzählt, dafs die Jagdbeute schon ausgeweidet sei; er freut sich auf die Leckerbissen. Pumper hänselt den Poeten; dieser fühlt sich sehr ungemütlich. Die Scene ist dafür da, der Gräfin auch den anderen der ungleichen Hausgenossen vorzuführen und diese beiden nebeneinander zu stellen. Finale.

Dritter Akt.

Als Seenerie kann wiederum der Park dienen, wie er wahrscheinlich für das ganze Stück vorgesehen war.

Scenario:

Gräfin. Baron. Arie, Allegretto. (Er will den Flavio gern haben.) — Gräfin. Rosette. — Rosette. Flavio. Zärtlich Duett. Vorher Arie, Andantino. — Die Vorigen. Gräfin. Interessantes Terzett. — Gräfin.

Das Scenario ist das einzige, was wir vom dritten Akt besitzen. Wir sind ganz auf die unreine Quelle der Vermutungen beschränkt.

Gräfin. Baron. Wessen Arie, Allegretto?

Er will den Flavio gern haben. Das kennzeichnet genügend die Scene. Der Baron geht, um mit Flavio zu reden.

Gräfin. Rosette.

Die Gräfin benutzt die Gelegenheit, das Mädchen zu fragen, ob es sich mit Flavio vertragen würde, falls er im Hause bliebe. Die Gräfin will ihr Bedenkzeit geben und geht ab.

Rosette ist selig. — Arie, Andantino.

Flavio tritt hoch erfreut hinzu. — Zärtlich Duett.

Die Vorigen. Gräfin. — Interessantes Terzett.

Die Gräfin überrascht das Paar. Sie wird als Wohlthäterin gepriesen. Rosette und Flavio gehen jauchzend ab.

Gräfin.

Sie triumphiert, dafs alles so günstig eingeleitet ist: Flavio und Rosette, jener als Diener des Barons, diese als Dienerin der Baronin, werden schon für den Hausfrieden sorgen; das nächste Bedingnis ist, dafs der Einflufs sowohl Pumpers als auch des Immensus untergraben werde.

Vierter Akt.

Park. Abenddämmerung.

Scenario:

Poet. Musik. Hauptpartie des Poeten. — Pumper. Janitscharenmusik. — Beide. — Baronesse. Poet. — Die Vorigen. Baron.

Pumper. NB. Baron Hauptpartie. — Die Vorigen. Gräfin. Rosette. Flavio. Finale, Vaudeville.

Poet mit Musicis, Pumper hernach, mit dem Regimentstambour, horchend.

Poet. Auf dem grünen Rasenplatze
Unter diesen hohen Linden
Werdet ihr ein Echo finden,
Das nicht seinesgleichen hat.
Übet da die Serenade,
Die der Gräfin
Heut am Abend
Sanft die Augen schliefsen soll!
Welch schöner Gedanke
Der zarten Baronesse!
Die göttliche Lina!
Sie ist wie ein Engel,
Gefälligkeitsvoll.
(Geht mit den Musicis beiseite.)

Pumper (hervortretend). Auf dem grofsen Platz mit Sande
In der Läng und in der Breite
Habt ihr Raum für eure Leute,
Und da schlagt und lärmt euch satt!
Übet mir das tolle Stückchen,
Das die Gräfin
Morgen frühe
Aus dem Schlafe wecken soll!
(Er geht mit dem Regimentstambour ab.)

(Serenade von blasenden Instrumenten mit Echo, die dem folgenden Auftritt zur Begleitung dient.)

Poet. Es säuselt der Abend,
Es sinket die Sonne
Erquickend und labend
In Tau und in Wonne;
In Nebel und Flor
Schwankt Luna hervor.

O herrliche Sonne!
Du gleichest der Gräfin,
Die blendend gefällt.
Und Luna, du milder Stern,
Du gleichst der holden Baronesse.

O Luna, ich vergesse
Der Sonne gar gerne.
O Luna, ich vergesse
In deinen sanften Strahlen,

In deinem süfsen Lichte,
Vor deinem Angesichte,
Der Sonne der Welt.

Nur sachte, nur leise,
Ihr Flöten, ihr Hörner,
Damit man das Rauschen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube
Vernehme!

Ihr hellen Klarinetten,
Nur leise, nur sachte!
Ihr Hoboen, Fagotte,
Bescheiden, bescheiden!
Sachte! Leise!
So! So!
Damit man das Rauschen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube,
Die leisesten Schritte
Der wandelnden Göttin
Vernehme!

Ja ich vernehme
Die Schritte der Göttin!
O näher und näher,
Du himmlische Schöne!
Hier ruht Endymion!

Welch höllischer Lärmen
Zerreifst mir die Ohren!
O weh mir! Ich sterbe,
Ich seh mich verloren.
Die göttliche Stimmung,
Zum Teufel ist sie!
Abscheuliche Töne!
So knirschen, so grinzen
Tyrannische Söhne
Tyrannischer Prinzen
Im ewigen Kerker
Zu Höllenmusiken,
Zum teuflischen Ton.

Pumper. Nur lauter, nur stärker,
Damit man es höre!

Nur laut! Es erwachet
Kein Schläfer davon.
Nur ein bifschen stark und stärker!
Sonst erwacht kein Mensch davon.

Tönet, ihr Posaunen,
Ihr Trompeten, hallt!
Donnert, ihr Kartaunen,
Dafs der Himmel schallt!
Widmet eurer Stimme
[Wild- *] verbundne Macht
Eines Helden Grimme
Und dem Lärm der Schlacht!
Seinen Ruhm zu melden,
Fama, töne du,
Schmeichlerin der Helden,
Dreifach laut dazu!

Hier nun findet sich eine kleine Lücke, in den Ausgaben durch einen Trennungsstrich angedeutet. Wahrscheinlich weist Immensus seine Musiker an, einen entfernteren, ungestörteren Ort für die Übung der Serenade aufzusuchen.

Poet. In stilleren Chören
Dich zu verehren,
Verlangen die Musen;
Reinere Töne
Erteilten sie mir.

Ich ehre, ich preise
Auf stillere Weise
Den Edeln, den Guten,
Die Tugend der Tugend,
Bescheidenheit hier.

Von da ab ist der Gedankengang einer gröfseren Lücke zu ergänzen:

Baronesse. Poet.

Die Baronesse äufsert sich empört über Pumpers schaudervolle Musik.

Die Vorigen. Baron. Pumper. (Baron Hauptpartie.)

Der Baron tadelt seine Frau, dafs sie wieder mit Immensus in verschrobener Gefühlsrichtung tändele; des Lebens Würde

* Bei Goethe eine Lücke.

widerstrebe dem: Ernst und Heiterkeit müssen auf vernünftige Weise gepaart werden.

Die Vorigen. Gräfin. Rosette. Flavio.

Für diese Scene lassen sich einige Goethesche Bruchstücke finden:

Gräfin. Pumper, nun, wem wirst du's bringen?
Pumper. Wem? Der schönsten Gräfin, Ihnen.

[Flavio*] Nimm du dich in acht, du Narr; ich fürchte, dich zu erben.
Du warst nur sonst als Narr bekannt;
Nun wirst du klug und gar galant.
Geht es so fort, so mufst du nächstens sterben.
— — — — — — — — — — —

Gräfin. Was ist sachter als Mondeswandeln?
Was ist leiser als Katzentritte?
Was ist heimlicher als ....
Was ist —
Baron. Stille!
Gräfin. Was ist —
Rosette. Still!
Beide.** Du bist ganz aus dem Gleise,
Ganz aus der Melodie.
Baron. Jeder Narr hat seine Weise,
Seine eigne Melodie.

Gräfin. Gut, ich nehm's als wohl gesungen,
Und ich nehm's als wohl gelungen.

Leise ist des Mondes Wandeln;
Doch des klugen Weibes Handeln
Und ihr Witz und ihre List***
— — — — — — — — —

Es ist schwierig, sich in dieser bedeutenden, unstreitig für den Verlauf des Stückes entscheidenden Scene zurechtzufinden: Nachdem die Gräfin den ausnahmsweise, aber um so übertriebener höflichen Pumper unter irgend einem Vorwande entfernt hat, macht sie dem Baron den Vorwurf, dafs er schon wieder Thränen in die Augen seiner Frau gelockt habe: Euer ganzes Unglück ist, dafs ihr euch nicht zu verstehen glaubt; ich mufs helfen, eure Zukunft zu ebnen, und ich habe schon

* Die Namenbezeichnung fehlt bei Goethe.
** Wer? Gräfin und Rosette?
*** Abweichende Lesart: Lust.

vorgearbeitet. Es fügt sich dann das liebliche Fragespiel an: „Was ist sachter als Mondeswandeln? u. s. w.“ Jedoch ist in dem Bruchstücke nicht alles klar. Jedenfalls müssen die Worte „Leise ist des Mondes Wandeln u. s. w.“ zunächst von dem Baron vorgebracht, später wohl von der Gräfin in der obigen Verbindung „Gut, ich nehm's als wohl gesungen u. s. w.“ wiederholt werden. Seltsam unbestimmt ist das

Baron. Stille!
und Rosette. Still!

Möglicherweise haben wir uns die Rosette und ihren Geliebten hinter einem Gebüsche versteckt zu denken, wo sie ungestört dem Glück ihrer Liebe sich hingeben wollten und nun zu dem Fragespiel der Gräfin ihr Gegenspiel üben. Das „Stille!“ des Barons könnte ein Lauschen nach dem Verstecke andeuten, das „Still!“ der Rosette eine Mahnung, sich nicht zu verraten. Der Gedanke der Gräfin wird seitens des jungen Liebespaares weiter gesponnen. Rosette will ihrer Herrin treue Helferin am Werke der Friedensstiftung sein. Es gilt, auf jeden Fall Pumper und Immensus aus der Gunst des Hauses zurückzudrängen. Rosette verabredet mit Flavio: Er solle bei Gelegenheit des bevorstehenden Nachtfestes als Fürst, Pumpers durchlauchtiger Vetter, verkleidet erscheinen und so einen Machtspruch thun; der Baron werde sich dem sicher nicht widersetzen; ja, es werde ihm sogar lieb sein, auf einfache Weise eine Sache erledigt zu sehen, deren Notwendigkeit er einsehe, welche er aber zu schwach sei, durchzuführen, u. s. w. Finale, Vaudeville.

Fünfter Akt.

Park. Nacht.

Scenario:

Rosette. Adagio. — Rosette. Beiseite Poet. — Rosette. — Rosette. Beiseite Pumper. — Rosette. Poet. Pumper. Terzett. — Alle. Finale.

Rosette (allein). Ach, ihr schönen süfsen Blumen!
Habt ihr drum so spät geblühet,
Um an meinem bangen Herzen
Zu verblühen, meiner Schmerzen
Stille Zeugen, ach, zu sein!
Ja, für mich hat er sie gepflückt,
Diesen Morgen, wie frisch, gebracht
Und an diese Brust

Rasch mit einem Kufs gedrückt;
Und nun welken sie zu Nacht!
Im Gemisch von Schmerz und Lust
Beglückt,
Ach, wohin soll ich mich wenden?
Begleitet mich,
Lieb mir frisch aus seinen Händen,
Und weit lieber nun zerknickt!

Ein Trennungsstrich deutet an, dafs etwas fehlt, vielleicht nur die Bemerkung, dafs der Poet beiseite sichtbar werde und kurz darauf Pumper auf der anderen Seite. Vielleicht noch äufsert der Poet einiges Bezügliches.

Rosette. Aha, der hat mich in Verdacht,
Als hätt ich Flavio hierher bestellt.
Wart nur, zum Glück ist's finstre Nacht,
Und es ist heilsam, dafs ich mich zerstreue.
Das soll mein krankes Herz vergnügen,
Mit doppelter Stimme den Eifersüchtigen zu betrügen.
Doch still! Wer will mich noch belauschen?
Ich höre wieder was von dieser Seite rauschen.

Poet (beiseite).* Rosette! Rosette!
Sie hört nicht, sie ist weiter,
Sie hat sich versteckt.
Ich sah wohl zum Garten
Verstohlen sie schleichen.
Ich wette, ich wette:
Sie hat ihn bestellt.
Rosette! Rosette!
Sanftes Herz!
Welche Regungen bewegen
Deinen Gleichmut, deine Ruhe?
Wie ein Sturm in fernen Wogen,
Kündet sich in meinem Busen
Ein gewaltig Wetter an.
Schon rollen des Zornes
Lautbrausende Wellen,
Und Blitze der Eifersucht
Erhellen
Die tobende Flut.
Rosette! Rosette!
Ich fasse mich nicht,
Ich sterbe vor Wut!

* Dies „(beiseite)" ist dem Scenario entnommen.

Wie? In diesen tiefen Schatten,
Wo nur Götter sich begegnen sollten,
Lockt sie ihn! Sie, die, unbescholten,
Den besten Gatten,
Die das treuste Herz verdient!

Sie lockt ihn, den Franzosen!
O Schande, o Schmach!
O Schmach dem Vaterlande!
O allen Deutschen Schande!
Für diesen Franzosen
Seid ihr, ihr schönen Rosen,
So lieblich aufgeblüht?
Rache!
Ja, Rache glühet selbst in Götterbusen auf.
Weh ihm, wenn ich ihn finde!
Diese Hand [ballt sich*],
Schon rollen des Zornes
Lautbrausende Wellen
Und Blitze der Eifersucht
Erhellen
Die tobende Flut.

Hier findet sich wieder ein Trennungsstrich. Nach dem Scenario (Zeile 1) wäre hier für Rosette allein etwas vorgesehen gewesen; sie macht sich wohl lustig über den Zorn des Poeten. Alsdann:

Pumper (beiseite.)** Einen von ihren Burschen
Hat sie hierher bestellt.
Ich sah sie leise schleichen,
Ich weifs schon, wer ihr gefällt;
Doch will mir's nicht gefallen,
Ich gebe mein Ja nicht dazu.
Du ärgerst mich vor allen,
O du Franzose, du!
Ein guter deutscher Stock
Soll dir die Rippen waschen;
Ich lehre dich
In unserm Garten naschen.

Rosette. O glücklich! Der zweite,
Er kommt mir zurecht:
Betrüg ich sie beide,
Das alberne Geschlecht!

* Eine Lücke bei Goethe.
** Dies „(beiseite)“ ist dem Scenario entlehnt.

(Laut.) O mein Geliebter, Bester, bist du nah?
(Als Flavio.) Mein süfses Kind! Hier bin ich, ich bin da.
Poet. Hör ich doch in jenen Lauben
Ihre Stimmen ganz gewifs.
Pumper. Allerliebste Turteltauben,
Girrt ihr in der Finsternis?
Rosette. O du mein Teurer,
Du meine Seele!
Des Lebens Freuden,
Des Lebens Schmerzen
Kenn ich durch dich,
Fühl ich um dich.
Pumper, Poet (beiseite). Wart, ich will es dir gesegnen!
Ihm kann sie so schön begegnen;
Aber mir kein gutes Wort!
Rosette (als Flavio). O meine Teure!
Wenn ich mich quäle,
Wenn sich die Freude
Mir drängt zum Herzen,
Ist es um dich,
Ist es durch dich.
Pumper. Wart, ich will es dir gesegnen!
Wart, es sollen Schläge regnen,
Ist nur erst das Mädchen fort.

Hier hört es vorläufig auf. Man mufs annehmen, dafs Rosette das Spiel weiter treibt, um noch mehr zu reizen. Pumper und Immensus suchen beide den vermeintlichen Flavio zu fassen und greifen sich gegenseitig — Erstaunen — Wo ist der Flavio? Er mufs hier im Garten sein — Rosette freut sich des Errungenen und läuft davon. Pumper und Immensus, so verschieden sie angelegt sind, sie sind im Verlangen nach Rache einig, zum erstenmal einig, gleichgesinnt die ungleichen Hausgenossen.

[Pumper*] Er mufs für den Affront,
Den er uns angethan,
Erst Schläge haben!
Dann komm er,
Fordre Satisfaktion
Auf Degen und Pistolen,
Ja, auf Kanonen!
Ich bin bereit.

* Diese Namenbezeichnung fehlt bei Goethe.

Äufserst schwierig zu deuten ist die nun folgende Schlufsscene, welche den Knoten lösen mufs; alle Personen sind deshalb in ihr vertreten. Die wenigen ausgeführten Stellen sind folgende:

[Baron(?)*] Das ist der Herr von Pumper,
Ba Ba Baron von Pumper,
Der zur Gesellschaft ist.

— — — — — — — —

[Pumper(?)*] Rosette darf sich setzen;
Ihro Durchlaucht erlauben das.

— — — — — — — —

[Baron(?) Du mufst*] an diesem Wesen,
An diesen Mienen lesen:
Du bist zu grob gewesen;
Das wird nicht gut gethan.
Ein gar zu lockres Wesen
Steht keinem Prinzen an.

[Baron u. Gräfin(?)*] Nicht höflich genug gewesen;
Das wird nicht gut gethan.

[Rosette(?)*] Du bist zu grob gewesen,
Du solltest an dem Wesen,
An seinen Mienen lesen:
Schau nur, wie dumm du bist!

[Flavio (als Fürst)*] Ich hab ihn nicht geheifsen
Incognito zu reisen,
Und ein zu lockres Wesen
Steht keinem Prinzen an.

[Poet*] Durchlauchtigster —

Flavio. Keine Titel!
Dieses ist das beste Mittel,
Wie man mir gefallen kann.

Poet. Hoher Gönner —

Flavio. Nichts dergleichen!
Denn ich habe, nicht zu schweigen,
Für die Musen nichts gethan.

[Flavio*] Da drückt' ich alle Hände,
Bot Jeder Straufs und Kranz;
Dann schwang ich mich behende,
Mit Jeder mich im Tanz.
Mit allen Schelmenaugen
Ich Schelmereien trieb,
Und leichte Lust zu saugen,
War jede Lippe lieb.

---

* Die Klammerausdrücke stehen nicht bei Goethe. Manche Namenbezeichnungen können zweifelhaft erscheinen.

[Rosette(?)*] Gnädiger Herr, wir sind verlegen.

— — — — — — — — —

[Flavio(?)*] Hoffe, doch nicht meinetwegen?
Werden selbst den Scherz verzeihn.

— — — — — — — — —

[Baronin*] Seit dreifsig Jahren
Lockt diese Freude
Die ersten Thränen
Aus meinen Augen!
Lafst diese Freude
Mich nicht ersticken

— — — — — —

Es ist äufserst mühsam und schier unmöglich, sich zu völliger Gewifsheit aus diesen Bruchstücken herauszufinden. Der Übergang von der vorigen Scene wird der sein, dafs der Baron mit den beiden Frauen herzukommt und sich wundert, die zwei Widersacher so friedlich und einträchtig zusammen zu finden. Das Aufstellen einer Speisetafel wird angeordnet; Windlichter werden aufgesetzt, bunte Lampen aufgehängt, Speisen und Getränke aufgetragen. Es kommt dann zu einer Lage, wie sie im ersten Akte geschildert worden ist; sie findet ihren Hauptausdruck in dem Gesange „Das ist der Herr von Pumper u. s. w.“ Mitten in dem Wirrwarr tritt Flavio, als Fürst ausgeputzt, ein und bittet um die Ehre, dem Nachtfeste beiwohnen zu dürfen; das übrige findet sich leicht von selber, es sei dem Urteile der Leser nicht weiter vorgegriffen. Dreierlei mufs in der Scene erreicht werden: 1) Der Einflufs Pumpers und des Dichters wird auf ein schadloses Mafs beschränkt; nicht aber wird beiden der Zutritt in das Haus verwehrt: denn jener ist „zuverlässig wie Gold“, und dieser ist harmlos; 2) Flavio und Rosette erhalten die Zustimmung der Familie zu ihrer Verbindung; 3) der volle Friede zwischen dem Baron und seiner Frau wird wieder hergestellt, und so das ganze Werk des Stückes gekrönt; mit Beziehung darauf sagt die Baronin: „Seit dreifsig Jahren u. s. w.“ Als Finale folgt dieser längere Gesang:

** Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und grofsen Welt?

* Die eingeklammerten Namenbezeichnungen fehlen bei Goethe.
** Findet sich auch in der Gedichtsammlung unter der Bezeichnung „Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel“. Die erste Strophe ist

Ganz gewifs ist es das Neue,
Dessen Blüte stets gefällt;
Doch viel werter ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüten uns erfreut.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wohl im Wählen
In der alt- und neuen Zeit
Niemand mehr Verlegenheit.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort!
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdrufs;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genufs;
Doch das gröfste Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter, leichter Sinn.

Amor stach sich mit dem Pfeile
Und war voll Verdrufs und Harm,
Rief zur Freundschaft: Heile! heile!
Fafste schluchzend ihren Arm;
Doch nach einer kleinen Weile
Lief er ohne Dank und Wort
Mit dem Leichtsinn wieder fort.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Tier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

überschrieben „Die Dame“, die zweite „Der junge Herr“, die dritte „Der Erfahrene“, die vierte „Der Zufriedene“, die sechste „Der lustige Rat“; die fünfte Strophe und die Abweichungen der letzten fehlen dort.

Schiefsest du nur weit vom Ziele,
Ganz erbärmlich geht es dir.

Dieser Narr ist an dem Ziele,
Du verdienst die Kolbe dir.

Er trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Tier.

Wer trägt schwerer, als zur Mühle
Das geduldige gute Tier!

Die Verteilung der Strophen auf die Personen des Stückes kann folgende sein:

Baronin: Was ein weiblich Herz erfreue u. s. w.
Flavio: Paris war in Wald und Höhlen u. s. w.
Baron: Geh den Weibern zart entgegen u. s. w.
Gräfin: Vielfach ist der Menschen Streben u. s. w.
Immensus: Amor stach sich mit dem Pfeile u. s. w.
Pumper: Wer der Menschen thöricht Treiben u. s. w.

Die abweichenden Schlufsworte der letzten Strophe werden im Chor gesungen, und zwar etwa so verteilt:

Baron: Schiefsest du nur weit vom Ziele u. s. w.
Flavio, Rosette: Dieser Narr ist an dem Ziele u. s. w.
Baronin, Gräfin: Er trägt schwerer, als zur Mühle u. s. w.
Immensus: Wer trägt schwerer, als zur Mühle u. s. w.

Das wäre Goethes bedeutend angelegtes Singspiel (um nicht das überflüssige Wort „Operette" einzuschmuggeln!) „Die ungleichen Hausgenossen". Ich bin weit davon entfernt, jemand meine Deutung des Inhalts aufdrängen zu wollen; aber da ein derartiger Versuch meines Wissens noch nicht angestellt worden ist, so würde vorliegende Arbeit anbahnend wirken können. Unser lebhaftes Bedauern mufs erregen, das muntere Singspiel nicht vollendet zu sehen. Vielleicht wird sich einmal jemand, dichterisch und musikalisch gleich tüchtig, finden, welcher die lohnende Aufgabe unternehmen wird, das liebliche Gemälde zu vollenden; ein solcher müfste sich derart in die Arbeit vertiefen, dafs er vollständig goethisch-durchgeistet zum Werke schritte. Des Dankes der mündigen Welt würde er sicher sein.

Adalbert Rudolf.

Über den

Entwurf eines neuen deutschen Glossars.

„Ein deutsches Lexikon zusammen zu schreiben, diesen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben,“ bemerkt Lessing in einem Briefe vom 2. Febr. 1774 an seinen Bruder Karl, „und ich würde ihn nun wohl am wenigsten wieder hervorsuchen, da ich ihn taliter qualiter von einem anderen (er meint: von Adelung) ausgeführt sehe“. Worin nach der Ansicht Lessings die Albernheit jenes Gedankens bestehe, wird aus dieser Stelle nicht recht klar. So viel ist bekannt und geht auch aus den eben angeführten Worten hervor, dafs er sich nichtsdestoweniger lange damit getragen hat. War es das Bewufstsein von der Unmöglichkeit einer überhaupt irgendwie vollständigen und tadellosen Ausführung desselben, welches ihn die Arbeit aufgeben liefs? War es die Mühseligkeit und Undankbarkeit einer solchen Arbeit überhaupt? Jeder, der dieselbe jemals unternommen hat, weifs ein Lied davon zu singen: noch Oskar Schade, der Verfasser des jüngsten umfassenderen Werkes dieser Art, citiert in dem Vorworte zu der nun endlich vollendeten Umarbeitung desselben, offenbar aus tiefster Überzeugung, wieder jene Verse des Justus Scaliger, in denen derselbe die Abfassung eines Wörterbuches als eine, eines Zuchthaussträflings oder Baugefangenen würdige und alle Qualen desselben in sich befassende Arbeit bezeichnet:

> Si quem dira manet sententia judicis olim
>   Damnatum ærumnis suppliciisque caput,
> Hunc neque fabrili lassent ergastula massa
>   Nec rigidas vexent fossa metalla manus:
> Lexica contexat, nam, cætera quid moror? omnes
>   Pœnarum facies hic labor unus habet.

Oder wie es Stieler schon vor zweihundert Jahren in der Vorrede zu seinem „Stammbaum und Fortwachs der deutschen Sprache“, aus welcher Schade jene Verse entnommen hat, deutsch wiedergiebt:

Wen strengen Richters Spruch zur langen Qual verteilt,
Sein Leben kümmerlich mit Ach und Weh zu rädern:
Dem darf kein Zuchthaus nicht der Kräfte Mark entädern:
Nicht Schürfen, Steinschnitt nicht und wenn er Eisen feilt.
Man lafs ein Wörterbuch nur den Verdammten schreiben.
Dies' Angst wird wohl der Kern von allen Martern bleiben.

Woher doch aber, wenn diese Qual in der That so grofs ist, kommt es, dafs es zu allen Zeiten Individuen gegeben hat, welche sich derselben, speciell der der Abfassung eines deutschen Wörterbuches, freiwillig, mit Liebe und Ausdauer unterzogen haben? Man weifs, wie eifrig schon in den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, namentlich in der „fruchtbringenden Gesellschaft" der Gedanke der Ausarbeitung eines solchen Wörterbuches gehegt und gepflegt worden ist. Rudolf Hildebrand führt in der Vorrede zum fünften Bande des „Deutschen (Grimmschen) Wörterbuches" aus den Korrespondenzen der Mitglieder jener Gesellschaft mehrfache Belege dafür an, wie wünschenswert es von denselben erachtet ward, dafs ein „Wörterbuch (Lexikon) wie auch Phrases- oder Redensartbuch ehestens ans Tageslicht käme", ein Beweis, beiläufig bemerkt, dafs sich Jakob Grimm irrt, wenn er es in der Vorrede zum ersten Bande ebendesselben Wörterbuches schlankweg in Abrede stellt, dafs das 17. Jahrh. überhaupt schon den Ausdruck Wörterbuch gekannt habe, speciell versichernd, dafs der obenerwähnte Stieler nichts davon gewufst habe, in dessen Vorrede zu jenem Werke dieser Ausdruck doch allein nicht weniger als dreimal vorkommt.

Es mufs doch wohl die Beschäftigung mit einem solchen, um die andauernde Hingabe an dieselbe zu erklären, zu jenen Dingen gehören, mit welchen jeder, wenn er dieselbe übernimmt, zwar seine Not, aber eben seine liebe Not hat, wie es nach einem tiefen Witz der deutschen Sprache heifst — um ein Wort Chamissos zu wiederholen, welcher sich mit der Redaktion seines „Musenalmanachs" eine ähnliche „liebe Not" auf den Hals geladen hatte. Nur daraus läfst sich die Menge der Lexikon-Verfasser erklären. Schon Frisch, der gelehrte Rektor des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster, äufserte in der Vorrede zu seinem im Jahre 1741 erschienenen „Teutsch-Lateinischen Wörterbuch", dafs ihm die *Λεξικοφιλία* oder Liebe zum Lexikonschreiben so vieler gelehrten Leute, ja sogar die *Λεξικομανία* oder damit vorgehende Raserei dieses Seculi viel geholfen und die Arbeit etwas erleichtert habe. Auch in unserem, mit dem würdigen Rektor zu reden, wütet jene *Λεξικομανία* fort: auf keinem Gebiete, etwa das der deut-

schen Litteraturgeschichte oder der Erörterung über die zweckmäfsige Einrichtung des deutschen Unterrichts ausgenommen, hat die Neuzeit so viel besser oder übler gelungene Leistungen, wohl auf alle Fälle *wohl*gemeinte Versuche zu verzeichnen.

Wenn ich mich selbst hiermit ebenfalls eines solchen Versuches, oder wenigstens des Gedankens, um auf Lessing zurückzukommen, des albernen Gedankens an einen solchen schuldig bekenne, so kann ich doch gleich bei diesem Geständnis zur Beurteilung meines Unterfangens einen Milderungsgrund geltend machen. Nicht ein eigentliches, mehrgenanntes *Wörterbuch* ist es, mit dem ich mich seit Jahren beschäftigt habe, sondern vielmehr nur ein *Glossar*, ein Glossar in dem althergebrachten, üblichen Sinne, wonach dasselbe nur die veralteten, dem Gebrauch und dem Verständnis der Gegenwart entrückten Wörter und Ausdrücke umfafst. Meines Wissens ist ein solches Glossar neuerdings nicht ausgeführt worden, obgleich der Gedanke daran alt ist und schon in die Zeit des Erwachens unserer germanistischen Studien überhaupt und des damit zusammenhängenden Verlangens nach Zusammenstellungen unseres Wortschatzes zurückdatiert. Schon Jean Paul, um auch hierfür ein klassisches Citat beizubringen, bemerkt in seiner „Vorschule der Ästhetik“ § 83: „Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, dafs sie blofs sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpfwerke nur in drei reiche Adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen, der alten Zeit und der sinnlichen Handwerkssprache. — Wollte man die bedeckten Goldschachte altdeutscher Sprachschätze wieder öffnen, so könnte man z. B. aus Fischarts Werken allein ein Wörterbuch erheben. Ein frommer Wunsch wäre es und doch zu erfüllen, von Heinrich Vofs und einige anderen, *ein blofses Wörterbuch aller seit einigen Jahrhunderten ergrauten Wörter zu bekommen*, von welchen wir keine ähnlichen stammhaltigen Enkel haben. Ja, jedes Jahrhundert könnte sein besonderes Scheintoten-Register oder Wörterbuch dieser Art erhalten. Wollen wir Deutschen uns doch recht der Freiheit erfreuen, *veraltete* Wörter zu verjüngen, indes Britten und Franzosen nur die Aufnahme neugemachter wagen, welche sie noch dazu aus ausländischem Thone formen, wenn wir unsere aus inländischem.“

Dafs dieser Jean Paulschen Mahnung seitdem so wenig Folge geleistet worden ist, mufs bei der sonst, wie gesagt, grofsen Regsamkeit

auf lexikalischem Gebiete befremdlich erscheinen. An sich sind ja allerdings Bedenken und Einwände gegen die Abfassung eines, eben nur die veralteten und unverständlich gewordenen Wörter umfassenden Wörterbuchs vorhanden. Herr Prof. Tobler hat dieselben vor einiger Zeit in einem in Berlin gehaltenen Vortrage über die Ausarbeitung eines altfranzösischen Wörterbuches in gewohnter lichtvoller Weise zusammengestellt. Sie bestehen zum Teil darin, dafs auch diejenigen Wörter in unseren älteren Schriftdenkmälern, welche formell noch unverändert vorhanden sind, doch damals mehrfach in ganz anderem Sinne und Verstande gebraucht worden, also ebenfalls in ein solches Glossar aufzunehmen sein würden, und dafs andererseits solche, auch unserem heutigen Sprachschatze unverändert erhaltenen Worte zur Erklärung der veralteten unentbehrlich sind. Es liefse sich in beider Rücksicht entgegnen, dafs die bezeichneten Wörter ja partiell und gelegentlich auch in einem Glossar Aufnahme und Verwendung finden könnten, freilich könnte dies eben nur sporadisch und vereinzelt geschehen, wollte man ein solches Glossar nicht wieder zu einem allgemeinen Wörterbuche aufbauschen und erweitern und daher über seine eigentliche Naturanlage hinausheben. Also jene Einwände haben, wie gesagt, ihren Grund. Allein lückenhaft und unvollkommen ist bekanntlich jedes menschliche Werk, und in anderer Beziehung, praktischer sowohl als wissenschaftlicher, gewährt die Beschränkung auf ein solches Glossar wieder Vorteile, welche uns jene geltend gemachten Nachteile auszugleichen, ja zu überwiegen scheinen. Es ist, um dies nachzuweisen, nötig, den gegenwärtigen Stand unserer deutschen Lexikographie und die Hauptschöpfungen derselben kurz zu charakterisieren.

Von vornherein ist dabei zuzugeben, dafs wir uns darin höchst achtbarer, ja musterhafter Werke, und zwar für alle Perioden unserer Sprache und Litteratur erfreuen. Aber eben nur für einzelne Perioden. Graffs „Althochdeutscher Sprachschatz“, wenn auch mannigfach von der wissenschaftlichen Forschung überholt und schwer zu handhaben, bleibt doch ein für alle Zeiten ehrenwertes und unentbehrliches Muster gründlicher Ausbeutung und Erschöpfung des vorhandenen Stoffes. Was an ihm zu ergänzen und zu berichtigen ist, wird durch das grofse, noch im Erscheinen begriffene althochdeutsche Glossenwerk von Steinmeyer und Sievers vollständig geleistet. Für die mittelhochdeutsche Periode bleibt das Benecke-Müller-Zarnckesche Wörterbuch ein überaus

schätzbares Hilfsmittel, wenn es auch freilich, infolge seiner Anordnung, die Auffindung der einzelnen Wörter und Stellen für den Wifsbegierigen fast ebenso erschwert als der Graffsche Sprachschatz. Lexers grofses „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch“, ursprünglich nur dazu bestimmt, zu dem vorgenannten ein handliches Nachweisregister, ähnlich wie das Mafsmannsche zu dem Graffschen Werke, zu werden, hat sich infolge des unermüdlichen Fleifses und der Wissensfülle seines Verfassers zu einem selbständigen grofsen mittelhochdeutschen Wörterbuche erweitert, welches aber infolge jener seiner ursprünglichen Veranlagung in ein ganz eigentümliches Mifsverhältnis geraten ist. Um jenes Benecke-Müller-Zarnckesche, in demselben Verlage erschienene Werk nicht überflüssig zu machen, hat sich Lexer veranlafst gesehen, alle Belegstellen aus den eigentlich klassischen und bekanntesten Werken unserer mittelhochdeutschen Litteratur wegzulassen und, indem in Bezug darauf auf Benecke-Müller-Zarncke verwiesen wird, sich nur mit einer Nachlese aus den minder bekannten, erst später reger erforschten Epigonen oder Werken zweiten und dritten Ranges zu begnügen. Für den Unbefangenen gewifs ein Verhältnis ganz sonderbarer Art! Derjenige, welcher die mittelhochdeutsche Litteratur kennen lernen will, ist also auf die Anschaffung beider umfassender Werke angewiesen.

Für die neuhochdeutsche Periode und, wenn man will, für unsere ganze Litteratur überhaupt bildet das von den Gebrüdern Grimm begründete „Deutsche Wörterbuch“ ja einen unübertroffenen, von keiner Nation in ähnlicher Weise erreichten Schatz. Allein abgesehen davon, dafs dessen Vollendung in absehbarer Zeit noch nicht zu erwarten ist (neuerdings scheint die Fortsetzung desselben wieder durch Auseinandersetzungen des Verlegers mit dem unübertrefflich gründlich, aber auch freilich sehr langsam arbeitenden Prof. Hildebrand gehemmt zu sein), abgesehen hiervon leidet das Werk, wie alle von ähnlich langer Zeitdauer, an dem Übelstande, dafs die ersten Bände durch spätere Forschungen überholt, ja wenn man will, teilweise unbrauchbar gemacht worden sind. Ein ganz kleines Beispiel von den mannigfachen Widersprüchen im Innern dieses grofsen Wortschachtes gab ich schon oben in den verschiedenen Behauptungen desselben über das Vorkommen des Wortes Wörterbuch selbst.

Allein den grofsen, nicht genug zu rühmenden wissenschaftlichen Wert der genannten Werke zugegeben, wer oder wie wenige verhältnismäfsig vermögen, um eben den praktischen Standpunkt hier zu-

nächst allein noch festzuhalten, sich die Anschaffung aller dieser kostspieligen Werke zu gönnen? Eine concise Zusammenfassung des ganzen in jenen Werken verarbeiteten Stoffes giebt allerdings die, wie schon erwähnt, eben vollendete, reich vermehrte zweite Auflage des „Althochdeutschen Wörterbuches“ von Oskar Schade, allein doch eben nur für die alt- und mittelhochdeutsche Zeit und noch dazu mit fast gänzlicher Ausschliefsung der, einem Werke dieser Art doch erst rechtes Leben und rechten Reiz gewährenden Belegstellen. Die neuere Zeit, also schon das ganze 15. Jahrhundert, ebenso das Reformationszeitalter, welche in ihrem Wortschatze sich noch vielfach so eng an die alte Zeit anschliefsen, ja in mannigfacher Hinsicht die Ausbildung und Vollendung desselben geben, ist bei Schade ausgeschlossen. Luthers zahlreiche Archaismen finden darin keine Erklärung. Das vortreffliche Specialwörterbuch von Philipp Dietz über Luthers Schriften ist bei dem Buchstaben H stehen geblieben, eine Vollendung desselben von der Verlagsbuchhandlung nicht zu erwarten, da einer Mitteilung derselben zufolge der Verfasser verschollen ist. Weigands, in der dritten Auflage erschienenes beliebtes und verdienstliches „Deutsches Wörterbuch“, ebenso wie das umfassende Sanderssche beschränken sich wieder im wesentlichen auf die neuhochdeutsche Zeit allein.

Das Gesagte wird ausreichen, um zu beweisen, wie vieler, auch pekuniärer Mittel der Jünger der deutschen Sprachwissenschaft oder der Liebhaber unserer Litteratur derzeit bedarf, um sich Aufklärung nur über die auffallendsten Dunkelheiten und Unverständlichkeiten zu verschaffen, welche ihm bei einer Kenntnisnahme derselben, selbst nur einer eklektischen von Ulfilas bis Luther, nur allein in lexikalischer Hinsicht, aufstofsen. Ein Glossar, wie ich es im Sinne habe, würde bei dem Umfange eines nicht allzu starken Oktavbandes jene Dunkelheiten und Archaismen, indem es sich eben nur auf diese allein beschränkt, wenigstens zu einem wesentlichen Teile aufzuhellen im stande und zur Lektüre von Ulfilas und Otfried, wie des Nibelungenliedes und andererseits Geilers von Kaisersberg sowie Luthers gleich brauchbar sein.

Die Vorteile desselben in wissenschaftlicher Hinsicht schliefsen sich an die eben geltend gemachten praktischen an. Indem das Glossar sich nur auf die unverständlich gewordenen oder jetzt geradezu abgestorbenen Wörter und Wortfamilien beschränkt, gewinnt es an Raum und leichterer Beherrschung so viel, um statt der alphabetischen Anordnung eine rationellere zu beobachten, zu gleicher Zeit aber die ein-

zelnen, meist gerade auch eben wegen ihres Alters und ihrer Unregelmäfsigkeit besonders interessanten Wörter ihrer Geschichte und Entwickelung nach durch sämtliche Perioden unserer Litteratur, soweit sie darin noch vorkommen, zu verfolgen.

Was zunächst die alphabetische Anordnung betrifft, so hat sich Jakob Grimm, sonst der mildeste der Männer, für die vermeintliche absolute Notwendigkeit derselben in einem Wörterbuche mit einer solchen Schärfe und Entschiedenheit ausgesprochen, dafs es schier bedenklich erscheinen mufs, derselben überhaupt noch das Wort zu reden. „Nicht minder notwendig,“ bemerkt er Spalte XI der Vorrede zum „Deutschen Wörterbuche“, „als Streben nach umfassender Sammlung und Behandlung ist dem Wörterbuche die alphabetische Ordnung, und sowohl die Möglichkeit des vollen Eintrags und der Abfassung als die Sicherheit und Schnelle des Gebrauchs hängen davon ab. Es würde die Arbeit in den Wörtern aufheben oder lähmen, wenn man den Platz nicht kennt, aus dem sie zu holen sind. Schon ihren eingeschränkten Sammlungen pflegten die Alten diese Alphabetfolge zum Grunde zu legen, und wer sie heute nicht handhabt, sondern aufhebt und stört, hat sich an der Philologie versündigt.“ Und weiter: „Ein so willkommenes, verdienstvolles Werk, wie Beneckes mittelhochdeutsches Wörterbuch, kann in dieser Hinsicht verfehlt heifsen: sein Urheber hielt es mit der Würde unserer Sprache für unvereinbar, anders zu verfahren, durch Vorschieben, sei es der wahren oder vermeinten Wurzel, rückt er den Ausdruck, welchem nachgefragt wird, aus des Aufschlagenden Auge.“

Es ist dem gegenüber zu bemerken, ganz abgesehen davon, dafs das Verhältnis für ein Glossar überhaupt ein anderes ist wie für ein weitschichtiges, schwerer übersehbares Wörterbuch, dafs zwischen nichtalphabetischer und nichtalphabetischer Anordnung ein Unterschied stattfindet. Es giebt ein rücksichtsloseres und minder rücksichtsloses, ein bedingteres und unbedingteres Verlassen des alphabetischsn Princips. Nur, wie Graff im „Althochdeutschen Sprachschatze“, wie zum Teil Benecke in seinem „Mittelhochdeutschen Wörterbuche“ gethan hat, nach Stämmen und zwar vielfach nach thatsächlich gar nicht vorhandenen, sondern fingierten Stämmen den Wortvorrat unterzubringen, hat allerdings eine derartige Unübersichtlichkeit desselben zur Folge, dafs man Lachmann recht geben kann, wenn er in seiner scherzhaft-sarkastischen Weise zu fragen pflegte, nicht wo Graff dieses oder jenes

Wort aufgezeichnet, sondern wo er es versteckt habe. Ganz etwas anderes ist dagegen schon eine bedingte analphabetische Anordnung, so zwar, dafs man die Komposita, zunächst und vor allen Dingen die mit den untrennbaren Partikeln be, ge, ver u. s. w. gebildeten Verbalkomposita, dann auch die Komposita mit Präpositionen unter die jedesmaligen Simplicia stellt, und auch dieses dann nur, wenn diese Simplicia thatsächlich vorkommen und belegbar sind. Noch Oskar Schade, der doch in seinem Wörterbuche das alphabetische Princip streng festhält, thut in der Vorrede der zweiten Ausgabe desselben einen Stofsseufzer über die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, jene Kompositionen mit untrennbaren Partikeln immer streng alphabetisch unterzubringen, wenn man die verschiedene Gestaltung derselben in den einzelnen Sprachperioden berücksichtige, also z. B. bedenke, dafs die Partikel ent nach und nach die Formen and, ant, int, ent, an, in, en; die Partikel er die Formen: us, ur, or, ar, ir, er u. a.; die Partikel ver gar die Formen: fra, fair, far, for, fur, fir, fer, ver angenommen habe. Die hervorragendsten Lexikographen aller Zeiten haben daher die Unterordnung wenigstens dieser Partikel-Kompositionen, die meisten die der Kompositionen unter die Simplicia überhaupt vorgezogen. Ich berufe mich dabei auf Frisch im vorigen und, neben Benecke-Müller-Zarncke, auf Weigand und Schmeller in diesem Jahrhundert. Abgesehen von der Schwierigkeit, jene je nach den einzelnen Zeiträumen sich so verschiedenartig gestaltenden Kompositionen überhaupt unterzubringen, bringt ja, das müssen selbst die entschiedensten Alphabetisten einräumen, die streng alphabetische Anordnung derselben eine Verzettelung, ein Durcheinanderwerfen der nach Etymologie und Bedeutung streng zusammengehörigen Wörter und infolge dessen teilweise ein so oftmaliges Wiederholen des einmal Erklärten mit sich, dafs die Unnatur und Regellosigkeit dieses Verfahrens in die Augen springt. Man bedenke nur, was es vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus sagen will, wenn so eng zusammengehörige Begriffe, wie, um das erste beste aus der zahllosen Menge herauszugreifen, die Wörter: setzen, absetzen, besetzen, entsetzen, versetzen, widersetzen über zwei, drei oder zehn, zwölf Bände eines Buches verstreut sind, während die Negation dazu: unabsetzlich, unbesetzt u. s. w. wieder im achten oder neunten Bande zur Sprache gebracht wird? Und dem gegenüber halte man das einheitliche, organisch sich gestaltende, man kann geradezu vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus sagen reizende Bild, welches die

übersichtliche Abhandlung dieser ganzen Wortfamilie an einer Stelle, besonders von treffenden Belegen erläutert, dem forschenden Auge gewährt. Oder um ein Beispiel anzuführen, welches zu meinem Glossar näher hinüberführt, indem es eine Probe der darin zu hehandelnden Wörter giebt, man nehme die Komposita absachen, besachen, entsachen, versachen, zu dem Simplex sachen, in der Bedeutung schaffen, machen, bewirken gehörig. Das Kompositum absachen habe ich noch in keinem deutschen Wörterbuche gefunden, auch in dem Grimmschen nicht, obgleich es wiederholt in einigen der bekanntesten, wenn auch nicht gerade schönsten Lieder eines der Hauptliederdichter des 17. Jahrhunderts, Johannes Heermann, vorkommt. In dessen Liede: „Was bin ich, o Herr Zebaoth?“ (in der Decoti musica cordis vom Jahre 1630, Seite 16 bis 20, bei Mützell, Geistliche Liederdichter des 17. Jahrh., Seite 20) heifst es:

In Feuers Hitz der eine stirbt,
Der ander wird ertränket,
Der dritt in Hungersnot verdirbt,
Der vierte tot sich kränket,
Der fünfte wird mit Gift umbracht,
Der sechst in Schwindsucht a b g e s a c h t:
Ach wer mags gar erzählen!

Mützell war dem Worte gegenüber offenbar auch ratlos, denn er bemerkt verwundert dazu: „So haben alle Ausgaben!“ Dasselbe absachen oder abgesacht findet sich in dem Gedichte Heermanns: „Der Tod klopft bei mir an, ich sehe schon den Wagen“ (in seinen Poetischen Erquickstunden, Ausg. von 1656, S. 77 u. 78, bei Mützell S. 161). Es heifst daselbst:

Was soll ich, Liebste, sagen
Von Raub und Plünderung? Was von den steten Plagen,
Die mir die Krankheit bringt? So über sechzehn Jahr
Den a b g e s a c h t e n Leib durchädert ganz und gar,
Dafs nichts mehr übrig ist an ihm als Haut und Knochen.

Dieses so seltene a b s a c h e n findet seine natürliche Erklärung, ja stellt sich als organisches Glied einer ganzen Wortfamilie dar, wenn man es zu seinem Simplex, dem Verbum sachen, und dessen anderen Kompositis stellt. Dieses „sachen“ kommt schon im Mittelhochdeutschen und Mitteldeutschen, im Jüngeren Titurel und wiederholt bei Jeroschin in der Bedeutung von schaffen, machen vor. Auch das Kompositum entsachen kommt in diesem Sinne vor, zugleich aber auch in dem entgegengesetzten von „aus der Fassung bringen“, „überwinden“. So im Heldenbuch, Dietrichs Flucht, V. 3501 u. 8385. Die-

selbe Bedeutung, also schwächen, entkräften, hat unser absachen. Das Gegenteil davon ist besachen, also stärken, kräftigen, pflegen, unterhalten, welches in diesem Sinne wiederholt im Mittelhochdeutschen, im Jüngeren Titurel und Wolfdietrich, sowie in verschiedenen, in Schmellers Bayrischem Wörterbuche citierten Urkunden sich vorfindet.

Dies Beispiel möge genügen unter hundert anderen, um zugleich eine Probe zu geben, wie eng unser Wortschatz im 16., ja 17. Jahrhundert nach Form und Bedeutung noch mit dem früherer Jahrhunderte zusammenhängt, und wie es in der That den Eindruck jenes, auf unseren Kirchhöfen anzutreffenden Symbols einer abgebrochenen Säule macht, wenn man seine lexikalischen Forschungen und Darlegungen eben schon mit dem 16. Jahrhundert abschliefst. Gerade in Luthers Sprache, sowie in der seiner volkstümlichen Zeitgenossen überhaupt findet sich eine ganze Reihe von Wörtern, welche ihre Väter und Verwandten nicht nur im Mittelhochdeutschen, sondern geradezu schon im Althochdeutschen haben. Als ein Beispiel weise ich auf jenes versorgen, im Sinne von umfassen, in den Büchern der Chronika hin, also unmittelbar an das alte sorgen, umschliefsen, ἕργειν sich anschliefsend, welches ich mir vor einigen Jahren in einem ausführlichen Aufsatze an dieser Stelle zu erörtern erlaubt habe. Oder auf das Wort Woche, welches erst bei Luther wieder in der, seiner Ableitung (ahd. wëhha, goth. vika, lat. vices) entsprechenden Bedeutung: wechselnde Zeitperiode vorkommt. 1. Mos. 29, 27 sagt Laban zu Jakob: „Halte mit dieser (sc. Lea) die Woche aus, so will ich dir auch diese geben" (Rahel), und V. 28: „Jakob that also und hielt die Woche aus." Diese sprachlich höchst interessante Übereinstimmung von Wörtern des 16. Jahrhunderts mit denen einer viel früheren Periode, ja das Wiederauftauchen derselben in diesem Jahrhundert, nachdem sie in der höfischen Zeit des 13. und 14. wie verschwunden waren, erklärt sich leicht aus dem volkstümlichen Charakter, welchen die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, besonders die geistlichen, in Übereinstimmung mit der volkstümlichen Richtung der Anfänge unserer althochdeutschen Periode an sich tragen. Die dankbare Aufgabe eines Glossars, wie ich es im Sinne habe, wäre es eben, Analogien dieser Art weiter anzuführen und zu erörtern, da es wie gesagt seiner Natur und seiner günstigeren Anlage nach die Entwicklung der von ihm berücksichtigten Werke durch alle Perioden unserer Litteratur verfolgen kann. Als ein Beispiel, zu welchen interessanten Resultaten eine derartige Ver-

gleichung führt, welches Interesse dasselbe überhaupt gewährt, mag das Glossar dienen, welches Wilh. Wackernagel den früheren Ausgaben des ersten Bandes seines „Deutschen Lesebuchs“ hinzugefügt hatte, obgleich dieses, eben seinem besonderen Zwecke gemäfs, sich auf den fragmentarischen Stoff einer Chrestomathie beschränken mufste.

Wenn es Pflicht und Zweck eines Glossars in dem bezeichneten Sinne ist, die Entwicklung der Wörter und ihrer Bedeutungen überhaupt bis in die späteren Jahrhunderte fortzuführen, so hat gegenwärtig ein solches noch eine besondere Aufgabe — und das von mir beabsichtigte würde sich derselben vorzugsweise unterziehen —, nämlich die geistliche Litteratur, also die Bibel- und Gesangbuchsprache jener Zeit, d. h. also des 15. bis 17. Jahrhunderts specieller zu berücksichtigen. In dieser Hinsicht herrscht in unserer Lexikographie noch eine sehr bemerkbare Lücke. Ich weifs nicht, inwiefern jene geringere Berücksichtigung der Bibel- und Gesangbuchsprache mit einer gewissen jetzt herrschenden Indifferenz gegen diesen Teil unserer Litteratur überhaupt zusammenhängt. Ich will auch nicht untersuchen und es ist hier auch nicht der Ort dazu, inwiefern die gegenwärtigen berufenen Pfleger und Vertreter unserer geistlichen Litteratur selbst Schuld daran tragen, welche teilweise zwar sehr skrupulös an dem Worte, ja dem Buchstaben unserer heiligen Urkunden und Gesänge festhalten, aber gegen eine sprachliche Richtigstellung oder Erklärung dieser, oft herkömmlich mifsverstandenen Worte sich sehr gleichgültig verhalten. Thatsache ist, dafs jene geistliche Litteratur der weltlichen gegenüber, wenigstens in der Berücksichtigung unserer neueren Lexikographen so zurückgetreten ist, dafs man in diesem Sinne fast mit Novalis ausrufen möchte:

> Was hat das Ewige verschuldet,
> Dafs man's nur nebenher noch duldet?

wenn man bei einer so kühlen sprachlichen Erörterung überhaupt in einen elegischen Ton verfallen wollte. Ich gebe zu, dafs die Sprache der vorlutherischen Bibeln, der Plenarien oder Evangelienbücher oder Postillen jener Zeit, in Bezug auf grammatische Form und Syntax keine klassische mehr ist, wenigstens vom Standpunkte der Litteratur des 13. Jahrhunderts aus. Für den Lexikographen ist sie aber sehr reichhaltig und interessant, schon als Übergangsperiode für die Sprache und den Wortschatz der Reformationszeit, welche viel stärker und fester in derselben wurzelt, als man bisher gewöhnlich angenommen

hat. Frühere Lexikographen haben jener Periode unserer Bibelübertragungen auch stets eine gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet. Im Verzeichnis der gedruckten Quellen zum Scherz-Oberlinschen Glossar findet sich ebensowohl eine zu Augsburg gedruckte vorlutherische deutsche Bibel, wie die in Nürnberg 1483 bei Koburger erschienene aufgeführt, und sie werden in dem genannten Wörterbuche oft citiert. Noch häufiger ist dies mit der letztgenannten Bibelausgabe bei Frisch der Fall, der aufserdem noch zahlreiche Belege aus einer Handschrift dieser Übersetzung, dem von ihm sogenannten Codex Manuscriptus Spenerianus, beibringt. Aus den neuesten Wörterbüchern sind diese Bibeln wie verschwunden. Unter den Quellenverzeichnissen zu dem Grimmschen Deutschen Wörterbuche taucht eine solche Ausgabe einer vorlutherischen Bibel erst überhaupt in dem zum 5. Bande auf, und zwar unter der Bezeichnung: „Nürnberger Bibel 1483, die ‚Bibelübersetzung‘, die dort bei Anton Koburger 1483 erschien“, eine Bezeichnung, welche auf den, der das Verhältnis der betreffenden Ausgaben zueinander kennt, einen fast heiteren Eindruck macht. Wenn die hochdeutsche Ausgabe jener vorlutherischen deutschen Bibeln so kurz wegkommen, so ist dies in noch höherem Grade bei den drei niederdeutschen der Fall. Sie existieren für unsere neuere Lexikographie so gut wie gar nicht. A. Lübben, einer der Hauptvertreter jenes Zweiges unserer Litteratur, hat in seiner vor kurzem erschienenen „Mittelniederdeutschen Grammatik nebst Chrestomathie und Glossar“ jene niederdeutschen Bibeln, welche geradezu die wichtigsten Repräsentanten der niederdeutschen Litteratur jener Zeit sind, nicht einmal für wert gehalten, um das kleinste Stückchen daraus als Probe anzuführen. Von der dritten derselben, der Halberstädter, nimmt dieser Verfasser unseres gegenwärtig gröfsten niederdeutschen Wörterbuchs S. 91 jener Grammatik an, dafs dieselbe im Jahre 1526 erschienen sei.

Viel besser steht es — das mufs von vornherein eingeräumt werden — mit der Vertretung der Lutherschen Bibel in unseren neueren Wörterbüchern. Schon Adelung führt zahlreiche Belegstellen aus derselben an, freilich nur aus dem oberflächlichen Grunde, weil sie in „jedermanns Händen und Stellen daraus den meisten bekannt seien“. Im übrigen meint er, dafs dieselbe von „Fehlern wimmele“ und nennt es ein „betrübtes Zeugnis von dem grofsen Verfalle der grammatischen Kenntnis unserer Sprache“, wenn man Luthers Bibel als „ein Muster einer reinen hochdeutschen Sprache angreife“. Vorrede zum 1. Bande

der 1. Ausgabe seines Wörterbuches vom Jahre 1774, S. XV. Eine wie viel würdigere Ansicht von der Stellung von Luthers Bibel zu unserer Litteratur enthält das Vorwort zum „Deutschen Wörterbuche“ von J. Grimm, welcher derselben auch allenthalben in dem Wörterbuche selbst die reichhaltigste Berücksichtigung zu teil werden läfst! Freilich bleibt auch diese Berücksichtigung, sowie die von Luthers Werken überhaupt in einer Beziehung noch eine mangelhafte. Nicht ohne Grund bemerkt Ph. Dietz S. IV des Vorwortes zu seinem schon oben erwähnten „Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers Schriften“: „Die Belege aus Luther sind im ‚Deutschen Wörterbuche‘ fast ausschliefslich einer späteren, nicht blofs sprachlich unzuverlässigen, sondern auch unvollständigen Gesamtausgabe von Luthers Werken entnommen (nämlich der Jenenser aus den Jahren 1564—1580), woher es gekommen, dafs eine ganze Reihe von Wörtern, die doch zum Teil wiederholt begegnen, teils der Belege aus Luthers Schriften entbehrt, teils gar nicht einmal zur Vergleichung gelangt ist.“ Dietz führt allein unter dem Buchstaben A ein paar hundert Belege dazu an. Auf die ältesten Originaldrucke der Lutherschen Abhandlungen wird im Grimmschen Wörterbuche nur sehr selten zurückgegangen. Der von J. Grimm erhobene Einwand, dafs dieselben selten und kaum zu erlangen seien, ist gegenwärtig kaum noch stichhaltig, da der antiquarische Büchermarkt infolge der neuerlich stattgehabten Purifikation österreichischer Klosterbibliotheken von diesen ketzerischen Schriften förmlich damit überschwemmt ist und sie zu einem verhältnismäfsig billigen Preise zu haben sind. Einem Glossar, wie ich es im Sinne habe, bleibt also auch in dieser Hinsicht noch manches zu thun übrig: es könnte zugleich in gewisser Hinsicht eine Ergänzung zu dem verdienstlichen Dietzschen Wörterbuche sein, dessen Nichtvollendung eine der empfindlichsten und beklagenswertesten Lücken in unserer Lexikographie zurückgelassen hat.

Noch mangelhafter als die Berücksichtigung der Bibelsprache ist in unseren Wörterbüchern, auch im Grimmschen, immerdar die der geistlichen Liederdichtung gewesen. Die Hymnologen haben von jeher Klage darüber geführt. „Ich erlaube mir,“ sagt Phil. Wackernagel schon in der Vorrede zu seiner 1855 erschienenen Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes, S. IX, „daran eine das deutsche Wörterbuch betreffende Bemerkung zu knüpfen. Wenn es sich darum handelt, in demselben diejenigen Wörter zu sammeln, welche unter dem Volke verbreitet gewesen oder noch verbreitet sind, und die verschie-

denen Bedeutungen zu belegen, mit welchen sie vorkommen, so darf nicht die weltliche Litteratur allein befragt werden, vielmehr ist die geistliche von gleicher, ja in mancher Beziehung von gröfserer Wichtigkeit. Ich geschweige älterer Zeiten, aber von Luther an zieht sich aufser der Bibel ein breiter Strom solcher Schriften durch das Volk hin, geistliche Betrachtungen, Gebetbücher, Gesangbücher, welche die Gesamtsprache verklärten und verjüngten. Der Wortschatz dieser Schriften ist für das Wörterbuch zu heben und es möchte in vielen Fällen für dasselbe von geringerer Bedeutung sein, ein Wort durch Stellen aus weltlichen, dem Volke oft sehr fern stehenden Dichtern zu belegen, denn anzuführen, wie Joh. Heermann oder Paulus Gerhardt oder andere geistliche Dichter gesungen und mit ihnen das ganze Volk gesungen, dessen Sprache sie gebraucht und das umgekehrt seine Sprache an der ihrigen befestigt und fortgebildet.“ Auch Mützell spricht S. XXVI des Vorwortes zum ersten Bande seiner „Geistlichen Lieder aus dem 16. Jahrhundert“ den frommen Wunsch aus: „Es wäre sehr zu wünschen, dafs in dem Verlaufe des Grimmschen Wörterbuches mehr Rücksicht auf die Kirchenlieder genommen würde.“ Der Wunsch ist leider ein frommer geblieben. Ph. Wackernagel hatte bekanntlich, wie er S. VI der Vorrede zu Bd. II seines grofsen Werkes „Das deutsche Kirchenlied“ verspricht, selbst die Absicht, demselben ein Glossar beizugeben. Es ist bei der Absicht geblieben, da es ihm ja nicht einmal vergönnt war, den Text der Lieder vollständig zu redigieren. In ein paar Briefen, welche er mit mir behufs einer Besprechung der letzten Bände dieses Werkes wechselte, bestärkte er mich in liebenswürdigster Weise (wenn Autoren ihre Bücher besprochen haben wollen, sind sie bekanntlich immer sehr liebenswürdig) in der Absicht, die ich ihm verraten hatte, selbst früher oder später eine in jenes Feld schlagende lexikalische Arbeit zu unternehmen.

Doch ich erschrecke jetzt selbst über die Gröfse dieser Aufgabe, um so mehr, je länger ich sie erwäge und in dieser, mir selbst schon zu lang gewordenen Skizze Andeutungen darüber gebe. Sie würden, wie ich einsehe, fast die Kräfte eines geschulten Germanisten, geschweige die meinigen übersteigen. Jedenfalls würde m e i n e Arbeit, das erkenne ich mehr und mehr, wenn sie überhaupt zu stande käme, nur das Verdienst haben können, um mit Stieler dem Spaten zu reden, „ein geringes Beginsel“ zu einem so von mir geschildeten Glossar zu sein.

Berlin. K. Biltz.

Über den slavischen Namen Berlin.

Wie lange Zeit ist das Gebiet der Etymologie der weite Tummelplatz einer Thätigkeit gewesen, welche, aller wissenschaftlichen Grundlage entbehrend, an Willkür, Leichtfertigkeit und Keckheit nichts zu wünschen übrig liefs! Wie hat insbesondere in der Onomatologie, zumal in der Ortsnamendeutung die unberufenste Thätigkeit sich breit gemacht und mit Hilfe einer ausschweifenden, mafslos spielenden Einbildungskraft wunderbare Albernheiten zu Tage gefördert! Hat sich nun auch infolge der grofsartigen Entwickelung der Sprachwissenschaft eine ruhigere und verständigere Behandlung der Etymologie Bahn gebrochen, wird auch die Namenforschung neuerdings mit mehr Kritik und Wissenschaftlichkeit geübt, so fordert doch noch eine ansehnliche Reihe von Namendeutungen, welche wissenschaftlich berechtigt scheinen und als treffend anerkannt und angenommen werden, notwendigerweise den kritischen Zweifel und Widerspruch heraus. Es läfst sich nun wohl behaupten, dafs unter allen Namen keiner eine so mannigfaltige Behandlung und verschiedenartige Erklärung erfahren hat wie der Name unserer Kaiserstadt Berlin: ihm zu einer endgiltigen, allen Anforderungen gerecht werdenden Deutung zu verhelfen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Wenn man unbefangen und ohne Voreingenommenheit die ältesten Verhältnisse und Zustände des inneren Deutschlands, des Elbgebietes, sich vergegenwärtigt, wenn man erwägt, wie während der germanischen Periode die Freiheitsliebe und Selbstgenugsamkeit unserer Vorfahren so ausgeprägt war, dafs dadurch ein enggeschlossenes Zusammenleben und -wohnen verhindert ward, und wie ferner in der weiter zurückliegenden keltischen Zeit der Urwaldszustand erst recht ein energisches

Hindernis bildete gegen dauernde, gröfsere Ansiedelungen, so kann man nur annehmen, dafs diese Stufe der Kultur erst mit dem 6. Jahrhundert n. Chr. infolge der Einwanderung der zu geselliger Vereinigung geneigten Slaven erreicht wurde. Es mufs dann als unumstöfslich wahrer Satz anerkannt werden, dafs die alten hier in Betracht kommenden Dörfer und Städte wie ihre Entstehung, so auch ihre Benennung einzig und allein diesen Einwanderern, den Slaven verdanken. Damit aber fällt die kühne Hypothese, welche Dr. C. A. F. Mahn in seinen „Etymologischen Untersuchungen über geographische Namen" V, S. 75 mit Aufbietung vieler Gelehrsamkeit aufgestellt hat, dafs der Name Berlin aus keltischem paûr-lûyn = Weidewald — ein fragwürdiges Etwas nach Ursprung und Wesen — hervorgegangen sei. Zu solch kühner Ableitung veranlafste die Rücksicht darauf, dafs derselbe Name sich auch in Bayern und Frankreich wiederfindet, ein Umstand, welcher unbedingt darauf hinzuweisen schien, dafs nur in der Sprache eines Volkes, welches vor alters zugleich in Deutschland und Frankreich gesessen, der Ursprung des Namens zu finden sei; und dies konnte allein das Keltische sein. Aber gehören denn nicht völlig miteinander übereinstimmende Wortformen zuweilen ganz verschiedenen Sprachen an? Ist nicht z. B. Koblenz am Zusammenflufs von Rhein und Mosel sowie an der Mündung der Aar in den Rhein = lat. Confluentia, grundverschieden von Koblenz in der Oberlausitz, wendisch Koblicy, d. i. Stutenhof?

Da nun die Herleitung des Namens Berlin aus dem Slavischen der Mehrzahl der Forscher — und auch Mahn würde, wie er selbst a. a. O. S. 72 gesteht, einer solchen den Vorzug gegeben haben, wenn er ein passendes Etymon hätte ausfindig machen können — nach Lage der Sache eine gröfsere Berechtigung und Glaubwürdigkeit zu haben schien, eine einfache, bequeme Etymologie aber nicht sich darbieten wollte, so wurden die verschiedensten und wunderlichsten Deutungsversuche gewagt. Man legte, um hier nur einiger zu gedenken, asl. borŭ, tsch. pol. bor Kiefer, Fichtenwald zu Grunde; ferner asl. berŭ nehmen, tragen und pol. lin, Schleie; niederlausitz-wendisch warlin, angeblich Kochherd für Flüchtige (Zwahr, nlw. Wörterb. S. 6); tsch. berlo, pol. berło, Stab, Scepter; nlw. pero, Feder u. linaš, mausern = das Federmausern (!), Federverlierplatz der Hühner und Gänse (Dr. Killisch, Berlin, der Name der deutschen Kaiserstadt, 1872, und Gartenlaube 1872); tsch. bryla, pol. bryła, Scholle, Klumpen (Beyers-

dorf, Slavische Streifen VI); ein Personenname Berla — Miklosich, Die Bildung der slav. Personennamen S. 246 kennt nur einmaliges Berilo von berŭ, tragen, nehmen — wurde von einem slavischen Gelehrten Hulakovsky im Lausitzer Magazin 37, 498, wo zugleich den deutschen Forschern scharf der Text gelesen wird, mit denkbar gröfster Entschiedenheit als Stammwort hingestellt. Alle diese Deutungsversuche sind sprachlich nicht zu rechtfertigen, auch der letzte, am ehesten noch annehmbare nicht, weil er die ursprüngliche Namensform nicht berücksichtigt.

Die Hauptstadt Berlin hiefs ehemals nicht schlechtweg so, sondern — und dies erheischt die unbedingteste Beachtung — appellativ der Berlin, to dem Berlin (zu dem Berlin), Berlyn; nlw. ten Barlin (Mask.), olw. selten Berlin, gewöhnlich Barlin, Barlín (Mask.). Manche andere Örtlichkeiten, vielfach nur Plätze, wurden oder werden noch ebenso benannt:

1) der Berlin in Frankfurt a. d. O., um dessen Bebauung Streit geführt wurde;

2) der Berlin oder Brellin, Stelle an der Elbe bei Krakau gegenüber Magdeburg (Brückner, Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, 1879, S. 38, 92, ohne Erklärung);

3) der Berlin bei Stadt Northeim am Harz;

4) der grofse und kleine Berlin in Halle a. d. S.;

5) der grofse und kleine Berlin oder Berlinische See bei Wittstock in der Priegnitz;

6) der Berlin in Augsburg am Lech, urk. aufm Berlin;

7) Barlin bei Dargun, Meckl., 1226 Bralin, 1309 Bralyn, 1327 Baralin (von Kühnel, Die slav. Ortsnamen in Mecklenburg 1882, S. 23, unrichtig erklärt);

8) Deminutiv Stadt Berlinchen, früher Neu-Berlyn, im Reg.-Bez. Frankfurt an einem See, aus dem die Plöne fliefst; Kolonie der Stadt Berlin?

9) Feldmark, ehemals Dorf Berlinchen im Kreise Kalau am Ssrake-Fliefs;

10) wüste Mark Berlinchen nördlich von Deetz an der Nuthe in Anhalt.

Alle diese an Flüssen gelegenen Orte haben ihre Benennung „der Berlin“ von dem asl. mask. Substantiv brŭlenĭ, tschech. brlen, sorb. barleń oder berleń, d. i. der Wasserrechen, Flofsrechen, Flöfsholzfang, ein Balkengerüst, welches quer über das Wasser gebaut zum Auffangen des Flöfsholzes diente.

Zweierlei bedarf hier der Erörterung. Zunächst ist der Nachweis zu führen, dafs der Stamm brŭl- deutsch zu Berl-, wendisch zu Barl-, und sodann, dafs die maskuline Endung enĭ zu betontem, gedehntem in geworden ist; dieser Beweis ist ohne Schwierigkeiten zu liefern.

1. Das Lautgesetz, dafs der altslavische kurze und sogar stumme Vokal ŭ (Ъ), welcher im Tschech. des schriftlichen Ausdrucks gänzlich entbehrt, seine Stelle hinter zwei den Anlaut bildenden Konsonanten verläfst und, in a, e, o sich verwandelnd, zwischen dieselben tritt, dieses im Polnischen, Wendischen, Dravenischen und zumeist auch im Sorbischen geltende Gesetz der Metathesis geht aus den nachstehenden Belegen mit gröfster Deutlichkeit hervor:

asl. brŭlogŭ, tsch. brloh, nsl. serb. brlog, sorb. berlog, olw. borlo, Wildlager, Sühlplatz, elendes Streulager: daher Berloge bei Krossen an der Oder, Berlau oder tsch. Brloh Böhm., Berłohy Galizien, Brlohy Mähr., Brlog Kroat. Serb.

Berloge und Berlau: brŭlogŭ = Berlin: brŭlenĭ.

asl. brŭdo, tsch. serb. brdo, sorb. bardo, berdo, Hügel: Werda oder Brda Kärnt., Werda oder Brde Steier, Werda bei Falkenstein i. S., Brdo Böhm.

asl. brŭno, nsl. tsch. brno, sorb. barno, berno, borno, Lehm: Barneck b. Leipzig, urk. Borneck, Bornecke, Börnicke in Brandenburg, urk. Bornecke, Berńaky Galiz. = asl. brŭnjaki, sorb. bornaki, die Lehmgräber, Lehmarbeiter; Peritz b. Grofsenhain, urk. Berinicz, am „Lehmgrubenberg“ gelegen, = brŭnica; Barnin Meckl., urk. Barnyn, Bernyn; Borna, Bornitz u. s. w.

asl. brŭšlênŭ, sorb. beršlên, Epheu: Beselin Meckl., urk. Berzelin, Berselin; Bršlin Krain.

asl. brŭtĭ, tsch. brt, pol. barć, russ. bortĭ, Bienenstock: Baruth bei Bautzen, olw. Bart, Baruth bei Luckenwalde, Barz Meckl., urk. Barth, Baarz Brandenburg, urk. Bartse, Brt Böhm., Barcie Pol., Bortne Galiz. etc.

asl. crŭky, nlw. cerkvá, Kirche: Serkowitz bei Dresden, urk. Cerakuwicz, Zerkwitz, nlw. Cerkvica, Zerkowitz etc.

asl. črŭnŭ, nsl. črn, tsch. černy, pol. czarny, olw. čorny, schwarz: Tschernitz, Czernice, Czerneboh, Zschorna etc.

asl. črŭtŭ, tsch. čert, pol. czart, Teufel: Schartau bei Magdeburg, urk. Ciertuvi etc.

asl. krŭn-, klruss. kernyća, pol. kiernica, Wasserrinne, Rinnsal: Kirnitzsch-Bach in der sächs. Schweiz, Kernyća Galiz. etc.

asl. krŭtŭ, nsl. tsch. krt, Maulwurf: Gerten oder tsch. Krty Böhmen.

asl. krŭčĭ, nsl. tsch. krč, pol. karcz, Rodicht, Baumstumpf: Kertzsch Sachs., Krč Böhm., Kroat.

asl. trŭnŭ, nsl. tsch. trn, sorb. tarn, torn, Dorn: Ternova, Tarnava, Tarnov Galiz., Tarnowitz, Torna, Tornau etc.

asl. vrŭba, nsl. tsch. vrba, sorb. verba, Weide (Baum): Werben bei Wittenberge, Werben oder Vjerbno Ndlaus., Querbitzsch bei Mügeln i. S., urk. Wirbitz, Worbis bei Bautzen.

Die Reihe fortzusetzen, dürfte überflüssig erscheinen; sie wird genügen, um das Lautgesetz als solches klar genug hervortreten zu lassen.

2. Die maskuline Substantiv-Endung -enĭ (ênĭ) erscheint tschech. als -en, olw. als -eń (mit jeriertem n), Genitiv -enja, in den Ortsnamen Norddeutschlands öfters als betontes -in. Beispiele:

asl. čerênĭ, tsch. čeřen, Weinpresse, Kelter: Zschieren bei Pirna in Weingegend, urk. Czheryn, Czherin, eigentl. zum Zschieren.

asl. grebenĭ, nsl. greben, olw. hrjebjeń, Kamm, Fels: Greben Meckl., früher Grebin; Griffen, urk. Criuuina, Berg Greben Serb. etc.

asl. jelenĭ, tsch. jelen, olw. jeleń, Hirsch, Elentier: Jellen Meckl., urk. Gelin.

asl. kamenĭ, tsch. kamen, olw. kamjeń, Stein: Kamin mehrmals in Meckl., Kamminchen Ndlaus.

asl. kremenĭ, tsch. křemen, olw. křemjeń, Kiesel, Stein: Kremmin Meckl.

asl. korenĭ, nsl. tsch. kořen, Wurzel: Chorin und Chorinchen bei Prenzlau, Kahren oder Koreń Ndlaus.

asl. lubenĭ, sorb. lubeń, hölzerner Mühllauf, Mühlwasserleitung: Lübben oder ten Lubin Ndlaus.

Vergl. auch asl. jasenŭ, tsch. jasen, olw. jaseń, Esche, woher Jessen bei Meifsen, urk. Jessin.

Fügen wir nun noch zum Schlufs hinzu, dafs der Berlin bei Magdeburg auch ohne Metathesis mit mehr ursprünglicher Form Brellin und das mecklenburgische Barlin ebenso früher Bralin, dann mit bequemerer Form Baralin genannt, entschieden auf doppelkonsonantischen Anlaut br hindeuten, dafs ferner die in der Oberlausitz für Berlin gebräuchliche Namensform Barliń, im Vokal der Endung dem norddeutschen Laute folgend, in der Jerierung des n (ń) noch das Bewufstsein

von der alten Endung enĭ erkennen läfst, und dafs endlich das etwas auffällige Erscheinen der Bezeichnung „Berlin“ westlich vom Harz und am Lech wohl einfach auf Entlehnung des terminus technicus von den slavischen Nachbarn beruht: so glauben wir hier mit genügender Evidenz den rechten slavischen Ursprung des Namens unserer Kaiserstadt dargelegt und bewiesen zu haben. Ganz unzweifelhaft verdankt sie nebst ihren Namensgenossinnen der vornehmlich in alter Zeit, indes auch noch heutzutage stark betriebenen Holzflöfserei sowohl Entstehung als auch Benennung und schliefst sich einer ganzen Reihe von Orten gleicher Bedeutung an: Arch oder Raka Krain = asl. raka, nsl. rake, Flofsrechen, Plau, Stadt in Meckl. am Plauer See, Plaue an der Havel, Plaue an der Zschopau, urk. Plave, Plaue an der Gera, Plauen an der weifsen Elster im Vogtlande, urk. Plawin, Plawen, Plauen an der Weifseritz bei Dresden, urk. Plawan, -in, -en, Plauwan, Plauwe, nebst anderen auf slavischem Gebiet von asl. plavŭ, tsch. plav, olw. plaw, das Schwemmen, Flöfsen des Holzes = Flofsplatz. Es dürfte nicht schwer halten, die frühere Existenz eines Spreerechens in Berlin aus chronikalischen Aufzeichnungen oder märkischen Urkunden nachzuweisen; der Unterzeichnete mufs leider darauf verzichten, seinem sprachlichen Beweise auch noch diesen materiellen selbst hinzuzufügen.

Döbeln i. S. Dr. G. Hey.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Die Philosophie unserer Dichterheroen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus. Von Prof. Dr. Joh. H. Witte. I. Bd.: Lessing und Herder. Bonn, Verlag von Eduard Weber (J. Flittner), 1880.

Es berührt wohlthuend, wenn in unserer Zeit, welcher das Gepräge des Alexandrinertums in mehr als einer Beziehung anhaftet, statt der schier erdrückenden Anzahl kritisch-philologischer Kommentare zu den deutschen Klassikern und den minutiösen Detailuntersuchungen, welche mit dem Aufgebot aller wissenschaftlichen Kraft dem Privatleben unserer Litteraturgröfsen nachspüren, ihrer Gewohnheit, „wie sie sich räusperten und wie sie sich schnupften" — wenn in unserer Zeit — sage ich — uns ein Werk von gröfserem Wurfe wie das vorliegende entgegentritt.

Das Wittesche Werk, auf zwei bis drei umfangreiche Bände berechnet, führt uns in dem ersten Bande den systematischen Aufbau von Lessings und Herders philosophischer Weltanschauung vor. Wir meinen, dafs wir wohl Grund haben, immer wieder zu ihrem geläuterten Humanitätsideal und ihrer ästhetischen Kritik als den ewigen Fundamenten unserer modernen Bildung zurückzukehren.

Ein Verlassen der von ihnen angezeigten Bahnen seitens unseres Volkes bedeutet unabweislich ein Aufgeben seiner selbst. Der vorliegende Band ist — wie bemerkt — nur der Anfang eines gröfseren Ganzen; der folgende soll noch die philosophischen Anschauungen — die Philosophie Göthes und Schillers bringen. Aber wie schwer wiegt schon dieser eine Band! Welche Perspektive eröffnen, welche Empfindungen rufen nicht schon die beiden Kapitel „Lessings ästhetische Kritik" und „Lessings religiös-kritische Thätigkeit" hervor!

Gewifs mufs man der Gröfse Göthes und Schillers gegenüber gestehen: sie kennen, heifst durch das vollendetste Stereoskop den Reichtum und die Schönheit des deutschen Geisteslebens in plastischer Gestalt erblicken; allein ohne Einsicht in Lessings und Herders Verdienste würde uns doch jedes Mittel fehlen, dieses Stereoskop in richtiger Weise zu gebrauchen.

Wittes Werk — das unterliegt für uns keinem Zweifel — verdient in seinem Zusammenfassen der Philosophie unserer Dichterheroen einen Platz neben den Werken unserer grofsen Philosophen; haben die Lessing und Herder, die Göthe und Schiller ihre philosophischen Ideen auch nicht wie jene selbst in ein System gebracht, so sind dieselben doch nicht minder bedeutungsvoll und von ihnen scharf erörtert worden. — Bei allem Guten,

welches wir dem Witteschen Werke nachsagen müssen, haben wir — wenn uns auch das Uebeachtetlassen von Lessings Theorie der Fabel bedauerlich erscheint — eines an ihm auszusetzen.

Witte bemerkt im Vorwort (p. V.) unter anderem, dafs er sich auf die anerkannten Forschungen bezogen. Was ist natürlicher!

Wenn er aber bei der Darstellung von Lessings ästhetischer Kritik eine Schrift (Lessings Theorie der Tragödie mit Rücksicht auf die Kontroverse über die *κάϑαρσις τῶν παϑημάτων*, Berlin 1876, Verlag von Haude & Spener) des Unterzeichneten — mit welcher dieser sich, beiläufig bemerkt, ursprünglich für allgemeine Litteraturgeschichte der Neuzeit an der Universität Bonn habilitieren wollte — von Seite 116 bis Seite 140 — freilich unter lobendem Hinweis auf diesen — so extrahiert, dafs die Schrift selbst dadurch bis zu einem gewissen Grade entbehrlich wird, so scheint dieses Verfahren doch über das erlaubte Mafs hinauszugehen.

Hamm. Dr. Otto Weddigen.

Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland. Auf Grund von systematisch mit Hilfe der Volksschullehrer gesammeltem Material aus cirka 30000 Orten bearbeitet, entworfen und gezeichnet von Dr. G. Wenker. Text. Einleitung. Strafsburg, Trübner, 1881. XXIII.

Dieses von staunenswertem Fleifse zeugende Werk, welches die historische Kenntnis der Entwickelung deutscher Dialekte zu erleichtern und zu fördern verspricht, stellt im Gegensatz zu früheren Sprachkarten nicht die Eigentümlichkeiten eines jeden Dialektes fest, sondern giebt in ganz neuer Methode die für die einzelnen Orte festgestellten Einzelgrenzlinien an und verzeichnet jeden wichtigeren Unterschied in der Laut- und Flexionslehre aller Mundarten Nord- und Mitteldeutschlands. In den der Abtheilung I, Lieferung 1 des Sprach-Atlas beigegebenen Blättern 1, 2, 18, 19, 27, 28, die ein Ortsverzeichnis enthalten, findet man mit minutiöser Genauigkeit die Grenzlinien verzeichnet, die zwischen anlautendem pf und p, d und t etc. bestehen. Blatt 18—19 enthält eine Übersichtskarte für das Verbum „sein", indem die Grenzlinien durch verschiedene Farben getrennt sind. Bl. 27—28 enthält die Pronomina. Wie weitschichtig das verarbeitete Material ist, geht schon daraus hervor, dafs der Abteil. I des Atlas etwa 3000 von Volksschullehrern gelieferte Übersetzungen zu Grunde liegen, deren Abweichungen bei jedem einzelnen Worte behufs Feststellung der Grenzlinien auf das genaueste verfolgt werden mufsten. Von den technischen Schwierigkeiten ganz abgesehen, sei nur erwähnt, dafs zum Zweck des ganzen Werkes ca. 40000 Formulare an 1400 Schulinspektoren deutscher Staaten haben versandt werden müssen. Die dem Vorworte folgende Einleitung schliefst mit den 40 hochdeutschen Sätzen, welche in so praktischer Weise in die verschiedenen Mundarten zu übersetzen waren und die für die einzelnen sprachlichen Erscheinungen wichtigen Wörter enthalten; hieran schliefst sich ein alphabetisches und systematisches Verzeichnis dieser Wörter mit Angabe der Sätze durch Zahlen. Mit diesem eine so umfassende Sammlung enthaltenden Sprach-Atlas ist der Grundstein gelegt zu einer methodischen, mehr in das Einzelne gehenden Durchforschung der verschiedenen Dialekte von Nord- und Mitteldeutschland, und es ist zu wünschen, dafs das vorliegende hochwichtige Werk, wenn es durch die Ausdauer des Verfassers und durch die Bemühungen des Verlegers in einigen Jahren zum Abschlufs gelangt sein wird, in einem Sprach-Atlas von Süd-Deutschland eine Fortsetzung erfahren möge.

R.

La langue des Tziganes slovaques par le Dr. Antoine Kalina, Professeur-agrégé à l'université de Léopol. Posen 1882. 111 pp.

Ein neuer Beitrag zu der so spärlich vertretenen Zigeunerlitteratur ist stets etwas äufserst Willkommenes, und einem solchen Beitrage grammatische und lexikalische Studien mit auf den Weg zu geben, ist natürlich und bis auf einen Grad sogar notwendig.

A. Kalina hat 1874 eine Reise in das Land der Slovaken gemacht und daselbst in den Gegenden von Peštjan (Pöstvén), Nove Mesto (Vágh Ujhély) Tvenčin, Zelin (Zsolna) und St. Martin Lieder und anderes aus dem Munde der Zigeuner gesammelt. Diesen Texten auf S. 94—105 folgt, das Buch beschliefsend, ein Wörterbuch zu denselben, und den ganzen vorderen Raum nimmt die Grammatik ein. Dieselbe zeigt gute Kenntnisse des Verf. auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik, Sanskrit, Griechisch, Latein, Gotisch, Slavisch, Littauisch erscheinen neben dem Zigeunerischen, auch findet man die Vorarbeiten Miklosichs und anderer fleifsig benutzt, trotz der Vorrede, welche versichert, die Schrift habe so abgeschlossen mehrere Jahre vor dem Drucke gelegen und in dieser Zeit habe der Verf. die Mundarten der serbischen und polnischen Zigeuner, Miklosichs und anderer Arbeiten kennen gelernt, aber er lasse sie in ihrer ersten Gestalt. Sie ist aber auch reich an Formen und Beispielen, diese Grammatik, übersichtlich und deutlich geschrieben. Denkwürdig ist die in der Einleitung gebrachte Nachricht, dafs die Religion bei diesen Zigeunern so wenig tiefe Wurzeln geschlagen hat, dafs jeder von ihnen nur in slovakischer Sprache betet. Die Vergleichung dieser Mundart der slovakischen Zigeuner mit jener der böhmischen, auf welche die Einleitung einmal ganz kurz kommt, verdiente gewifs eine weitere Verfolgung, da ja die slovakische mit der böhmischen Sprache bis auf einige Punkte der Aussprache fast eine ist. Mit den ungarischen Zigeunern, sagt der Verf., können sich die slovakischen kaum verständigen; doch wäre gewifs auch hierauf einzugehen nicht ohne Erfolg, da ja die Slovaken und die slovakischen Zigeuner doch auch in Ungarn wohnen und mit Ungarn zusammenkommen, es würden schon die Vokabularien bei Miklosich hier einigen Stoff bieten. Das Ungarische selbst aber auch zur Vergleichung heranzuziehen, würde von Nutzen sein. Man beachte z. B. slov.-zig. akor, da, ung. akkor, da; sl.-zig. mek, noch, ung. még, noch; sl.-zig. világo, Lampe, ung. világ, Licht, Welt. Ja vielleicht bleibt es hier nicht bei Lexikalischem. Der Ungar sagt „ich bin nicht, du bist nicht, wir sind nicht, ihr seid nicht" in je zwei Formen, deren eine „nicht", deren zweite immer das Verbum ist, hat aber für „er ist nicht, sie sind nicht", je eine mehr nach dem „nicht" als nach dem Zeitworte aussehende Form: nem vagyok (ich bin nicht), nem vagy, nincs, nem vagyunk, nem vagytok, nincsenek. Gerade so diese slovakischen Zigeuner: na som (ich bin nicht), na sal, nane, na sam, na san, nane (hi = er ist, ehi = sie sind). Ich meine, dafs sich dies ung. nincs, nincsenck und dies slov.-zig. nane von rumänischem nui aus nu e(ste) und persischem nist aus neh est noch unterscheidet. Recht ungarisch sieht aus die Endung des accus. und dat. tut von tu du. Es fände sich wohl noch anderes, wie schon Miklosich (denke ich) auf die 2. sing. auf l hingewiesen hat. Auf das Persische ferner sollte beim Zigeunerischen allemal fleifsig Rücksicht genommen werden, da dorther mehreres gekommen ist, was dem eigentlichen Stamme der Zigeunersprache, dem was sich in allen ihren Mundarten wiederfindet, am nächsten steht. Ich bemerke hier: kaj, wo (pers. kaj oder kej, wo), šer, Kopf (pers. ser, Kopf), bašt und baht (bei Miklosich, IX Voc. bakh), Glück, bibaht, Unglück, bahtálo, glücklich, bibahtalo, unglücklich (pers. bacht oder baht, Glück, bi, ohne). Unter den Zahlen weist der Verf. etwas auf das Persische hin, doch konnte es viel mehr geschehen, etwa noch bei jek, 1, pers. jek oder jak, panc, 5,

pers. pendsch (vgl. ital. gi, ge); woher kommt u = und in dešujek, 11, dešudui, 12 u. s. w., wenn nicht vom Persischen? vgl. auch pers. bistujek, 21, u. s. w. Ich vermute in slov.-zig. ševav, ich komme, das persiche schevem, ich werde (inf. schuden), da „werden“ bekanntlich in vielen Sprachen für „kommen“ stehen darf. Aber auch die Bildung der Formen des Zeitwortes bei diesen slovakischen Zigeunern dürfte sich nach dem Persischen gerichtet haben. Im Persischen kommt beim Zeitworte fast alles mit Personenendungen Versehen darauf hinaus, dafs em i est oder ed, im id end (ich bin, du bist etc.) als Endung erscheint. Nun vergleiche man weiter slovakisch-zigeunerisches „ich bin“: som sal hi, sam san ehi; und „ich war“: somas salas ehas, samas ehas ehas mit dem Perfekt „ich habe gegeben“ diñom diñal diñas, diñam diñan diñe; und mit dem Plusquamperfekt „ich hatte gegeben“: diñomas diñolas diñahas, diñamas diñanas diñahas. So persich kerdem, ich habe gethan, slov.-zig. kerdom.

Die Texte sind 38 kleine Dichtungen von je vier bis acht Zeilen mit nebenstehender wörtlicher Übersetzung (das Französische eignet sich nicht immer gut zu diesem Zwecke), welche sehr dankenswerte Gabe noch durch einige Vergleichungsstücke der polnischen Zigeuner bereichert wird. Demselben Dr. Kopernicki wie diese verdankt der Verf. auch 24 bis 38, welche von herumziehenden Zigeunermusikanten des Gebietes von Gömör stammen. Alle diese bisher genannten scheinen echte Volkslieder; nur die Verschen 21, 22, 23 sind aus dem Slovakischen übersetzt. Schade, dafs wir nicht auch etwas in Prosa erhalten; die beiden einzigen prosaischen Stücke 39, 40 sind ebenfalls aus dem Slovakischen übersetzt.

Vincenzo di Giovanni, Del Volgare usato da' primi poeti siciliani e del carattere della loro poesia (Atti della Reale Accademia di scienze lettere e belle arti di Palermo, Nuova serie, Volume VII, Palermo „1880—81 e più tre mesi 1882“,* Classe di lettere e belle arti, 62 p., 4⁰; hierzu ein Anhang: La critica di alcuni periodici italiani, risposta, 12 p.).

Der namentlich durch die Herausgabe der alten Chroniken Siciliens rühmlichst bekannte Di Giovanni hat im siebenten Bande der Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften, Litteratur und schönen Künste in Palermo (1882) die seit Jahren schon von vielen Seiten her unermüdlich bewegte Frage noch einmal ernstlich und eingehend untersucht. Schon dieser letztere Punkt, die auf Vollständigkeit einigen Anspruch erheben dürfende Anführung und zum Teil auch Vorführung des Materials und die ruhige Erwägung auch der mit Unwillen zurückgewiesenen Meinungen macht die Schrift äufserst anziehend und wertvoll. Möchte die Frage von dem Verfasser, der sie mit so grofser vaterlandsliebender Wärme behandelt, ein gutes Stück ihrer Lösung nähergefuhrt sein, wenn doch der allmählich zu einer ganzen Litteratur angewachsene Streit zu einer völligen Beilegung wohl so schnell nicht kommen wird. Die wichtigsten, seiner ganzen Schrift ihre besondere Färbung gebenden Anschauungen des Verfassers sind, wie mir scheint, folgende.

Dante und Petrarca sagen es, dafs die edle allgemeine italienische Sprache, das vulgare illustre aulicum cardinale zuerst auf Sicilien aufgebracht

---

* Vgl. auf dem Blatte nach dem Titel: Festeggiandosi il sesto centenario del Vespro, la R. Accademia publica il settimo volume dei suoi Atti. Oggi 30 Marzo 1882.

und man nenne es daher auch „sicilianum“, welchen Ausdruck er, Dante, so wenig als jemand nach ihm abschaffen könne, das sei das wahre vulgare illustre, nicht der sicilianische Dialekt, gegen den er sich für den Gebrauch in guter Dichtung ebenso verwahrt als gegen alle anderen italienischen Mundarten. Nun diese Stimmen heutiges Tages, selbst Dante abweisen, tadeln, widerlegen zu wollen, ist eine unglückliche Richtung, in welche die neuere Kritik sich verfahren hat. Ganz verfehlt ist das Auskunftsmittel, zu sagen, jene alten Gedichte sicilianischer Dichter in der allgemeinen Sprache seien ursprünglich in sicilischer Mundart geschrieben und lägen uns durch irgend welche Schicksale gefälscht und toskanisch-italienisch erst geworden vor. Die Versuche, solche altitalienische Gedichte sicilianischer Dichter heute „wieder“ sicilisch zu machen, zu ihrer „ursprünglichen“ Gestalt zurückzuführen, sind alle im höchsten Grade mifslungen, und müssen mifslingen, weil sie in ihrer uns überlieferten Gestalt nicht blofs in Endungen und Formen, sondern auch in Wörtern und Redensarten von der sicilischen Mundart in hohem Grade abweichen. Und umgekehrt spotten die uns erhaltenen ältesten sicilisch mundartlichen Gedichte jedes Versuches, ihnen in ähnlicher Weise, als jenen anderen das Schicksal gethan haben soll, heute das althöfische, allgemein italienische Gewand anzuziehen. Ja die Dichter Siciliens haben zuerst die edle allgemeine Sprache Italiens aufgebracht und eine Vorstufe, das Werden derselben haben wir in dem Contrasto des Ciullo d’Alcamo zu erkennen und anzuerkennen. Mit Unrecht hat die neueste Kritik an der Person dieses Dichters wegen der Überlieferung seines Namens „Cielo dal Camo“ gezweifelt; ist doch al camo die Schreibung des arabischen Namens in zwei Wörtern sogar richtig und ursprünglich und steht doch noch heute in Alcamo das im 16. Jahrhundert erneuerte herrschaftliche Haus dieses Ciullo d’Alcamo. Ein Mifsgriff ist es, das Alter seiner Dichtung herabzudrücken, indem man bei dem Saladino (Se tanto aver donassimi quant’ a lo Saladino, E per aiunta quant’ a lo Soldano; Per quanto avere a il Papa e lo Soldano) an einen anderen als den einen richtigen Saladin denken will. Das Bedenken mit den augustales löst sich, indem 1231 dem Werte nach neue Münzen, mit anderem Werte als bisher, dieses längst vorher bestehenden Namens aufkamen. Man hat bemerkt, dafs perdéra toccára degnára mòvera, welche in Ciullos Gedichte sich finden, nicht sicilische, sondern apulische Konditionalformen sind; aber es sind nicht eigentliche Konditionale, sondern Futurformen, „ma sì del futuro come è usato dai siciliani, e che [oben non avvertendo] se pur non si voglia mettere l’accento sull’ ultima vocale finale, si tratta di trasposizione o di accento ritirato, come in altri esempi o di non uso di accento, come fu frequente ai nostri antichi, che dissero plachira per piacirà, sirra per sirrà, andira per andrà, forra per fora, parra per parrà e simili. Ich bemerke hierzu, dafs eine Verteidigung gegen diesen Einwurf wahrscheinlich wohl möglich ist, dafs aber diese hier (S. 58) geführte mich nicht ganz befriedigt. Vor allem ist mir jenes „come è usato dai siciliani“ viel zu kurz. Wo brauchen denn Sicilianer das Futur statt des Konditionals? Haben sie nicht Formen wie stapirria = starei? Und wie soll in a die erste Person sing. einer Futurform ausgehen: wenn du tot hinfielest und alle sagten zu mir, hilf diesem Unglücklichen, ich würde mich nicht herablassen u. s. w., non ti dignara porgere la mano? Und wie ist es mit der Form mósera der vat. Hs. (D’Ancona e Comparetti, Rime volg., vgl. m. Ital. Sprachl. p. 57), welche vom Perf. mosi oder mossi kommend kein Futur sein könnte? Schliefslich wird übrigens trotz aller Klarheit des oben angegebenen Gedankenganges dieser Schrift von Di Giovanni und auch trotz des Ansehens selbst von Dante immer noch die Frage bleiben: wie kam es, dafs die Sicilianer eine allgemeine Sprache schufen, welche — was man auch von der Ähnlichkeit der sicilischen und der toskanischen Mundart sagen mag — mehr der toskanischen als ihrer eigenen Mundart ähnlich war?

Corrado Avolio, Introduzione allo studio del dialetto siciliano, tentativo d'applicazione del metodo storico-comparativo. Noto 1882. VIII e 247 p.

Der Name Corrado Avolio ist den Freunden Siciliens und der mundartlichen Litteratur Italiens seit 1875, wo seine Canti popolari di Noto erschienen (vgl. dies Archiv LIX, S. 457), in sehr gutem Andenken. Gab dieser Sicilianer von Noto damals seiner Sammlung von Volksliedern seiner Gegend unter anderem auch Grammatik und Glossar mit und versprach er damals, sich weiter umzusehen und hierauf zurückzukommen, so erfüllt er hier jenes Versprechen mit einer Beleuchtung des gesamten sicilischen Dialektes, verheifst aber wiederum, die eigentliche Ausführung zu der hier gegebenen Einleitung erst später zu bringen.

Diese Einleitung nun behandelt in einem ersten Kapitel die Frage: wie stimmen Schriftzeichen und Laute des sicilischen Dialektes zusammen? Und zwar erstens, wie in der Neuzeit, und zweitens, wie bei der alten Sprache? Hier ist bedeutsam, dafs, weil k und ch, abgesehen von einigen Ungenauigkeiten, welche unterlaufen, konsequent geschieden werden, ersterem sein immer sich gleich bleibender Laut zukommt, bei letzterem, dem ch, aber zu scheiden sein soll. Einmal nämlich, lernen wir hier, war es ein „aspiriertes leicht gutturales c“, wie in Sichilia, chitati, vichinu, eine Vorstufe zu dem späteren Sicilia — sehr anziehend für die Aufklärung der Sage von Sichilia und chichiri — und zweitens mufs es mit „in qualche angelo dell' Ennese“ noch heute gehörtem kräftigen h (haia = lat. cavea, humi = lat. flumen) zusammengefallen sein. Es sollen aber chovu, vechu, chui, welche heute als kjovu, vekju, ckjui klingen, wie hovu, vehu, hui geklungen haben. Namentlich der letztere Teil dieser Beobachtung des Verfassers mufs, wenn ich nicht irre, von aufserordentlicher Tragweite für die Beurteilung der Verwandtschaft des Sicilischen und Toskanischen, der Entstehung der italienischen Rechtschreibung sein. Das zweite auf vielen fleifsigen Sammlungen beruhende Kapitel betrachtet die fremden Einflüsse auf das Sicilianische. Einzeln nacheinander werden uns hier das griechische, das arabische, das französisch-provençalische, das catalanisch-castilische, das neufranzösische Element im Sicilianischen vorgeführt. Zum Schlusse steht hierzu eine chronologische Beobachtung dieser Elemente. Das altfranzösische Element tritt nicht vor dem 14. Jahrhundert, eine Weile nach dem Schwinden der Normannenherrschaft ein; danach das catalanische, und nach dem 16. Jahrhundert das castilische. Das Vorspiel wiederum in diesen Beleuchtungen fremder Einflüsse macht eine Untersuchung des eigentlichen Kernes der sicilischen Mundart. Wenn nämlich C. Nigra die Norditaliener als mit Kelten verwandt von den Süditalienern abtrennt, deshalb erstere Oxytona haben läfst und letztere nicht, deshalb erstere in der Volkslitteratur Kanzonen haben läfst, letztere aber strambotti und stornelli, so stimme dies auf Sicilien, indem Noto nicht ein einziges Beispiel von stornello oder ciuri habe (wie des Verf. Canti zeigen), es setze sich als keltisch der übrigen Bevölkerung der Insel gegenüber. Auf diesen Gegensatz von italischem und keltischem Stamm kommt der Verf. noch hier und da auch im einzelnen, wie wenn er sagt, das ältere gleich deutschem ch in lachen, griechischem χ, toskanischem c zwischen Vokalen (la harne) klingende ch wurde in den italischen Untermundarten Siciliens zu kj, in den keltischen aber zu c (wie in ital. selce zu sprechen). Das dritte und letzte Kapitel endlich behandelt die innere Entwickelungsgeschichte der sicilianischen Mundart, setzt manches von dem hier schon Angedeuteten noch weiter auseinander, zeigt, wie manches schwand und durch anderes ersetzt wurde, wie z. B. der Conjunctiv Præsentis allmählich durch jenen des Imperfekts mit vertreten wurde.

Diese drei Kapitel bilden (bis S. 126) den ersten Teil des Buches. Den zweiten (bis S. 224) bildet eine Reihe von alten sicilianischen Texten

aus dem 12. bis 13., aus dem 14. und aus dem 15. bis 16. Jahrhundert. Weil nämlich in den im ersten Teile geführten Untersuchungen viel auf die alten Schreibungen Rücksicht genommen werden mufste und hier die alten Handschriften von fast einzigem Werte sind, hat es der Verf. für gut gehalten, hier durch einige Beispiele die Sache sicherer und lebendiger zu machen. Das erste und älteste sind zwei kleine Handschriften aus Scicli; sie tragen die Angaben 1091 und 1111 und setzt sie der Herausgeber etwa ein Jahrhundert später, indem jene Zahlen für die erzählten Begebenheiten, nicht aber für die Aufzeichnungen stimmen mögen. Der zweite Text ist die von Barbieri überlieferte Kanzone des Stefano Protonotaro. Der dritte die Quædam profetia, welche S. V. Bozzo im Archivio storico siciliano II, 2 veröffentlichte, hier mit manchen willkommenen, wenn auch bei weitem noch nicht ausreichenden Anmerkungen versehen. Der vierte und letzte Text erscheint gleich dem ersten hier zum erstenmal. A. d'Ancona hatte den Verf. auf denselben aufmerksam gemacht; er ist aus der Biblioteca Alessandrina in Rom (738): „La vita di lo beato Corrado composta per lo nobili Andriotta Rapi notixano.“ Der als Besitzer der Hs. erwähnte D. Nicola di Lentini wird von Pugliesi S. Corrado X, 33 angeführt. Es sind 410 vierzeilige Strophen.

Solche Beigaben machen die ohnehin schon äufserst wertvolle und anziehende Schrift noch wertvoller. Ich will schliefslich hier nicht unterlassen zu bemerken, dafs der Verf. im Gegensatze zu der oben dargelegten Anschauung Di Giovannis das Gedicht des Ciullo mit d'Ancona und Comparetti für ursprünglich rein sicilisch geschrieben hält und meint, dafs das Alter der sicilisch geschriebenen Dichtungen, „incontrastabilmente le prime che si facessero in volgare“, der entstehenden italienischen Litteratur, in welche jene auch übersetzt wurden, für einige Zeit den Namen (sicilische Dichtung) gegeben habe. Doch müfste der Verf. dieser seiner Meinung hinzufügen, dafs sich Dante irrt, wenn er I, 12 sagt, die Rosa fresca lasse er nicht gelten, sed quod ab ore primorum Siculorum emanat; bei diesem „ab ore“ hat er doch wohl nicht an Übersetzer und Überarbeiter gedacht, sondern einen solchen Gedanken eher ausgeschlossen.

H. Buchholtz.

Miscellen.

Lord Byron und die russische Litteratur.

Von Dr. F. H. Otto Weddigen.

Kein Dichter des 19. Jahrhunderts hat einen solchen tiefgreifenden und weitverzweigten Einfluſs auf die europäischen Litteraturen ausgeübt als Lord Byron. Am folgenschwersten und am nachdrücklichsten aber hat der Britte auf die slavischen Litteraturen eingewirkt. „Byron," bemerkt Adam Mickiewicz, der bedeutendste Dichter, den die Slaven bisher hervorgebracht haben, „Byron ist das geheime Band, welches die ganze Litteratur der Slaven mit der des Westens verbindet, und wir können sogar behaupten, daſs bei den Völkern des Abendlandes die Reihenfolge der Zeugung groſser Dichter unterbrochen worden, während mittlerweile die durch Byron geschaffenen Typen unter der Feder der Slaven sich vervielfältigen und immer neue Gestalt annehmen." Von den slavischen Litteraturen hat Byron die polnische und russische am entschiedensten beeinfluſst. Gervinus hat in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts eingehend auseinandergesetzt, in wiefern sich gerade in Polen und Ruſsland ein fruchtbarer Boden fand, auf welchem der von Byron ausgestreute Samen reiche Früchte tragen muſste.

Die widerspruchsvolle Lage zwischen asiatischer Roheit und dem Bedürfnisse westeuropäischer Civilisation, die despotische Niederhaltung aller politischen Bestrebungen, welche die Jugend zu Geheimbünden nach dem Muster der Karbonari trieb, der Umstand, daſs nicht bloſs die Intelligenz, sondern auch der Freiheitsdrang ihren Brennpunkt in der Aristokratie fanden, die sich schon durch Lebensstellung und Standesbewuſstsein zu Byron in Beziehung gesetzt sah — alles das erweckte die lebhafteste Teilnahme für Byron, den man zunächst aus französischen Übersetzungen kennen lernte. Seine formalen Vorzüge, seine sprachlichen Schönheiten waren ausschlaggebend bei einem Volke, das eben im Begriffe war, seine Sprache für die Poesie auszubilden.

Auch seine leidenschaftliche Glut fand bei den Slaven das vollste Echo. Man ahmte vorzugsweise seine Epyllien nach, wobei das politische Element mit Rücksicht auf die damalige Lage sich nur in leisen Andeutungen Luft zu machen wagte. Erst durch seinen frühen Tod zog der freiheitatmende Inhalt seiner Poesie die junge Dichterwelt mächtig an.

Die slavischen Nationen seufzten unter einer brutalen Tyrannei; von Natur einen melancholischen Hang und aufrührerische Instinkte besitzend, eigneten sie sich Byrons Poesie mit immer gröſserer Leidenschaft an.

Nikolai Michaïlowitsch Karamsin führte in seinen „Briefen eines russischen Reisenden", aus denen ein ganz neuer Geist wehte, Natur und Ge-

sellschaft des Westens in treuen und lebensvollen Schilderungen seinen Landsleuten vor. Er bereitete den Boden für die Romantik in Rufsland vor, welches sich bisher der Nachahmung französischer Muster hingegeben hatte. Die napoleonischen Kriege hatten, wie in Deutschland, so auch in Rufsland eine für das Nationalbewufstsein fördernde Wirkung: namentlich war der Zug des russischen Heeres durch ganz Mitteleuropa bis nach Paris von grofsem Einflufs auf die grofse Anzahl von gebildeten Russen, welche bei der Armee standen. Was Karamsin empfunden und durch seine Briefe dem lesenden Publikum kundgegeben hatte, konnte nun jeder an sich selbst erfahren. Dazu kam die empfängliche Jugend mit neuem, von Humanität, Bildung und Freiheitsliebe erfülltem Geiste ins Vaterland zurück und beeilte sich, durch dichterische Ergüsse und litterarisches Wirken ihrem Herzen Luft zu machen. Allzu bald indes setzte der Einflufs des Metternichschen Systems auf Alexander I. eine krasse Reaktion gegen alle Freiheitsbestrebungen ins Werk, und damit begann eine sich steigernde Unzufriedenheit; der Kampf der Regierung mit den Neuerern, welche trotz Censur, Verbannung und Kerker gegen das nivellierende, bureaukratische Princip kämpften, nahm seinen Anfang. Die romantische Bewegung, welcher Karamsin den Boden geebnet hatte und welche Schukoffski (1783—1852) vorzugsweise repräsentierte, bewirkte, dafs die fremden litterarischen Erzeugnisse ins Russische übertragen wurden.

Die deutsche Klassik und die englische Neuromantik lieferten die beliebtesten Stoffe. Schukoffsky übertrug eine grofse Anzahl deutscher und englischer Dichtungen. Trefflich ist seine Übersetzung von Byrons „der Gefangene von Chillon“; hier offenbarte sich die Kraft und Gewalt der russischen Sprache zum erstenmal in ihrer ganzen Gröfse.

Was die russischen Dichter indes zuerst an Byron kettete, waren wesentlich seine formalen Vorzüge; die gefährliche dämonische Kraft, die in seinem feindseligen Gegensatze gegen Staat und Gesellschaft lag, war erst dunkel geahnt, obgleich zu keiner anderen Jugend seine ziellose Sehnsucht nach einer besseren Zukunft deutlicher sprach, als zu den lebhaften Herzen des grofsen Slavenreiches, die sich in ihrer peinvollen Mitte zwischen asiatischer Roheit und europäischer Bildung der höchsten zeitgenössischen Ideen teilhaftig, doch zu einem unfruchtbaren Dasein verurteilt sah. Den durch Byrons Dichtung genährten Freiheitsideen gab Ryjelew zuerst den eigentlichen Ausdruck. Bei der mit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus allgemein eintretenden Reaktion erlitt er den Tod durch den Strang.

Auch anderweitig wurde Byron in die russische Litteratur eingeführt. So verfafste Batjuschkow eine kleine Elegie, die nichts anderes als die Übersetzung einer Strophe aus dem vierten Gesange von Byrons „Childe Harold“ ist.

Kolzow, ausschliefslich Lyriker und in trüben und drückenden Verhältnissen lebend, übersetzte weitere Strophen aus derselben Dichtung. Diese Übertragung ist freilich nicht befriedigend.

Im Jahre 1824 lieferte Gnjedič eine weitere Übersetzung aus Byrons „Hebräischen Melodien“.

Rosloff (geb. 1779) führte sich in die Sphäre Byrons ein mit seiner poetischen Erzählung „Der Mönch“; sie ist eine schwache Nachahmung von Byrons „Giaur“.

Der englische Dichter wurde immer mehr der Fixstern, an welchem die Blicke der russischen Poeten hingen. Auch der gröfste dichterische Genius, welchen Rufsland erzeugt hat, Alexander Puschkin (1799—1837), drehte sich um diesen Fixstern. Puschkin trat zuerst als Romantiker auf. Die napoleonischen Kriege gaben ihm Gelegenheit, patriotische Lieder, welche er Schukoffsky nachdichtete, anzustimmen. Getragen von dem liberalen Zeitgeiste, schrieb er Gedichte und Epigramme socialpolitischer Färbung.

Seine „Ode auf die Freiheit“ ward vom Kaiser Alexander I., der selbst zum Liberalismus neigte, freudig begrüfst. Sie machte den Namen dieses russischen Byron zum Losungswort für die feurige Jugend. Als nach den Kongressen von Aachen 1818, Troppau und Laibach die Reaktion eintrat, entging Puschkin nur mit Mühe der Verbannung nach Sibirien. Er wurde auf sein Landgut verwiesen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Seit dieser Zeit wurde alles in Rufsland aufkeimende Geistesleben durch wiederholte Schläge dieser Art geknickt. In der Einsamkeit entsagte Puschkin ganz der Romantik. Der lebensmüde Byronismus erfafste ihn, aus welchem er erst später durch die immer gröfser werdende Fühlung mit den Strömen nationaler Bewegung gerettet wurde. Byrons Vorbild folgend hatte Puschkin in der Verbannung eine Reihe poetischer Erzählungen geschaffen, z. B. „Der Gefangene im Kaukasus“ (1821), „Der Springbrunnen von Bachtschisarai“ (1822) und „Die Zigeuner“ (1828). In allen diesen Dichtungen zeigt sich der volle Einflufs Byrons, den Puschkin damals eifrig studierte. Die drei poetischen Erzählungen sind voll herrlicher Beschreibungen des Kaukasus, der Ufer der Krim, der Steppen Bessarabiens, der Lebensart der Bergbewohner des Kaukasus und der umherziehenden Zigeuner. Die Schilderungen sind nicht einfach beschreibend; wir haben hier die von Byron ausgebildete berechtigte deskriptive Lyrik der Neuzeit. Die Helden sind ganz nach Byrons Gestalten geschaffen. Der „Gefangene im Kaukasus“ verläfst das Vaterland. Der Welt entfremdet, eilt er als Naturfreund in das ferne Land mit der „scheinbar schönen Freiheit“. In der Darstellung dieser Enttäuschung ahmte er teils Byron nach, teils war sie durch die Umstände von Puschkins eigenem Leben entstanden, der den Kaukasus zur Zeit seiner schwersten Prüfungen besuchte, wie Byron zu dieser Zeit Italien.

Gleich dem englischen Dichter besitzt Puschkin grofse Meisterschaft in der Schilderung weiblicher Charaktere, welche viel Ähnlichkeit mit den Gestalten Byrons hatten.

Puschkins schönes Gedicht „An das Meer“, welches mit dem Verse „Erloschen ist das Taggestirn“ beginnt, ist geradezu eine Nachahmung von Childe Harolds Abschied von England. Sein Roman in Versen „Eugen Onägin“ (1823—1831) ist in seinen verschiedenen Fortsetzungen zu einem, dem „Don Juan“ ähnlichen Tendenzwerke ausgesponnen. Byrons „Don Juan“ ist eine Satire, nicht ein Produkt des blasierten Weltschmerzes. In den Nachdichtungen, welche sich an ihn anlehnten, wurde die Blasiertheit chronisch. So ist namentlich Puschkins „Eugen Onägin“ eine Mischung von „Childe Harold“ und „Don Juan“, ein blasierter Held des Slaventums, welcher, berauscht vom Schaume der europäischen Civilisation, mit seinem Katzenjammer kokettiert. Wir lernen in dem Helden einen Mann kennen, in dem sich alle Mängel und Vorzüge der auf dem Boden der damaligen russischen Gesellschaft zur Entwickelung gekommenen Eigenheiten klar abspiegeln. Zerfallen mit der künstlich entwickelten russischen Gesellschaft und dem Staate, sucht er, selbst Sklave und Produkt dieser Verhältnisse, gleichzeitig mit seinem Autor zur Klarheit zu gelangen. Alles, was in der russischen Romanlitteratur Bedeutung hat, hat „Eugen Onägin“, welcher Byrons „Childe Harold“ zum Vorbild nahm, zum Ahnherrn. Doch ist „Eugen Onägin“ national. So tritt uns in der Dichtung auch zum erstenmal der Charakter einer specifisch russischen Frau (Tatjana) entgegen. Der russische Kritiker Bielinski nennt Onägin eine Encyklopädie des russischen Lebens, und mit Recht, denn es werden darin das russische Leben, das Leben aller Schichten der Gesellschaft auf dem Lande und in der Stadt, die Natur des Landes in echt poetischer Anschauung geschildert. Die moderne Poesie hat in Rufsland keine volkstümlichere Gestalt erzeugt als Puschkins „Onägin“. Falsch aber is es, in „Onägin“ nichts anderes als eine blofse Kopie Byrons zu erblicken. Es ist überhaupt falsch, Puschkins Werke nur zu sklavischen Nachahmungen der Dichtungen Byrons zu stem-

peln. Allerdings hat der brittische Dichter mächtigen Einfluſs auf Puschkin gehabt, allein die Gegenstände seiner Darstellung sind doch durchaus russisch. Dieses gilt auch von „Eugen Onägin“, dem Repräsentanten einer Gattung, welche in ihren charakteristischen Zügen auſserhalb Englands schwerlich zu finden ist. Daſs dabei manche Einzelheiten auch völlig byronisch sind, zeigt schon der Schluſs des „Onägin“, der wie bei den gröſseren Dichtungen Byrons keineswegs befriedigend ist.

„Was den überall mehr verderblichen Einfluſs Byrons,“ äuſsert Bodenstedt etwas zu einseitig,* „auf Puschkin anbelangt, so möchte ich dieses bemerken, die geniale Überlegenheit und den höheren Flug Byrons zugegeben, finde ich doch in Puschkin mehr Wahrheit, Gesundheit und Natur. Der brittische Dichter suchte sich seine Eindrücke, Aufregungen und Stoffe in der ganzen Welt zusammen; er reiste gleichsam auf Poesie — während der russische Dichter ganz in seiner Heimat wurzelt, das poetische Organ der Sage und Geschichte, der Sitte und Unsitte, des Glaubens und Aberglaubens seines Volkes ist.“

Erwähnt möge hier noch werden, daſs Puschkin der litterarische Vorläufer des Nihilismus in Ruſsland ist. In seiner Seele keimten bereits die Gedanken, welche allmählich zu dem ungeheuren Miſsvergnügen anwuchsen, welches das heutige Ruſsland untergräbt; in seinen Gedichten lebten bereits die Urbilder jener blasierten, todesverachtenden Generation, die, unselig fortschreitend, zur Armee des Nihilismus sich entwickelte. Puschkin ist der revolutionären Bewegung selbst ferngeblieben, allein er half sie durch seine Gedichte verbreiten. Es flüchtete sich das Miſsvergnügen damals in die Hülle des Weltschmerzes, es rang nach einem praktischen Ausdrucke. Heute nennt es sich Nihilismus. So wirkte Byron auf Puschkin, der seinerseits unter diesem Einflusse der litterarische Vorläufer des Nihilismus wurde.

Um Puschkin reihte sich ein groſser Kreis von Dichtern, welche die Lyrik Byronscher Verzweiflung anstimmten. Dahin gehören Baratynsky (1792—1848), Jasykow (1805—1847), Baron Delwig (1798—1831), Wenewitinow (1805—1826), Poleshajew (gest. 1833) u. s. w. Ein völliges Hinneigen zu Byron zeigen namentlich die Dichtungen Podolinskis. Bei allen diesen Dichtern finden sich dieselben stürmischen Gefühle, derselbe Geist der Negation und des Zweifels, dieselbe Freude an der Schönheit und der wilden Natur. Auch die Anschauung ist bei ihnen dieselbe: im Vordergrunde Byronismus, Blasiertheit, zuweilen bis zur Verzweiflung gesteigert, Bewuſstsein des hohen Dichterberufes, Verachtung gegen den ungebildeten Pöbel. Ihr Hauptvorzug liegt in der Vollendung des Versbaues. Die Byronsche Enttäuschung variierten sie auf die verschiedenste Weise, indem sie dieselbe oft vergröſserten und entstellten, nicht gar selten auch wohl ihr kleines Ungemach mit den Leiden des brittischen Dichters verglichen und dadurch statt des Bedauerns und der Teilnahme nur Lachen und Spott erregten.

Neben Puschkin steht der feurige, leider schon in seinem 27. Lebensjahre in der Verbannung als Opfer eines Duells gestorbene Michael Lermontow (1814—1841). In seiner Jugend machte er eine Reise mit seiner ihn erziehenden Groſsmutter in den Kaukasus. Die majestätischen Berge hinterlieſsen einen so gewaltigen Eindruck bei ihm und erweckten, wie die schottischen Hochgebirge einst bei Byron, sein schlummerndes poetisches Talent. Früh widmete er sich dem Studium Byrons und neigte sich ihm mehr als alle anderen russischen Dichter zu. Unter diesem Einflusse dichtete Lermontow epische Gedichte und Dramen, in welchen überall dieselbe gewaltige Natur hervortritt, die im Leben keine fruchtbringende Thätigkeit

---

* Russische Dichter. Deutsch von Friedrich Bodenstedt. Berlin 1866. Bd. I, S. XXXV.

finden kann. Lermontow ist in einem weit höheren Grade als Puschkin von den Ideen und dem Geiste Byrons durchdrungen, er hat die Byronsche Richtung in der russischen Poesie bis aufs äufserste entwickelt und gilt daher als der Hauptvertreter der Byronschen Poesie in der russischen Litteratur. Seine Helden zeigen keinen Gleichmut, keine Apathie, wie „Onägin“, sondern Unzufriedenheit, Sehnsucht nach Kampf mit dem Übel der Gesellschaft, was sich aus dem Temperament des Dichters und aus seinen Lebensverhältnissen erklären läfst. Lermontows Hauptdichtung ist „der Dämon“, dem die Idee, alles zu negieren, zu Grunde liegt. Hier findet sich alles vereinigt, was auf des Dichters Jugend eingewirkt hatte: die Erinnerungen an die erhabenen Schönheiten des Kaukasus, die Eindrücke der Lektüre Byrons, die Schilderung der echten Liebe, sein leidenschaftliches Streben nach dem Schönen, das stolze Bewufstsein seiner Kraft, Verachtung für die ihn umgebende Gesellschaft. In seinem herrlichen Gedichte „die drei Palmen“ drückt sich deutlich der Gedanke aus, dafs alles Schöne durch die Berührung mit der Welt untergehe. Seine Bereitschaft, den Kampf mit den Übeln der Welt aufzunehmen, zeigt sich auch in seinen Gedichten „der Prophet“, „das Segel“, „der erste Januar“, „der Gedanke“, „die Heimat“ u. a.

Lermontows wichtigstes Werk, welches des Dichters Anschauung von dem gesellschaftlichen Treiben zeigt, ist sein berühmter Roman „der Held unserer Zeit“. Unvergleichlich, ganz im Geiste Byrons, sind in ihm die Schilderungen des Kaukasus, der Lebensweise der Bergbewohner, die Schilderung der weiblichen Charaktere, alles Züge, die der russische Dichter dem Engländer abgelauscht hat. Die Hauptperson seines Romans ist Petschorin. Reich an Lebensgütern, befriedigt derselbe nur seine kleineren Leidenschaften, bis er vor Übersättigung angewidert wird.

Durch die Vermischung der verschiedenartigen Elemente bildete sich in der russischen Gesellschaft das Gefühl einer unendlichen Leere, Blasiertheit und Unzufriedenheit mit dem Früheren wie mit dem Neuen. Je nach Charakter trat dieses Gefühl als sentimentales Sehnen oder als finstere Verzweiflung hervor. Lermontows Verzweiflung war den Zuständen seines Landes gegenüber nicht weniger berechtigt, als die Byrons gegenüber denjenigen Englands. Demnach ist der Russe nicht ein blofser sklavischer Nachahmer Byrons. Er sieht mit eigenem Geiste die Verhältnisse seines Landes an.

An Lermontow schliefst sich Nikolai Gogol (1810—1852). Er ist der Prophet des Nihilismus, wie Puschkin sein litterarischer Vorläufer und später Iwan Turgenew sein Psycholog war. Gogol führt den Leser in alle Schichten der Gesellschaft, und voll Schmerz über ihren jämmerlichen moralischen Zustand trifft er sie mit der Geifsel seines Spottes. Seine Erzählungen „der Newski Prospekt“, „der Mantel“, „das Porträt“ u. a. zeigen ein Lachen unter Thränen und sind inspiriert von Byrons Ideen. Gogol ging wie der brittische Dichter ins Ausland und lebte dort eine lange Zeit. Im Jahre 1842 erschien der erste Teil seiner gröfsten Dichtung „Tote Seelen“, worin er in dem Leser das Gefühl der Unzufriedenheit mit der Gegenwart und den Wunsch nach Besserem erwecken wollte.

Wir haben hier auch noch des russischen Dichters Gribojedew (1794 bis 1824) zu erwähnen. Seinem Unwillen über die Gesellschaft läfst er Lauf in Tschatzkis Monologen seiner Komödie „Zu viel Verstand kriegt Unglück“. Nach der zu Grunde liegenden Hauptidee steht Gribojedews Komödie dem „Eugen Onägin“ Puschkins sehr nahe. Es wird darin ein Mann geschildert, der von den neuen Ideen durchdrungen ist und mit Energie den Kampf mit den schon absterbenden Überzeugungen aufnimmt.

Die Litteratur der vierziger Jahre — eine Zeit der revolutionären Bewegungen in Westeuropa, welche ihren Niederschlag auch in Rufsland hatten und infolge dessen eine stärkere Reaktion — weist mehrere Schulen in Rufsland

auf, von denen die „Naturschule" und die „Slavophilen" mit ihren Gegnern, den sogenannten „Westeuropäern" die wichtigsten sind. Bei den letzteren zeigt sich der Einflufs des Westens fast überall. Die wichtigsten, von Byron beeinflufsten Schriftsteller der vierziger Jahre sind Iskander (Alexander Herzen), Ogarew und Turgenew. Das wehmütige Gefühl der Unzufriedenheit, das zuweilen in eine finstere Verzweiflung übergeht und von dem die meisten Werke Iskanders erfüllt sind, erreicht den höchsten Grad seiner Entwickelung in den Gedichten Ogarews. In seiner Poesie spricht sich das Weh eines unendlich zarten und zärtlichen Herzens aus, das fähig ist zu lieben und zu glauben, aber durch den Gegensatz des wirklichen Lebens gebrochen ist. Mit grofsem Verständnis erkannte Iwan Turgenew (geb. 1818) die neuen Bedürfnisse, die neuen Ideen der Gesellschaft und wandte in seinen Werken den die Gesellschaft bewegenden Tagesfragen seine Aufmerksamkeit zu. In dem „Tagebuche eines Jägers" und manchen seiner Novellen sind die Naturschilderungen ganz reizend und erinnern an Byron. Der wehmütig in bezaubernden Naturlauten verklingende Weltschmerz, die fast barbarisch ungezügelte Sinnlichkeit sind nach wie vor in ihm vorhanden. Turgenews berühmter Roman „die Väter und die Söhne" hat die Idee, den Nihilismus d. h. das System der allgemeinen Negierung, der sich seit dem Ende der fünfziger Jahre in der jüngeren Litteratur und in der Gesellschaft Rufslands vorbereitet hatte, vollständig aufzudecken. Gegenstand dieser Negierung oder Ableugnung waren das ganze vorhergehende Leben, alle bisher herrschenden Principe.

Byrons Skepticismus hat tief in das russische Leben der Gegenwart hineingerissen. Die Idee des Nihilismus, welcher ganz Rufsland gegenwärtig untergräbt, eine Krankheit, die an dem Leibe Rufslands schon über fünfzig Jahre zehrt, ist in ihrem Keime durchaus byronisch; sie ist die Verneinung, das Bezweifeln geradezu aller Dinge.

Nochmals die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Hochschulen.

Für eine dem Studium der neueren Sprachen gewidmete Zeitschrift kann es selbstredend kein wichtigeres Thema geben, als eben die eigentliche Vor- und Grundfrage, wie sie zu behandeln seien. Da ich nun dieses Thema in meiner Schrift „Über den Unterricht in den neueren Sprachen" etc. (Berlin, Langenscheidt, 1881) bereits angedeutet habe und Bluhm, an dieselbe anknüpfend, es im „Archiv" (LXVIII, 1) des weiteren besprochen hat, so mufste ich diesen Artikel mit „nochmals" überschreiben. Er soll zunächst an eine seitdem anonym erschienene Broschüre: „Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschule" (München 1882, J. Lindau) anknüpfen, obschon dieselbe so unklar ist, dafs man nicht weifs, was der Verfasser eigentlich wolle, ob er der jetzt an den Universitäten üblichen Behandlungsweise das Wort redet oder sich der von Schmitz, Storm und mir vertretenen Ansicht hinneigt. Auf Seite 4 z. B. heifst es:

„Seitdem" (der Verfasser sprach vorher von zwei 1868 erschienenen Schriften: „Über das Studium der modernen Sprachen an bayerischen Gelehrten-Schulen" etc., Landshut 1868, und „Über das Studium der neueren Sprachen an den bayer. Gelehrten-Schulen und die Mittel, dasselbe zu heben. Von einem Schulmanne". Würzburg 1868, A. Streber) „hat sich vieles, man darf sagen alles geändert. Die alten empirischen Sprachmeister sind zum gröfsten Teile den physischen (sic!) und moralischen (sic!) Anforderungen der Zeit zum Opfer gefallen, die damals gepredigten Principien sind

zur Geltung gekommen: junge, an Universitäten erzogene Kräfte wirken fast an allen Mittelschulen und unsere Universitäten besitzen nun Professoren der neueren Disciplin, sogar unsere drei Landesuniversitäten, obwohl es vielleicht mehr im Interesse der Wissenschaft und der einzelnen gelegen wäre, wenn sie vereint an einer Hochschule wirken könnten, eine Forderung, die unbedingt auch wird gestellt werden müssen, sobald wir den nötigen Schritt weiter thun und aus den für die Lehramtskandidaten ad hoc berufenen Professoren der französischen und englischen Sprache Romanisten im Sinne der Diezschen Schule und Vertreter der vergleichenden romanischen Sprachwissenschaft machen wollen, was ja zunächst Aufgabe der Hochschule wäre.“ (Die gesperrt gedruckten Stellen sind es so im Buche.) In diesem konfusen Stile ist das ganze Schriftchen geschrieben. Soweit man überhaupt einen klaren Gedanken darin findet, scheint der Verfasser für den heutigen Mifsbrauch, der von gewissen Professoren mit der wertvollen Zeit ihrer Zuhörer getrieben wird, zu sein, die, um wohl ihre eigene mangelhafte Kenntnis und Beherrschung der wirklich neueren Sprachen, die zu lehren sie vorgeben, sich lieber auf die Interpretation der Denkmäler der älteren Stufen derselben werfen, wo sie keine Kontrole seitens Eingeborener oder Kundiger zu fürchten haben. Gleichwohl dämmert ihm hier und da ein Licht über das, um was es sich handelt. So sagt er S. 19:

„Und doch kämpft der Studierende der neueren Sprachen mit mancher Schwierigkeit. Er hat den alten Sprachen gegenüber die nie überwundene Klippe der Aussprache, deren er bis zu einem gewissen Grade Herr werden mufs, er hat die unerschöpfliche Phraseologie. Wo der klassische Philolog mit einer einem alten Rektor entnommenen Phrase sicher und fest steht, hat es der ‚Neuphilolog‘ mit der Proteusgestalt der lebenden Sprache zu thun, die sich ewig fortbildet, die niemals stille steht, und in der er jeden Augenblick des Fehlers überführt, der unschönen Form geziehen, von Hunderten von Nationalen zurechtgewiesen werden kann, indessen keiner der alten Römer oder Griechen aufsteht, um dem klassischen Philologen einzureden.“

Hingegen ist er der Ansicht Körtings, dafs die praktische Ausbildung des Schulamtskandidaten erst nach dem Examen zu folgen brauche, und tritt dessen von einer Seite bereits so grell beleuchteten und ins Lächerliche gezogenen Vorschlag bei, zu diesem Zwecke „ein bescheidenes Haus in Paris und London“ zu errichten. Was er über speciell bayrische Verhältnisse vorbringt, geht mich hier nichts an. Zum Schlufs erklärt er sich, wie am Anfang bereits, mit Herrn Breymann einverstanden, „dafs dem neusprachlichen Unterrichte ein gediegenerer Inhalt, ein würdigeres Ziel und eine bessere Methode gegeben und damit auch ein besserer Erfolg erzielt werden könne.“ Dann fügt er abermals in gesperrter Schrift hinzu:

„Wir glauben die Realisierung in der philologisch-historischen Schulung der Lehrer, in dem engsten Anschlusse an Methode, Plan und Wesen der klassischen Philologie, im kollegialen Zusammenwirken der antiken und modernen Sprachlehrer suchen zu müssen.“

Wäre das Ziel des Studiums moderner Sprachen dasselbe wie das der klassischen, also wie hier lediglich das Verständnis der alten Autoren oder der griechischen und römischen Litteraturdenkmäler, so dort das der englischen, französischen u. s. w., so könnte man dem Verfasser beipflichten. Dem ist aber nicht so. Vielmehr handelt es sich bei den neueren Sprachen um Beherrschung derselben mündlich und schriftlich, wozu dann noch für den Lehrer und Gelehrten Kenntnis ihrer Litteraturen kommt, die natürlich ohne Verständnis ihrer litterarischen Denkmäler und Autoren nicht zu erlangen ist. Dafs die historisch-philologische Schulung allein nicht zu diesen Zielen, jedenfalls nicht zum ersteren führt, glaube ich in meiner oben er-

wähnten Schrift hinlänglich bewiesen zu haben.* Von einem unserer tüchtigsten Fachmänner, Direktor Alexander Schmidt, habe ich bereits früher in dieser Zeitschrift eine zustimmende Äufserung veröffentlicht. Ich könnte deren noch mehrere von ähnlicher Seite hier hinzufügen, und zwar aus allen deutschen Gauen, aufser der eben genannten norddeutschen nämlich auch aus Mittel- und Süddeutschland. Und sie alle gaben mir das Zeugnis, dafs meine Schrift ruhiger und objektiver gehalten sei, als es ihnen selbst möglich gewesen wäre, sie zu schreiben. Nach den Verunglimpfungen jedoch, welche mir die Schrift eingebracht hat, ist auch meine Geduld erschöpft.

Der Zweck der weitaus gröfseren Zahl der Studierenden der neueren Sprachen an den Universitäten ist unleugbar, sie an höheren und Mittelschulen zu lehren. Nur die geringste Minorität, die sich auf eine akademische Carriere oder Professur vorzubereiten beabsichtigt, kann sich auf das rein philologische Studium beschränken und das eigentliche Studium der neueren Sprachen dabei aus den Augen lassen. Nur derjenige, der selbst keine gründliche Kenntnis einer solchen besitzt, kann sie mit Geringschätzung behandeln und glauben, es handle sich dabei nur um die Praxis, während die Theorie nur für die älteren Stufen notwendig sei. In diesem Sinne nämlich haben sich mehrere Kritiker über meine Anklageschrift ausgesprochen, und das nach und trotz dem vorangegangenen, meine Ansicht so mächtig unterstützenden Werke eines Storm. Selbst Herr Breymann, der in England gelebt hat und weifs, was es heifst, sich einer lebenden fremden Sprache nach allen Richtungen hin zu bemächtigen, konnte sich so weit vergreifen, in der Einleitung zu seinem jüngsten Schriftchen über das französische Verb, das sich über die hier angeregte Frage ergeht, mir entgegenzuhalten, dafs nach meiner Ansicht der Bonnenunterricht der beste wäre! Ich kann mich mit gutem Gewissen hier auf meine nach Hunderten zählenden Schüler berufen, die mir das Zeugnis geben werden, dafs mein Unterricht wohl etwas anderes ist als der einer Bonne.

Doch ich will meine Persönlichkeit hier ganz aus dem Spiele lassen, auch glaube ich es nicht nötig zu haben, mich dem verständigen Publikum, namentlich aber denjenigen gegenüber, die meine Leistungen kennen, zu verteidigen.

Die englische Sprache — ich beschränke mich zunächst auf dieses mein Specialfach, es anderen überlassend, für das ihrige einzutreten — wird jetzt nach neuesten statistischen Angaben von 290 Millionen Menschen gesprochen, also von einer zu den übrigen aufser allem Verhältnis stehenden gewaltigen Anzahl. Schon dieser einzige Umstand, sollte man glauben, müsse dem Studium der englischen Sprache in ihrem heutigen Stadium eine enorme Wichtigkeit verleihen, aber auch abgesehen davon, scheint es mir, dafs das eigentliche Ziel des Studiums einer lebenden Sprache vor allem deren mündliche und schriftliche Beherrschung sein müsse. Das Ziel des Studierenden der Medizin ist, die Krankheiten seiner Mitmenschen zu heilen, das des Studierenden der Rechte, das heutige Recht zu pflegen und zu üben; der klassische Philolog will die alten Klassiker verstehen lernen und sie lehren; und der Studiosus der

* Ich benutze diese Gelegenheit, um eine von dem Berichterstatter über meine Schrift in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen (abgedruckt im Archiv LXVIII, 1, p. 78) gemachte Äufserung dahin zu berichtigen, dafs ich nicht blofs eine Rostocker Dissertation zum Beweise herangezogen habe, sondern deren drei, darunter auch eine in Leipzig gedruckte, sowie mehrere Schulprogramme in englischer Sprache, und dafs ich schon damals eine beliebig gröfsere Zahl solcher hätte anführen können, die sich seitdem auch noch vermehrt hat. Noch andere Beweise der mangelhaften Kenntnis des Neuenglischen seitens Lehrer desselben an Schulen stehen mir übrigens zu Gebote, die ich aber, ohne indiskret zu sein, nicht veröffentlichen kann.

neueren Sprachen sollte das historisch-philologische Studium derselben zum Hauptziele machen und die Beherrschung der neueren Sprachen selbst als Nebensache, als blofs etwas Untergeordnetes betrachten dürfen, als ein Ding, das man bis nach der Absolvierung des Trienniums verschieben könne? Heifst das nicht die Sache auf den Kopf stellen, aller Vernunft widersprechen? Der Ausländer nimmt doch wahrlich in dieser Beziehung einen ganz anderen Standpunkt ein als der Eingeborene! Dieser bringt die Sprache, deren Quellen und Geschichte er erforschen will, zur Universität mit; jener hat in der Regel nur die alleroberflächlichste Kenntnis derselben: er verlangt, wie ich das bereits an anderer Stelle gesagt, nach Speise und man reicht ihm statt deren blofs das Feuer, um sie zu bereiten! Widersinniges Verfahren, welches unglaublich schiene, könnte man es nicht an unseren Universitäten mit eigenen Augen oder Ohren wahrnehmen. Wendet man ein, wie das versucht worden, man könne ebensowohl den Weg von oben nach unten, oder vom Anfang nach dem Ende, als umgekehrt einschlagen, so antworte ich mit einem entschiedenen Nein! Ersteres wäre eben ein verkehrter Weg, der nicht sowohl zum Ziele führt als von ihm abführt. Und in meiner oben erwähnten Schrift, zu deren Motto ich das biblische „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ gewählt, habe ich den Beweis für diese Behauptung angetreten und nach dem Urteile unbefangener und klarsehender Fachmänner auch erbracht. Doch was hilfts? Meine Gegner wollen nicht überführt werden; es ist viel bequemer, im Schlendrian fortzufahren, als sich der Mühe und Arbeit der Umkehr zu unterziehen. Und wie soll man von ihnen erwarten, dafs sie lehren, was sie selbst nicht gelernt haben? Sie sprechen von Sprachmeisterei, vom Parlieren der neuen Sprachen mit einer Verachtung, die sie nur lächerlich machen kann. Haben denn Goethe und Schiller erst germanistische Studien getrieben, ehe sie das wurden, was sie der deutschen Nation sind? Sind ein Rousseau durch seine Studien des Altfranzösischen, ein Macaulay durch seine Forschungen im Angelsächsischen und Altenglischen zu solchen Vollkommenheiten in ihrer bezügl. Muttersprache gelangt? Und wenn ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer seine Sprache historisch erforscht, so hat das Sinn und Berechtigung; ein Ausländer aber hat so viel mit dem Studium der, wie der Verfasser der eingangs besprochenen Schrift sagt, „ewig sich fortbildenden Sprache“ zu thun, dafs, wenn er wirklich sich deren zu bemächtigen wünscht und nicht blofs ein Stümper darin bleiben oder sie nur radebrechen und im schriftlichen Gebrauch derselben sich die ärgsten Blöfsen geben will, ihm gar wenig Zeit zum Studium der älteren Stufen der betr. Sprache übrig bleibt.

Wäre nun freilich der Zweck der Aneignung der fremden Sprachen lediglich der, dafs man sich auf Reisen im Coupé oder bei anderen Gelegenheiten mit Nationalen unterhalten könne, so dürfte man auf einen solchen Zweck vielleicht mit der vornehmen Verachtung herabblicken, die bei Professoren beliebt ist. Die Sache liegt aber der Wahrheit nach ganz anders. Der Verkehr zwischen den Völkern ist fortwährend im Wachsen begriffen, namentlich aber der zwischen den Deutschen und den 290 Millionen englisch redenden Engländern und Amerikanern. Es ergeben sich daraus die folgenden notwendigen Forderungen.

1) Benötigen wir für die sämtlichen Gerichte in den gröfseren deutschen Städten Dolmetscher, die der ausländischen Sprache, für die sie verpflichtet sind, vollkommen mächtig sein müssen und zwar nach allen Richtungen hin, d. h. im mündlichen und schriftlichen Gebrauch derselben und auf allen Gebieten, soll die Rechtspflege nicht gehemmt und beeinträchtigt werden.

2) Bedürfen wir behufs des immer gröfsere Dimensionen annehmenden Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande junger Männer, welche den ausländischen Briefwechsel in kaufmännischen Geschäften, Fabriken u. dgl. zu führen verstehen, sowie solcher, welche zum Bereisen der

fremden Länder vermöge ihrer mündlichen Beherrschung der betr. Landessprache verwendet zu werden geeignet sind.

3) Brauchen wir litterarisch gebildete Männer, welche im stande sind, vermöge ihrer vollkommenen Beherrschung beider Sprachen, der Muttersprache, in welche, und der fremden, aus der sie übersetzen, uns die Litteraturen der civilisierten Völker in ihren hervorragendsten Erscheinungen, wissenschaftlichen sowie belletristischen, zu vermitteln.

Endlich 4) bedürfen wir behufs dieser drei genannten Zwecke tüchtig ausgebildeter Sprachlehrer an unseren Gymnasien und Realschulen, um die denselben anvertraute Jugend in den fremden Sprachen gründlich zu unterrichten und die zu dem Zwecke nötigen Lehrbücher zu bearbeiten und die vorhandenen zu prüfen und zu beurteilen.

Hier, sollte ich meinen, wären Ziele, die sich an Wichtigkeit mit denen anderer Universitätsstudien wohl messen können. Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet dürfte der Lehrer der neueren Sprachen, falls er nämlich die nötige Kompetenz besitzt und seine Stelle auch wirklich auszufüllen versteht, als jedem anderen in der Schule ebenbürtig angesehen werden und solcher Herabsetzung, von der uns in der Einleitung zu „Gedanken über das Studium der mod. Spr. in Bayern“ erzählt wird, nicht mehr ausgesetzt sein. Ebenso würde dann der stud. ling. rec. auch unter seinen Kommilitonen für voll angesehen werden, denn seine einstige Thätigkeit in der Gesellschaft würde dann für eben so notwendig und erspriefslich erkannt werden, wie die des Arztes, der ja auch nicht alle Krankheiten heilen, die des Theologen, der nicht alle Menschen fromm und selig machen, die des Juristen, der als Rechtsanwalt nicht allen seinen Klienten zu ihrem Rechte verhelfen kann und als Richter nicht immer ein unfehlbares Urteil zu sprechen vermag u. s. w. Wenn also mancher deutsche Lehrer einer fremden Sprache auch dem Eingeborenen des betr. Landes gegenüber, was Aussprache oder Geläufigkeit betrifft, nachstehen, und seinen Schülern nicht immer dieselbe Kenntnis der von ihm gelehrten Sprache wegen mangelhafter Fähigkeit und Anlage ihrerseits beizubringen im stande sein sollte, so teilt er diese Mangelhaftigkeit in seinem Berufe eben nur mit dem Arzte, dem Theologen, dem Juristen u. s. w.

Da nun nicht alle, ja nur der allergeringste Bruchteil derjenigen, die sich zum Lehrfache in neueren Sprachen auszubilden wünschen, ins Ausland zu gehen im stande oder doch nicht in der Lage sind, einen längeren Aufenthalt dort zu nehmen, und selbst, nach bekannten Erfahrungen, ein solcher nicht genügt, wenn sie, wie gewöhnlich, eine Hauslehrerstelle zu nehmen oder an einer Schule zu wirken genötigt sind, wo ihnen nur wenig Gelegenheit und Mufse zum Selbststudium geboten wird, so mufs dafür gesorgt werden, dafs den künftigen Lehramtskandidaten Gelegenheit zur Ausbildung in fremden Sprachen in der Heimat verschafft werde, sei es an der Universität oder an besonderen Seminaren. Dafür trat ich in der zu Leipzig im Jahre 1868 gehaltenen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ein. Ich hatte aber dabei nicht die Absicht, damit die Beschäftigung mit Altfranzösisch und Altenglisch zu befürworten, so lange man nur erst die alleroberflächlichste Kenntnis des Neufranzösisch und Neuenglisch besitzt, und wenn man sich gerade jetzt damit brüstet, dafs, wie es der anonyme Verfasser der mehrerwähnten Schrift ausdrückt, seit 1868 in Bezug auf das Studium der modernen Sprachen „sich vieles, man darf sagen alles geändert“ habe, was sehr an den ersten Schauspieler im Hamlet erinnert, wenn er sagt: „I hope, we have reformed that indifferently with us, sir“, so rufe ich meinerseits den Vertretern und Fürsprechern des heutigen Systems mit Hamlet zu: „O, reform it altogether!“

Die Vorstufen der heutigen Sprache zu kennen, ist zur Erklärung der Etymologie der Wörter allerdings notwendig; auch zur Erklärung mancher grammatikalischer Punkte und sprachlichen Erscheinungen ist das historisch-

philologische Studium dienlich. Noch nützlicher sind vergleichende Sprachstudien. Allein solche Dinge sind mehr Schmuck als geradezu Notwendigkeiten; sie fördern die Kenntnis der Sprache nicht, soweit es sich um deren Beherrschung handelt.* Wiederum wenn mir ein Schriftstück oder ein Werk zur Übersetzung ins Englische vorlag, habe ich noch nie gefunden, dafs mir mein Studium des Angelsächsischen oder Altenglischen, zu welchem es freilich in meiner Studienzeit nicht die Hilfsmittel gab, wie heute, das ich aber auch seitdem fortgesetzt habe, auch nur den geringsten Vorschub dabei geleistet hätte. Natürlich würde auch kein Bonnenunterricht dazu ausreichen. Vielmehr erfordert die schwierige Aufgabe einer guten, korrekten und idiomatischen Übersetzung das langjährige, ausdauerndste und sorgfaltigste Studium, nicht blofs der Grammatik und Synonymik, sondern auch der Litteratur und Schriftwerke der verschiedensten Art, der Zeitungen und Zeitschriften, der politischen Geschichte, der Sitten und Gebräuche des Volkes, zum Teil der Rechts- und Verfassungskunde und fast alles dessen, was zum Leben des Volkes gehört.

Freilich alles dieses heifst nicht wissenschaftlich sein, das ist eitel Sprachmeisterei! Ich glaube aber fest, dafs, wie sich bereits so viele Schulmänner zustimmend mir gegenüber ausgesprochen haben, auch das grofse gebildete und urteilsfähige Publikum auf meiner Seite steht.

Man hat von gegnerischer Seite von der Undurchführbarkeit meiner Vorschläge gesprochen, da es dazu an den nötigen Kräften fehle. Hierin liegt also doch schon ein verstecktes Zugeständnis der Berechtigung meiner Forderungen. Den Mangel aber bestreite ich. Es giebt in Deutschland der Männer genug, die nach vorher genossener akademischer Bildung in der Heimat, sich jahrelang im Auslande, Frankreich oder England, aufgehalten haben und entweder von dort wieder zurückgekehrt sind oder bei ihnen gebotener sicherer Stellung gern zurückkehren würden, um einen Lehrstuhl an einer deutschen Universität einzunehmen. In Berlin hat man wenigstens neben dem Professor für Englisch auch noch einen Lektor angestellt. In Leipzig hingegen hat man schon seit längerer Zeit das Lektoratswesen aufgegeben, weil man, wie mir offiziell mitgeteilt worden ist, unangenehme Erfahrungen mit früheren Lektoren gemacht habe. Freilich wenn man beliebige Ausländer, die sich zufällig in Deutschland aufhalten, zum Lektorat zuläfst, dürften sich solche Erfahrungen leicht wiederholen. Solche können ja recht wohl tüchtige Studien in der Heimat gemacht und glänzende Zeugnisse von ihrer Universität oder auch über ihre Lehrthätigkeit dort aufzuweisen haben. Das ist aber noch immer keine Gewährleistung, dafs sie die Bedürfnisse deutscher Studenten kennen oder der deutschen Sprache hinlänglich mächtig seien, um Erspriefsliches in Deutschland leisten zu können. Ausnahmen wird es natürlich auch hier geben; im allgemeinen jedoch wird man Deutschen, wie den ebengedachten, stets den Vorzug zu geben haben.

Es bleibt ja keinem unbenommen, der Lust und Liebe zur Sache hat, sich, soweit es seine Zeit gestattet, auch in das Studium der älteren Stufen

---

* Beim Gebrauche jeder einzelnen Sprache ist es sogar, wie jeder Kundige weifs, nachteilig, an irgend eine andere zu denken. Da ist es gerade Aufgabe, zu scheiden, auseinander zu halten und nur in der Sprache, deren man sich im Augenblicke bedient, zu denken, nur in ihren Idiomen sich auszudrücken, nur ihres Vokabelschatzes zu bedienen. Denkt beispielsweise ein englisch redender Deutscher, wenn er erwarten übersetzen will, an das französische attendre und sagt: I shall attend you at six o'clock, so sagt er etwas ganz anderes als er beabsichtigt, und so in unzähligen Fällen. Von der Vermengung der Idiome ganz zu schweigen, obgleich eine Beispielsammlung davon, in einem Buche vereinigt, vielleicht eines der ergötzlichsten und die Lachmuskeln erregendsten abgeben dürfte, die je aus der Presse hervorgegangen.

der Sprache, die er erlernt oder lehrt, zu vertiefen. Doch halte ich es immerhin für richtiger und zweckmäfsiger, dieses und namentlich das Edieren uud Kommentieren von alten Handschriften den Eingeborenen zu überlassen, denen ja die Mittel dazu näher liegen und jedenfalls mehr Mufse zu solchen Dingen zu Gebote steht, da sie das sine qua non, die Beherrschung der neueren Sprache besitzen, während der Ausländer es nur mit Aufopferung seiner Zeit und Kräfte zu erlangen hat. Werden auch dann weniger deutsche Gelehrte als Kenner der älteren Litteraturen und Sprachstufen des Französischen und Englischen glänzen, so werden dafür, was uns viel notwendiger ist, Männer erstehen, die uns mit besseren Lehrmitteln der neueren Sprachen, ganz besonders auf dem lexikalischen Gebiete, als die jetzt vorhandenen, versehen können. Den Völkern gute Wörterbücher zu bieten ist eine Aufgabe, die wohl des Schweifses der Edlen wert ist. Wie viel hierin noch zu leisten ist und wie notwendig es für den Lexikographen sei, sich auf dem Laufenden zu erhalten oder auf der Höhe der Sprachentwickelung zu stehen, ihrem unablässigen Strom zu folgen und die Neubildungen, Veränderungen und Vermehrungen des Sprachschatzes zu kennen, wird jeder Vernünftige einsehen. *

Jedenfalls mufs eine Arbeitsteilung stattfinden und zwar nicht blofs, wie es bereits an den gröfseren Universitäten der Fall ist und Körting es befürwortet, der französische vom englischen Lehrstuhle getrennt, sondern auch, wie in dem oben angeführten Beispiele von Berlin, überall ein Lehrstuhl für die älteren und einer für die neueren Stufen der genannten Sprachen geschaffen werden. Dann wird für den modernen Philologen ebenso gesorgt sein, wie für die Lehrer der neueren Sprachen an den Schulen; dann werden wir Männer haben, welche die fremden Sprachen von der gelehrten, blofs theoretischen Seite erforscht und ihre Kenntnisse zur Bearbeitung etymologischer Wörterbücher und zum Zwecke der akademischen Wirksamkeit verwerten können, und solche, welche vermittels der oben bezeichneten theoretischen Ausbildung, und nicht etwa durch Bonnenunterricht, wie Herr Professor Breitinger, oder ohne alle pädagogische Schulung, wie Herr Schulrat Saalwürck und aufser ihm Herr Prof. Koschwitz mich verstehen wollten, eine tüchtige, allseitige praktische Kenntnis der neueren Sprachen besitzen, mit einem Worte sie dem Nationalen ebenbürtig beherrschen. Wenn Dr. Thum in „Engl. Studien“ (VII, 1, p. 87) auf die „erheblichen Beschränkungen“ hinweist, von denen ich in meiner oben erwähnten Schrift (S. 20) rede, so hat er mich zu meinem Bedauern und auf mir unerklärliche Weise gänzlich mifsverstanden. Wer mit Aufmerksamkeit liest, dem mufs es doch klar sein, dafs ich damit die Eingeborenen meine, die nicht alle ihre Sprache in gleichem Grade der Vollkommenheit beherrschen und je nach den Bildungsstufen sich in dieser Hinsicht sogar sehr, sehr weit voneinander unterscheiden. Dafs Thum, der sich ja so schmeichelhaft über mich ausspricht und mir also gewifs nicht übel will, sich so versehen konnte, kann ich nur dem Umstande zuschreiben, dafs er mit vorgefafster Meinung lesend glaubte, in jener meiner Äufserung eine Stütze für seine Ansicht gefunden zu haben. Ich bin ihm für die mir an der betr. Stelle erwiesene Ehre zwar aufrichtig dankbar, mufs aber diese Deutung entschieden ablehnen. Übrigens hat der um das neusprachliche Studium so verdienstvolle Schmitz längst vor mir alles befürwortet, wofür ich hier eintrete. Er hat auch schon vor Storm den Weg gezeigt, also die Methode

---

* Für die Mangelhaftigkeit aller vorhandenen deutsch-englischen und englisch-deutschen Wörterbücher könnte ich zahlreiche Beweise beibringen. Zu den letzteren hat freilich Hoppe in seinem Supplement-Lexikon eine ganz bedeutende Ergänzung geliefert; erstere aber, die dem Deutschen am notwendigsten, bedürfen einer solchen in ganz aufserordentlichem Mafse.

angegeben, wie man auf diesem Gebiete zum Ziele gelange, und mögen auch seiner Encyklopädie manche Mängel anhaften — welches menschliche Werk wäre davon frei? — so bleibt sie doch ein Denkmal der ersten Anbahnung zur richtigen Behandlung der neueren Sprachen für diejenigen, welche zu einer Beherrschung derselben auf wissenschaftlicher Basis gelangen wollen und Verstand genug besitzen, die Sprachmeisterei in fremden Sprachen, falls sie wirklich eine solche ist, nicht als eine verächtliche, sondern vielmehr als eine ehrende Bezeichnung zu halten. Denn ist man in einer fremden Sprache das, was ein Goethe in seiner Muttersprache war, so kann das wohl nicht Verachtung verdienen, sondern mufs es vielmehr ein Ziel sein „aufs innigste zu wünschen", und welches erreicht zu haben gewifs nur ehrenvoll, jedenfalls aber nur nützlich für den Betreffenden und seine Mitmenschen sein kann.

Nachschrift. Nachdem ich obiges geschrieben, geht mir eine zweite Broschüre des Verfassers der oben erwähnten anonymen zu, unter dem Titel: „Weitere Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschule. Zweites Heft: Persönliches und Sachliches von Prof. Dr. O. v. Reinhardstöttner, Docenten der romanischen Sprachen an der K. B. Hochschule zu München. München 1883. J. Lindauer (Schöpping)." Unter „I. Persönliche Abfertigung persönlicher Angriffe" antwortet der Verfasser, der sich nun zur ersten bekennt, dem Prof. Dr. Breymann auf seine Recension der letztbezeichneten Broschüre in Nr. 37, 38 und 39 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung und scheint er hier mehr in seinem Elemente gewesen zu sein, da dieser Teil der Schrift an Klarheit nichts zu wunschen übrig läfst. Komisch klingt es nur, wenn er in einer Anmerkung pag. 4 sagt: „Was die Broschüre des Anonymus wollte, war doch so klar." Nein, Herr Reinhardstöttner, das war es eben nicht. Übrigens ist das Deutsch des Herrn Verfassers auch diesmal wieder etwas lendenlahm. Auf S. 10 begegnen wir einem Verstofs gegen die Grammatik, wie: „kein anderer als ich ist". Und ibid. solchem Unsinn wie: „heute aber, wo Sie so zu sagen die Priorität der neueren Sprachen in Bayern für sich in Anspruch nehmen." Das kommt davon, wenn man so wenig Wert auf die wirkliche Kenntnis der wirklichen neueren Sprachen legt und von Sprachlehrern mit solcher Verachtung redet. Ein deutscher Sprachlehrer, der das heute übliche Deutsch verstände, könnte dem Herrn Professor trotz allem, wie es scheint, noch recht nützlich sein, ehe er wieder eine Broschüre vom Stapel läfst. Von meiner Wenigkeit heifst es S. 31: „Wie weit ist unter den neueren (hält mich der Herr Professor wirklich für einen neuen? Und welche Deutung soll man dieser Bezeichnung geben? Meint er damit einen homo novus oder a modern writer oder a modern linguist?) Asher gegangen, der schliefslich nur mehr das Praktische (vom Verf. unterstrichen) anerkennt; welche bedenklichen Sätze hat er aufgestellt! Habe ich (sic!) Sie (Herr Breymann ist gemeint) als solchen (?) hingestellt (schon wieder gestellt!), oder hat nicht ein Anonymus bereits in Herrigs Archiv (LVII, 113) darauf hingewiesen, dafs zwischen Ihnen und Herrn Asher keine grofse Meinungsverschiedenheit bestehe? War das Zufall?" Nun denke einer! Der gute Mann — verzeihen Sie, Herr von R., Edelmann hätte ich sagen sollen — hält dafür, dafs man sich meiner Gesellschaft schämen müsse. Schreckliche Lage, in der ich mich befinde! Zum Glück bin ich im Besitze von zustimmenden Zuschriften von eben so ausgezeichneten und anerkannten Männern, wie die, welche ihm ihre Zustimmung zu erkennen gegeben haben. Es bleibt also doch eine offene Frage, wer von uns beiden recht oder doch das gröfsere Recht auf seiner Seite hat.

Es folgt dem persönlichen Teil II. Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts in Bayern an Hoch- und Mittelschule. Zu seinem nicht ge-

ringen Schrecken wird der Verfasser aus obigem ersehen, dafs auch zwischen ihm und mir keine so grofse Meinungsverschiedenheit besteht, insofern auch ich eine Arbeitsteilung befürworte und neben dem Professor, der das Altenglische oder Altfranzösische behandelt, den Lektor verlange, der die Studierenden im Neuenglischen und Neufranzösischen ausbilden hilft. Ja, wie in seiner ersten Schrift hat er auch hier lichte Intervalle und däucht es ihm, dafs das so verschriene „Praktische“, das „Können“ in einer Sprache denn doch nichts so Leichtes ist. So sagt er S. 39: „Nun erfordert die praktische sprachliche Ausbildung stets viel Fleifs“ (er selbst läfst die hier gesperrt gedruckten Wörter so setzen) und citiert dazu in einer Anmerkung Herrn Professor Dr. Gröber, welcher sehr richtig sagt: „Dafs nur durch andauernde, vielseitige Selbstübung eine fremde Sprache in den Besitz des Ausländers übergehen kann, der befähigt sein soll, sie mündlich und schriftlich korrekt und mit einiger Gewandtheit zu gebrauchen“ u. s. w. Da ist doch Vernunft!

S. 43 wird sogar dem Seminar, welches das Leben, das Bildende genannt wird, die höchste Aufgabe zugesprochen. Freilich scheint er da wieder nur die historisch-philologische Ausbildung zu meinen, statt der Anleitung zum mündlichen und schriftlichen Gebrauche der neueren Sprache und des engeren Verkehrs mit dem Leiter des Seminars. Also es bleibt eine konfuse Schrift, die Ausgeburt eines konfusen Kopfes, der nicht weifs, um was es sich handelt und was die Bedürfnisse des wirklichen Lebens sind; der nicht versteht, dafs es eine Vertiefung nach unten hin geben kann, ebenso wie eine nach oben hinauf, und dafs sich beide im allgemeinen für den Ausländer schwer verbinden lassen. Für Ausnahmen aber läfst sich nicht Gesetze geben, noch ein System feststellen. David Asher.

Zur Reform des neusprachlichen Studiums.*

Von Hermann Breymann.

Vor einigen Jahrzehnten lagen die modernen Sprachen mehr oder weniger abseits von der Wertschätzung der grofsen gelehrten, wie der ungelehrten Menge, und es war die Zahl derjenigen, welche aus diesen Sprachen ein Fachstudium machten, eine äufserst geringe. Es ist nicht zu verkennen, dafs seit jener Zeit ein Wechsel zum Besseren stattgefunden hat: Die Reihen der „Neuphilologen“ sind dichter geworden und noch immer im Wachsen begriffen; die Arbeiten auf dem Gebiete der neueren Sprachen haben eine stetige Vertiefung an wissenschaftlichem Gehalte erfahren; von vielen Seiten dringt man jetzt auf eine mehr sachgemäfse, den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragende Unterrichtsmethode; als natürliche Folge dieses Postulats hat man angefangen, den neusprachlichen Schulunterricht von der französischen und englischen maître-Wirtschaft zu befreien, um ihn der rationellen Behandlung von philologisch gebildeten Fachlehrern anzuvertrauen; endlich haben sich die meisten deutschen Universitäten von der Anstellung von Lektoren zu der Berufung von Professoren für deutsche, englische und romanische Philologie erhoben. So hat denn auch die bayrische Landesvertretung, in richtiger Erkenntnis der neuen Stellung, welche

* Im Anschlusse an den Aufsatz des Herrn Dr. Asher lassen wir hier einen Bericht von Prof. H. Breymann in München über die anonyme bayrische Schrift nachfolgen, welcher in der Allgemeinen Zeitung Nr. 37 ff. zuerst veröffentlicht worden ist, aber besonders in den beteiligten Kreisen bekannt zu werden verdient.

Die Red.

sich die modernen Sprachen allmählich erobert haben, und in Anbetracht des thatsächlich bestehenden Bedürfnisses unseres Landes, seit 1872 der kgl. Staatsregierung zu wiederholten Malen die nötigen Mittel zur Gründung von vier Professuren für neuere Sprachen an den Universitäten München, Würzburg und Erlangen in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

Alle diese Thatsachen beweisen zur Genüge, dafs für die neue, erst nach wenigen Jahrzehnten zählende Wissenschaft ein solides Fundament gelegt worden ist. Der Grundstein ist, wie gesagt, gelegt, der Aufbau hat begonnen. Da heifst es, die Hände nicht ruhig in den Schofs legen, sondern sie tüchtig zu rühren. Denn viel, sehr viel bleibt noch zu thun übrig, bis die einzelnen romanischen und germanischen Sprachen in allen ihren Perioden, sowie in allen ihren Dialekten erforscht, und sowohl die Litteraturwerke des Mittelalters, als auch die der Neuzeit mit kritischer Genauigkeit untersucht und nach allen Seiten hin sachlich interpretiert worden sind, wie es z. B mit den Schriftwerken der Griechen und Römer der Fall ist. Auch bleibt noch viel zu thun übrig, wenn es sich um die Frage handelt, welche Unterrichtsmethode zu befolgen sei, und inwieweit das Wesen und der Zweck des humanistischen sowohl als des Realgymnasiums die Resultate der wissenschaftlichen Forschung für den Unterricht zulassen, resp. von ihm ausschliefsen; endlich erheischt die Frage nach der Ausbildung, der theoretischen und der praktischen Schulung der Lehrer eine eingehende, das Interesse aller Gebildeten in Anspruch nehmende Erörterung. Denn alle diejenigen, bei denen sich bereits die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, dafs die modernen Sprachen und Litteraturen ein überaus wichtiges, ja unentbehrliches Bildungsmittel sind, werden auch zu wissen verlangen, welchen Händen denn ein so wichtiges Bildungsmittel der Jugend anvertraut sei.

Gerade diese Frage ist es, welche in einer nur vor wenigen Wochen erschienenen anonymen Schrift in eingehender Weise erörtert worden ist. Beeilen wir uns hinzuzufügen, dafs die in dieser Flugschrift niedergelegten Gedanken sich weniger durch den Reiz der Neuheit, als den der Opportunität auszeichnen. Ich wüfste kaum eine der dort berührten Fragen zu nennen, welche nicht bereits von den Fachmännern in Wort oder Schrift behandelt worden wäre.

Die genannte Abhandlung könnte daher von rasch oder oberflächlich urteilenden Personen gar leicht jener Reformlitteratur zugezählt werden, welche erst vor kurzem in einem Erlasse des kgl. sächsischen Unterrichtsministeriums als „sehr unfruchtbar und wertlos“ charakterisiert wurde. Wenn ich trotzdem ihr Erscheinen in einer Hinsicht mit Genugthuung begrüfse und darin einen Fortschritt der Zeit zu erkennen glaube, so ist das nicht etwa als Ironie aufzufassen. Um indessen dem Leser die Gründe für die soeben geäufserte Ansicht auseinander zu setzen und ihm zu zeigen, warum genannter Schrift eine weite Verbreitung zu wünschen ist, sei es gestattet, etwas weiter auszuholen.

Im Jahre 1876 erschien eine kurze Abhandlung, deren vierter Abschnitt in folgenden Ausführungen gipfelte: der neusprachliche Unterricht in Bayern läfst noch viel zu wünschen übrig; hervorragende Erfolge gerade dieser Schuldisciplin sind nicht zu verzeichnen. Diese beklagenswerte Erscheinung findet ihre Erklärung in der bisher befolgten Methode, in den auf dieser Methode basierenden Schulgrammatiken und endlich in der Bildungsstufe der Lehrer (S. 32). Bei Besprechung des an dritter Stelle erwähnten Punktes wird dann darauf hingewiesen, dafs Lehrer, welche ihr Fach nicht in systematischer, philologischer Weise erforscht haben, unfähig sind, Erfolge beim Unterrichte zu erzielen, und dafs sie sich der leicht begreiflichen Geringschätzung nicht nur seitens der anderen Lehrer der Anstalt, sondern auch seitens der Schüler aussetzen (S. 34, 35). Diesem Übelstande ist nicht etwa dadurch abzuhelfen, dafs man die Förderung der neusprachlichen Studien dem Zufalle, der Initiative oder dem guten Willen der einzelnen

überläfst, sondern dadurch, dafs die Regierung, dem allgemein gefühlten Bedürfnisse entgegenkommend, an den höheren Lehranstalten keine Sprachmeister, sondern nur philologisch gebildete Lehrer der neueren Sprachen anstellt, zugleich aber den Kandidaten die Möglichkeit schafft, eine gründliche, neuphilologische Bildung zu gewinnen (S. 37). Zweierlei ist da ins Auge zu fassen: die Vorbildung und die Universitätsbildung.

Ein erfolgreicher Betrieb des neuphilologischen Universitäts-Studiums ist nur auf Grundlage einer tüchtigen Vorbildung möglich; zu dieser gehört erstens eine umfassende klassische Bildung, „welche nicht nur wünschenswert, sondern geradezu unerläfslich ist“, und zweitens ein gröfseres Mafs von Kenntnissen und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck in den neueren Sprachen als das vom Gymnasium seinen Zöglingen bisher mitgegebene (S. 37).

Die Universität hat die Aufgabe, durch Vorlesungen über die französische (englische) Litteratur, über vergleichende Grammatik der romanischen und der germanischen Sprachen und historische Grammatik, Interpretations- und textkritische Übungen, sowie durch pädagogisch-didaktische Belehrung den Studierenden der neueren Sprachen vor allem eine streng wissenschaftliche, philologische Bildung zu übermitteln (S. 40—43). Nun kann man sich aber leider der Wahrnehmung nicht verschliefsen, dafs viele Studierende der neueren Sprachen in kurzsichtiger und ihr eigenes Interesse schädigender Weise hauptsächlich nach der Erwerbung einer gewissen, für die Ausübung ihres späteren praktischen Berufes notwendigen Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke der französischen und englischen Sprache streben.

Als wirksamstes Mittel, diesen Mifsstand zu beseitigen, wird daher eine zeitgemäfse Umgestaltung der Prüfungsordnung vorgeschlagen (S. 38—40). Statt sich mit dem Nachweise einiger praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten zu begnügen, mufs der Staat von den Kandidaten den Nachweis einer neuphilologischen Bildung verlangen, nämlich „eine wissenschaftlich begründete Kenntnis der Grammatik, Vertrautheit mit der philologischen Methodik, sowie allgemeine Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Stande der (neueren) Philologie“. Als notwendige Ergänzung seiner engeren eigentlichen Fachbildung mufs der Kandidat genügende Kenntnisse im Lateinischen, in der Geschichte und im Deutschen nachzuweisen im stande sein. „Wenn man glaubt derartige Forderungen an den Kandidaten der klassischen Philologie stellen zu können, warum nicht auch an den Kandidaten der neueren Philologie?“ Nur wenn in dieser Weise die Bildung der Lehrer der neueren Sprachen gehoben wird, kann sich der französische und englische Unterricht neben den altphilologischen Fächern in gleichem Ansehen behaupten (S. 43—45).

Dies ist in kurzen Zügen der Gedankengang der genannten Abhandlung, die sich weder in weiteren Kreisen verbreitet, noch ein entgegenkommendes Verständnis an mafsgebender Stelle gefunden zu haben scheint. Wenigstens ist bisher auch nicht eine Mafsregel getroffen worden, welche auf die dort gegebenen Anregungen zurückgeführt werden könnte. Um so mehr mufste daher Schreiber dieses erfreut sein, als vor einiger Zeit die oben citierte anonyme Schrift: Gedanken u. s. w. erschien. In derselben wird nämlich von dem Verfasser zunächst die allen Eingeweihten allerdings kaum überraschend kommende Thatsache konstatiert, dafs der Unterricht in den modernen Sprachen zu der ihm gebührenden Anerkennung und Beachtung im Lehrplan noch immer nicht gelangt sei. Darauf wird der Welt die gleichsam neu entdeckte Weisheit verkündet, dafs bei dem Studium der neueren Sprachen das Hauptgewicht auf die philologisch-historische Seite desselben gelegt werden müsse.

Also endlich, nach sechs Jahren, so sagte ich mir, fängt es an zu tagen? Endlich beginnt man, dem Fache der neueren Sprachen und ihren

Vertretern eine mehr oder weniger erzwungene Aufmerksamkeit zu schenken? Und warum gerade jetzt? Und warum, wie mir ein Fachgenosse schreibt, in „so widerlich polemischer Weise, die oft an die Grenzen der Grobheit streift?“ Wir glauben dem Leser die Beantwortung dieser Fragen überlassen zu sollen und wenden uns wieder dem Anonymus zu.

Derselbe bringt nun, zum Zweck einer gründlichen Aus- und Durchbildung der Neuphilologen, sowie einer zeitgemäfsen Umgestaltung und Verschärfung der Prüfungsordnung eine Reihe von Vorschlägen, welche in allen wesentlichen Punkten bereits in der 1876 erschienenen und eingangs dieses Artikels näher besprochenen Schrift, „Sprachwissenschaft und neuere Sprachen“ — als deren Verfasser ich mich hiermit bekenne — gemacht worden waren. Die Abhandlung des Anonymus mufste daher als ein äufserst wertvolles Anzeichen dafür gelten, dafs die von mir von Anfang an vertretenen, bisher aber unbeachtet gebliebenen Principien vielleicht Aussicht haben, demnächst auch in weiteren Kreisen zu Geltung und Ansehen zu gelangen. Der Leser wird nun auch begreifen, warum ich das Erscheinen des anonymen Elaborats mit Freude glaubte begrüfsen zu dürfen. Aufserdem konnte ich auch noch einigen anderen Ausführungen des Anonymus um so eher zustimmen, als ich ganz ähnliche Forderungen, wie er sie stellt, bereits vor zwei Jahren in meiner „Encyklopädie der französischen Philologie“ öffentlich vorgetragen hatte. Ich kann also nur wünschen, dafs die hier besprochene Schrift die weiteste Verbreitung finde. Namentlich möchte ich sie allen klassischen und allen modernen Philologen, sowie unseren obersten Schulbehörden zur sorgfältigen Prüfung empfohlen haben.

Nachdem somit im Vorausgehenden die Bedeutung der anonymen Abhandlung in gebührender Weise hervorgehoben und in das rechte Licht gesetzt worden ist, wird es, bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, sicherlich angezeigt sein, auch auf einige der ihr anhaftenden Mängel aufmerksam zu machen.

Dieselben sind an Zahl so grofs, an Qualität so bedeutend, dafs sie den Wert, welchen die Schrift haben könnte, nicht wenig beeinträchtigen; nur die wesentlicheren können hier hervorgehoben werden. Die Diskussion der anderen mufs für eine spätere Gelegenheit aufgespart bleiben.

Nach einem kurzen Hinweis auf die mannigfachen Widersprüche, die sich der Anonymus zu schulden kommen läfst, ist zunächst dem Bedauern darüber Ausdruck zu verleihen, dafs er sich nicht gescheut hat, unter dem Scheine ruhiger Objektivität — er will ja, wie er sagt, sine ira et studio schreiben — Vorwürfe über Vorwürfe auf die armen Neuphilologen zu häufen, welche die „der Jugend wohl ziemende Bescheidenheit“ zu rasch abgelegt haben sollen (S. 9), „nicht auf der Höhe der Wissenschaft stehen“ (S. 29), „sich in den Trutzwinkel stellen“ statt „Einkehr bei sich zu halten“ (S. 29), und was dergleichen angenehme Redensarten mehr sind. Recht störend wirkt auch der die ganze Schrift wie ein roter Faden durchziehende Ton übermäfsigen Selbstbewufstseins, mit dem der Anonymus seine Ratschläge zum besten giebt und unter anderem darauf aufmerksam machen zu müssen glaubt, was denn eigentlich die Aufgabe einer Hochschule sei (S. 4), und dafs von dieser die Reform ausgehen müsse (S. 30). Wenn aber der Anonymus dann sogar meint, er müsse die an den bayrischen Hochschulen wirkenden Vertreter der neueren Philologie erst über das aufklären, was sowohl den Lehrern als auch den Kandidaten der modernen Sprachen not thue, auf welche Seite des Wissens der Schwerpunkt zu legen sei, welche Mängel die Prüfungsordnung aufweise etc., so mufs ein solcher Versuch als höchst überflüfsig, um nicht zu sagen anmafsend, zurückgewiesen werden.

Prüfen wir nun die Angaben des Anonymus betreffs des bayrischen Staatsexamens im einzelnen, so bemerken wir nach genauerem Zusehen sofort, dafs dieselben sehr einseitig und in fast allen Punkten unzutreffend sind. Wahr ist allerdings, dafs dem Wortlaute der bayrischen Prüfungs-

ordnung nach, von den Kandidaten der neueren Sprachen fast nur der Nachweis einer Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck der französischen (engl.) Sprache, sowie Kenntnis der modernen Grammatik dieser Sprachen verlangt wird. Es darf aber nicht vergessen werden, dafs vor zehn Jahren eine andere Prüfungsordnung gar nicht hätte entworfen werden können; trotz aller ihrer Mängel war sie in Bayern damals die einzig mögliche. Man darf ferner nicht übersehen — und das thut leider der Anonymus — dafs seit dem Eintreten der Universitätslehrer (Bernays, Mall, Vollmöller, Varnhagen) in die Prüfungskommission (also seit 1873) dieselben einmütig und unablässig bemüht gewesen sind, den einzelnen Bestimmungen der Prüfungsordnung eine so weite und so wissenschaftliche Deutung als nur möglich zu geben und gerade die philologisch-historische Seite in den Vordergrund zu stellen. Hierauf ist denn auch — was der Anonymus wieder verschweigt — bereits im Jahre 1879 von mir öffentlich aufmerksam gemacht worden.

Hätte der Anonymus in seiner Schrift sich wirklich nur die Förderung des neusprachlichen Studiums angelegen sein lassen, statt gewisse Nebenzwecke zu verfolgen, so wäre ihm unter verschiedenen anderen Punkten noch folgendes klar geworden. Er, der sich doch so manche Einzelheiten über das Examen hat zutragen lassen und sich in zahlreichen satirischen und witzig sein sollenden Bemerkungen und mehr oder weniger versteckten Anspielungen ergeht, hätte wissen und dies auch sagen müssen, dafs seit einer ziemlich langen Reihe von Jahren nur solche Kandidaten das Examen gut bestanden haben, die den Nachweis zu liefern vermochten, dafs sie die französische und die englische Sprache auch historisch studiert, dafs sie Vorlesungen über Altfranzösisch gehört, Textkritik und Interpretation der mittelalterlichen Autoren getrieben, kurz, dafs sie wenigstens den Grund zu einer romanistischen (germanistischen) Bildung gelegt hatten. Dies zu ermitteln, ist stets mit ein Zweck des Examens gewesen. Freilich durfte die Prüfungskommission, dank dem vor vier Jahren eingelegten Veto des obersten Schulrates, den Kandidaten in der Hauptprüfung nicht auch altfranzösische und altenglische Autoren zur Erklärung vorlegen. Dafür benützte sie indessen die Interpretation der neufranzösischen (neuenglischen) Schriftsteller vorzugsweise zur Eruierung der Kenntnisse der Kandidaten hinsichtlich der Etymologie und der historischen Grammatik.

Wenn nun der Anonymus S. 27 durchblicken läfst, die bayrischen Studierenden hätten sich um Männer wie Tobler, Bartsch, Mussafia, Hofmann nicht gekümmert, so entspricht dies durchaus nicht den wirklichen Thatsachen. Denn gerade diesen Männern, denen sich noch viele andere anreihen liefsen, verdanken diejenigen, welche in Bayern das Examen bestehen, den gröfsten Teil ihrer philologisch-historischen Bildung. Denn sie haben bereits einsehen lernen, was sich nicht von einem jeden, der über diese Dinge schreibt, behaupten läfst, dafs erst durch die Verbindung von Alt- und Neufranzösisch (Alt- und Neuenglisch) die wissenschaftliche Einheit und das organische Ganze der französischen (resp. englischen) Philologie entsteht, und dafs Alt- und Neufranzösisch einerseits, Alt- und Neuenglisch andererseits zwei eng zusammengehörige, sich gegenseitig bedingende und jedenfalls gleich wichtige Gebiete des Studiums sind.

Nicht nur bei der Interpretation der Schriftsteller, sondern auch in einer eigens dafür angesetzten mündlichen Prüfung, die, der Zeit nach, den ganzen dritten Teil des mündlichen Examens in Anspruch nimmt, haben die Universitätslehrer bisher nur in historischer (französischer, resp. englischer) Grammatik examiniert und von den Kandidaten den Nachweis eingehender litterar-historischer Kenntnisse und Vertrautheit mit der einschlägigen Bibliographie verlangt. Gerade aus diesem Grunde sind in den letzten sieben Jahren eine ganze Reihe von geborenen Engländern, französischen Schweizern oder Deutschen, die jahrelang im Auslande gewesen waren, durch-

gefallen. Es dürfte dies wohl der beste Beweis dafür sein, dafs praktische Fertigkeit und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck allein den Ausschlag nicht gegeben haben. Aus diesen wenigen Worten geht bereits deutlich genug hervor, dafs auf keinen Fall die philologisch-historische Bildung des Kandidaten der neueren Sprachen eine so mangelhafte ist, wie sie der Anonymus aus irgendwelchen Gründen darzustellen beliebt hat. Doch die Sache gestaltet sich für den Neu-Philologen noch weit günstiger, wenn wir uns einmal die „Detaile" (S. 18) des beiderseitigen Staatskonkurses ansehen, bei welcher Gelegenheit dem Publikum von neuem ganz unrichtige Angaben geboten werden.

Der Anonymus vergleicht nämlich auf S. 21 und 25 die der Berechnung zu Grunde liegenden Ziffern und die Anforderungen an die klassischen und an die modernen Philologen. Da begegnet ihm nun zunächst das Unglück, wieder einmal etwas zu verschweigen, dafs nämlich die Neuphilologen zwei deutsche Aufsätze anzufertigen haben; es müssen für sie also 30 Punkte, und nicht 26, angesetzt werden. Nimmt auf diese Weise der Anonymus für die Neuphilologen 4 Punkte zu wenig an, so erlaubt er sich dagegen, für die klassischen Philologen 2 Punkte zu viel herauszurechnen. Denn traurig ist's, aber wahr, dafs die Summe von 5+5+4+4+4 immer nur 22, nie 24 sein kann. Es kommt aber noch besser!

Bei der mündlichen Prüfung stellt der Anonymus wieder eine Berechnung nach seiner Weise an, indem er dem Neuphilologen das mündliche Examen nur einmal anrechnet (S. 26), statt zweimal (nämlich fünffach für das Französische und fünffach für das Englische). Damit nicht zufrieden, zieht der Anonymus — immer wieder nach seiner jetzt hinreichend bekannten Art — die Summe beider Examina, und glaubt einen grofsen Trumpf auszuspielen, indem er wörtlich sagt: „Im ganzen genommen hat also der klassische Philologe vierzig Ziffern, der Kandidat der neueren Sprachen zwanzig — also gerade die Hälfte." Diese unrichtige Behauptung läfst er dann noch in fetter Schrift drucken! Dies ist in der That das Stärkste von Verdrehung, was mir je in einer öffentlichen Schrift von seiten eines Mannes, der sich herausnimmt, in wichtigen pädagogischen Fragen mitzureden, vorgekommen ist. Denn die Wahrheit ist, dafs der klassische Philologe vierzig Ziffern und der moderne Philologe, der ja in Französisch und Englisch geprüft werden mufs, wie der klassische Philologe in Lateinisch und Griechisch, genau ebenso viel hat (nämlich 30 im schriftlichen und 10 im mündlichen Examen). Mit anderen Worten: Nach der bestehenden Prüfungsordnung mufs der moderne Philologe, gerade so wie der klassische, während der Universitätszeit zwei Sprachen und deren Litteraturen zum Gegenstande seiner Studien machen und in jeder derselben sich einem Examen unterwerfen. Auch darf der Anonymus uns nicht etwa mit der Entschuldigung kommen, er habe nicht gewufst, dafs Französisch und Englisch zusammengehörten. Er weifs es sehr genau; sagt er doch selber, dafs die Vereinigung zweier so heterogener Sprachen, wie die französische und die englische, nur durch die Notwendigkeit entschuldigt werde, dafs dieselbe Lehrkraft nur aus finanziellen Rücksichten beide zu lehren habe (S. 16); gleich darauf fügt er dann auch wörtlich in gesperrter Schrift hinzu: „Die beiden Examina gehören so lange zusammen, als derselbe Lehrer beide Sprachen zusammen dozieren, also aus beiden geprüft werden mufs." Doch hören wir weiter.

Der Anonymus sucht den Beweis dafür, dafs die Leistungen der klassischen Philologen im Staatskonkurs weit gröfsere seien als diejenigen des Kandidaten der modernen Sprachen, auf die Thatsache zu stützen, dafs bei den erstgenannten nicht nur die schriftliche Prüfung wesentlichere Schwierigkeiten biete, sondern auch die mündliche weit höhere Anforderungen an sie stelle. Fassen wir das mündliche Examen zuerst ins Auge. Die S. 25, 26 gegebene Gegenüberstellung der beiderseitigen Forderungen ist ganz und gar

irreleitend. Als ob man in wenigen Worten nicht mehr oder gerade so viel verlangen könnte als in vielen! Um sich ein richtiges Bild von den Anforderungen des Examens an die Neuphilologen zu verschaffen, ist es nötig, jener S. 25 mitgeteilten Liste die (von dem Gesetzgeber allerdings ausgelassenen) Namen der französischen und der englischen Autoren hinzuzufügen, welche thatsächlich den Kandidaten zur Übersetzung und Interpretation vorgelegt werden, also Corneille, Racine, Molière, Boileau, La Fontaine, Montesquieu, Rousseau, Thiers, Guizot, Voltaire; Spenser, Marlowe, Shakespeare, Milton, Pope, Sheridan, Scott, Macaulay, Thackeray, Dickens, Byron etc.; es ist ferner nötig, den Satz: „und es werden dabei die Kenntnisse des Kandidaten in französischer und englischer Litteraturgeschichte ermittelt“ (denn auch das ist stets geschehen), ferner den ganzen letzten Absatz von „In“ bis „darzuthun“ (S. 26) hinzuzufügen, da die Neuphilologen nicht weniger als die Kandidaten der klassischen Philologie gezwungen sind, ihre pädagogische und didaktische Geschicklichkeit durch ein praktisches Examen an einer der Münchener Studienanstalten darzuthun, was allerdings von dem Anonymus wiederum verschwiegen wird; man bedenke auch, dafs (im englischen Teile der Prüfung) die modernen Philologen, wovon der Anonymus natürlicherweise nichts sagt, gerade so gut wie die klassischen im stande sein müssen, über die Vorgänge, welche den Unterschied der deutschen Sprache von den Sprachen der verwandten Völker begründet haben, sowie über andere sprachgesetzliche Erscheinungen, durch welche die Weiterentwickelung der altenglischen Sprache bis zur neuenglischen bestimmt worden ist, also über Lautverschiebung, Ablaut, Umlaut u. s. w., klare Auskunft zu erteilen und die hervorragendsten Hilfsmittel namhaft zu machen, deren Studium zur Befestigung und Vertiefung ihrer Sprachkenntnisse sich empfiehlt. Von alledem steht allerdings in der Prüfungsordnung nichts, doch sind, ohne erst die weisen Ratschläge des Anonymus abzuwarten, die Examinatoren seit vielen Jahren, daher auch wieder im vorigen Sommer, so frei gewesen, die Kandidaten gerade in all diesen Dingen zu prüfen. Man vergesse auch nicht, dafs häufig (so besonders in den Jahren 1880 und 1882) für die deutschen Aufsätze, deren der Neuphilologe, wie gesagt, zwei zu verfertigen hat, Themata gewählt sind, in denen die Kandidaten ihre Kenntnisse in der deutschen Litteraturgeschichte an den Tag zu legen veranlafst werden. Schliefslich ist denn doch auch das Mafs von Kenntnissen, welche die Kandidaten im Lateinischen nachweisen müssen, ein höheres, als der Anonymus (S. 22) annimmt, der wieder einmal verschweigt, dafs neben Cäsar und Sallust auch Livius zur Übersetzung gegeben wird, und dafs die im Jahre 1881 gestellte Aufgabe, sogar nach Aussage der klassischen Philologen, eine sehr schwierige war.

Einen weiteren Beweis dafür, wie sehr dem Anonymus daran gelegen ist, die Leistungen der Lehramtskandidaten für Französisch und Englisch in den Augen des Publikums um jeden Preis und auf jede Weise herabzusetzen, müssen wir in der Geschicklichkeit erblicken, mit der er S. 22 und 23 frühere und jetzige Verhältnisse miteinander zu verknüpfen versteht, so dafs jeder diesen Dingen Fernerstehende den Eindruck gewinnen mufs, dafs es auch jetzt noch den Kandidaten gelänge, „ihre lateinische Unkenntnis hinter einer durchwässerten, kaum auf das Original passenden französischen Übersetzung und den Reminiscenzen der mit Heldenmut studierten Bibliothèque nationale zu maskiren!“

Und wenn er dann noch auf die bayrischen Lehrer der neueren Sprachen in leichtfertigster Weise das Odium wirft, sie hätten Programme geschrieben „in einem Französisch, das keiner verstehe“ (S. 19), so bleibt er, wie gewöhnlich, den Beweis schuldig. Er möge sich aber sagen lassen, dafs die jüngeren bayrischen Lehrer der neueren Sprachen auf alle Fälle la mesure de leurs forces haben und genau wissen, wie ihre Professoren über solche „Sonntagsritte in fremden Sprachen“ denken. „Handelt es

sich,“ schreibt einmal einer derselben, „um wissenschaftliche, für gelehrte Kreise bestimmte Dinge, so wird doch ein Deutscher, falls er nicht sich selbst und seine Landsleute ‚blamieren‘ will, gut thun, so zu schreiben, ‚wie ihm der Schnabel gewachsen ist,‘ also in seiner Muttersprache.“

Zweierlei dürfte sich nun wohl mit Sicherheit aus dem Obigen ergeben, erstens, dafs die Quelle, welche sich dem Leser in den durch blinde Voreingenommenheit gekennzeichneten Angaben des Anonymus bietet, eine gänzlich unzuverlässige und trübe ist; zweitens, dafs die an den Neuphilologen gestellten Anforderungen den an die klassischen Philologen gestellten sicherlich gleichkommen; ja, ich stehe nicht an zu erklären, dafs sie dieselben in mancher Hinsicht an Schwierigkeit noch übertreffen — eine Ansicht, die übrigens durch die Aussagen eines hochgestellten bayrischen Staatsbeamten, der wohl in der Lage ist, die beiderseitigen Anforderungen und Leistungen zu beurteilen, eine höchst willkommene Bestätigung findet. Denn man darf nicht vergessen, dafs die Neuphilologen nicht weniger als fünf schriftliche Aufgaben mehr anzufertigen haben als die Kandidaten der klassischen Philologie, nämlich

1) einen zweiten deutschen Aufsatz,
2) eine Übersetzung aus dem Lateinischen in das Französische,
3) eine Übersetzung aus dem Lateinischen in das Englische,
4) einen französischen Aufsatz,
5) einen englischen Aufsatz.

Wenn man nun bedenkt, dafs das Thema für den deutschen Aufsatz gestellt wird, um die geschichtlichen, pädagogischen oder litterarhistorischen Kenntnisse des Kandidaten zu ermitteln; wenn man weifs, dafs für den französischen und den englischen Aufsatz ausnahmslos litterarhistorische Themata gegeben werden, der Kandidat also mit dem ganzen Gebiete der neueren französischen (englischen) Litteratur, also vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, vertraut sein mufs; wenn man ferner in Betracht zieht, wie ungeheuer schwierig es ist, einen litterarischen Gegenstand in fehlerfreiem, idiomatischem Französisch (resp. Englisch) zu behandeln; wenn man dann noch erfährt, dafs die Kandidaten im stande sein müssen, sich auf französisch (englisch) auszudrücken, die Interpretation der französischen (englischen) Klassiker, sowie die Antworten über die historische und praktische Grammatik und Litteratur in jenen Sprachen, zu geben, und zwar korrekt, deutlich und fliefsend — so mufs ein jeder, der ohne Voreingenommenheit die beiderseitigen Examina abwägt, sagen, dafs schon jetzt, auf Grund der alten Prüfungsordnung, an die Leistungsfähigkeit der Neuphilologen jedenfalls eine ebenso grofse, vielleicht sogar höhere Anforderung gestellt wird als an diejenige ihrer klassischen Kollegen.

Und nun sehe man sich einmal die Schlufsfolgerungen an, die der Anonymus aus seiner tendenziös gefärbten und auf mangelhafter Information beruhenden Darstellung der beiderseitigen Examina zieht. Er scheut sich nicht, einer ganzen Klasse von Lehrern, die nicht etwa drei (S. 13), sondern sechs oder, wie es bereits seit mehreren Jahren immer mehr Sitte geworden ist, acht und mehr Semester unter den gröfsten Schwierigkeiten und mit angestrengtestem Fleifse redlich bemüht gewesen sind, die Grundlagen einer philologisch-historischen und zugleich praktischen Bildung zu legen, und welche dies durch ein Examen bewiesen haben, das mindestens eben so schwer ist wie dasjenige der klassischen Philologen, und das schwieriger ist als die in den meisten anderen deutschen Staaten geltende neuphilologische Prüfung —, diesen Männern, sage ich, scheut er sich nicht zuzurufen: „Ihr leidet unter einem fühlbaren Mangel philologisch-historischer Bildung (S. 27), Ihr könnt nicht daran denken, in die gleichberechtigten Reihen der Philologen einzutreten (S. 21), Ihr besitzt keine philosophisch-historische Grundlage (S. 11, 14)!“ Dafs erst noch vor wenigen Monaten — um nur von der letzten Vergangenheit zu reden — wieder einer dieser von ihm so über

die Achseln angesehenen „Lehramtskandidaten“, auf Grund einer ausgezeichneten philologisch-historischen Arbeit über Phil. de Mousket mit der ersten Note promoviert hat, wird natürlich von dem Anonymus unerwähnt gelassen. Es pafste das auch nicht recht in sein System!

Sind nun im Obigen die haltlosen Angaben des Anonymus zurückgewiesen worden, so soll damit durchaus nicht behauptet werden, dafs nicht noch manches besser werden könnte. Die Kenntnisse, welche die angehenden Studierenden von dem Gymnasium mitbringen, sind allzu geringe und lückenhafte. Denn dafs die Gymnasialabiturienten weder die leichtesten Fragen auf französisch oder englisch stellen, noch die an sie gerichteten Fragen leicht und ohne zu stocken oder jungfräulich zu erröten beantworten können; dafs sie weder sichere Kenntnis in der Formenlehre, geschweige denn in der Syntax besitzen, noch den einfachsten Gedanken auf gut französisch (oder englisch) zu Papier zu bringen, ja, dafs sie nicht einmal sechs Wörter hintereinander korrekt auszusprechen im stande sind, das zu beweisen mache ich mich, nach den an hiesiger Universität seit sieben Jahren gemachten Erfahrungen, zu jeder Zeit und bei jedem neu in die Hochschule eintretenden Studenten anheischig. Diesen bereits früher von mir gemachten Ausspruch werde ich nicht müde werden zu wiederholen, bis Anstalten getroffen werden, um solch haltlosen Zuständen endlich einmal ein Ende zu machen. Möchten doch meine ernstgemeinten, eindringlichen Mahnworte ihre Wirkung auf alle Gebildeten, namentlich auf alle Väter, welche Söhne in den Gymnasien haben, nicht verfehlen!

Der im Vorhergehenden konstatierte überaus grofse Mangel an neusprachlichen Kenntnissen, unter welchen die abgehenden Gymnasiasten leiden, ist nun, wie überhaupt für einen jeden, der sich zur Klasse der Gebildeten rechnen kann, so namentlich für alle diejenigen empfindlich, welche auf der Universität das Fach der neueren Sprachen als ihr Fachstudium ergreifen. So kommt es denn auch, dafs das in der Staatsprüfung von den Examinatoren hinsichtlich der wissenschaftlichen und der praktischen Ausbildung verlangte Ziel verhältnismäfsig nur von wenigen Kandidaten erreicht wird, und zwar nur von den begabteren oder von denen, welche sich einer aufsergewöhnlichen Arbeitskraft rühmen können. Manche Kandidaten — man kann sagen: fast alle diejenigen, welche in der Prüfung die dritte Note erhalten — erreichen ihr Ziel nur unter teilweiser Schädigung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung. Denn um die grofsen Lücken ihres Wissens in der französischen Formen- und Satzlehre auszufüllen, um sich eine korrekte, reine Aussprache, einen fliefsenden französischen Stil zu erarbeiten, um eine ihnen ganz neue Sprache — das Englische — bis zur sicheren Beherrschung zu lernen, sind sie gezwungen, während der Universitätszeit einen grofsen Teil ihrer Zeit auf diese rein formale praktische Seite des Studiums zu verwenden, also auf Dinge, welche ihnen beim Eintritt in die Hochschule der Hauptsache nach schon ganz geläufig sein sollten. Die bayrischen Studierenden der neueren Sprachen befinden sich also in einem wenig erfreulichen Dilemma. Entweder lassen sie sich während ihrer Universitätszeit nur die Förderung ihrer theoretischen, philologisch-historischen Ausbildung angelegen sein, laufen dann aber die gröfste Gefahr, bei der Hauptprüfung durchzufallen. Oder sie erringen sich mit unendlicher Mühe während ihrer Studienzeit vor allem eine relative Vollkommenheit nach der praktischen Seite hin, schädigen dann aber sicherlich ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit und laufen wiederum grofse Gefahr, das Examen nicht zu bestehen. Einerseits kann nun kein Zweifel darüber herrschen, dafs auf der Universität das Hauptgewicht auf die wissenschaftliche, die philologisch-historische Seite der neusprachlichen Studien gelegt werden mufs. Andererseits hat aber der Staat ein Interesse daran, nur solche Kandidaten zur Ausübung der praktischen Lehrthätigkeit zuzulassen und anzustellen, welche neben einer gründlichen theoretischen, philologisch-historischen (also auch

litterarischen) Bildung den vollgültigen Nachweis einer sicheren mündlichen und schriftlichen Beherrschung der von ihnen als Fachstudium gewählten Sprache erbracht haben. Soll die Brauchbarkeit der Lehrer in der Schule nicht leiden, so dürfen, meiner unmafsgeblichen Ansicht nach, unter keinen Umständen die Anforderungen an die praktischen Fähigkeiten niedriger gestellt werden, als es bisher der Fall gewesen ist. Wie kann nun da geholfen werden? Meines Erachtens dadurch, dafs man

1) die beiden Fächer trennt, also statt eines „Examens in den neueren Sprachen“ ein „Examen in französischer“ und ein „Examen in englischer Philologie“ einrichtet, in welchen die Kandidaten zugleich genügende Kenntnisse im Lateinischen, in der historischen deutschen Grammatik und in der Geschichte nachweisen müfsten,

2) das Triennium in ein Quadriennium verwandelt,

3) die Vorbildung, welche die Studierenden vom Gymnasium zur Universität mitbringen, durch Zuweisung einer gröfseren Stundenzahl und Einführung einer besseren, rationelleren Unterrichtsmethode zu heben sucht.

Die Besprechung einiger anderer, der jetzigen Prüfungsordnung anhaftenden Mängel, um deren Beseitigung die letzte Prüfungskommission gebeten hat, würde hier zu weit führen.

Was den unter Nr. 1 gemachten Vorschlag anlangt, so ist die Ausführung desselben sowohl im Interesse des Staates, als auch in dem der Kandidaten selber dringend geboten, ja absolut notwendig. Denn eine derartige Änderung der Prüfungsordnung würde den letzteren den unschätzbaren Vorteil gewähren, sich nur auf e i n Gebiet konzentrieren, sich also ganz zu Romanisten, resp. Germanisten, ausbilden zu können, ihnen zugleich aber auch die nötige Zeit lassen, sich eine hinreichende Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck des Französischen, resp. des Englischen, anzueignen.

Wir kehren noch einmal zu dem Anonymus zurück, von dem es unverantwortlich ist, dafs er den Schein zu erwecken sucht, als wolle ich gegen die klassische Philologie als solche ankämpfen, während ich doch nur gegen die „Alleinseligmachungstheorie“ zu Felde gezogen bin. Was hat aber, um aller guten Geister willen, die Bekämpfung dieser Theorie mit der Liebe zum klassischen Altertum zu thun, mit der klassischen Philologie als solcher, mit der freudigen Anerkennung ihrer Verdienste um „Technik, Methode, Textkritik und Interpretation“ (S. 10)? Welcher Neuphilolog hat das jemals geleugnet? Nicht einen einzigen wird der Anonymus zu nennen im stande sein! Ein nicht so voreingenommener, nicht so blindlings dreinschlagender Gegner hätte wissen müssen, dafs, meiner Ansicht nach, ein erfolgreiches Studium der neueren Sprachen nur auf Grundlage einer genauen Kenntnis des klassischen Altertums möglich ist. Es klingt wahrlich nicht besonders aggressiv, wenn ich sage, „dafs die Jetztzeit immer wieder auf die Griechen und Römer zurückgehen und dahin streben müsse, den Zusammenhang mit dem klassischen Altertum zu erhalten, in welchem ja die moderne Bildung zum grofsen Teile ihre Wurzeln finde“ (Sprachw. S. 28), oder wenn ich an einer anderen Stelle die Ansicht ausspreche, „dafs das Sprachstudium der Griechen und Römer einen trefflichen Gewinn an Verstandesbildung, eine tüchtige Übung im scharfen, klaren, logischen Denken gewähre, und dafs die klassischen Sprachen in ästhetischer Beziehung unübertroffen dastehen“ (Sprachw. S. 28). Es ist sehr bedauerlich, dafs der Anonymus aus der Rumpelkammer seiner Argumentation Waffen hervorgeholt hat, die allzu rostig sind, und dafs er über meine Bestrebungen Angaben zu verbreiten für gut findet, die den wirklichen Thatsachen schnurstracks entgegenlaufen! Ist das ein ehrlicher Kampf? Aus meinen früheren Schriften hätte der Anonymus wissen müssen, dafs ich keineswegs die Ansicht derjenigen — und ihre Zahl ist nicht gering — teile, welche in dem Studium gerade der neueren Sprachen ein ge-

nügendes, in seiner Art vollkommenes und der jetzigen Zeit mehr entsprechendes Bildungsmittel erblicken, welche mit Montaigne der Meinung sind, dafs die Kenntnis der klassischen Sprachen um einen zu hohen Preis erkauft wird, und welche diese Sprachen daher am liebsten ganz aus dem Gymnasium verdrängen und die neueren Sprachen an ihre Stelle setzen möchten. Bereits 1876 bin ich dieser extremen Ansicht, wie gesagt, entgegengetreten, „da dieselbe, in die Praxis übertragen, nur zum Schaden für die Jugend führen würde“ (Sprachw. S. 27). Wofür ich aber kämpfe, ist folgendes: Unsere deutsche Jugend soll die durch das Studium des klassischen Altertums gewonnene Bildung in doppelter Weise ergänzen und vervollständigen. Durch gründliches Studium in der Geschichte, sowie in deutscher Sprache und Litteratur, soll sie sich zunächst die Kultur des eigenen Volkes zum vollen Verständnis zu bringen suchen; dann soll sie aber auch die Hauptbildungselemente der übrigen modernen Kulturvölker in sich aufnehmen und dahin streben, sich einen klaren Einblick in das geistige Leben derjenigen gleichzeitigen Nationen zu verschaffen, mit denen sie — und wir alle — in der engsten, vielseitigsten Wechselwirkung stehen. Ist das etwa ein unbilliges Verlangen? Gewifs nicht. Giebt man dies aber zu, so erkennt man damit auch die Verpflichtung der Schule an, das Studium der neueren Sprachen zu einem wahrhaft bildenden zu machen.

Nun kann man sich aber der Wahrnehmung nicht verschliefsen, dafs die Mehrzahl der bayrischen Gymnasialdirektoren gerade diese Verpflichtung nicht in ihrem ganzen Umfange erkennen. Denn bisher hat niemand davon gehört, dafs sie, sei es mittelst öffentlicher Diskussion in den Gymnasiallehrer-Versammlungen, oder in eigenen Schriften, oder in gemeinsamen Petitionen an die Unterrichtsbehörden, je auf eine Vertiefung des neusprachlichen Unterrichts, auf Einführung einer rationelleren als der bisher üblichen, rein empirischen Methode, auf einen durch gröfsere Stundenzahl ermöglichten energischeren Betrieb dieser Studien, auf Beseitigung der wissenschaftlich ungebildeten Lehrer gedrungen hätten. Wäre das geschehen, wären sie einmütig in dieser Richtung vorgegangen, bekennten sie sich überhaupt zu der Ansicht, dafs der Unterricht in den neueren Sprachen ein wahrhaft bildender sein könne — es darf keinen Augenblick gezweifelt werden, dafs es bereits jetzt um den neusprachlichen Unterricht an den deutschen Gymnasien besser stünde.

Nur ein blödes Auge kann sich darüber täuschen, dafs den Gymnasien in ihrer jetzigen Verfassung von allen Seiten die entschiedensten Feinde erwachsen sind. Das beweist zur Genüge die in den letzten Jahren massenhaft angewachsene Litteratur über die Gymnasial- resp. Realschulfrage, das beweisen ferner die stets aggressiver auftretenden Fürsprecher für freiere Bewegung und gröfsere Berechtigungen der Realgymnasien und ihrer Absolventen.

Unter solchen Verhältnissen scheint es mir grundfalsch zu sein, wenn die extremen Verteidiger der Gymnasien, den eigensinnigen Kindern vergleichbar, sich die Ohren zuhalten und sagen: „Ich will nichts hören, ich mag nichts hören.“ Die Ansicht unseres Anonymus betreffs der Gymnasien: sint ut sunt (S. 32) ist den wahren Interessen unserer Nation nicht entsprechend. Um so erfreulicher ist es zu vernehmen, dafs auf der Versammlung der am 8. und 9. Juni vorigen Jahres tagenden sächsischen Gymnasialrektoren es von vielen Seiten für unbedenklich erklärt wurde, dem lateinischen Unterrichte in jeder Klasse eine Stunde zu entziehen, da nur durch eine Vermehrung der wöchentlichen Stundenzahl dem Französischen die ihm gebührende und den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Stellung angewiesen werden könne.

Die Neuphilologen sind also keineswegs Gegner der Gymnasien, wohl aber halten sie es für ihre Pflicht, den modernsprachlichen Unterricht so einzurichten, dafs er das Seinige zu der in den höheren Lehranstalten an-

gestrebten tieferen, ernsteren Geistesbildung beitrage, und dafs ihm, in Professor Körtings Worten, ein gediegenerer Inhalt, ein würdigeres Ziel und eine bessere Methode gegeben und damit auch ein besserer Erfolg erzielt werden könne; wohl halten sie es für eine unabweisbare Pflicht, die den Lehrern der neueren Sprachen hier und da bereiteten Hemmnisse zu beseitigen, welche nur zu sehr dazu geeignet waren, ihre Berufsfreudigkeit zu beeinträchtigen und ihre Erfolge beim Unterrichte zu schmälern; wohl halten sie es schliefslich für ihre Pflicht, das humanistische Gymnasium, wie mir ein Fachgenosse schreibt, auf eine den heutigen Verhältnissen entsprechendere Entwickelungsbahn hinzudrängen. Es mag wohl noch manchen Straufs kosten, ehe wir das erstrebte Ziel erreichen. Dafs wir es aber erreichen werden, ist nur noch eine Frage der Zeit. Ja, es kann sein, dafs eine unseren Wünschen günstige Wendung der Dinge eher eintritt, als wir alle hoffen, respektive fürchten.

Ein Quidproquo.

Im ersten Bändchen der „Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke“ (Münster, Theifsing), enthaltend „Histoire de Théodose le Grand par Fléchier“, wird p. 8 von den Bedrängnissen des römischen Britanniens (im Text „Angleterre“ genannt) und insbesondere von den Einfällen der Pikten und Skoten berichtet, worauf es weiter heifst: „Cette nouvelle étonna l'empereur (Valentinien), et lui donna de grandes inquiétudes. Il commanda à Théodose, père de celui dont nous écrivons l'histoire, de passer dans cette île, avec les troupes qui s'étaient avancées de ce côté-là, le jugeant seul capable de remettre en meilleure état une affaire qui paraissait désespérée. Théodose partit en diligence, et mena son fils avec lui, pour lui apprendre le métier de la guerre. Il assembla à Bologne l'armée qu'on lui avait destinée, et passant la mer avec une confiance qui semblait répondre de l'évènement, il s'avança vers Londres, et chercha les ennemis pour les combattre.“ Zu „Bologne“ findet sich in der angehängten „Erläuterung der Eigennamen“ die Bemerkung: „Bononia, Bologna, St. in Oberitalien.“ Es läfst sich leicht zeigen, dafs diese Erklärung auf einem gröblich gedankenlosen Mifsverständnis beruht. Man vergegenwärtige sich die Sachlage: Britannien ist von allen Seiten bedroht; der Kaiser ernennt Theodosius den Älteren zum Befehlshaber der zum Schutze der Inselprovinz (cette île) bestimmten und bereits auf dem Marsche dahin befindlichen Truppen (avec les troupes qui s'étaient avancées de ce côté-là) etc. Theodosius sammelt diese Truppen bei „Bologne“, setzt mit ihnen übers Meer und rückt gegen London vor. Kann man nun vernünftigerweise annehmen, die für die britannische Expedition bestimmten Truppen hätten sich bei Bologna in Oberitalien versammelt, um von hier aus die Seereise nach Albion zu machen? Läfst der ganze Zusammenhang hieran auch nur denken? Offenbar nicht. Es ist augenscheinlich unter „Bologne“ zu verstehen Boulogne-sur-mer, das latein. ebenfalls Bononia, auch Bolonia hiefs.

Felix Zvěřina.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschule. (München, Lindauer.) 70 Pf.

K. Kühn, Zur Methode des franz. Unterrichts. Ein Beitrag zur Reform des Sprachunterrichts. (Wiesbaden, Bergmann.) 1 Mk.

Lexikographie.

Glossarium mediæ et infimæ latinitatis conditum a Carolo Dufresne, Domino Du-Cange, dig. Henschel. Ed. nova aucta a L. Favre. Fasc. I. (Niort, Favre.)

F. Kurschat, Wörterbuch der littauischen Sprache. (Halle, Waisenhaus.) 12 Mk.

R. Barcia, Primer Diccionario general etimológico de la lengua española. T. IV. (Madrid, J. M. Faquineto.)

Grammatik.

Fr. Kern, Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen. (Berlin, Nicolai.) 1 Mk. 80 Pf.

P. Gellrich, Remarques sur l'emploi de l'article en vieux français. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 80 Pf.

P. Nissen, Der Nominativ der verbundenen Personalpronomina in den ältesten franz. Sprachdenkmälern. (Kiel, Lipsius & Fischer.) 1 Mk. 60 Pf.

R. Morris, Elementary lessons in historical English grammar, containing Accidence and Word Formula. (London, Macmillan.) 2 sh. 6 d.

H. Sachs, Die gesprochenen Laute der engl. Sprache und die Schriftzeichen, welche zur Darstellung derselben benutzt werden. Eine wissenschaftliche Behandlung der Aussprache des Englischen. (London, Leipzig, Hartmann.) 3 Mk. 50 Pf.

Litteratur.

G. Brandes, Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt. 5. Bd. Die romantische Schule in Frankreich. (Leipzig, Veit.) 8 Mk. 60 Pf.

E. Brenning, Geschichte der deutschen Litteratur. (In 10 Lfgn.) I. Lfg. (Lahr, Schauenburg.) 1 Mk.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. Hrsg. v. ten Brink, Martin und W. Scherer. 31. Heft Inhalt: Nibelungenstudien v. R. Henning. (Strafsburg, Trübner.) 6 Mk.

H. Ruete, L. H. C. Hölty. Sein Leben und Dichten. (Guben, Berger.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Normann, Perlen der Weltlitteratur. Ästhetisch krit. Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. (16 Lfgn.) I. Lfg. (Stuttgart Levy & Müller.) 50 Pf.

F. Brunetière, Nouvelles études critiques sur l'histoire de la littérature française. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.

English Charlemagne Romances (Early E. Text Soc.) 15 sh.

E. Kölbing, Die nordische und die englische Version der Tristan-Sage. (Heilbronn, Henninger.) 12 Mk.

F. A. Kemble, Notes upon some Shakespeare's Plays. (London, Bentley.)

E. Engel, Geschichte der engl. Litteratur. I. Lfg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.

A. Bartoli, Geschichte der italienischen Litteratur. Autoris. deutsche Übers. von E. v. Reinhardstöttner. I. Bd. (Hamburg, Vofs.) 4 Mk.

Hilfsbücher.

J. K. J. Rinne, Theoretische deutsche Idealstillehre, philosophisch und sprachlich neu entwickelt. (Stuttgart, Koch.) 4 Mk. 10 Pf.

J. K. J. Rinne, Organismus der Stil- und Aufsatzlehre. (Stuttgart, Koch.) 1 Mk. 80 Pf.

J. K. J. Rinne, Methodisch-praktische Stil- und Aufsatzlehre. (Stuttgart, Koch.) 2 Mk. 40 Pf.

J. Adelmann, Praktisches Lehrbuch der englischen Sprache. I. K. 1. Abteil. (Altenburg, Pierer.) 1 Mk.

A. Gärtner, Systematische Phraseologie der englischen Umgangssprache. (Bremen, Hollmann.) 2 Mk.

Die Robin-Hood-Balladen.

Ein Beitrag zum Studium der englischen Volksdichtung.

Die Gestalt des kühnen outlaw Robin Hood ist im englischen Volke Jahrhunderte hindurch in zweifacher Beziehung bekannt und beliebt gewesen — als eine der typischen Erscheinungen bei den in früheren Jahrhunderten in England eifrig gepflegten Maispielen, und vor allem als Mittelpunkt eines grofsen Balladencyklus.

Die ältesten auf Robin Hood bezüglichen Volkslieder sind wahrscheinlich etwa um das Ende des 12. Jahrhunderts entstanden. Seit jener Zeit wuchs die Zahl der Robin-Hood-Balladen von Generation zu Generation immer schneller, bis etwa zu Anfang des 16. Jahrhunderts Robins eigentliche Popularität nachzulassen begann, so dafs fernerhin nur noch Balladen von geringerem Werte entstanden, und infolge dessen auch die Zahl der neu entstehenden allmählich wieder abnahm. Die allerletzten Ausläufer des vorliegenden Zweiges der englischen Volksdichtung erstrecken sich bis fast auf den heutigen Tag, und Robin Hoods Persönlichkeit hat Aussicht, immer noch weiter fortzuleben durch die inhaltlich aus den alten Balladen schöpfenden Prosaerzählungen von den lustigen Streichen Robins, an welchen sich die englische Jugend noch recht ergötzt, und in weiteren Kreisen z. B. auch dadurch, dafs Walter Scott ihn in der bekannten Figur des Loxly in seinem vielgelesenen Roman „Ivanhoe“ eingeführt hat.

Neben anderen alten Balladen wurden auch die von Robin Hood zuerst im 18. Jahrhundert gesammelt und in handlichen Ausgaben einem gröfseren Leserkreise zugänglich gemacht.

Schon *Percy* teilte in seinen „Reliques of Ancient English Poetry“ wenigstens eine auf Robin Hood bezügliche Ballade „Robin Hood and Guy of Gisborne“ aus seinem grofsen Foliomanuskript mit, und leitete sie durch einige Bemerkungen über Robin Hood ein.

Ritson bot sodann schon im Jahre 1795 in seinem Buche „Robin Hood: A Collection of all the ancient Poems, Songs, and Ballads, now extant, relative to that celebrated English Outlaw. To which are prefixed Historical Anecdotes of his Life. II vls.“ nicht nur, wie der Titel verspricht, eine für seine Zeit vollständige Sammlung aller auf unseren Helden bezüglichen Gedichte, Lieder und Balladen, sondern gleichzeitig in den Notes und Illustrations referred to in the foregoing Life (Bd. I, S. XIV—CXVIII) eine Fülle von Material für alle auf die Person Robins bezüglichen Untersuchungen. Er selbst benutzte dasselbe nur, um daraus eine recht sonderbare Skizze von Robin Hoods Leben zu entwerfen.

Ein richtiges Urteil über Ritsons Leistungen und Verdienste giebt *Anastasius Grün*. Seine Worte lauten: „J. Ritson, dessen ausführliche, im Jahre 1795 erschienene Biographie Robin Hoods mehr von dem bienenartigen Sammlerfleifse des Verfassers, der sich keine, auf seinen Helden irgend bezügliche Notiz entgehen liefs, als von kritischer Sichtung des Materials zeugt etc.“,* und weiter unten: „das unbestreitbare Verdienst der ersten thunlichst vollständigen gesammelten Ausgabe aller über Robin Hood auffindbaren Volkslieder gebührt aber dem fleifsigen Sonderling J. Ritson, welcher es zugleich unternahm, jenes bereits mehrfach citierte Lebensbild zu zeichnen, dessen hier und da allzu kühne Konturen eine spätere Kritik zwar auf die richtigen Umrisse zurückführen darf, ohne jedoch des Dankes zu geschweigen, den sie ihm für die Reichhaltigkeit des zu Tage geförderten Materials schuldet“ (a. a. O. S. 45).

Mit der Geschichte des auf Robin Hood bezüglichen Balladencyklus beschäftigt sich *E. Barry* in seiner „Thèse de Littérature sur les Vicissitudes et les Transformations du Cycle

---

* *A. Grün*, Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern. Stuttgart 1864. S. 4.

populaire de Robin Hood, Paris 1832“. *Wright* kritisiert diese Arbeit richtig, wenn er sagt: „Mr. Barry has treated his subject with cleverness and ingenuity; but unfortunately he wanted materials, and was thus deficient in a knowledge of that on which he wrote. He does not appear to have read any more of the older ballads than that of Robin Hood and the Potter, not having seen that printed in the last edition of Ritson's Robin Hood, under the title of Robin Hood and the Monk, nor even that most important poem the ‚Lytell Geste‘.“ *

Barry benutzt besonders die Sammlung von *Percy* (s. o.): *Jamieson*, Rob., Popular Ballads and Songs (1806) und *Evans*, Thom., Old Ballads, 2 vols. 1777, 4 vols. 1784, neu herausgegeben 1810. — Ritsons Sammlung war ihm nicht zugänglich.

Jamieson und Evans, sowie spätere Herausgeber, *Gutch* und *Child*, haben zu den in Ritsons Sammlung bereits edierten Balladen nur wenige bis dahin unbekannte hinzugefügt.

Aufser den bisher erwähnten Arbeiten von Ritson, Barry, Wright etc. sind als ausführlichere Untersuchungen über Robin Hood und die Robin-Hood-Balladen vorwiegend noch zu nennen:

J. Hunter, Critical and Historical Tracts. Nr. 4. „The Ballad Hero, Robin Hood.“ June 1852.

Kuhn, Haupts Z. f. d. A. V, 472, „Wodan“.

Child, Fr. J., English and Scottish Ballads vol. V. Introduction pag. VII—XXXIII. 1861.

A. Grün, Robin Hood (s. o.).

Hales, Introduction to the Robin Hood ballads in der Ausgabe von Bishop Percys Foliomanuskript.

Auch *Thierry* in seiner „Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands“ beschäftigt sich mit Robin Hood. Ritson, Hunter und Thierry forschen ernstlich nach Robin Hoods näheren Lebensumständen. Die Resultate dieser drei Untersuchungen sind sehr verschieden und beschränken sich auf Hypothesen, weil für die ersten Jahrhunderte, in welchen Robin Hood auftritt, kein genügendes Material vorhanden ist.

---

* *Thomas Wright*, Essays on subjects connected with the Literature, Popular Superstitions and History of England in the Middle Ages. In two vols. London 1846.

Essay XVII „On the popular cycle of the Robin Hood ballads.“

Während Thierry und Barry Robin Hood für einen Anführer der rebellischen Sachsen halten, welche sich nur gezwungen den normannischen Eroberern unterwerfen, weifs Hunter unter der Regierung Edwards II. den Namen Robin Hood nachzuweisen und glaubt in dem Träger dieses Namens unseren Helden erkennen zu dürfen. Nachdem Wright schon die Ansicht ausgesprochen hatte, dafs Robin Hood ursprünglich eine der alten germanischen Gottheiten sei, brachte Kuhn gewichtige Gründe vor für die Annahme, dafs Robin Hood auf Wodan zurückzuführen sei. Nach ihm berücksichtigten auch Child, Grün und Hales diese Frage. Es ist schwierig, zwischen den verschiedenen Ansichten, welche alle mehr oder weniger begründet sind, einen festen und sicheren Standpunkt einzunehmen. Wir unterlassen es daher, uns nach dieser Seite hin über Robin Hood weiter zu verbreiten, und suchen vielmehr im Folgenden, soweit es auf Grund des vorliegenden Materials möglich ist, die Frage zu beantworten:

„Was war Robin Hood in den verschiedenen Jahrhunderten? Wie hat sich also seine Gestalt geändert, und welchen Entwickelungsgang hat der sich um ihn gruppierende Balladencyklus genommen?“

Als erste Arbeit ergiebt sich von selbst die Sichtung des Materials, d. h. die Prüfung desselben auf seine Glaubwürdigkeit, und da wir bei den meisten Quellen von subjektiver Glaubwürdigkeit ganz absehen müssen, so haben wir vor allem darauf zu achten, wie nah oder fern die Quellen zeitlich den Thatsachen oder Begebenheiten stehen, über welche sie berichten.

Das Material, welches wir bei unserer Untersuchung zu Grunde zu legen haben, besteht für die älteste Zeit, aus welcher uns keine Balladen erhalten sind, obgleich ihre Existenz belegt ist, aus Stellen aus Chroniken, Gedichten u. s. w. In späteren Jahrhunderten treten zu derartigen Anspielungen oder längeren Auslassungen über Robin Hood als wichtigstes Material die zahlreichen Balladen. Im Volke entstanden, wurden die Balladen zunächst mündlich über ganz England und Schottland verbreitet. Nur selten scheint man sie niedergeschrieben zu haben, und dies mag teilweise der Grund sein, dafs uns nur so wenige Balladen handschriftlich, die ältesten überhaupt gar nicht erhalten sind,

Nachdem durch die Buchdruckerkunst ein Mittel zur leichteren Vervielfältigung gegeben war, finden wir alsbald auch Drucke von Balladen vor. Zunächst tritt uns der bekannte Cyklus von Robin-Hood-Balladen „A Lytell Geste of Robyn Hode“ entgegen. Später druckte man mit Vorliebe auf einzelne lose Blätter, welche über alle Teile der Insel verbreitet wurden. Nicht wenige dieser alten Drucke (black letter copies) sind uns in den Sammlungen von Wood, Pepys u. s. w. erhalten. Doch auch um diese Zeit wurden noch handschriftliche Sammlungen angelegt und vor allem kommt auch bei unserem Gegenstande das um 1650 niedergeschriebene Percy-Foliomanuskript in Betracht. Manche Balladen, jedoch meistens neuere, sind uns endlich nur in späteren gedruckten Balladensammlungen, Balladenkränzen (garlands), wie man sie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorfindet, überliefert, und einen kleinen Rest haben die Editoren niedergeschrieben, so wie sie im Volke noch mündlich cirkulierten.

Handschriftliche Quellen sind:

I. Public Library of the University of Cambridge (F f 5, 48), darin: Tale of Robin Hood oder *Robin Hood and the Monk*, Child S. 1—16.

Eine Beschreibung der Handschrift findet sich bei Hartshorne (Ancient Metrical Tales p. 10 ff.), sie enthält aufser unserem Gedicht noch 27 andere, darunter The Turnament of Tottenham und A Tale of king Edward and the Shepherd.

II. Public Library of the University of Cambridge (E e 4, 35), darin: *Robin Hood and the Potter*, Child S. 17—32.

III. Das Foliomanuskript des Bischofs Percy, herausgegeben von J. W. Hales und Fr. J. Furnivall. 1867. (3 Bände.) Darin finden sich Fragmente von folgenden Balladen:

1) *Robin Hood, A Beggar and the three Squires*, Titel von den Herausgebern. (Fragm[t] of y[e] Ballad of Robin Hood and the Old Man or rather the Beggar.) Percys Titel I, S. 13.

2) *Robin Hood and the Butcher.* Percys Titel I, S. 19.

3) *Robine Hood and ffryer Tucke* I, S. 26.

4) *Robin Hood and the Pindar of Wakefield* (Percys Titel) I, S. 32.

5) *Robin Hood and Quene Kath*[*-erine*] I, S. 37.

6) *Little John, the Beggar, and the three Palmers.* Titel der Herausgeber des Manuskripts. (Fragm[t] Little John and the four Beggars.) Titel von Percy I, S. 47.

7) *Robin Hoode his death* I, S. 50.

8) *Guye : of : Gisborne :* II, S. 227.

IV. Mrs. Brown's manuskript.

Enthält: *Rose the Red and White Lilly*, Child S. 173.

V. A volume of Manuskript ballads, collected, as Mr. Collier (the owner) conjectures about the date of the Protectorate (s. Child S. 234).

Enthält: *Robin Hood and the Peddlers*, Child S. 243.
Robin Hood and the Tanner's Daughter, Child S. 334.

Alte Drucke (black letter copies).

I. A Lytell Geste of Robyn Hode, Child S. 42—123.

Nach Hazlitt, Handbook of English Literature, existieren folgende Kopien dieses Cyklus:

1) *Adv. Lib. Edinburgh* 4°. A geste of Robyn hode, von W. Chepmann and A. Myllar, ca. 1508.

Ein grofses Fragment in facsimile by the Messrs. Laing, Edinburgh 1826, nach einem Ende des vorigen Jahrhunderts wieder entdeckten Band of poetical tracts, welche Chepmann und Myllar im Jahre 1508 herausgaben; von Ritson nicht benutzt.

2) a) *Publ. Library. Cambridge* 4°. 32 leaves. Here begynneth a lytell geste of Robyn hode, by *Wynken de Worde* ca. 1520?

Hiernach druckt Ritson, indem er aufserdem besonders 3 a) und 3 b) benutzt.

b) *Bodleian Doucés fragm.* A lytell Geste . . . 4° Printed with the same types as *W. de Worde's* edits, of Memorare Novissima.

Wahrscheinlich das Fragment, von welchem Ritson sagt: by the favour of the reverend Dr Farmer the editor had in his hands and gave to Mr. Douce a few leaves of an old 4to black letter impression, by the above Wynken de Worde.

3) a) *Br. Museum* (*Garrick*) 4to 34 leaves. A mery geste of Robyn Hoode and of hys lyfe, wyth a newe playe for to be played in Maye games very plesaunte and full of pastyme. *by Wyllyam Copland.*

Von Ritson benutzt.

b) A merry Jest of Robin Hood and of his life with a newe play for to be plaied in Maygames. Printed for *Edward White* 4to (ca. 1610). Licensed to E. White, May 13, 1594.

Von Ritson benutzt.

II. In der Sammlung von Anthony a Wood (1632—1695) sind erhalten:

1) *Robin Hood and the Butcher*, Child S. 33.
2) *Robin Hood and the Tinker*, Child S. 230.
3) *Robin Hood and the Stranger*, Child S. 404.
4) *Robin Hood's Chase*, Child S. 320.
5) *Robin Hood's Delight*, Child S. 211.
6) *Robin Hood and the Beggar*, Child S. 251.
7) *Robin Hood and Maid Marian*, Child S. 372.
8) *Little John and the Four Beggars*, Child S. 325.
9) *Robin Hood and Queen Katherine*, Child S. 312. Aufserdem in „a private collection“.
10) *Robin Hood and the Shepherd*, Child S. 238. Aufserdem in coll. of Th. Pearson, esq.
11) *The Jolly Pinder of Wakefield, with Robin Hood, Scarlet and John*, Child S. 204. Aufserdem in *two* other copies in the British Mus.
12) *The Noble Fisherman, or, Robin Hood's Preferment*, Child S. 329. Aufserdem in a) British Mus., b) a private coll.
13) *Robin Hood and the Curtall Fryer*, Child S. 271. Aufserdem in Pepysian Libr. (1610).
14) *Robin Hood's Golden Prize*, Child S. 303.
15) *Robin Hood and the Bishop*, Child S. 298.
16) *Robin Hood and the Tanner*, Child S. 223.
17) *Robin Hood's rescuing Will Stutly*, Child S. 283.

14 bis 17 aufserdem in Collection of old Ballads. 1721.

18) *Robin Hood's Progress to Nottingham*, Child S. 290. Aufserdem in copies in the Boxburghe coll., benutzt von Gutch.

19) *A True Tale of Robin Hood*, Child S. 353. Aufserdem in a copy from Mr. Collier, benutzt von Gutch.

III. In der Sammlung des Major Thomas Pearson (British Mus.) sind erhalten:

20) *Robin Hood's Birth, Breeding, Valour and Marriage*, Child S. 343.

21) *Robin Hood and Allin a Dale*, Child S. 278. Vgl. aufserdem Nr. 10.

Nr. 20 und 21 sind ebenfalls in „Collection of old Ballads" vorhanden.

Die übrigen uns erhaltenen Balladen, soweit sie nicht von den Herausgebern nach mündlichem Vortrag niedergeschrieben sind, finden sich in späteren gedruckten Sammlungen:

A Collection of Old Ballads 1721

enthält, wie wir sehen, Nr. 14, 15, 16, 17, 20 und 21. Nur in dieser Sammlung findet sich:

22) *Robin Hood and Little John*, Child S. 216.

Die verschiedenen Kopien der

Balladenkränze (Garlands)

enthalten:

23) *Robin Hood rescuing the Widows three Sons*, York Ed. Child S. 261.

24) *Robin Hood and the Ranger*, York Ed. Child S 207.

25) *Robin Hood and the Golden Arrow*, Aldermary Churchyard Ed. Child S. 383.

26) *Robin Hood rescuing the three Squires*, Aldermary Churchyard Ed. Child S. 267.

27) *Robin Hood and the Valiant Knight*, Aldermary und York copy. Child S. 388.

28) *The King's Disquise and Friendship with Robin Hood*, Aldermary und York copy. Child S. 376.

29) *Robin Hood and the Bishop Hereford*, Aldermary und York copy. Child S. 204.

30) *Robin Hood's Death and Burial*, Two York copies. Child S. 308.

31) *Robin Hood and the Beggar*, Newcastle copy. Aberdeen copy (Ashmol Mus.), benutzt von Gutch. Child, S. 187.

32) *Robin Hood and the Scotchman*, cf. Nr. 3, Teil II. Irish Garland (Monaghan). Child S. 418.

Von den Herausgebern wurden gesammelt:

33) *The Birth of Robin Hood*, zuerst bei Jamieson. Child S. 170.

34) *The Wedding of Robin Hood and Little John*, zuerst bei Kinloch. Child S. 184.

35) *The Birth of Robin Hood*, zuerst bei Buchan. Child S. 392.

36) *Rose the Red, and White Lillie*, zuerst bei Buchan. Child S. 396.

37) *The Bold Pedlar and Robin Hood*, zuerst bei Dixon. Child S. 248.

Die in Betracht kommenden Ausgaben sind folgende:

Percy, Reliques of Ancient English Poetry. 1. Ausgabe 1765.

Ritson, Robin Hood. 1. Ausgabe 1795. 2. Ausgabe 1831, besorgt von Madden.

Scott, Minstrelsy of the Scottish Border 1802.

Jamieson, Popular Ballads 1806.

Kinloch, Ancient Scottish Ballads 1827.

Hartshorne, Ancient Metrical Tales 1829.

Buchan, Ancient Ballads and Songs of the North of Scotland 1829.
Gutch, A Lytell Geste of Robin Hood 1847.
Dixon, Ancient Poems, Ballads, and Songs of the Peasantry of England. Percy Soc. vol. XVII.
Child, English and Scottish Ballads 1861.
Percys Folio-Manuskript Bd. I, 1867, Bd. II u. III, 1868.

Die ältesten Balladen.

Die erste uns zugängliche Erwähnung unseres Helden dürfte die von Ritson I, S. XLIX citierte Stelle sein: „Prioris Alnwicensis de bello Scotico apud Dumbarr, tempore regis Edwardi I. dictamen sive rithmus Latinus, quo de Willielmo Wallace, Scotico illo Robin Whood, plura sed invidiose canit." Am Rand steht die Bemerkung: 22. Juli 1304. 32. E. 1. Regist. Prem. fol. 59. a. Es bleibt unklar, worauf sich dieselbe bezieht. Die Orthographie Whood für Hood findet sich auch in der stehenden Formel „Robin Whood in Barnwood stood", wie sie von Ritson zuerst belegt wird. (I, S. XC.)

Dafs Robin Hood gegen Ende des 14. Jahrhunderts, um 1377, schon in zahlreichen Liedern besungen wurde, bezeugt Langland in seinem Gedicht „Vision concerning Pierce the Plowman." B Text. Pass. V. Z. 401—403:

I can nouȝte perfitly my paternoster as the prest it singeth
But I can *rymes of Robyn hood* and Randolf erle of Chester.

In demselben Gedichte (A Text, Z. 242) lesen wir:

Robert ȝe Robbour on Reddite he lokede
And for þer nas not Wherwith he wepte full sore.

Dieser „Robert der Räuber" ist wohl nicht unser Robin, sondern eine selbständige Figur, und von ihm wird auch die häufig auftretende Bezeichnung Robartesmen, Robertesmen, Roberdsmen für gewöhnliche Räuber herrühren, welche man auf Robin Hoods Leute hat beziehen wollen.

Andrew of Wyntowne, der schottische Chronist, nennt bereits in seiner „Oryginale cronykil", geschrieben um 1420, aufser Robin seinen Genossen Lytil Jhon:

Lytil Jhon and Robyne Hude
Waythmen ware commendyd gude. (s. Rits. I, p. XX.)

„Robyn Hode and his meyné" wird erwähnt in einer Petition des Jahres 1439. Die ausführlichsten Berichte über Robin

Hood bietet für jene Zeit das Scotichronicon. Die in Betracht kommenden Stellen rühren nicht von Fordun her, wie noch Ritson annimmt, sondern sind Interpolationen seines Fortsetzers Bower (vergl. Hearne Scotichronicon, Hunter und Child S. X); sie sind also um 1450 niedergeschrieben. Bower sagt: „hoc intempore (Hen. III) de *exheridatis* surrexit et caput erexit ille *famosissimus siccarius Robertus Hode & littill Johanne* cum eorum *complicibus* de quibus stolidum wlgus hianter in *comœdiis et tragœdiis* prurienter festum faciunt et *super ceteras romancias mimos* (sic!) *et bardanos cantitare delectantur.*

Unter Robins zahlreichen Genossen wird besonders der kleine Hans, Little John, parvus Joannes, erwähnt; Robins Aufenthaltsort ist Barnysdale (Wyntown und Bower) oder Yngilwode (Wyntown). Natürlich schöpfen die Chronisten aus der Tradition und offenbar am meisten aus den im Volke umlaufenden Volksliedern. Alle haben das Bedürfnis, Robins Lebzeit um einige Jahrhunderte zurückzuversetzen, natürlich nie übereinstimmend in dieselbe Zeit, — seine Volkstümlichkeit mufs sich also schon damals über lange Zeiträume erstreckt haben.

Wie zahlreich nun auch die Balladen gewesen sein mögen, welche zu Langlands und offenbar schon lange vor Langlands Zeiten bekannt waren, es scheint uns leider keine derselben erhalten zu sein. Wir haben uns vielmehr sogleich dem 15. Jahrhundert zuzuwenden und beginnen mit der Betrachtung der

Lytell Geste. fytte I, II und IV.

Halten wir fest, dafs Robin Hood im 15. Jahrhundert schon sehr lange, wahrscheinlich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts, ein beliebter Volksheld gewesen war, und dafs schon zahlreiche Balladen über ihn im Umlauf waren, so dürfen wir uns nicht wundern, dafs man allmählich das Bedürfnis empfand, dem Publikum ein abgeschlossenes Ganze von Erzählungen über den beliebten Helden zu liefern. Aus diesem Bedürfnis entsprang die Lytell Geste, welche in der That weiter nichts ist als eine Verquickung der bekanntesten Robin-Hood-Balladen der damaligen Zeit. Zum Teil blicken diese Balladen noch deutlich durch, zum Teil sind sie jedoch dem Ganzen zuliebe so umgestaltet, dafs sie nur schwer zu erkennen sind.

Wie wir oben sahen, sind uns fünf Kopien der Geste erhalten, drei vollständige, zwei fragmentarische. Die älteste derselben (2 b) soll um das Jahr 1489 entstanden sein.

Die ganze Geste ist in acht Teile (fyttes) zerlegt, ohne dafs die Teilung immer mit dem Schlufs einer Erzählung zusammenfällt. Inhaltlich enger zusammenhängend sind das erste, zweite und vierte fytte, und zwar ist die diesen Teilen zu Grunde liegende Erzählung folgende:

Robin hat die Eigentümlichkeit, dafs ihm das Essen nicht recht schmeckt, bis er einen Gast an seinem Tisch hat, vorzüglich einen solchen, der gut bezahlen kann (That may paye for the best I, 26*); er schickt deshalb seine Leute aus, um Gäste zu suchen. Zunächst bringen sie einen Ritter, welcher betrübt seines Weges daher ritt. Er wird freundlich von Robin empfangen und aufs herrlichste bewirtet; aber als er bezahlen soll, stellt sich heraus, dafs man es mit einem Ritter zu thun hat, welcher seine Güter einem reichen Abt hat verpfänden müssen und völlig verarmt ist. Robin leiht seinem Gaste nicht nur das zur Einlösung seiner Güter nötige Geld, sondern überhäuft ihn förmlich mit Geschenken, ehe er ihn von dannen ziehen läfst. Den kleinen Hans (Lytell Johan), welcher ihm unter all seinen Genossen am nächsten steht, giebt er ihm als Knappen (squier) mit. Für das geborgte Geld soll die Jungfrau Maria bürgen. Die rechtzeitige Einlösung der Güter erfolgt in fytte II; dieses dreht sich jedoch hauptsächlich um eine drastische Schilderung der Hartherzigkeit und Habgier der Geistlichkeit, wie sie durch den abbot of Saynt Mary abbay (I, 216) near York toune (II, 11), welchem die Güter unseres Ritters verpfändet waren, repräsentiert wird. Voll des Dankes für Robin Hood begiebt sich der Ritter von seinen Sorgen befreit zunächst nach seinem Wohnsitz Uterysdale (II, 180); am Ende des fytte finden wir ihn jedoch wieder auf dem Wege nach dem waldigen Bernysdale (II, 212), um Robin die geliehenen 400 Pfund zurückzuerstatten und ihm prächtige Bogen und Pfeile als Geschenke zu überbringen.

* Citate ohne nähere Quellenangabe sind stets der Ausgabe von Child entnommen.

Hier schweift die Geste ab; im dritten fytte hören wir von einem Sonderabenteuer des kleinen Hans, welcher unter dem Namen Reynolde Grenelefe (III, 23) dem sheryf von Notyngham einen Streich spielt. Im vierten fytte empfängt Robin abermals einen Gast und zwar bringen ihm seine Leute diesmal einen behäbigen Mönch, den „hye selerer of Saynt Mary abbay“. Auch dieser wird gut bewirtet, mufs aber schwer bezahlen. Robin sucht ihm vergeblich klar zu machen, dafs er, als ein Mönch der Sankt-Marien-Abtei, als Abgesandter der Jungfrau Maria zu ihm komme, und dafs diese sich durch ihn der Bürgschaft entledigen wolle, welche sie für den Ritter übernommen hatte. Der Mönch entfernt sich, um 800 Pfund ärmer, mit den Worten:

> Me reweth I cam so nere;
> For better chepe Imyght have dyned
> In Blythe or in Dankestere. (IV, 218—220.)

Bald nachher kommt der Ritter selber, um seine Schuld abzutragen, aber zweimal mag Robin die Zahlung nicht annehmen, er zahlt vielmehr dem Ritter zurück, was der Mönch zu viel gebracht hatte; die schönen Bogen und Pfeile nimmt er gern als Geschenk an. Die ganze Erzählung schliefst mit den Worten:

> Thus than holpe hym good Robyn
> The knyght all of his care
> God that sytteth in heven hye,
> Graunte us well to fare. (IV, 301—304.)

Fytte I und IV, welche Robin Hood als Gastgeber für den Ritter (I) und den Mönch (IV) darstellen, stimmen nicht nur in den allgemeinen Zügen, sondern grofsenteils wörtlich überein; gleichlautend ist der Befehl Robyns:

„Take thy good bowe in thy hande,“ said Robyn, „Let Moche wende with thee.“ (I, 65, 66.)	„Take thy bowe in thy hande,“ sayd Robyn, „Let Moche wende with the.“ (IV, 13, 14.)

ebenso die Ausführung des Befehls:

They wente unto the Sayles These yemen all thre. (I, 77—80.)	They went up to the Sayles These yemen all three. (IV, 29, 30.)

Eine gegenseitige Vervollständigung der Liste von Gästen, welche Robyn willkommen heifsen würde, bieten die Stellen:

I, 73—76	und IV, 21—24.
Be he erle or ony baron,	Wether he be messengere,
Abbot or ony knyght,	Or a man that myrthes can,
Brynge hym to lodge to me,	Or yf he be a pore man,
Hys dyner shall be dyght.	Of my good he shall have some.

Lytell Johan, Moche und Wyllyam Scathelock, welche ausgeschickt werden, um Gäste zu suchen, treffen einmal den Ritter, ein andermal den Mönch, denn von einem Mönch ist in der Erzählung selbst nur die Rede, wenngleich es IV, 35 heifst:

Than were they ware of *two* blacke monkes.

(Über diesen merkwürdigen Widerspruch siehe weiter unten.)

Ritter und Mönch, wie sie uns weiterhin geschildert werden, bilden einen interessanten, kunstvoll durchgearbeiteten Gegensatz und zeigen aufs deutlichste, in wie engem Zusammenhang die beiderseitigen Erzählungen in ihrer jetzigen Gestalt erfunden sind. Man vergleiche die Schilderung des mit gesenktem Haupte einherreitenden Ritters und den Aufzug des Mönchs:

There rydeth no bysshop in this londe
So ryally, Iunderstond. (II, 47, 48.)

Beim Erscheinen des Mönchs greifen John und seine Genossen zu den Waffen. Verschiedenartig ist der Grufs, welcher Ritter und Mönch zu teil wird:

I, 95—100.	IV, 57—64.
Welcome be ye, gentyll knyght	„Abyde, chorle monke,“ sayd Lytell Johan
Welcome are you to me.	„No ferther that thou gone;“

und ebenso verschieden sind die ersten Worte, welche beide sprechen, als sie hören, dafs *Robyn Hode* Lytell Johans Herr sei und sie zum Essen erwarte:

der Ritter I, 103—104:	der Mönch IV, 67—68:
„He is a *good yeman*,“ sayd the knyght	„He is a *stronge thefe*,“ sayd the monke;
„Of him I have herd *moch good*.“	„Of hym herd I *never good*.“

In derselben Weise läuft die Übereinstimmung weiter fort: Man vergleiche:

I, 113—116 und IV, 81—86.
I, 125—126 und IV, 105—106.
I, 133—134 und IV, 109—110.
I, 153—160 und IV, 153—160.
I, 161—172 und IV, 165—176.
I, 173 und IV, 184.
I, 261—264 und IV, 181—184.
I, 107—108 und IV, 219—220.

Bei der grofsen Übereinstimmung dieser beiden Erzählungen ist man geneigt zu vermuten, dafs die eine in irgend welcher Form schon vorher existierte und die andere einfach eine Nachahmung ist; in der That liegt dem vierten fytte eine ältere Ballade zu Grunde. Während gewöhnlich nur von *einem* Mönch die Rede ist, heifst es

IV, Zeile 35 f.: Than were they ware of *two* blacke monkes (s. o.).
Eche on a good palferay.
Zeile 40: That *these* monkes etc.
Zeile 55: The *formost* monke etc.
Zeile 84: Maugre in *theyr* tethe etc.

Aus diesen Inkonsequenzen ergiebt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, dafs das vierte fytte auf einer Ballade beruhen mufs, welche von „Robin Hood und zwei Mönchen" handelte, und in welcher zwei Mönche auf humoristische Art um ihr Geld geprellt werden.

Ähnlichen Inhalts ist eine Ballade aus späterer Zeit: „Robin Hoods Golden Prize" (Child S. 303 ff.). *Zwei Priester* werden von Robin gefoppt:

Z. 15 Two lusty priests, clad all in black
Z. 16 Come riding gallantly (cf. Lytell Geste IV, Z. 35).

Nähere Übereinstimmung mit der Erzählung in der Geste findet sich sonst weiter nicht; wenn man jedoch aus den Worten des Verfassers Zeile 5

But such a tale as this before
I think was never knone

schliefsen will, dafs er absichtlich seine vorliegende Quelle derartig geändert hat, dafs seine Ballade als neu erscheinen konnte, so kann er immerhin dieselbe Quelle benutzt haben, wie unser

viertes fytte. Welcher Art diese Quelle auch gewesen sein mag, wir müssen mit Bestimmtheit annehmen, dafs fytte I nur eine Nachbildung von fytte IV ist. Was von einem oder zwei *Mönchen* erzählt wurde, ist auf einen *Ritter* übertragen worden.

Auch der Zug, dafs der Ritter der habgierigen Geistlichkeit in die Hände gefallen und seinem Untergange nahe ist, ist ihm nicht speciell eigentümlich. Der bittere satirische Ton der Erzählung im zweiten fytte zeigt vielmehr deutlich, dafs die Klage über die Bedrückung und Auspressung durch die Geistlichkeit im Volke allgemein war. In einem Passus, zu Anfang des ersten fytte, Zeile 29—64, welcher mit der Erzählung selbst nicht in Verbindung steht, sondern zur vorherigen Orientierung des Lesers oder Hörers dient, wird auch von Robyn erzählt, dafs er die Geistlichkeit gewaltig hafst. Während er seinen Leuten ausdrücklich gebietet, die Landleute, welche im Schweifse ihres Angesichts mit dem Pfluge ihre Furchen ziehen, einen guten Freisassen (yeman) und Ritter und Knappen, welche sich als brave Gesellen erweisen, zu schonen, sagt er zu ihnen:

> *These byshoppes and thyse archebysshoppes*
> *Ye shall them bete and bynde*
> The hye sheryfe of Notynghame
> Hym holde in your mynde. (I, 57—60.)

Einen persönlichen Grund kann diese Feindschaft nicht gut haben; Robin ist eben nur der Vertreter des ganzen Volkes, welches die Geistlichkeit hafst. Übrigens wird ebendaselbst Robins grofse Frömmigkeit hervorgehoben, welche sich darin äufsert, dafs er sehr fleifsig die Messe hört und vor allem die heilige Jungfrau verehrt.

Die besprochenen Teile der Geste (fytte I, II und IV) unterscheiden sich von den übrigen fyttes nicht nur in dem ganzen Ton der Erzählung, sondern die Handlung bewegt sich hier auch auf einem ganz anderen Boden als dort.

Das waldige Barnysdale, durchkreuzt von der alten Römerstrafse Watlyngestrete (I, 70, IV, 18), nicht weit von Blythe und Dankastere (Doncaster) — s. o. —, ist der Schauplatz, von welchem die Handlung nur im zweiten fytte nach der nahegelegenen Saynt Mary abbay near Yorke toune verlegt wird, während in allen übrigen Teilen der Geste das 50 englische

Meilen weiter südlich gelegene Nottingham und dessen Umgebung (Sherwood) den Mittelpunkt für alle Ereignisse bilden. Hier in Nottingham wohnt der zweite Hauptfeind Robins, der Sheriff, mit welchem er in ewigem Streite liegt und welchen er dementsprechend seinen Leuten zur besonderen Berücksichtigung anempfiehlt:

The hye sheryfe of Notynghame
Hym holde in your mynde (s. o.).

Robin Hood im Streite mit dem Sheriff von Nottingham.

Die Stadt Nottingham im nördlichen Mittelland und ihr Sheriff sind geradezu durch Robin Hood berühmt geworden. Nottingham ist der stehende Schauplatz für Robin Hoods Abenteuer, und man kann kaum an Robin Hood denken, ohne nicht auch an den Sheriff von Nottingham als seinen schlimmsten Feind erinnert zu werden.

Sehr verschiedener Art sind die Erzählungen von einem Zusammentreffen Robins mit dem Sheriff.

Vor allem zahlreich und wegen ihres lustigen Inhaltes beim Volke offenbar recht beliebt müssen die Balladen gewesen sein, welche von einer lustigen Fopperei des Sheriffs durch Robin oder einen seiner Genossen handeln. Nicht weniger als vier Balladen der Art sind uns erhalten.

„Robin Hood and the Potter" ist eine derselben überschrieben, welche nach Ritson um die Zeit Heinrichs VII., nach Wright unter Heinrich VI. niedergeschrieben sein soll und jedenfalls zu den ältesten uns erhaltenen Balladen zählt. Sie scheint einem ausgesprochen nördlichen, wenn nicht schottischen Dialekt anzugehören.

Die auf einer Seite des Manuskripts befindliche Notiz: „Thys ys expences of fflesche at the mariage of my ladey Marg'et, that she had owt off Eynglonde" (s. Child p. 17) wird zwar von einem Korrespondenten der Edinburgh Review (86, 126) ganz richtig auf Heinrichs VII. Tochter Margarethe bezogen worden sein, doch ist mir nicht ersichtlich, was sich daraus Näheres für das Alter der Handschrift ergeben soll, wenn

wir nicht wissen, ob diese Notiz früher oder später als die Ballade auf das Blatt geschrieben wurde.

Der erste Teil der Ballade schildert einen Zweikampf Robins mit einem Töpfer, welchen er im Walde anhält; Robin ist dabei sehr im Nachteil, söhnt sich jedoch mit seinem Gegner aus und tauscht mit ihm die Kleider.

Der zweite Teil, welcher uns hier zunächst interessiert, erzählt, dafs Robin als Töpfer verkleidet dem Sheriff von Nottingham einen Besuch abstattet und ihn auf listige Weise in den Wald zu locken weifs, indem er vorgiebt, er wolle ihm Robin Hoods Aufenthaltsort zeigen. — Robin zu fangen, ist nämlich der sehnlichste Wunsch des Sheriff.

„Y had lever nar a hundred ponde", seyde the screffe
And swar be the trenite.
— — — — — — — — —
That the fals owtelawe stod be me. (Child S. 28, Z. 223 ff.)

Den bösen *outlaw* also verfolgt er als *Sheriff*, und ein outlaw ist Robin Hood. Auch der Zusammenfasser der Geste führt ihn nach dem gewöhnlichen Anruf an die Hörer, und nachdem er ihn als einen guten Freisassen bezeichnet hat, ausdrücklich als solchen ein:

Robyn was a *proude outlaw*. (Z. 5.)

Als Robin mit dem Sheriff im Walde angekommen ist, ruft er durch ein Hornsignal seine Leute herbei, und sie nehmen dem Sheriff alles, was er mitgebracht hat, so dafs er bei seiner Ankunft in Nottingham seiner Frau auf die Frage:

Seyr, how haffe yow fared yn grene foreyst? (Z. 295.)

nichts Tröstliches zu antworten weifs; doch hat er ihr als ein Geschenk von Robin Hood einen weifsen Zelter zu überbringen, wodurch dieser sich dankbar erweisen will für die freundliche Aufnahme, welche ihm in seiner Verkleidung als Töpfer von ihr zu teil geworden ist.

Einen ähnlichen Streich wie hier führt Robin Hood ein anderes Mal als verkleideter Fleischer aus. Die Ballade, welche davon erzählt, befindet sich unter dem Titel: „Robin Hood and the Butcher" im Percy-Manuskript (s. o.).

Leider ist uns nicht nur diese, sondern überhaupt, aufser der unter 3b (Guye of Gisborne) genannten, jede andere in dem

Manuskript befindliche Robin-Hood-Ballade nur fragmentarisch erhalten, weil durch einen unglücklichen Zufall bis Seite 58 inklusive alle unteren Blatthälften abgerissen und verloren sind.

Zeile 1—12 scheinen nicht ursprünglich zu dieser Ballade zu gehören (siehe darüber weiter unten). Die der Überschrift entsprechende Erzählung, beginnend mit Zeile 13, stimmt im wesentlichen mit 'Robin Hood and the Potter inhaltlich überein. Diesmal lockt Robin den Sheriff durch eine andere List in den Wald, indem er nämlich vorgiebt, er wolle ihm Vieh verkaufen (horn beasts); im Walde zeigt er ihm höhnend das Hochwild als seinen allereigensten Besitz:

„These are 'my horned beasts,“ sayd Robin.

Natürlich raubt er ihm all sein Gold und Silber, läfst ihn aber sonst unbeschädigt ziehen, wiederum aus Dankbarkeit dafür, dafs ihn des Sheriffs Frau so freundlich bewirtet hat, als er in Nottingham war.

Wörtliche Übereinstimmungen der besprochenen Ballade mit „Robin Hood and the Potter“ finden sich nur wenig; dennoch ist sie entweder von dieser älteren Ballade abhängig oder beide haben ein gemeinschaftliches Vorbild benutzt. Wir haben eben hier wieder ein Beispiel für die in der Volkslitteratur so häufige Erscheinung, dafs ein alter beliebter Stoff in eine neue Form gegossen wird und dadurch wieder ein neues Interesse gewinnt. Später werden wir noch häufiger Gelegenheit haben, derartige Beispiele zu verzeichnen. Zunächst haben wir gleich an dieser Stelle noch zu bemerken, dafs die zweite Ballade unter dem Titel „Robin Hood and the Butcher“ (Wood Coll. No. 401, fol. 20) s. o., welche einer späteren Zeit angehört, auch weiter nichts ist als eine Umgestaltung einer älteren Ballade desselben Inhalts, wenn auch nicht gerade die im Percy-Manuskript erhaltene Fassung zu Grunde liegt.

Nicht nur vor den Streichen Robins hat sich der Sheriff zu fürchten; — dafs Robins Leute ihren Meister fast noch übertreffen, sehen wir aus dem dritten fytte der „Lytell Geste“.

Bei einem Wettschiefsen, welchem der Sheriff beiwohnt, zeichnet sich ein Schütz besonders aus, welcher sich dem Sheriff auf dessen Befragen zu erkennen giebt mit den Worten:

In Holdernesse I was bore
I-wys all of my dame;
Men call me Reynolde Grenelefe
Whan I am at hame. (III, 21—24.)

Dieser Name Grenelefe ist jedoch nach der Geste nur ein Versteckname, welchen sich Little John beilegt, um den Sheriff zu täuschen. Dieser bietet dem wackeren Schützen nämlich seine Dienste an und John (Grenelefe) geht bereitwillig auf den Vorschlag ein, weil er auf diese Weise Gelegenheit zu finden hofft, den Sheriff gründlich zu foppen.

I shall be the worste servaunte to hym,
That ever yet had he. (Z. 43, 44.)

Der Streich, den John seinem neuen Herrn spielt, ist folgender: Als der Sheriff einst auf die Jagd gezogen ist, gerät John mit dem Dienstpersonal in Streit und findet nur an dem starken Koch seinen Mann. Dieser folgt jedoch seiner Einladung, mit ihm in den Wald zu Robin Hood zu ziehen. John weifs den Sheriff durch eine grobe List — einen grünen Hirsch will er ihm zeigen — vor Robin zu locken, und dort mufs der Arme nicht nur aus seinem eigenen, von seinen zwei treuen Dienern entführten Silbergeschirr mit scheinbar heiterem Gesichte mit speisen, sondern auch mit den outlaws auf feuchtem Grase übernachten. Mit der Überzeugung, dafs Robin mit seinen Leuten nach einer strengeren Regel lebt als die Anachoreten und Mönchsbruderschaften („This is harder order, than ony anker or frere“, Z. 217), zieht er betrübt von dannen, nachdem er Robin Hood Urfehde geschworen hat.

He was as full of grene wode
As ever was hepe of stone. (Z. 243, 244.)

Dieses dritte fytte ist völlig unabhängig von allen anderen Teilen der Geste und beruht auf einer Ballade, welche älter sein dürfte als alle anderen in der Geste benutzten.

Wahrscheinlich ist der Reynolde Grenelefe ursprünglich eine selbständige Figur in dem outlaw-Kreise (man vergleiche seine Erwähnung in fytte V, Z. 49 ff.):

Lytell Johan and good Scatheloke
Were archers good and fre;
Lytell Much and *good Reynolde*
The worste wolde they not be.

Statt seiner wurde dann im dritten fytte Lytell Johan des engeren Zusammenhangs wegen eingeführt, wie denn der Kompilator auch nicht vergifst, dafs John sich erst bei dem Ritter, dessen Knappe er ja geworden ist, Erlaubnis erbitten mufs, ehe er in des Sheriffs Dienste treten kann.

Nicht immer sind die Begegnungen Robins mit dem Sheriff so unschuldiger Art wie in den bisher erwähnten Fällen; oft entspinnt sich zwischen den beiden ein blutiger Kampf. Über einen solchen berichtet fytte V der „Lytell Geste“.

Der Sheriff hat ein grofses Wettschiefsen veranstaltet, zu welchem auch Robin und seine Leute sich einfinden.

Gylbert with the whyte hand, Lytell Johan, good Scatheloke, Lytell (?) Much und good Reynold sind zwar wackere Schützen, aber den Preis, einen kostbaren Pfeil, trägt Robin selber davon. Doch kaum hat er ihn in Empfang genommen, so wird er von des Sheriffs Leuten überfallen. Little John wird verwundet und von seinen Genossen in den Wald getragen, und in dem Schlosse eines Ritters mit Namen Syr Rycharde at the Lee finden die outlaws freundliche Aufnahme.

Dieser Syr Rycharde at the Lee wird in der Geste mit dem Ritter identifiziert, den wir aus fytte I kennen, um diesem Gelegenheit zu geben, sich Robin Hood, welchem er zu so grofsem Danke verpflichtet ist, dankbar zu erweisen; man sieht jedoch sehr deutlich, dafs Rycharde at the Lee, dessen Schlofs nahe bei Nottingham liegt, eine ganz andere Person ist, als der Ritter der ersten fyttes, dessen Heim (Uterysdale) in der Nähe des früher gezeichneten Schauplatzes für die erste Hälfte der Geste zu suchen ist. Übrigens wäre ja auch kein denkbarer Grund vorhanden, erst im fünften fytte mit dem Namen des Ritters hervorzutreten.

Im sechsten fytte wird uns weiter erzählt, dafs Rycharde at the Lee von dem Sheriff gefangen genommen wird und zwar, weil er die outlaws in sein Haus aufgenommen hat. Seine Frau eilt zu Robin, welcher unterdessen wieder in den Wald zurückgekehrt ist, und fleht ihn um Hilfe an. Er befreit den Ritter und *tötet den Sheriff*. Seine Wut hatte sich schon vorher aufs höchste gesteigert;

Up then sterte good Robyn,
As a man that had be wode; (VI, 93, 94.)

und selbst jetzt, als er den Sheriff tot vor sich liegen sieht, hat er sich noch nicht ganz beruhigt.

Lye thou there, thou proude sheryf,
Evyll mote thou thryve;
There myght no man to the trust,
The whyles thou were alyve. (VI, 129—132.)

So bittere Worte hat er sonst nur für Guy of Gisborne, der sich verschworen hat, ihn zu töten (s. u.):

Thou hast bene a traytur all thy liffe
Which thing must have an end, (Z. 167 f.)

oder für Red Roger, den Verräter, welcher ihm selbst den Tod bringt (s. u.):

Sayes: Lye there, Ly there, Red Roger
the doggs they must the eate.

Dafs Robin durch den Sheriff in eine aufsergewöhnliche Aufregung gebracht worden sein mufs, beweisen auch die Zeilen 105 bis 108, welche da, wo sie stehen, völlig zusammenhanglos sind:

„I make myn avowe to god“ sayd Robyn,
„The sheryf wolde I fayn se,
And yf I may him take,
Iquit than shall he bee.“

Was mag er mit dem Sheriff abzurechnen haben? Sollte der einzige Grund seines gewaltigen Hasses der sein, dafs der Sheriff den Ritter weggefangen hat? Schwerlich! Die Sache mufs sich anders verhalten. Wir haben in dem sechsten fytte eine Verschmelzung zweier verschiedener Erzählungen (Balladen) vor uns, „die Befreiung eines Ritters durch Robin“ und „Robins blutige Rache an dem Sheriff“, der, wenn wir recht vermuten, *einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hat.* In eine Ballade der letzteren Art passen die Zeile 65 u. f. ganz unmotiviert auftretenden Worte:

The sheryff swore a full grete othe
By hym that dyed on rode,
He had lever than an hondrede pounde
That he had Robyn Hode. (Cf. Potter Z. 223—226.)

Die Zeilen 49—52:

> Robyn Hode walked in grene foreste
> Under the leves grene
> The proud sheryf of Notyngham
> Therfore he had grete tene

dokumentieren sich sehr deutlich als der Anfang dieser Ballade. Berücksichtigen wir nun, dafs sich in der Ballade *Robin Hood and the Butcher* (Percy-Manuskript I, S. 19) derselbe Anfang findet:

> But Robin he walkes in the g(reene) fforest

und später als Fortsetzung die Worte:

> The Sheriffe he hath Made a cry —
> heele have my head I-wis,
> but ere a twelve month come to an end
> I may chance to light on his, (Z. 9—12.)

welche in den Rahmen der Erzählung, in welcher sie sich finden, gar nicht passen — wie denn die Erzählung erst bei Zeile 13 anhebt (s. o.) — so ergiebt sich daraus, dafs unsere obige Vermutung fast zur Gewifsheit wird, indem nämlich die betreffenden Partien des sechsten fytte und die erwähnte Stelle (Butcher Z. 1—12) auf eine Ballade dieser Art als eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sein werden.

Nach Graftons chronicle soll der *König* einen Preis auf Robins Kopf gesetzt haben: „(the king) caused his proclamation to be made that whosoever would bryng him quicke or dead, the king would geve him a great summe of money, as by the recordes in the Exchequer is to be sene.“

Nichts war übrigens natürlicher, als dafs man sich bei den unausgesetzten Verfolgungen, welche Robin zu erdulden hatte, auch einmal erzählte, dafs es dem nachstellenden Feinde, dem Sheriff, gelang, des gefürchteten outlaws selbst oder eines seiner Leute habhaft zu werden, doch natürlich nur, um den Genossen Gelegenheit zu geben, ihn auf die listigste oder verwegenste Art zu befreien. Solche Befreiungsgeschichten gehören als ganz selbstverständlich zu jedem Cyklus von outlaw-Geschichten.

Die älteste uns erhaltene Ballade, welche uns von Robin Hoods Gefangennahme und Befreiung erzählt, ist unter dem Titel „Tale of Robin Hood“ als 27. Nummer in der

früher erwähnten Handschrift Publ. Libr. of the Univ. of Cambr. (F f 5, 48) erhalten. Die meisten Herausgeber betiteln sie nach dem Vorgange von Madden (Ritson: Robin Hood, II. Ausg.) „Robin Hood and the Monk". Am Schlufs des Gedichtes, Zeile 354, heifst es nämlich:

> Thus endys the *talkyng of the munke*
> *And Robyne Hode* i-wysse.

Doch ist weder Robin noch der Mönch die Hauptperson der Erzählung, sondern Little John. A. Grün wählt in seiner Übersetzung (a. a. O. S. 13) passend den Titel „Robin Hoods Kirchgang".

Die Zeilen 91—94 der Ballade:

> This traytur name is Robyn Hode;
> Under the grene wode lynde
> He robbyt me onys of a C pound
> Hit shall never out of my mynde

(inhaltlich wiederholt in Zeile 177 ff.) beziehen Child und Hales wohl mit Recht auf das vierte fytte der Geste, die Geschichte von Robin Hood und dem Mönch, und Hales folgert daraus, dafs die Ballade später entstanden ist als die Ballade, welche das vierte fytte oder wenigstens die Grundlage desselben bildet. Dafs der Mönch um 100 Pfund beraubt worden sein will, während der Mönch in der Geste 800 Pfund zurücklassen mufs, kann nicht weiter gegen diese Annahme sprechen, aber wohl dafür, dafs die Worte sich nicht auf das vierte fytte der Geste beziehen, sondern wahrscheinlich auf die demselben zu Grunde liegende Ballade, in welcher von 100 Pfund die Rede sein mochte, während in der Geste die Summe gerade auf 800 Pfund fixiert ist, mit Rücksicht auf das erste fytte — als das Doppelte nämlich der von Robin dem Ritter geliehenen 400 Pfund (s. o.).

Th. Wright, Essays on the Literature (s. o.), beschäftigt sich sehr ausführlich gerade mit dieser Ballade und sucht nachzuweisen, dafs sie schon unter Edward II. entstanden ist. Er hält sie also für einen der rhymes, welche Langland erwähnt. Seine Gründe sind jedoch nicht überzeugend. Im Scottish chronicle findet sich unter den Interpolationen von Bower (s. o.) folgende Erzählung:

„De quo eciam quædam commendabilia recitantur, sicut patuit in hoc quod cum ipse quondam in Barnisdale iram [f. ob iram] regis et fremitum principis, missam, ut solitus erat, devotissime audiret, nec aliqua necessitate volebat interrumpere officium, quadam die cum audiret missam, a quodam vicecomite et ministris regis, sæpius per prius ipsum infestantibus in illo secretissimo loco nemorali ubi missæ interfuit, exploratus, venientes ad eum qui de suis hoc perceperunt, ut omni annisu fugeret suggesserunt, qui ob reverentiam sacramenti, quod tunc devotissime venerabatur, omnino facere recusavit. Sed ceteris suis, ob metum mortis trepidantibus, Robertus tantum confisus in eum, quem coluit reveritus, cum paucissimis, qui tunc forte ei affuerunt, inimicos congressus et eos de facili devicit, et de eorum spoliis ac redemptione ditatus, ministros ecclesiæ et missas semper in majori veneratione semper et de post habere præelegit, attendens quod wlgariter dictum est:

Hunc deus exaudit, qui missam sæpius audit.“

(Cf. Ritson I, p. LI.)

Diese Erzählung, welche zu der Klasse der contes dévots zu zählen ist, zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit unserer *Ballade*, deren Inhalt folgender ist:

Das Bedürfnis, eine Messe zu hören, treibt Robin nach Nottingham (cf. Z. 21—28); er unternimmt die Fahrt mit dem Bewufstsein, dafs er sich in Gefahr begiebt und vertraut auf die Hilfe der Jungfrau Maria, auf welche sich auch John verläfst, als er hört, dafs sein Herr in grofser Gefahr schwebt, da der Sheriff ihn nämlich gefangen genommen hat.

Oure maister has bene hard bystode
And zet scapyd away;
Pluk up your hertes and leve this mone,
And herkyn what I shal say.

He has servyd our lady many a day,
And zet wil securly;
Therefore I trust in her specialy
No wycked deth shal he dye.

lauten die Worte, welche John an seine Genossen richtet (Z. 129—136).

Als Robin in Nottingham in die Kirche geht, wird er von

einem Mönch (a gret hedid munke) erkannt, und dieser eilt zum Sheriff, um diesen zu benachrichtigen, dafs er den bösen outlaw gesehen hat:

I have spyed the kynges felone. (Z. 85.)

Der Sheriff umringt mit seinen Leuten die Kirche, und es entwickelt sich ein verzweifelter Kampf; Robins Schwert zerspringt, als er gerade einen Hieb auf den Sheriff führt.

Hier fährt die Ballade plötzlich fort:

Robyns men to the churche ran
Throout hem everilkon,
Sum fel in swonyng as thei were dede
And lay still as any stone. (Z. 119—121.)

Es scheint also eine Fassung der Ballade gegeben zu haben, in welcher die Befreiung Robins schon jetzt eintritt, indem seine Leute plötzlich erscheinen. Ob er sie durch sein Horn herangerufen hat — die gewöhnliche Art, wie er sich in gefahrvollen Lagen Hilfe verschafft —, oder was sonst die Ursache ihres plötzlichen Erscheinens gewesen ist, das erfahren wir nicht, es fehlt also offenbar eine gröfsere Zahl von Strophen, welche darüber Auskunft gaben. Natürlich war die Erzählung auf diese Weise abgeschlossen, und hierher würde etwa der oben erwähnte Schlufs (Z. 354 f.) passen:

Thus endys the *talkyng of the munke*
And Robyne Hode i-wysse;
God that is never a crowned kyng
Bryng us alle to his blisse,

weil der Mönch bisher eine einigermafsen bedeutende Rolle, die des Verräters, gespielt hat. Nach dem Gefühle der damaligen Zeit erwartet man, dafs Robin sich an dem Verräter rächt. Vielleicht erzählte die Ballade, dafs der Mönch im Kampfe getötet wurde? Jedenfalls ist der Fortgang der Erzählung, so wie er uns in der wirklich erhaltenen Version vorliegt, eine erweiternde Umgestaltung des Originals, und diesem zweiten Teile zuliebe ist schon der Anfang verändert worden. Ausdrücklich wird betont, dafs Robin *allein* nach Nottingham geht, obgleich Much ihm rät, sich Bedeckung mitzunehmen:

Then spake Moche the mylner sune,
Ever more wel hym betyde,

„Take XII of the wyght zemen
Well weppynd be thei side.
Such on wolde the selfe slon
That XII dar not abyde.“ (Z. 29—34.)

Selbst Little John, welchen sich Robin anfangs als einzigen Begleiter auserkoren hat,

(Off all my mery men . . . Z. 35—38)

verläfst ihn, weil sich zwischen ihnen unterwegs bei einem Wettschiefsen ein Streit entwickelt.

Da der weitere Verlauf in Kürze der ist, dafs Robin gefangen genommen und von John auf listige Weise befreit wird, so ist die Strophe:

Robyns men to the churche ran etc. (s. o:)

welche den älteren Schlufs vorbereitet, nur aus Versehen in unserem Texte stehen geblieben. Die Umgestaltung der Ballade ist nicht ganz konsequent durchgeführt worden, wie denn überhaupt gerade an dieser Stelle möglichst Verschiedenes unverbunden nebeneinander steht. Vom Kampf in der Kirche werden wir sogleich in den Wald zu John und den outlaws geführt. John weifs von Robins Gefangennahme — durch wen, erfahren wir nicht — und obgleich er von Robin beleidigt worden ist, macht er sich sogleich auf mit seinem Genossen Much, um ihn zu befreien; diese Befreiung Robins durch Little John und Much bildet den zweiten Teil der Erzählung.

Little John weifs (woher, erfahren wir nicht), dafs der verräterische Mönch sich nach London begeben will, um selbst dem Könige die Nachricht von Robins Gefangennahme zu überbringen. Er lauert ihm auf, tötet ihn und bringt dem Könige selbst den Brief, indem er ihm vorlügt, dafs der Mönch unterwegs gestorben sei. Der König ist über den Inhalt des Briefes sehr erfreut, belohnt die Überbringer — Much hat John beständig begleitet —, macht sie zu

zemen of the crowne (Z. 22.)

und giebt ihnen ein Antwortschreiben an den Sheriff von Nottingham, in welchem er ihn auffordert, Robin zu ihm zu senden. In Nottingham finden die beiden alle Thore verschlossen aus Furcht vor Robins Leuten; sie werden jedoch eingelassen, als

sie des Königs Siegel vorzeigen. Dem Sheriff erzählen sie, dafs der Mönch zum Lohn für seinen Botendienst zum Abt von Westminster ernannt worden sei, und sie werden freundlich von ihm bewirtet. Nachts erbrechen sie Robins Gefängnis, nachdem sie den Wärter getötet haben, und Robin wird befreit. Natürlich söhnt er sich im Walde sofort wieder mit John aus; er will ihn sogar statt seiner zum Hauptmann machen:

I make the maister etc. (Z. 312.)

In einem frohen Gelage feiert die ganze Schar Robins glückliche Befreiung.

Als der König Nachricht von dem listigen Betrug erhält, ist er anfangs darüber erzürnt; sein Zorn verliert sich jedoch vor Bewunderung der grofsen Treue Johns zu seinem Herrn.

Ein Balladencyklus, welcher einen von Robin Hood und seinen Leuten getrennten outlaw-Kreis behandelt, dürfte die erste Anregung gegeben haben zu dem schönen leitenden Motiv, welches der Erzählung in ihrer vollständigeren Fassung zu Grunde liegt, dafs sich John, als sein Herr in Gefahr ist, sofort über ein kleines, ihm geschehenes Unrecht hinwegsetzt, und alles daran setzt, Robin zu befreien, und dadurch eine Treue beweist, welche nicht nur vom Könige, sondern offenbar sogar von dem Verfasser der Ballade selber und vor allem von den Hörern laut bewundert wurde, eine Treue, deren er sich sogar selber rühmen darf:

I have done the a gode turne for an evylle,
Quyte me whan thou may. (Z. 304 f.)

Wir meinen den Balladencyklus von Adam Bel, Clym of the Cloughe, and Wyllyam of Cloudesle.

Die drei outlaws, welche diesen Namen führen, werden öfter gleichzeitig mit Robin Hood genannt, stehen aber in keiner Beziehung zu ihm. Sie treiben ihr Wesen in Englewood (Inglewood), nahe bei Carlisle (in Cumberland). Über das Alter der Balladen, welche sie besingen, läfst sich nichts Bestimmtes sagen, selbst über die ersten Ausgaben wissen wir nur, dafs Mr. Payne Collier ein Fragment einer Ausgabe entdeckt hat, welches beträchtlich älter ist als die Ausgabe von Copland (um 1550).

Allane Bell wird von Dunbar, dem bekannten schottischen Dichter erwähnt, mit Robin, Guy of Gisborne und anderen zusammen (s. Child p. 159).

> Was nevir Weild Robeine under bewch,
> Nor yitt Roger of Clekkinslewch
> So bauld a bairne as he;
> *Gy of Gysburne* na *Allane Bell*,
> Na Simones sones of Quhynsell
> Off thocht war never so slie.

Der Inhalt des erwähnten Gedichtes ist folgender:

Wyllyam of Cloudesle besucht in Carlisle seine Frau, obgleich auch er wie Robin gewarnt wird, und zwar von Adam Bel.

> „By my trouth," sayde Adam Bel,
> „Not by the counsell of me.
> For if ye go to Caerlel, brother,
> And from thys wylde wod wende
> If the justice mai you take,
> Your lyfe were at an ende." (Z. 29—32.)

Cloudesle wird von einem alten Weibe verraten. Die ganze Stadt wird aufgeboten, Wyllyams Haus umringt und er selber nach einem verzweifelten Widerstand gefangen genommen. Seine Genossen, Adam Bel und Clym of the Cloughe, werden von *einem kleinen Knaben benachrichtigt* und dringen in die Stadt ein, indem sie dem Pförtner einen Brief vorzeigen, von welchem sie behaupten, dafs er des Königs Siegel trage. Wyllyam wird gerade in dem Augenblicke befreit, als er gehängt werden soll. Die drei outlaws entkommen nach einem schweren Kampf gegen den „mayre" und seine Leute, nachdem schon „the justice" und der „sherife" gefallen sind.

Wir sehen, dafs die Ähnlichkeit mit der Ballade „Robin Hood and the Monk" eine grofse ist; sie erstreckt sich auch auf Einzelheiten:

Monk (Z. 278 f.)	*Adam Bel* (fytte II, Z. 57).
„Now will I be porter," seid Litul Johne, „And take the keyes in honde;"	„Now am I porter, sayde Adam Bel, Se, brother, the keys have we here;"
Z. 300.	fytte II, Z. 171.
And Robyn was in mery Scherwode As lizt as lefe on lynde u. s. w.	Thus be these good yemen gon to the wod, As lyght as lefe on lynde.

Die Ballade Guye of Gisborne (Percy-Manuskript II, 227), welche schon von Percy ediert wurde, und zwar mit vielen Änderungen, ist so zu sagen ein einfaches Gegenstück zu „Robin Hood and the Monk“ und auch in Einzelheiten von dieser Ballade abhängig.

Das Gefühl, dafs Robin Hood seinem Genossen, dem kleinen Hans, zu so grofsem Danke verpflichtet sei, war Veranlassung genug, um auch einmal das Gegenteil zu erzählen, dafs nämlich Little John vom Sheriff gefangen genommen und von Robin befreit wird, und das erzählt uns die vorliegende Ballade; nur ist ein zweites Motiv damit verknüpft, das Zusammentreffen Robins mit einem Gegner im Walde, nämlich mit Guy of Gisborne, welcher dem Sheriff geschworen hat, Robin tot oder lebendig einzuliefern. Der Name Guy of Gisborne findet sich in dem obigen Citat von Dunbar. Gisborne ist ein Marktflecken in der Grafschaft York an der Grenze von Lancashire.

Vergleichen wir diese Ballade mit Robin Hood and the Monk, so ergiebt sich zunächst, dafs sie beide fast wörtlich übereinstimmend beginnen:

Monk.	*Guy.*
In somer when the shawes be sheyne,	When shales beene sheene, and shradds full fayre,
And leves be large and longe,	and leeves both Large and longe,
Hit is full mery in feyre foreste	itt is merry walking in the fayre fforest
To here the foulys song.	to heare the small birds singe.

Robin hat geträumt, er sei von zwei starken Gesellen gebunden und seiner Waffen beraubt worden. Er will diese im Walde suchen und sich rächen, bricht mit Little John auf und schiefst mit ihm lustig um die Wette, bis sie einen starken Gesellen sehen:

> there were the ware of [a] wyght yeoman;
> his body Leaned to a tree, etc. (Z. 31 f.)

Sie entzweien sich, weil Robin ärgerlich darüber ist, dafs John ihn zurückhalten und selber den Fremdling aufsuchen will, während in der früheren Ballade der Streit anhebt, weil Robin 5 Schillinge nicht zahlen will, welche ihm John rechtmäfsig im Wettschiefsen abgewonnen hat. Sie trennen sich:

Monk.	*Guy.*
Then Robyn goes to Notyngham,	But often words they breeden ball;
Hymselfe mornynge allone,	that parted Robin and John
And Litulle Johne to *mery Scherewode*	John is gone to *Barnesdale*
The pathes he knowe alkone.	the gates he knowes eche one.
(Z. 63—66.)	(Z. 49 ff.)

Die Balladen unterscheiden sich wieder wesentlich durch ihren verschiedenen Schauplatz. Während sich die erstere (Monk) auf dem Boden abspielt, auf welchem sich das dritte und, wie wir sehen werden, auch das fünfte, sechste, siebente und achte fytte der Geste bewegen — Notynghame ist der Mittelpunkt und Sherewode Robyns Aufenthalt —, führt uns die letztere (Guy of Gisborne) wieder nach Barnsdale, dem Schauplatz für das erste und vierte fytte der Geste. Robin Hood stellt sich Guy später sogar selber vor als „*Robin Hood of Barnesdale*“ (Z. 141).

Eigentümlich genug ist es, dafs dennoch der Sheriff von *Nottingham* mit in diese Ballade hineingezogen wird. (Z. 185 und 227.)

Aus Barnsdale scheinen die beiden Genossen zu kommen, wenngleich ihr Aufenthalt in der Einleitung nicht deutlich angegeben ist. Sie gehen vorwärts:

> untill they came to the *Merry greenwood*
> *there* were the aware etc.

Wenn sich hieraus zwar ergiebt, dafs genaue Ortsbestimmungen nicht angegeben werden, so bleibt es doch wahrscheinlich, dafs Barnsdale der ursprüngliche Schauplatz für diese Ballade ist, während Nottingham erst später herbeigezogen wurde, nachdem einmal der Sheriff von Nottingham der stehende Verfolger Robins war. Möglich wäre es sogar, dafs es sich zunächst allein um einen *Kampf zwischen Robin und Guy* handelt und Johns Abenteuer mit dem Sheriff, *seine Gefangennahme und Befreiung durch Robin* später zugefügt wurde.

Diese beiden Motive sind so ineinander gefügt, dafs wir zunächst von *Johns Gefangennahme*, dann von *Robins Kampf mit Guy* und nachher von *Johns Befreiung* vernehmen. John findet nämlich, nachdem er Robin verlassen hat, in Barnesdale

zwei Genossen erschlagen und Scarlett auf der Flucht vor dem Sheriff. Als er auf die Verfolger zielt, streckt zwar gleich sein erster Pfeil einen Begleiter des Sheriff, William a Trent, zu Boden, aber sein Bogen zerbricht; er mufs der Übermacht weichen, wird gefangen genommen und soll gehängt werden.

Dem Kampf zwischen Robin und Guy geht ein Wettschiefsen voraus, wobei Robin Meister bleibt. Im Schwerterkampf wird Guy getötet. Robin hüllt sich in die Pferdehaut, welche Guy getragen hat, und nimmt seinen Bogen, seine Pfeile und sein Horn mit sich, um sich nach Barnesdale zu begeben. Als er in das Horn bläst, glaubt der Sheriff, Guy wolle ihn von dem glücklichen Ausgang seines Unternehmens benachrichtigen (er war ausgezogen, um Robin Hood zu töten), und als er gar Robin in der Pferdehaut herankommen sieht, bietet er dem vermeintlichen Guy jede Belohnung für seine That an. Dieser erbittet sich als solche die Erlaubnis, aufser dem Herrn auch noch seinen Knecht (John) töten zu dürfen, welcher an einem Baume gebunden steht. Er geht auf John zu, bindet ihn los und giebt ihm Guys Bogen. Der Sheriff merkt den Verrat und sucht zu fliehen, aber er kann dem rächenden Pfeile Johns nicht mehr entgehen.

Die eigentümliche Idee, dafs Robin sich in die Kleider seines getöteten Feindes wirft, motiviert sich genügend mit Rücksicht auf das Folgende, aber nicht an der Stelle, wo sie uns mitgeteilt wird, und gerade dieser Umstand könnte dazu beitragen, die Ansicht zu bestärken, dafs die Ballade aus zwei ursprünglich selbständigen Teilen zusammengesetzt ist.

Fassen wir jetzt noch einmal zusammen, wie sich Robin und der Sheriff gegenüberstehen, so sehen wir: *Sie sind Feinde*, das setzen alle Balladen als selbstverständlich voraus. Der Grund zu dieser Feindschaft ist nirgend ausdrücklich angegeben, doch genügt es, dafs Robin immer wieder als ein outlaw bezeichnet wird, welchen der Sheriff pflichtgemäfs verfolgen mufs.

Die Feindschaft zwischen dem Sheriff und Robin äufsert sich auf die verschiedenste Art:

Der Sheriff setzt einen Preis auf Robins Kopf (Little Geste, fytte V?, Butcher), er zieht mit Helfern in den Wald, um Robin zu fangen (Guy of Gisborne); es gelingt ihm, Robin

selber oder einen seiner Genossen (Little John) zu fangen (Monk, Guy of Gisborne); die outlaws wissen jedoch ihre Genossen auf die listigste Weise zu befreien (Monk, Guye of Gisborne). Endlich erreicht den Sheriff das tragische Geschick, von seinem Erzfeind, dem so lebhaft von ihm verfolgten outlaw, erschlagen zu werden.

Alle die verschiedenen vorliegenden Erzählungen handeln natürlich nicht von einem bestimmten Sheriff. Der Unglückliche hätte sich sonst gefallen lassen müssen, wiederholte Male — in den bisher besprochenen Balladen bereits zweimal — getötet zu werden, und dieser einzige Umstand, dafs man immer wieder neue Geschichten, die sich nicht selten inhaltlich widersprechen, an dieselbe Person knüpft, genügt, um zu zeigen, dafs der Sheriff bereits eine stehende Figur geworden ist und deshalb schon lange in den Robin-Hood-Balladen vorhanden gewesen sein mufs, und zwar tritt er immer auf als der Sheriff von *Nottingham*.

Nach der Geste (fytte V und VI) soll Robin nicht nur persönlich mit dem Sheriff im Streite liegen, sondern sogar die Veranlassung sein, dafs der Ritter Sir Richard at the Lee sich die Feindschaft desselben zuzieht und gefangen genommen wird.

Die Geschichte dieses Ritters taucht in den vier letzten fyttes der Geste ab und zu wieder auf. Ehe der Sheriff ihn gefangen nimmt, hat er schon mit dem Obersheriff (hye sheryf, Zeile 5) zusammen das Schlofs des Ritters belagert; da ihn der Ritter jedoch an den König verwies, mufste er zunächst nach London, und der König gab ihm die Weisung:

> I woll be at Notyngham (sayd the kynge),
> Within thes fourtynyght
> And take I wyll Robyn Hode
> And so I wyll that knyght.
>
> Go home, thou proud sheryf
> And do as I bydde the,
> And ordayne good archeres inowe
> Of all the wyde countree. (VI, Z. 33—40.)

Nach diesem Befehl ist es auffällig, dafs der Sheriff den Ritter dennoch gefangen nimmt, ehe der König kommt, und

man könnte vermuten, dafs dies auch nicht der ursprüngliche Zusammenhang war, sondern dafs der Anfang des siebenten fytte:

> The kynge came to Notynghame,
> With knyghtes in grete araye,
> For to take that gentyll knyght
> And Robyn Hode if he may.
>
> He asked men of that countre,
> After Robyn Hode,
> And after that gentyll knyght
> That was so bolde and stout. (VII, 1—8.)

sich auf den früheren Befehl des Königs bezieht, nach welchem er selbst die beiden Übelthäter fangen will. Wenn dem so ist, so würde selbst die Erzählung von dem Ritter (Syr Rycharde at the Lee) keine einheitliche sein, sondern sich dem gröfseren Teile nach reduzieren auf die einfache Erzählung von der Befreiung eines Ritters durch Robin Hood. Balladen ähnlichen Inhalts, in denen es sich um die Befreiung von drei squires handelt, werden wir später kennen lernen. Eigentümlich genug ist es, dafs Robin, als die Frau des Ritters ihn aufsucht und ihn bittet, ihren Gemahl zu befreien, noch fragt:

> What man hath your lord i take? (VI, 85)

nachdem er aus ihrem eigenen Munde gehört hat:

> He is fast ibounde to Notyngham warde
> For the love of the. (Z. 83 f.)

und also doch genau wissen mufste, was sich mit dem Ritter ereignet hatte.

Da der Gang Robins nach Nottingham eigentlich nicht der Befreiung des Ritters gilt, Robin vielmehr nur eine so gewaltige Eile entwickelt — sieben Jahre lief er nicht so schnell —, weil ihn die Wut gegen den Sheriff treibt, so ist es weiter nicht verwunderlich, dafs es sein erstes ist, den Sheriff zu töten (sie treffen ihn auf der Strafse, Z. 110 ff.), und dafs die Befreiung des Ritters nur so hinterher hinkt. Wo der Ritter sich befindet, wird gar nicht angegeben; es heifst nur:

> Robyn stert to that knyght,
> And cut a two his bonde
> And toke hym in his hand a bowe,
> And bad hym by hym stonde. (VI, 136—140.)

Robin zieht sich hierauf mit dem Ritter in den Wald zurück, in dem Vertrauen, dafs sie beide die Verzeihung des Königs (Edward!) erlangen werden. Er sagt zu dem Ritter:

> Thou shalt with me to grene wode,
> Without ony leasynge,
> Tyll that I have gete us grace
> Of Edwarde, our comley kynge. (VI, 145—148.)

Nach dem siebenten fytte (Z. 7—44) belegt der König die Güter des Ritters mit Beschlag, als er nach Nottingham gekommen ist, und bietet sie demjenigen an, welcher ihm des Ritters Haupt bringt. Von hier ab tritt der Ritter nur ganz episodisch auf, VII, 227 und VIII, 55 ff., wo ihm vom Könige seine Güter zurückgegeben werden. Er selbst ist dabei weder handelnd noch sprechend eingeführt; nicht einmal ein Wort des Dankes für den König wird ihm zuerteilt; merkwürdigerweise scheint Robin für ihn zu sprechen:

> Than bespake our comly kynge
> To syr Rycharde at the Lee.
>
> He gave hym there his londe agayne,
> A good man he bad hym be;
> *Robyn* thanked our comly kynge,
> And set hym on his kne. (VIII, 55—60.)

Die ganze Erzählung von dem Ritter Syr Rycharde at the Lee, wie sie sich durch die letzten fyttes hindurchzieht, ist keineswegs klar und zusammenhängend, sie verläuft gewissermafsen im Sande, um dem Bericht über eine für die Hörer wie den Erzähler viel wichtigere Begebenheit Platz zu machen: der Begegnung des Königs mit Robin Hood.

Robin Hood und der König.

„Der König stattet dem einfachen Wilderer Robin Hood unter der Maske eines Abts im Walde einen Besuch ab und wird von Robin vorzüglich unterhalten und bewirtet“ — das ist das grofse Ereignis des VII. und VIII. fytte der Geste. *Robin Hood and the King* benennt daher Hunter diesen Teil der Geste.

Bei allen Nationen und fast zu allen Zeiten sind Erzählungen von der Begegnung einer hochstehenden Person, vor

allem des Königs, mit einem Manne aus dem Volke im Volke selbst recht beliebt gewesen und sie werden ihren Reiz nicht verlieren. Es ist also nicht verwunderlich, dafs auch in England, welches ja an Volksballaden jeder Art so reich ist, an zwanzig Balladen und Erzählungen aufzuweisen sind, welche diesen Gegenstand behandeln. Die verschiedensten Jahrhunderte haben Balladen der Art hervorgebracht und es handelt sich daher bald um diesen, bald um jenen König. In einem Teil der Balladen versetzt sich der König freiwillig in die untersten Gesellschaftsschichten, in anderen ist er dagegen durch irgend welchen Zufall, Verirrung bei der Jagd etc., gezwungen, mit einem Manne aus dem Volke zu verkehren. Die verschiedensten Stände nehmen die Ehre für sich in Anspruch, dafs einer ihrer Genossen mit dem König zusammengekommen ist. Mit einem Schäfer, einem Eremiten, einem Gerber, einem Müller, einem Kesselflicker, Schuhflicker und anderen wird der König in den englischen Balladen zusammengeführt. Die Aufzählung der bezüglichen Balladen findet sich bei Child (Engl. and Scot. B.) in der Einleitung zu „King Edward the fourth and the Tanner of Tamworth", und im Percy-Manuskript, Einleitung zu „Kinge and Miller" II, 147. Eine der interessantesten Balladen dieses Manuskripts — „John de Reeve" — behandelt ebenfalls den Gegenstand. In manchen der Balladen treten nicht nur der König, sondern auch die Person, mit welcher er in Berührung kommt, mit bestimmten Namen hervor, so der Miller of Mansfield, der Tanner of Tamworth, John the Reeve u. s. w., und es lag nahe, den König auch einmal mit dem allbekannten König der Wälder, dem lustigen outlaw Robin Hood zusammenzuführen, und dies ist in dem siebenten und achten fytte der Geste resp. in der betreffenden zu Grunde liegenden Ballade geschehen. Der Gegenstand selbst ist also dem Robin-Hood-Kreise durchaus nicht eigentümlich; aber die Art, wie er behandelt ist, gehört speciell der Lytell Geste resp. dem Verfasser derselben an.

Der König Edward (s. VII, Z. 121) geht nach Nottingham, um Robin Hood aufzusuchen, oder vielmehr, um ihn gefangen zu nehmen. Als er durch Plomton Parke in Lancasshyre kommt, sieht er kein Stück Wild, während sonst dort ganze

Herden zu sehen waren. Darüber erzürnt er und möchte für jeden Preis Robin Hood sehen, welchen er für den Dieb hält.

> The kynge was wonder wroth withall,
> And swore by the trynyte,
> „I wolde I had Robyn Hode,
> With eyen I myght hym se.“ (VII, 21 f.)

Ein halbes Jahr wartet er vergeblich in Nottingham auf eine Gelegenheit, Robin zu sehen. Er hört aber nichts von ihm, bis er auf den Rat eines Försters mit fünf Rittern (er selbst als Abt, die Ritter als Mönche verkleidet) in den Wald reitet. Einen Abt läſst Robin nicht unberücksichtigt seines Weges ziehen, und der König wird daher von ihm angehalten. Er soll sein Geld mit ihm teilen. Der König giebt vor, nur noch 40 Pfund zu besitzen, und es ist interessant, die im Mittelalter so häufig wiederkehrende Klage über die hohen Kosten, welche einem Ritter oder Abt entstanden, wenn er gezwungen war, in des Königs Hoflager zu kommen, hier in den Mund des Königs selber gelegt zu sehen:

> I have layne at Notyngham,
> This fourtynyght with our kynge,
> And spent I have full moche good
> On many a grete lordynge. (Z. 105—108.)

Der Abt wird von Robin freundlich behandelt, besonders auch, weil er ihm, wie er sagt, einen Gruſs vom König bringt, und ihn einladet, nach Nottingham zu kommen. Robins Ehrfurcht vor dem König geht so weit, daſs er niederkniet, als ihm der Abt das königliche Siegel zeigt, indem er hinzufügt:

> I love no man in all the worlde
> So well as I do my kynge. (Z. 129 f.)

Der Abt muſs bei Robin speisen, wie der Ritter und der Mönch der früheren fyttes (I—IV). Robin und John bedienen ihn selbst. Zur Unterhaltung ihres Gastes veranstalten die outlaws ein prächtiges Wettschieſsen, in welchem jeder Fehlschuſs von Robin durch einen kräftigen Hieb in den Nacken gestraft wird. Als Robin selbst einmal vorbeischieſst, bittet er den Abt, ihm seinen Lohn zu geben, und als dieser ihm einen Schlag giebt, daſs er zu Boden fällt, schöpft er wegen dieser auſsergewöhnlichen Kraft sogleich Verdacht, sieht sich den

18*

Fremden näher an und erkennt den König — gewifs ein sonderbarer Zug —. Doch nicht nur grofse Kraft zeichnet den König aus, er besitzt auch eine grofse imposante Gestalt,

Our kynge was grete. (VII, 73.)

Als der König erkannt ist, knien alle outlaws vor ihm nieder, und Robin bittet um Gnade, welche ihm gewährt wird, unter der Bedingung, dafs er mit an den Hof zieht. Er geht darauf ein, fügt jedoch gleich hinzu:

But me lyke well your servyse,
I come agayne full soone,
And shoote at the donne dere,
As I am wonte to done. (Z. 253—256.)

Hier schliefst das siebente fytte; das achte fytte knüpft jedoch gleich an. Um sich einen Scherz zu machen, ziehen der König und seine Begleiter grüne Röcke von den outlaws an und gehen in diesem Aufzuge mit Robin und seinen Scharen nach Nottingham. Die Bewohner der Stadt erschrecken nicht wenig, als sie so viele outlaws kommen sehen, und beruhigen sich erst, als sie den König erkennen.

Gar zu lange hält es Robin an des Königs Hofe nicht aus. All der Glanz des Hofes ist ihm nichts gegen die Freuden und Genüsse, welche ihm der Wald bot. Allmählich fafst ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach diesem Eden der damaligen englischen yeoman, und er bittet den König um Urlaub für einen Gang nach Bernysdale, weil er dort eine Kapelle besuchen wolle, die er selbst gebaut habe.

I made a chapell in Bernysdale,
That semely is to se,
It is of Mary Magdalene,
And therto wolde I be. (VIII, 89—93.)

Als er in Barnsdale ankommt, singen die Vöglein so schön wie selten. Er empfindet von neuem so lebhaft die ganze Herrlichkeit des Waldlebens, dafs er an Rückkehr an den Hof gar nicht denkt. Den ersten Hirsch, der ihm begegnet, ereilt sein Pfeil, lustig bläst er in sein Horn, seine früheren Genossen erscheinen und heifsen ihn willkommen, und alsbald ist er wieder der alte Robin Hood und lebt, wie es heifst, zwanzig Jahre im Walde, ohne je zum König zurückzukehren.

Von dieser Waldessehnsucht, dieser unvergänglichen Liebe zu dem freien frischen Waldleben sind fast alle älteren Robin-Hood-Balladen durchhaucht. Mag Robins Aufenthaltsort noch so unbestimmt angegeben werden, immer ist es der schöne grüne Wald, the greenwood. So verhält es sich aber nicht nur mit Robin Hood, so ist es mit jedem outlaw. Eben so grofs wie bei Robin ist die Sehnsucht nach diesem lustigen Aufenthalt bei Gamelyn, dem Helden der Erzählung, welche wir in einem Teil der Handschriften von Chaucers Canterbury Tales fälschlich dem Koch zuerteilt finden, welche aber überhaupt nicht von Chaucer herrührt.

Den Schlufs der Lytell Geste bildet ein abgerissener Bericht über Robin Hoods Tod und zwar, wie es scheint, in Form eines so kurzen Auszugs aus einer Ballade, dafs der genaue Zusammenhang nicht einmal immer zu erkennen ist.

Die Geste schliefst:

> Cryst have mercy on his soule
> That dyed on the rode!
> For he was a good outlawe,
> And dyd pore men muche god.

Die wichtigsten Balladen des 16. Jahrhunderts.

Ehe wir weitere Balladengruppen betrachten, werden wir kurz die wichtigsten Belege, Anspielungen etc. des 16. Jahrhunderts zusammenfassen, sofern sie geeignet sind, uns charakteristische Aufschlüsse über Robin Hood und die Robin-Hood-Balladen dieses oder indirekt auch früherer Zeiträume zu geben. Erzählungen oder Gesänge über Robin Hood erwähnen die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts sehr häufig als tales, fables, jestes, fits of Robin Hood, und zwar erstreckt sich Robins Popularität über ganz Britannien.

Rebus hujus Roberti gestis *tota Britannia in cantibus utitur.* Historia Majoris Brittaniæ tam Angliæ quam Scotiæ — 1521 — (cf. Ritson I, p. LXXXIV). Für die Verbreitung der Balladen in Schottland liegt uns aufserdem noch das specielle Zeugnis des John Bellendene (Hystory of Scotland, Edin. 1541) vor: that waithman Robert Hode with his fallow litil Johne, of quhom ar mony *fabillis and sportis soung among the vulgar*

pepyll (Ritson I, p. LXXXIV). Ausdrücklich wird hervorgehoben, dafs man Robin in *Gesängen* feiert; dafs man jedoch auch schon Balladen oder wenigstens Erzählungen über Robin *geschrieben* — gedruckt — und *gelesen* hat, geht aus den folgenden Stellen hervor:

> And many are so blinded with their foly
> That no scriptur thinke they so true nor gode
> As is a foolish gest of Robyn Hode

(in Alexander Barclays „Shyp of folys", gedruckt 1508 — siehe Ritson I, p. LXXXVII).

Gwalter Lynne, printer, in his dedication to Ann, duchess of Sommerset, of „The true beliefe in Christ and his sacramentes" (1550) says:

„I woulde wyshe tharfore that al men, women, and chyldren, would read it. Not as they have been here tofore accustomed *to reade the fained storyes of Robinhode,* Clem of the Cloughe, wyth such lyke to pass the tyme withal etc." (siehe Ritson I, p. XCIII).

Diese „fained storyes" werden wohl vorwiegend Balladen gewesen sein, da uns kaum etwas anderes überliefert ist, und zwar gedruckte lose Blätter, welche ins Volk gedrungen sind.

Eine schwache Idee, wie etwa die Balladen vorgetragen wurden, kann uns die von Ritson S. XCI mitgeteilte Stelle aus „A new interlude and a mery of the nature of the III elementes" geben, woselbst es heifst:

Yng(norance). But yf thou wylt have a song that is good,
I have one of Robyn Hode
The best that ever was made.
Hu(manyte). Then a feleshyp, let us here it,
Yng. But there is a *bordon*, thou must bere it,
Or ellys it will not be.
Hu. Than begyn and care not for.

Hu. beginnt mit dem gewöhnlichen bordon „Downe, downe, downe" und begleitet auf diese Weise ein interessantes Spottgedicht auf die Robin-Hood-Balladen, welches sich des offenbar häufigen Balladenanfanges „Robyn Hode in Barnysdale stode" bedient. Allein dieses Spottgedicht (vor 1520 entstanden) beweist, dafs schon viele mittelmäfsige Lieder über Robin mit

untergelaufen sein müssen, an welche Yngnorance vorwiegend gedacht haben mag, wenn er so geringschätzig über die Balladen spricht, als Humanyte ihn auffordert

— let us some lusty balet syng.

Das weitere Zwiegespräch lautet nämlich:

Yng. Nay, syr, by the heven kyng:
For me thynkyth it servyth for no thyng
All suche *pevysh prykeryd song*
Hu. Pes, man, pryk-song may not be dyspysyd.
For therwith god is well plesyd.

Yng. Is god well pleasyd trowest thou, therby?
Nay, nay, for there is no reason why.
For is not as good to say playnly
Gyf me a spade
as gyf me a *spa ve va ve va ve vade?* (a. a. O.).

Wir sehen aus diesem Beispiel, nach welcher Seite hin sich besonders die Sänger vergehen. Einen tiefen Einblick in die Werkstätte der zahlreichen handwerksmäfsigen *ballet-makers*, welche die elisabethische Periode aufzuweisen hat, giebt eine Stelle in *Webbes* Discourse of English Poetrie, printed in 1586 (s. Ritson p. XCIV). Vor Webbes Richterstuhl, wo nach streng klassischem Mafse gemessen wird, ergeht es den ballet-makers, diesen Wirtshauspoeten nur sehr schlecht, und wenn wir zwar nicht von ihm erfahren, wie weit sich sein Tadel auf Robin-Hood-Balladen bezieht, und ob überhaupt in dieser Zeit ansehnlich viele neue Robin-Hood-Balladen entstanden sind, so ist doch klar, dafs in einer Zeit, wo die Balladenpoesie so sehr daniederlag, von eigentlicher Produktion nicht die Rede sein kann. Die alten Gesänge von gröfserem Wert leben fort, das zeigt schon allein die grofse Kenntnis von Volksballaden und speciell auch Robin-Hood-Balladen, welche Shakespeare zeigt. Dafs dennoch in diesem Zeitraum die Produktion erschlaffte, erklärt zum Teil das überwiegende Interesse für das Drama, welches alles andere verdrängt. Befremden kann es bei dieser Oberherrschaft des Dramas natürlich nicht, dafs man auch den populären Stoff, den unsere Balladen boten, sehr bald benutzte, um Dramen daraus herzustellen. Dramatische Aufführungen, welche von Robin Hood handelten, waren sehr alt. Zum Be-

lege braucht nur an die Worte Bowers: „de quibus (Robin, Johan und Genossen) stolidum vulgus hianter in *comœdiis* et *tragœdiis* prurienter festum faciunt“ (s. oben) erinnert zu werden, da hier doch wohl bei comœdiæ und tragœdiæ, wenn nicht gerade an Bühnenaufführungen, so doch vielleicht an eine Art von Vermummungen zu denken ist, wie sie bei Volksfesten üblich waren. Welche Rollen in solchen Spielen etwa zu besetzen waren, zeigt eine Stelle aus den Paston Letters (unter Edward IV), wo Paston von einem seiner Diener, welcher ihm versprochen hatte, ihn nie zu verlassen, sagt: „I have kepyd hym thys iii yer to pleye *Seynt Jorge*, and *Robyn Hood* and the *Sheryf of Notyngham*, and now, when I wolde have good horse, he is goon into Bernysdale, and I without a keeper“ (a. a. O. II, 134, cf. Ritson S. CXIII). Wahrscheinlich bezieht sich die in den letzten Worten liegende Anspielung, wie Wright (a. a. O. II, S. 204) hervorhebt, auf irgend eine damals cirkulierende Geschichte oder Ballade, in welcher der Sheriff auf ähnliche Weise gehänselt wird wie in der Erzählung von Grenelefe (drittes fytte der Geste).

Häufig tritt Robin bei den Maifestlichkeiten hervor. Ausführliches Material über die Maispiele — leider nicht genügend oder wenigstens nicht weit genug zurückreichend, um über manche zweifelhafte Punkte Aufschlufs zu geben — bietet neben Drake (in seinem Life of Shakespeare) und anderen vor allem wieder Ritson. Aus den verschiedenen Citaten ergiebt sich, dafs bei den Maibelustigungen, wie sie aufs lebhafteste unter Heinrich VII. und VIII. gepflegt wurden, als verschiedene Mitwirkende vorkommen: „Robin Hode, mores dawnsars, the lady (of May?), little John, the frere (fryer), mayde Marian, the fole, a dysardd, the taborer, the menstorell, the piper.“ Die Figur Robins giebt Anlafs zu Ausgaben für a bannar, Kendall (green) his coat, glovys, hats, satyn for his cotys. Aufserdem werden für Robin Hood und Little John bestimmt sein die aufgeführten 6 brodearovys (conf. Ritson p. CXVI ff.).

Welchen Anteil Robin an den Maispielen nimmt unter Heinrichs VIII. Regierung, erfahren wir aus einem Bericht Halls (Ritson S. CXI u. CXII). Robin und seine Leute treten als

outlaws in grünen Gewändern und Hüten auf (Kentish Kendal), every one of them his bowe and arowes, and a sworde and a bucklar. Vor dem Könige zeigen sie ihre Kunst des Bogenschiefsens und führen ihn gelegentlich einmal in den Wald, wo sie ihn mit Wildbret und feinen Weinen nach Art des alten Robin Hood bewirten. Dafür, dafs die Maifeste, soweit sie sich auf Robin Hood beziehen, im wesentlichen den Charakter von Schützenfesten hatten, sprechen auch die Worte des Richard Robinson (Third assertion Ritson I, S. CXII ff.):

> Myself remembreth of a childe in contreye native mine (1553).
> May-game was of Robin Hood and of his traine that time (7. E. 6).
> *To traine up young men* stripplings and, eche other younger childe.
> *In shooting* etc.

Was etwa alles zu einem grofsen Mayinge gehört, zählt Stow auf (Survay of London, 1598; s. Ritson S. CX), nämlich: „das Einholen des Maypoles, with divers *warlike shewes, with good archers,* morrice-dancers, and other devices for pastime;" wörtlich heifst es dann später: „and towards the evening they had *stage-playes* and bonefires in the streetes."

Von alle den verschiedenen Spielen (stage-playes), welche da aufgeführt sein mögen, ist uns ein einziges erhalten, und dieses playe of Robin Hoode, wie es sich nennt, trägt den ausdrücklichen Zusatz „*very proper to be played in Mayegames*".

Es findet sich in Coplands Ausgabe der Lytell Geste, und wenn wir es als Norm für die Robin-Hood-Spiele an Maitagen annehmen dürfen, so bestätigt es, was wir vermuten durften, dafs diese Spiele auf vorhandenen Balladen beruhten. Unser play beruht nämlich auf dem ersten Teil der uns bekannten Ballade Robin Hood and the Potter und einer Ballade, welche man am besten als Robin Hood and the friar bezeichnen könnte und von welcher zwei Versionen erhalten sind. Sehr verschieden von diesen Robin-Hood-*plays* sind die eigentlichen Robin-Hood-*Dramen*, welche in der Zeit Elisabeths von Munday verfafst wurden. Nicht mit einer Verschmelzung des in den Balladen vorhandenen mannigfaltigen Stoffes nach Art der Maygames, sondern mit weit angelegten Dramen haben wir es zu thun, in

welchen Robin Hood als solcher völlig verschwindet, um als „earl of Huntingdon“ wieder aufzutauchen. Munday zeigt eine ziemlich grofse Bekanntschaft mit den Balladen, und von dieser Seite interessiert uns das Drama hier. Aufser Robin führt er vor allem die Personen ein, welche ihm in der Geste zugeteilt sind: „Little John, Much the Millers sonne, Scathlock und Scarlet (als verschiedene Personen), den Sheriff, right hitting Brand.“ Ort der Handlung ist meist Sherwood. Die lustigen Streiche Robins setzt er als bekannt voraus.

> For merry jeasts they have beene showne before:
> As how the frier fell in to the well,
> For love of Jinny, that faire bonny bell;
> How Greeneleafe rob'd the shrieve of Nottingham,
> And other mirthful matter, full of game.

Die Ballade, auf welche sich die beiden ersten Zeilen beziehen, gehört wohl schwerlich in den Robin-Hood-Kreis (conf. Chappell Pop. Mus. S. 274, 390 und Child VIII, S. 122). Die letzten Zeilen des Citats beziehen sich natürlich auf die Geste (fytte III). Die lustigen Streiche, nach obigem der eigentliche Inhalt der Robin-Hood-plays, weist Munday also ausdrücklich aus seinem Rahmen. Episodisch benutzt er deshalb die Balladen doch; so scheint die Befreiung Scarlets und Scadelocks (s. Ritson S. LXIII f.) auf der Ballade *Robin Hood rescuing the widows sons* (s. unten) zu beruhen.

Ziemlich wörtlich entlehnt aus der Ballade *The Jolly Pindar of Wakefield with Robin Hood, Scarlet and John* sind die Zeilen:

> At Michaelmas cometh my covenant out
> My master gives me my fee;
> Then Robin I[le] weare thy Kendall greene,
> And wend to the green wood with thee.

Auch die *Chroniken* des 16. Jahrhunderts gedenken Robin Hoods. Sie kopieren einfach ältere Quellen oder zeichnen Robin nach den Balladen, vor allem nach der Lytell Geste, so etwa

Mair in seiner Historia Majoris Britanniæ (s. oben) und

Grafton (1569) im Scottish Chronicle, wo er als seine Quelle angiebt „an olde and auncient pamphlet“. Neu ist bei ihm, dafs er Robin zu einem Adeligen macht (he was of noble parentage), welcher wegen Verschwendung in zu grofse Schulden

gerät und gesetzlich geächtet wird (by order of lawe he was outlawed).

Stowe, Annals etc. (1592), benutzt vorwiegend Mair (s. o.).

Holinsheds Chronicle (1587) Description of Ireland benutzt ebenfalls Mair, daneben Grafton. Er giebt einen Bericht über das Treiben von Robin Hoods Leuten nach dem Tode ihres Herrn und über Little Johns Tod, dessen Grabstätte er nach Schottland verlegt.

Das *Sloane-Manuskript,* Nr. 715, welches Ritson hauptsächlich als Grundlage für seine Skizze von Robins Leben benutzt, beruht fast wörtlich auf Graftons Chronicle, und die vielfach von Ritson herangezogene *Note in dem Harleian-Manuskript* (Bibl. Harl. 1233) ist entweder Graftons olde and auncient pamphlet oder sie ist später aus seiner Chronik zusammengeschrieben.

Alle diese verschiedenen, deutlich voneinander abhängigen Quellen benutzt Ritson als selbständig und faſst die selbstverständlichen Übereinstimmungen derselben als gegenseitige Bestätigungen auf. Da wir weiterhin Gebrauch davon machen können und uns nebenbei dadurch ein interessantes Beispiel geboten wird, wie sich die Verfasser unserer Robin-Hood-Biographien kopieren, geben wir im Folgenden eine Gegenüberstellung von Graftons Bericht mit dem Sloane-Manuskript und der Harleian-Manuskript-Note, aus welcher sich handgreiflich ergiebt, zu welchen ungeheuerlichen Resultaten Ritson kommen mufste, wenn er einen grofsen Teil seiner Biographie Robins auf diese Quellen stützte, ganz abgesehen davon, dafs sie dem 16. Jahrhundert angehören, also über Robins Persönlichkeit authentisch reden wollen, nachdem er nach ihrer eigenen Ansicht bereits 400 Jahre tot sein sollte.

Sloane-Manuskr.	Graftons Chronicle *resp. an old and auncient Pamphlet which Grafton the chronicler has seen.*	Harlein-Manuskr.-Note (Bibl. Harl. 1233).
he was of — parentage	This man discended *of noble parentage* or rather beyng of base stocke and linage was for his manhood and chivalry advaunced to the noble dignitie of *an earle.*	It is said that he was of *noble blood,* no less *then an earle.*

in shooting with the longbow which they chiefly practised, they *excelled* all the men of the land; though as occasion required, they had also other weapons.	*and excellyng principally in archery or shooting*, his manly courage agreeyng thereunto etc.	
he was so ryotous that he lost or sould his patrimony and for debt became an outlaw.	But afterwardes he so prodigally exceeded in charges and expences, that he fell into great debt — — — that by order of law he was outlawed.	having wasted his estate in riotous courses.
	(the king) *caused his proclamation to be made* that whosoever would bryng him quicke or dead, the king would geve him a great summe of money, as by the recordes in the Exchequer is to be sene: but of this promise no man enjoyed any benefite.	*the kyng at last sett furth a proclamation* to have him apprehended etc.
dystempered with cold and age, he had great payne in his lymmes, his bloud being corrupted, therfore to be eased of his payne by letting bloud, he repayred to the prioress of Kyrkesly, which some say was his aunt, a woman very skylful in physique etc.	For the sayde Robert Hood being afterwardes troubled with sickness, came to a certain nonry in Yorkshire called Bricklies, where desiring to be let blood he was betrayed *and bled to death*.	at which time it happened he fell sick at a *nunnery in Yorkshire called Birckleys* and *desiring* there *to be let blood hee was betrayed and* made *bleed to death*.
after letting him *bleed to death buryed him* under a *great stone by hy wayes syde* etc.	the prioresse of the same *place caused him to be buried by the highwayside*, where he had used to rob and spoyle those that passed the way. And upon his grave the prioresse did lay a very *fayre stone*.	

Das Sloane-Manuskript, die umfangreichste der ältesten Biographien Robin Hoods, beruht jedoch nicht nur auf den Chroniken, sondern es macht auch eigene Zusätze aus Balladen.

Die Worte „after such maner (s. unten) the procured *the pynner of Wakefyeld* to become one of his company and a *frere called Muchel*“ beweisen — wenn wir annehmen, daſs der Schreiber, welcher mit den Balladen nicht gar so sehr vertraut gewesen zu sein scheint, da er im stande war, dem frere fälsch-

lich den Namen Muchel zu geben (im Anklang an Robins Genossen Much) — die Existenz der Balladen „*The pindar of Wakefield*“ und „*Robin Hood and the friar*“ (s. oben).

Was das Manuskript von Scarlocke (Scathlock?) erzählt (Ritson S. XXXVIII f.), wird uns ganz entsprechend von einem anderen Helden (Allin a Dale) erzählt in der in einem Druck von 1661 erhaltenen Ballade „*Robin Hood and Allin a Dale*“. Da diese Ballade in der uns erhaltenen Form entschieden erst im 17. Jahrhundert, um 1650, entstanden ist (Reime wie tane slaine, fail Dale beweisen das), während das Sloane-Manuskript nach Ritson aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammt, so wäre es allerdings möglich, dafs zuerst in einer Ballade von Scarlock erzählt wurde, was uns eine erhaltene Ballade von dem Sänger Allin a Dale berichtet. Wahrscheinlich verwechselt der Schreiber jedoch auch hier die Namen.

Ein negativer Grund, der dafür spricht, dafs das Sloane-Manuskript ins 16. Jahrhundert gehört, ist der, dafs der Verfasser Mundays Dramen nicht zu kennen scheint, da er anderenfalls sicher davon Gebrauch gemacht haben würde.

Als eine der ersten Thaten, welche Robin vollführt haben soll, erzählt das Sloane-Manuskript eine Begebenheit, welche sich fast genau ebenso in der Ballade *Robin Hood's Progress to Nottingham* wiederfindet (Ritson, p. 111).

Als unzweifelhaft im 16. Jahrhundert in irgend welcher Form existierend lernen wir also aufser den bereits besprochenen Balladen kennen: The jolly Pinder of Wakefield; Robin Hood and the friar; Robin Hood rescuing the widow's sons; Robin Hood and Allin a Dale, oder wenigstens dessen Grundlage; Robin Hood's Progress to Nottingham; und aufserdem eine oder mehrere Balladen über Robin Hoods Tod (s. unten).

Robin Hood im Kampfe mit einem meist überlegenen Gegner.

Das erwähnte Sloane-Manuskript sagt von Robin: „Whersoever he hard of any that were of unusual strength and hardines, he would desgyse himselfe and rather than fayle, go lyke a begger to become acquaynted with them; and after he had tryed them with fighting, never give them over tyl he had used

means to d..... to lyve after his fashion;“ als Beispiele für diese allgemeine Behauptung werden, wie bekannt, die Erwerbung des pynner of Wakefeyld und des freyr (called Muchel! s. oben) angeführt. Nicht nur die Namen werden von dem Verfasser verwechselt, sondern er wirft hier überhaupt verschiedenerlei durcheinander. Robin hat sich zwar oft als Bettler verkleidet, wenn er irgend eine kühne That vorhatte, aber nie zu dem hier angeführten Zweck, vor allem auch nicht in den beiden von ihm erwähnten Fällen. Das Manuskript hat jedoch recht, wenn es hervorhebt, dafs ein Zweikampf Robins mit einem Fremden, besonders einem solchen, welcher wegen seiner Stärke allgemein bekannt ist, und die sich nicht selten daran anschliefsende Anwerbung dieses als tüchtig erprobten Gegners, für die Robin-Hood-Balladen schon in seiner Zeit ein stehender Gegenstand waren. Fast zwanzig Balladen sind uns noch heute erhalten, welche einen derartigen Kampf Robins mit irgend einem Gegner behandeln. Der im Kampfe erprobte Gegner wird für Robins Dienste und für das outlaw-Leben gewonnen in den Balladen: The Pinder of Wakefield; Robin Hood and the Curtall Fryer; Robin Hood and the Tanner; Robin Hood and the Tinker; Robin Hood and the Ranger; Robin Hood and Little John; Robin Hood and the Scotchman.

Von diesen Gegnern hat der Pinder of Wakefield eine dreifache Probe zu bestehen, insofern er nämlich als einzelner gegen Robin, Scarlet und John kämpft. In der Ballade „Robin Hood's Delight“, wo die Waldhüter (Förster) angeworben werden, handelt es sich um einen dreifachen Einzelkampf, nämlich Robins, Scarlets und Johns gegen je einen Förster.

In einigen Balladen stellt sich nach beendetem Kampfe heraus, dafs der fremde Gegner, mit welchem Robin Hood gekämpft hat, einer seiner Anverwandten ist, welcher ihn sucht — „Robin Hood and the Stranger“ und „The Bold Pedlar and Robin Hood“ —, oder gar seine Geliebte, welche sich als Page verkleidet hat und ihn im Walde sucht — „Robin Hood and Maid Marian“ —, wie er denn in noch zwei anderen Balladen gegen verkleidete Frauen kämpft (s. unten).

In manchen Fällen endlich erzählen die Balladen von weiter nichts als von einem Kampfe Robins mit *einem* Gegner —

„Robin Hood and the Beggar“ und „Robin Hood and the Shepherd“ — oder gar mit *mehreren* Gegnern — „Robin Hood and the Peddlers“, „Robin Hood's Progress to Nottingham“ (s. oben), Kampf gegen zwölf Förster —. Einen selbständigen Kampf ficht Little John aus mit dem Koch des Sheriff (Lytell Geste, fytte III — s. oben) und mit vier Bettlern — „Little John and the four Beggers“ —. Der Streit beginnt auf verschiedene Weise. Meistens wird er durch Robin Hood provoziert (beggar, shepherd, bold pedlar, butcher etc.), und zwar zum Teil, weil er die Stärke seiner Gegner so sehr hat rühmen hören, dafs ihn sein Ehrgeiz zwingt, mit ihnen anzubinden (Potter, Pinder of Wakefield, Curtall Fryer), zum Teil aus blofsem Vergnügen an derartigen Zweikämpfen (beggar, pedlar, stranger etc.). Mit den Förstern und Waldhütern liegt Robin im Streit, weil er den Wald für sein unbestrittenes Eigentum hält und nicht dulden kann, dafs sich irgend jemand Eingriffe in seine Rechte erlaubt (Ranger, Progress, Delight).

In der ausgesprochenen bösen Absicht, Robin gefangen zu nehmen, ziehen Guy of Gisborne (s. oben) und der Tinker — Robin Hood and the Tinker — in den Wald. Die erstere Ballade endigt daher auch mit Guys Tod, während gewöhnlich der Kampf beendet wird, wenn beide Parteien erschlafft sind, indem jedoch meistens Robin bereits vorher arg zugerichtet und zum Nachgeben gezwungen worden ist.

Obgleich wir, wie aus dem Bisherigen ersichtlich ist, stets bestrebt waren, der Übersichtlichkeit halber die Balladen in gröfsere, inhaltlich verwandte Gruppen zu bringen und diese Gruppen möglichst erschöpfend abzuhandeln, so suchten wir doch gleichzeitig eine chronologische Ordnung sowohl bei der Betrachtung der Gruppen, wie der einzelnen Balladen stillschweigend durchzuführen (resp. stellenweise erst zu ermitteln).

Die Balladen nun, welche unter obiger Überschrift zu vereinigen sind, erstrecken sich ihrer Entstehungszeit nach über grofse Zeiträume, indem die ältesten im 15. Jahrhundert, andere im 16., die gröfsere Hälfte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und einige noch später entstanden sind. Wir werden daher unser Augenmerk zunächst auf die ältesten Balladen dieser Gattung richten und den noch übrig bleibenden später

am geeigneten Orte eine besondere Erörterung zukommen lassen.

Die ältesten hierher gehörigen Balladen sind diejenigen, welche von Robins Begegnung mit dem Töpfer, oder Johns Kampf mit dem Koch des Sheriff (Geste, fytte III) handeln und die vom Sloane-Manuskript erwähnten „The Pindar of Wakefield etc." und „Robin Hood and the friar".

Robin Hood fordert, wie wir sahen, seinen Gegner wesentlich deshalb heraus, weil er von dessen grofser Stärke gehört hat. Der Kampf endet zu seinen Ungunsten. Vom Töpfer wird er besiegt, dem curtall fryer kann er nichts anhaben, und den Pindar können drei outlaws nicht besiegen, obgleich der Kampf einen ganzen Tag dauert (a summers day so long). Robin kämpft mit Schwert und Schild gegen den Potter und Pindar, ebenso John gegen den Koch, gegen den friar zieht er sein Schwert erst, nachdem alle die Pfeile, welche er auf ihn abgedrückt hat, von seinem Schilde zurückgeprallt sind. Robins Gegner sind nicht immer gleich ausgerüstet. Der Töpfer schwingt einen mächtigen Knüttel, der friar ist vollständig rittermäfsig gerüstet. Des Pindars Waffe wird uns nicht deutlich beschrieben. Während er selbst in der einen Version sagt:

I le take my *benbowe* in my hande (Percy-Mskr. p. 21),

heifst es in dem anderen wohl weniger dem Original entsprechend:

I le take my *blew blade* all in my hand. (Child p. 206, Z. 37.)

Die beiden Gegner Robins, welche mit besonderem Namen hervortreten, „The Pindar of Wakefield" und der friar (curtall fryer, fryer Tuck?), verdienen eine besondere Behandlung und wir wenden uns zunächst zu dem

Pinner of Wakefield.

Der Pinner of Wakefield war eine fast ebenso populäre Figur wie Robin Hood. Beider Ruhm war so verbreitet, sagt Drayton (Polyolbion)

for their so valiant fight,
that every freemans song
Can tell you of the same.

Zu bedauern ist, dafs uns von dem, was diese freemen gesungen haben mögen, nur zwei unvollkommene Fassungen derselben Ballade erhalten sind, ein kleines Fragment im Percy-Manuskript und eine Kopie Nr. 401, fol. 61 b in Woods Collection (s. Hazlitt, Handbook etc. unter dem Titel „Robin Hood“ Nr. 31). Ob die Notiz in den Registern der Stationer's Company „1557/8 To Mr. John Wallye and Mrs. Toye these ballettes followynge, that is to say .... A ballet of Wakefield and a greene“ speciell auf die uns vorliegende Ballade mit dem Refrain

In Wakefield all on a green

zu beziehen ist, bleibt unsicher. Nach einer bereits sicher begründeten Popularität wurde der Pinner auch zum Helden eines (oder mehrerer? s. unten) Dramen gemacht.

In Dodsleys „Old Plays“, vol. VI, findet sich: „A pleasant conceyted comedie of George A *Greene the Pinner of Wakefield* as it was sundry times acted by the servants of the Right Honourable the Earl of Sussex. Imprinted at London by Simon Stafford. 1599. 4°.“

In der vierten Auflage der Sammlung von W. Carew Hazlitt ist dieses Drama fortgelassen, weil es von mehreren Gelehrten Robert Greene zugeschrieben und von Dyce in seine Ausgabe von Greenes Werken aufgenommen wurde.

George a Greene soll also der Pinner geheifsen haben. Die erhaltenen Balladen wissen davon nichts und in *Mundays* „Downfall and Death of Robert Earle of Huntingdon“ heifst es:

> Good *George-a-Greene at Bradford* was our friend
> And wanton *Wakefield's Pinner* lov'd us well.
> (Dodsley Hazlitt VIII, 151.)

Hiernach sind George a Greene und der Pinner of Wakefield zwei verschiedene Personen, und da Munday einigermafsen orientiert gewesen sein dürfte, kann *Thoms* (Early English Prose Romances) rechthaben, wenn er sagt: „A play entitled *George a Green* was played on the 28th of December 1593 by the Lord Strange's company, and the *Pinner of Wakefield which seems to be a different play* on the 8th of January 1593—1594.“

Es wäre alsdann keins dieser beiden Dramen mit dem oben erwähnten „A pleasant conceyted comedie etc.“ zu identifizieren,

sondern es läge vielmehr die Vermutung nahe, dafs dieses letztere aus einer Verschmelzung der beiden ersterwähnten entstanden ist.

Nach *Bradford* versetzt Munday den George a Green, und in *Bradford* hat Robin Hood in dem erwähnten Drama einen Kampf mit George a Greene. Nichts hindert uns, anzunehmen, dafs George a Greene und der um 1600 noch allgemein bekannte shoomaker of Bradford dieselbe Person sind, besonders da uns von diesem letzteren ausdrücklich berichtet wird, dafs er ebenfalls einen Kampf mit Robin Hood gehabt habe. Richard Brathwayte berichtet in seiner poetischen Epistel „to all truebred northerne sparks etc.“ (Strappado for the divell, 1655) darüber, siehe Ritson, S. XXXIII ff. Der Schuster von Bradford läfst nämlich keinen Fremden durch die Stadt passieren, welcher einen Stock auf der Schulter trägt, ohne ihn durchzuprügeln, und dadurch soll er auch mit Robin Hood in Streit verwickelt worden sein.

> — — — — — — — and from hence
> Twixt Robin Hood and him grew the difference,
> Which cause it is *by most stage-poets writ*
> For brevity I thought good to omit. (Brathwayte l. c.)

Bei den letzten Zeilen müssen wir zunächst an das am 28. Dezember 1593 aufgeführte play entitled „George a Green etc.“ denken (s. oben). Ziehen wir alles Gesagte in Betracht, so können wir nicht gut anders, als Robin in „George a Greene, dem Schuster von Bradford (?)“, einen weiteren Gegner gegenüber zu stellen, gegen welchen er vielleicht einen ebenso schweren Stand hatte als gegen den Pinner of Wakefield. Was übrigens den letzteren angeht, so war es schon an sich unwahrscheinlich, dafs er allein durch die Rolle, welche ihm in den Robin-Hood-Balladen zuerteilt worden, so bekannt und populär geworden sei, wie er es nach dem Bericht mehrerer Autoren thatsächlich gewesen ist.

Aus den Worten Richard Brathwaytes

> The first whereof that I intend to show
> Is merry Wakefield and her pindar too
> Which fame hath blaz'd with all that did belong
> Unto that towne in *many gladsome song*,

The pindars valour and how firme he stood
In the towns defence 'gainst the rebel Robin Hood,
How stoutly he behav'd himselfe, and would
In spite of Robin, bring his horse to th' fold,
His many May-games were to be seene
Yearly presented upon Wakefield greene

ergiebt sich deutlich genug, daſs der Pinner im Volke seine eigene Geschichte hatte, welche sich vielleicht passend resumieren lieſse in den Worten, mit welchen die Ballade „The Jolly Pindar of Wakefield“ beginnt:

In Wakefield there lives a jolly Pinder
in Wakefield all on a green
There is neither Knight, nor Squire, said the Pinder
nor Baron that is so bold
Dare make a trespass to the town of Wakefield,
but his Pledge goes to the Pinfold.

Die Andeutungen, welche Brathwayte hier giebt, über die speciellen Beziehungen zwischen Robin und dem Pindar:

The pindars valour, and how firme he stood
In the *townes defence 'gainst the rebel Robin Hood,*
How stoutly he behav'd himselfe, and would
In spite of Robin, bring his horse to th' fold,

sind uns unverständlich. Die erhaltene Ballade — auf einer gemeinsamen Quelle scheinen die black-letter-Kopie und das Fragment im Percy-Manuskript zu beruhen — berichtet nur über einen Kampf Robins mit dem Pinner, die Anwerbung des letzteren und einen sich anschlieſsenden Versöhnungsschmaus. Die beiden Versionen, welche uns erhalten sind, stammen zwar augenscheinlich aus derselben Quelle, aber in welcher direkten Beziehung sie zu einander stehen, läſst sich unmöglich sagen. Jedenfalls scheint die Stellung der Strophen in Nr. 1 (black-letter-copy) eine sehr inkorrekte zu sein. Z. 31—38 und 45—52 sind fast wörtliche unmotivierte Wiederholungen.

Robin Hood und der friar of Fountains-abbey.

In einem starken friar soll Robin ebenfalls einen überlegenen Gegner gefunden haben. Der curtallfryer in Fountaines Abbey der black-letter-Kopie heiſst im Percy-Manuskript nicht nur „cutted friar of fontainesabey“, sondern wird in der Überschrift

bezeichnet als ffryer Tucke, und auch dem frere des bekannten Plays wird in einigen Stellen dieser Name zugelegt.

Die Figur des friar Tuck ist lange sehr populär gewesen und lebt bekanntlich noch heute aufs lebhafteste in aller Erinnerung als der lustige Bruder in Scotts Ivanhoe fort.

Nach Stows Annalen war er zu Anfang des 15. Jahrhunderts allbekannt, da er, jedenfalls nach irgend welcher Quelle, sagt: „one, by his counterfeite name, called frier Tucke with many other malefactors, committed many robberies etc.“ (siehe Ritson). Der friar Tuck ist neben Marian eine stehende Figur im Morris-dance und spielt daher eine Rolle bei den Maispielen; doch steht er, soweit die vorliegenden Quellen darüber Aufschlufs geben, in keiner direkten Beziehung zu Robin Hood. Was der friar etwa ursprünglich dem Volke gewesen sein mag, geht am besten hervor aus den Worten Skeltons in seinem „goodly interlude of Magnificence written about the year 1500“ (cf. Ritson, p. XXXII):

> Another bade shave halfe my berde
> And boyes to the pylery gan me plucke
> And wold have made me freer Tucke
> To preche out of the pylery hole.

Wir werden nicht weit fehlgreifen, wenn wir auf Grund dieser wenigen Worte die Vermutung aufstellen, dafs der friar Tuck zuerst die alte Rolle eines boy-bishop spielt, jener Figur, welche so lange und so häufig das Volk belustigt hat, und dafs er erst später zu einer wichtigen Persönlichkeit im Morris-dance geworden ist. In den Maispielen, wo fast alle Volksbelustigungen sonst verschiedenen Ursprungs zusammenliefen, um mit anderen zu verschmelzen oder ganz unterzugehen, kam er auch in einen gewissen äufseren Zusammenhang mit Robin Hood, und es lag gewifs nicht fern, den Kampf Robins mit einem friar speciell auf den friar Tuck zu übertragen. Der eigentliche Verfasser der uns erhaltenen Ballade hat daran offenbar nicht gedacht, und die Überschrift im Percy-Manuskript entspricht der Ballade nicht. Dafs man aus einem unbekannten friar den allbekannten friar Tuck machen will, entspricht einfach nur derselben Tendenz, welche das Volk antrieb, Robin den Pindar von Wakefield oder den souter von Bradford — allbekannte

Helden — gegenüberzustellen, wodurch der alte Gegenstand — der stehende Zweikampf — neues Interesse gewann. Alt mufs der Gegenstand gewesen sein, das beweisen die vielen verschiedenen Erzählungen derselben Art, welche nicht in gegenseitiger direkter Abhängigkeit stehen, aber viele durchaus typische Züge enthalten.

Sehr stark ist der *Töpfer* (Little John hat schlagende Beweise dafür empfangen); der *Pindar* ist weit und breit berühmt (s. oben); die Stärke des *curtall fryer* kennt Scadlock.

Fast gleich lautet die Anerkennung, welche dem Gegner zu teil wird in Lytell Geste, fytte III, Z. 53, wo Little John den Koch anredet:

> Thou art one of the best swerdemen
> That ever yet sawe I me,

und Pindar

> for this is one of the best pindars
> that ever I saw with mine eye. (Percy-Manuskr.)
>
> (that ever I tryed with sword.) (Gosson.)

Typisch ist auch das Angebot, welches dem Gegner von Robin (Little John) gemacht wird:

Lytell Geste:

> Cowdest thou shote as well in a bowe
> To grene wood thou sholdest with me
> *And two tymes in the yere thy clothynge*
> *Ichaunged sholde be.*
> And every yere of Robyn Hode
> Twenty marke to thy fee.

Pindar (Percy-Manuskript):

> „but wilt be my man?“ said good Robin,
> „and come and dwell with me?
> *and 2 s in a yeere thy clothing be changed*
> if my man thou wilt be.“

Pindar (Wood Collection):

> *And wilt thou forsake thy Pinderscraft*
> — — — — — — — — — —
> And go to the greenwood with me.
> *Thou shalt have a livery twice in the year.*

Curtall fryer (Gosson):

> *If thou wilt forsake faire Fountainesdale*
> And Fountaines Abbey free
> Every sunday throwout the yeere,

A Noble shall be thy fee.
And every holliday through the yeere
changed shall thy garment be.

Ziemlich nahe stehen sich offenbar das dritte fytte der Geste und die Ballade vom Pindar (Percy-Manuskript) und besonders auch *Curtall fryer* (Gosson) und *Pindar* (Wood Collect.), beides Umarbeitungen alter Balladen.

Den stehenden Kampf, welchen wir in den verschiedenen Balladen wiederfinden, erklärt Barry (Sur les Vicissitudes etc. S. 38 f.) für eine Nachahmung der in der Ritterpoesie so häufigen Kämpfe: „L'idée caractéristique de la poésie chevaleresque, on le sait, c'est la guerre, la guerre sous toutes ses formes et or, cette idée se retrouve partout dans la poésie que nous étudions, moins ses nuances qui n'y auraient plus eu de sens. C'est elle qui a inspiré ces combats que l'outlaw livre a tous venans, 'sans motif etc." Schwerlich hat Barry recht; wenige Einzelheiten in den späteren Balladen sind entlehnt, der Kampf als solcher ist zu häufig und mufs ursprünglich irgend welchen anderen Entstehungsgrund haben, besonders wegen des charakteristischen Schlusses, dafs Robin immer nur unterliegt und zwar nicht blofs dann, wenn es sich um einen für seine Truppe zu gewinnenden yeman handelt, sondern zum Beispiel auch dem potter gegenüber. Man könnte nun zwar sagen, dafs, nachdem das Thema einmal gegeben war, das Volk vielleicht gerade daran Vergnügen fand, dafs Robin, der sonst weit und breit gefürchtet ist, von einem gewöhnlichen yeman besiegt wird, und es giebt in der That Balladen, welche ein besonderes Vergnügen darin finden, Robin Hood in möglichst nachteiligem Lichte darzustellen, ihn zum Beispiel so jämmerlich zurichten zu lassen, wie dies in der Ballade „Robin Hood and the Beggar" geschieht.

Für unsere Balladen liegt die Sache jedoch noch anders. Wenngleich Robin gewöhnlich besiegt wird, so behält er doch immer noch eine Art Überlegenheit; er ist mit seinen Gegnern sehr bald ausgesöhnt und weifs sie gewöhnlich noch für seine Dienste zu gewinnen. Eigentümlich ist es, dafs uns in dem einzigen uns erhaltenen Robin-Hood-Spiel, welches für Maifestlichkeiten bestimmt ist, gerade zwei Kampfscenen erhalten sind, und es scheint, als ob wir gerade in der Art, wie hier der

Kampf von statten geht, eine Aufklärung finden sollten über die ursprüngliche Grundlage desselben. Robin erzählt seinen Leuten:

With a proud potter I met
And a rose garlande on his head
The floures it shone marvaylous freshe etc.

Ritson bemerkt zu dieser Stelle: „How a potter comes to be decked with so elegant and honorable a chaplet, does not seem easy to account for; unless for the reason given by Chaucer, that

soche araie costnith but lite.“

Sollte der Grund, den Ritson sucht, nicht tiefer liegen? Sollte man hierin nicht vielmehr einen Rest des alten Kampfes zwischen Sommer und Winter vermuten dürfen? Es läge dann darin ein weiteres Moment vor, welches für die übrigens gut begründete Annahme spräche, dafs Robin Hood, welcher in diesem Kampfe permanent auftritt, während seine Gegner wechseln, ursprünglich eine mythologische Figur ist.

Robin Hood befreit drei junge Leute, welche in der Gewalt des Sheriff sind.

Wir lernten Robin Hood schon kennen als Befreier seines Genossen John, von welchem er selbst aus den Händen des Sheriffs befreit worden war.

Doch nicht nur nahestehende Genossen hat er aus der Gewalt dieses seines Feindes befreit, sondern auch Personen, welche ihm ferner stehen, so z. B. den Ritter Syr Rycharde at the Lee der Lytell Geste. Vor allem aber ist es in den Robin-Hood-Balladen ein stehender Gegenstand geworden, dafs Robin Hood drei junge Leute aus der Gefangenschaft in Nottingham befreit, nachdem er vorher von ihrer Gefangennahme benachrichtigt worden ist, und zwar verkleidet er sich gewöhnlich zu dem Zwecke als Bettler. Vier Balladen haben diesen Inhalt:

1) Percy-Manuskript I, 14 ff., von Percy überschrieben: Robin Hood, a beggar and the three squires.

2) Robin Hood rescuing the widows three sons from the sheriff, when going to be executed. Child S. 261 ff.

3) Robin Hood and the Beggar. Anth. a. Wood Collection 401, fol. 23 b, Child S. 251 ff.

4) Robin Hood rescuing the three squires from Nottingham gallows. Child S. 267 ff. (Common Collection of Aldermary churchyard.)

Diese Balladen, welche in der genannten Reihenfolge entstanden sind und zwar Nr. 2 als Nachahmung von Nr. 1, Nr. 3 und 4 von Nr. 2, bieten eine interessante Gelegenheit, in einem einzelnen Falle zu vergleichen, wie sich der Geschmack allmählich geändert hat.

Alt und sehr verbreitet ist der Zug, dafs ein Held sich verkleidet, um irgend welche kühne That auszuführen. Wie wir sahen, ist es in unseren Balladen gewöhnlich ein alter Mann oder ein Bettler, welcher mit Robin die Kleider tauscht, nachdem dieser ihm zur Belohnung Geld angeboten hat. Man vergleiche

Nr. 1	mit	Nr. 2
		Z. 39 Here is forty shillings in good silver,
Z. 1 in faith thou shal[t] have mine		40 Go drink it in beer or wine.
and 20 l in thy pursse		47 Here are twenty pieces of good broadgold,
to spend att ale and wine.		48 Go feast thy brethren with wine.

und Nr. 4

Z. 47 And forty shillings I'll give thee to boot
Besides brandy, good beer, ale and wine.

Mit einem gewissen Behagen wird der Anzug des Bettlers geschildert. Die wenigen scherzhaften Bemerkungen, welche Robin selbst, Little John und Scarlett über Robins neues Kostüm machen in der ältesten der vier Balladen (Nr. 1), geben uns ein lebhaftes Bild Robins in seiner neuen Ausstattung und sind so originell und natürlich, dafs alle entsprechenden Stellen der drei anderen Balladen vollständig dagegen zurücktreten.

Die ausführliche Schilderung in Nr. 2 — zwanzig Zeilen bedarf der Dichter dazu (Z. 49—68) — mit ihren einförmigen Wiederholungen, Zeile 54, 58, 62, 66, verfehlt jede Wirkung, und Nr. 3 und 4 begnügen sich denn auch mit Andeutungen:

Nr. 3.	Nr. 4.
Z. 21 An old patcht coat the beggar had on And many a bag about him did wag.	Z. 41 This beggar man had a coat on his back 'Twas neither green, yellow, nor red.

In der Ausführung der Befreiung unterscheiden sich die Balladen. Von Nr. 1 fehlt, weil das Percy-Manuskript bekanntlich defekt ist, der Anfang, ein gröfserer Passus in der Mitte, welcher die Schilderung von Robins Gange nach Nottingham enthalten mufste, und der Schlufs.

Nr. 2 und 4 bestehen aus drei Teilen. Ehe Robin den alten Bettler trifft, ist ihm schon vorher im Walde eine alte Frau begegnet, welche ihm erzählt, dafs drei Squires in Nottingham gefangen sind.

Den zweiten Teil bilden dann die Begegnung mit dem Bettler und der Kleidertausch, und im dritten Teil endlich folgt die eigentliche Befreiung.

Der Anfang dieser drei Teile in Nr. 2 ist derselbe:

Z. 5 Now Robin Hood is to Nottingham gone
6 With a link a down and a day, (down)

wiederkehrend in Z. 29, 30 und 69, 70; Robin trifft alsdann 1) die alte Frau:

And there he met a silly old woman, (Z. 7.)

2) einen palmer:

And there he met with a silly old palmer (Z. 31.)

und 3) den Sheriff:

And there he met with the proud sheriff. (Z. 71.)

Nr. 4, im engen Anschlufs an Nr. 2 entstanden, zeigt eine ebenso deutliche Dreiteilung; die Anfänge lauten:

1) Z. 1 ff. Bold Robin Hood ranging the forrest all round,
The forrest all round ranged he,
O there did he meet with a gay lady,
She came weeping along the highway.

2) Z. 33 ff. Then bold Robin Hood for Nottingham goes,
For Nottingham town goes he,
O there did he meet with a poor beggar-man,
He came creeping along the highway.

3) Z. 49 ff. Bold Robin Hood then unto Nottingham came,
Unto Nottingham town came he;
O there did he meet with great master sheriff,
— — — — — — — — — —

Diese Dreiteilung und Wiederholung findet sich genau in derselben Art in den Balladen von William Wallace, welche von Child (Bd. VI, S. 231 und 237) mitgeteilt werden.

Wallace trifft zunächst immer ein Mädchen

(a well-fared maid — 233, Z. 13
well far'd may — 240, Z. 73)

beim Waschen, welches ihm erzählt, dafs englische Lords ihn verfolgen.

In zweiter Linie trifft er dann einen Bettler,

(a bold beggar — 233, 28 und 240, 93
a silly auld man — 234, 31)

welcher die Aussage des Mädchens fast mit denselben Worten wiederholt und ihm seine Kleider leiht. In dieser Verkleidung führt er sein eigentliches Unternehmen aus; er erschlägt die ihn verfolgenden Engländer.

Vollständig stereotyp sind die Fragen, welche Wallace an die ihm Begegnenden stellt, und ebenso die darauf erfolgenden Antworten:

What news, what news, ye { well-fared maid? / silly auld man? }
What news hae ye to gie?

und sie finden sich in derselben Form in noch anderen Balladen wieder, so in Johnie of Breadislee (Child VI, S. 14, 37, 38):

What news, what news, ye gray headed carle,
What news bring ye to me?

oder in Johnie of Cocklesmuir (Child VI, S. 18, 36, 37):

What news, what news, my silly auld man,
What news? come tell to me.

Einfach eine Wiederholung dieser feststehenden Formel sind daher auch die Worte, welche Robin an die ihm begegnende Frau richtet in der Ballade Nr. 2:

What news? what news, thou silly old woman?
What news hast thou for me?

und das ganze Auftreten der Frau überhaupt hat nichts zu bedeuten als eine Wiederholung der Botenfigur, in derselben Art, wie in den obigen Balladen, durch deren Einfluſs unsere Ballade offenbar ihre Form bekommen hat.

Ganz verkehrt ist daher die Annahme, daſs es sich um die Befreiung der Söhne dieser alten Frau schon in unserer Ballade (Nr. 2) handelt, wie das ausgesprochenermaſsen in der Ballade Nr. 4, welche aber ganz neuen Datums ist, der Fall ist. Allerdings trifft Robin die Frau *weinend* an, aber sie erzählt ihm nicht von ihren Söhnen, sondern von three squires, welche gefangen seien. Auch Z. 25—28:

„Dost thou not mind, old woman," he said,
„Since thou made me sup and dine?
By the truth of my body" quoth bold Robin Hood,
„You could not tell it in better time"

sind ganz episodisch. (Man vergleiche Robin Hood and the Bishop, Z. 29 ff.:

„If thou be Robin Hood," said the old wife,
„As thou dost seem to be,
I'le for the provide and thee I will hide,
From the bishop and his company.
For I remember one Saturday night,
Thou brought me both shoes and hose.")

Der Titel der Ballade „Robin Hood rescuing *the widows three sons* etc." ist also ganz unberechtigt; er paſst vielmehr für Nr. 4, wo statt der silly old woman *a gay lady* eingeführt wird, deren *Söhne* Robin befreit:

O! I do weep for *my three sons*, (Z. 15.)

während der zu dieser Ballade gehörige Titel geeigneter erscheint für Nr. 2.

Was haben nun die drei jungen Leute begangen, welche der Sheriff hinrichten lassen will? Keine der Todsünden, welche Robin vermutet:

O have they parishes burnt? etc. (Z. 13 ff.)

Einen *Wildfrevel* haben die Armen begangen.

It's for slaying of the king's fallow deer
Bearing their long bows with thee. (Nr. 2, Z. 23.)

Aus diesem Grunde wird es auch wohl heifsen:

> For why, they be the kings felons;
> They are all condemned to dye. (Nr. 1, Z. 60.)

Man begreift die Sympathie Robins für diese Jünglinge. Ob die Worte

> bearing their long bows with thee (s. o. Z. 24)

wörtlich zu nehmen sind, ist zweifelhaft; wir hören sonst nirgends, dafs Robin squires in seiner Gesellschaft hat.

Die Ballade „Robin Hood and the Beggar" haben wir nur wenig berücksichtigt. Sie bietet an sich nichts Neues und gehört zu einer Gruppe von Balladen, welche vorwiegend im 17. Jahrhundert entstanden sind und sich schon durch die Form vor den übrigen Balladen kennzeichnen.

Robin Hoods Tod.

Schon sehr früh hat es Balladen gegeben, welche von Robin Hoods Tod berichteten, und infolge dessen ermangeln auch die verschiedenen Chroniken nicht, sich über die Art seines Todes zu verbreiten. So sagt *Holinsheds Chronicle* (1587) Description of Ireland: „Robert Hood being *betrayed at a nunrie in Scotland* (?) called *Bricklies* etc."

Ziemlich übereinstimmend, weil sie voneinander abhängig sind (s. oben), berichten:

HarleianManuscript-note und	*Grafton's Chronicle.*
the kyng at last sett furth a proclamation to have him apprehended, at which time it happened he fell sick at a *nunnery in Yorkshire called Birckleys* and *desiring to be let blood hee was betrayed and made bleed to death.*	For the sayde Robert Hood being afterwardes troubled with sicknesse, came to a certain *nonry in Yorkshire called Bircklies* where *desiring to be let blood he was betrayed and bled to death.*

Das Sloane-Manuskript endlich (s. oben) bringt den Namen des Klosters, Kyrkesly (Churches Lee), so wie er in den Balladen sich findet, setzt ferner die verräterische Priorin in verwandtschaftliche Beziehung zu Robin und gedenkt vor allem des eigentlichen Verräters „sir Roger of Doncaster", lauter

Züge, welche den Balladen entsprechen. Der Bericht des Manuskripts lautet: „and dystempered with could and age, he had great payne in his lymmes, his bloud being corrupted; Therefore to be eased of his payne by letting bloud, he repayred to the priores of *Kyrkesly* who some sày was his aunt, a woman very skylful in physique and surgery; who perceyving him to be Robyn Hood, *and waying howe fel an enimy he was to religious persons, toke reveng of him for her owne howse and all others* by letting him bleed to death. The buryed him under a greate stone by the hywayes side. It is also sayd that one sir *Roger of Doncastre* bearing grudge to Robyn for some injury incited the priores wth wheme he was very familiar in such a manr to dispatch him.“ (Percys Foliomanuskript p. 61.)

Eigentümlich ist der Beweggrund der Priorin, Robin Hood zu ermorden, so wie ihn das Sloane-Manuskript angiebt. Im übrigen liegen uns in den citierten Berichten die Elemente der Erzählung in den Balladen vor.

Wir erwähnten schon den kurzen Bericht über Robin Hoods Tod am Schlufs der Geste, wo er von der prioresse of Kyrkesly (that nye was of hys kynne) und Syr Roger of Donkester (that was her own speciall) verraten wird, wahrscheinlich auch dadurch, dafs man ihn verbluten liefs:

Tomorow I muste to Kyrkesly
Craftely to be leten blode.

Das Hauptinteresse von allen Balladen über Robins Tod nimmt die des Percy-Manuskripts: „Robin Hoode his death“ in Anspruch. Leider ist auch diese Ballade durch die bekannten Lücken so verstümmelt, dafs sie oft gerade an Stellen abbricht, wo unser Interesse am höchsten gespannt ist, und wo Züge weiter ausgeführt waren, welche den übrigen Balladen fremd sind.

Die Einleitung der Ballade ist eine bereits mehrfach bekannte. Robin hat einen grofsen Drang nach Merry church Lees.

„I will never eate nor drinke“
Robin hood said,
„nor meate will doo me noe good,
till I have beene at Merry church
Lees
my vaines for to let blood.“

Conf. Robine Hood and ffryer Tucke (S. 27, Z. 8):

„Ile never eate nor drinke“ Robin
Hood sayd,
„till I that cutted friar see“ etc.

Der Gang nach dem Kloster ist gefährlich. Scarlet rät seinem Herrn daher, nicht ohne hundert Schützen zu gehen.

> for there is a good yeoman doth a bide
> will be sure to quarrell with thee.

Ebenso wird er von John vor dem Sheriff von Nottingham (Potter) gewarnt, von Moche in „Robin Hood and the Monk“.

Robin läſst diese Warnung jedoch unberücksichtigt und nimmt nur Little John mit sich. Unterwegs schieſsen sie fleiſsig um die Wette, bis sie an ein schwarzes Wasser kommen, über welches ein Brett gelegt ist. Darauf kniet eine alte Frau, von welcher Robin Hood verwünscht wird. Derartige böse Vorbedeutungen muſs die verlorene halbe Textseite noch mehr enthalten haben, denn auf der nächsten Seite hebt das Fragment wieder an:

> to give to Robin Hood
> wee weepen for his deare body
> that this day must be lett bloode.

Robin verläſst sich trotz aller bösen Vorzeichen auf die Priorin, welche die Tochter seiner Tante, also seine Cousine ist:

> I know shee wold me noe harme this day.

In „Merry church lees“ angekommen, beschenkt Robin die Priorin mit zwanzig Pfund und verspricht ihr noch mehr. Sie läſst ihn zur Ader:

> Shee Laid the blood Irons to Robin Hoods vaine,
> alacke the more pitye!
> and pearct the vaine, and let out the bloode
> that full red was to see.
>
> And first it bled, the thicke thicke bloode
> and afterwards the thinne,
> and well then wist good Robin Hoode
> treason there was within.

Wir sehen, wie das Mitgefühl den Verfasser fast übermannt. Eine der unangenehmen Lücken raubt uns den weiteren Zusammenhang. Nach der Lücke tritt plötzlich Red Roger auf und durchbohrt Robins Seite mit dem Schwert, doch entgeht er der Rache nicht: Robin streckt ihn mit einem Schwertstreich zu Boden.

Says „ly there, ly there Red Roger
the doggs they must thee eate,
for I may have my houzle“ he said
„for I may both goe and speake.“

Rührend ist es zu hören, wie Robin noch im letzten Augenblicke seinen Genossen Little John von dem Vorhaben abbringt, das ganze Kloster in Brand zu stecken, um sich an den schändlichen Verrätern zu rächen.

„That I reade not“ said Robin Hode then,
litle John, for it may not be,
if I shold doe any widow hurt, at my latter end,
god,“ he said, „wold blame me.“

Die letzten Anweisungen, welche Robin giebt über die Art, wie er begraben sein will, sein Schwert zu Häupten, seine Pfeile zu Füfsen, seinen Bogen zur Seite u. s. w., entsprechen durchaus dem outlaw-Leben, das er geführt hat.

Hales hält es übrigens für möglich, dafs die besprochene Ballade des Percy-Manuskripts dem kurzen Bericht über Robins Tod in der Geste zu Grunde liegt.

Cf. „Its account of his death (which reads very much like an epitome) is probably founded on some older ballad. That older ballad may have been the one now for the first time printed in our text.“

Dieser Annahme steht nicht viel im Wege. Der Inhalt ist kurz derselbe; über den etwaigen Inhalt der Lücken in der besprochenen Ballade finden wir jedoch auch hier keinen Aufschlufs. Die Priorin ist die Verräterin:

The prioresse of Kyrkesly	Cf. The dame prior is my aunts daughter
That nye was of his kynne.	*and nie unto my kinne.*

Die Schreibung „church Lees“ im Percy-Manuskript für Kyrkesly in der Geste spricht dagegen, dafs unsere Version speciell zu Grunde liegt. Kyrkesly ist übrigens, wenn wir absehen von dem verstümmelten (?) Birckley etc., die gewöhnliche Schreibung in den sonstigen Quellen, und auch in der Ballade „Robin Hood's Death and Burial“ heifst das Kloster „*Kirkley* hall“.

Robin Hood's Death and Burial.

Diese fernere Ballade, welche von Robins Tode handelt, ist erhalten in Robin Hood's Garland (York). Sie zeigt viele

Übereinstimmungen mit der Ballade des Percy-Manuskripts. Eine Anspielung auf ein vorangegangenes Wettschieſsen könnten die Worte Johns sein:

We have shot for many a pound.

Man vergleiche ferner:

	Percy-Manuskript:
And when that he came to faire Kirkleyhall he knock'd all at the ring But none was so ready as his *cousin* * herself For to let bold Robin in.	And when they came to Merry churchlees they knoced upon a pin upp then rose dame Prioresse, and lett good Robin in.

und vor allem den Schluſs:

„What is that boon," quoth Robin Hood, „Little John thou begs of me? It is to burn fair Kirkly hall And all their nunnery.	Now give me leave, give me leave, Master he said for christs love give leave to me to set a fier within this hall and to burne up all church lee
Now nay, now nay," quoth Robin Hood „That boon I'll not grant thee; I never hurt woman in all my life Nor man in woman's company."	„That I reade not," said Robin Hoode then „little John for it may not be if I shold doe any widow hurt, at my latter end god," he said, „wold blame me."

Diese Übereinstimmungen beweisen, daſs die obige Ballade eine Quelle gehabt hat, welche der Ballade im Percy-Manuskript sehr ähnelte; daſs diese selber zu Grunde liegt, wird unwahrscheinlich gemacht durch den Unterschied in der Benennung des Klosters, welcher einen verschiedenen Dialekt andeutet — Church Lee und Kirkly hall. Auf die zu vermutende Quelle könnte sich dann auch die Geste, fytte VIII, gestützt haben.

In Martin Parkers „True Tale of Robin Hood etc." (Ritson I, S. 143 f.) wird ein friar als der Verräter bezeichnet, welcher Robin verbluten läſst aus Gründen, welche den der Priorin untergeschobenen im Sloane-Manuskript sehr ähnlich sind.

The fryer as some say did this
To vindicate etc.

---

* Conf. my aunts daughter (Percy-Manuskr.).

Chronologie der bisher besprochenen Balladen.

Fassen wir, nachdem wir uns so die wichtigsten Balladengruppen vorgeführt und gelegentlich Andeutungen über ihre Chronologie gegeben haben, an dieser Stelle noch einmal summarisch zusammen, in welcher Reihenfolge die bisher betrachteten Balladen entstanden sein dürften, so ergeben sich als die ältesten die beiden handschriftlich in der Cambridge University Library erhaltenen, „Robin Hood and the Potter“ und „Robin Hood and the Monk“, und die der Lytell Geste zu Grunde liegenden Balladen.

Ob das dritte fytte der Geste als eine Nachbildung von Robin Hood and the Potter aufzufassen ist, ergiebt sich nirgend mit Sicherheit. Später als die dem vierten fytte zu Grunde liegende Erzählung ist Robin Hood and the Monk in der uns erhaltenen Fassung entstanden (s. oben). Wenn nun das erwähnte conte dévot von Bower (s. oben) auf der Ballade „Robin Hood and the Monk“ beruht, so würde deren Entstehung also vor 1450 fallen. Was die Geste anbetrifft, so müssen wir hervorheben, dafs sich die bekannte Stelle in jener Ballade (Monk), welche sich auf die Geste beziehen soll, nur in dem Titel der Dichtung findet, welchen wir als späteren Zusatz zu einer ursprünglichen einfacheren Version bezeichneten, so dafs also zuerst die einfachere Fassung, vor 1450 (?), und daraus durch Erweiterung die jetzt erhaltene Ballade Robin Hood and the Monk entstand, zu einer Zeit aber, als die Grundlage des vierten fytte der Geste bekannt war.

Die Lytell Geste war um 1490 in einem Drucke von Wynken de Worde vorhanden. Nach Hales (Percy-Manuskript I, 50) soll sie schon etwa ein Jahrhundert früher zusammengefafst sein: „the Lytell Geste (printed by Wynken de Worde, but probably composed a century before his time etc.).“ Dieser Ansicht können wir uns nicht anschliefsen, da es scheint, dafs dieser Cyklus sich erst allmählich zu der Gestalt verbreiterte, in welcher er uns vorliegt, und nachdem er völlig abgeschlossen war, auch bald darauf gedruckt wurde. Als einen selbständigen, für sich abgeschlossenen Teil, nicht nur dem Inhalte und der Lokalität, sondern auch der Sprache nach, müssen wir den

Cyklus des ersten, zweiten und vierten fytte hinstellen (s. oben), während die zweite Hälfte der Geste im wesentlichen eine Verschmelzung populärer Geschichten über „Robin Hood und den Ritter Syr Richarde at the Lee“ und der Erzählung von „Robin Hood und dem König“ darstellt. Diese zweite Hälfte ist dann später mit dem erwähnten Cyklus verbunden worden; so merkt man an dem achten fytte sehr deutlich, wie der zu Grunde liegenden Erzählung ihre jetzige Form mit Rücksicht auf fytte I und IV gegeben worden ist. Man vergleiche:

Child p. 98, Z. 129 f.	mit	Child p. 111, Z. 129 f.
I love no man in all this worlde So much as I do the.		I love no man in all the worlde So well as I do my kynge.
und p. 48, Z. 93	mit	p. 111, Z. 127.
Lytell Johan was curteyse And set hym on his kne etc.		Robyn coud his courteysy And set hym on his kne etc.
Ferner p. 84, Z. 97 ff.	mit	p. 112, Z. 141 ff.
„Let blowe a horne,“ sayd Robyn, „That felauship may us knowe;“ Seven score of wyght yemen Cam pryckynge on a rowe.		Robyn toke a full grete horne, And loude he gan blowe; Seven score of wyght yonge men Came redy on a rowe.
und p. 84, Z. 107	mit	p. 112, Z. 155.
Robyn Hode and Lytel Johan They served him bothe in fere.		They served our kyng with al theyr myght, Both Robyn and Lytell Johan.

Wie die Lytell Geste im einzelnen entstanden ist, kann kaum nachgewiesen werden. Sie beruht offenbar auf mancherlei verschiedenen Quellen, und Wright mag ungefähr recht haben, wenn er sagt: This poem, indeed, seems at the period of its publication to have been the grand representative of the cycle, and to have contained at least most of that which was commonly sung about the roads and streets (Essays II, p. 199). Dennoch ist die Geste nicht allein aus der Neigung entstanden, möglichst viele Balladen zu sammeln und deshalb nebeneinander zu stellen, weil sie Robin Hood als gemeinsamen Helden feierten. Ein Bedürfnis nach solchen Sammlungen war kaum vorhanden; die Popularität der Robin-Hood-Balladen und ihre Verbreitung war so grofs, dafs sich die beteiligten Kreise wesentlich auf ihr Gedächtnis verlassen konnten, besonders da sich stets Gelegen-

heit fand, die etwa neu entstehenden Balladen von Sängern zu hören. In der Lytell Geste sollte der Versuch gemacht werden, durch eine engere Verknüpfung mehrerer einzelner Erzählungen etwas Einheitliches, eine Art Lebensbild Robins zu schaffen. Wenngleich diese Verknüpfung keine sehr enge geworden ist, so war das Ganze doch zusammenhängend genug, um die späteren Herausgeber zu verhindern, wesentliche Änderungen an dem Cyklus vorzunehmen; keiner derselben hat daran gedacht, auch nur den Versuch zu machen, noch weitere populäre Balladen in den Rahmen hineinzufügen. Die Geste macht überhaupt den Eindruck, als ob sie in Wirklichkeit nie dem lebendigen Volksgesange zu Grunde gelegen habe, sondern mehr für ein lesendes Publikum bestimmt gewesen wäre. Die zu Grunde liegenden Balladen werden meist selbständig fortgelebt haben (so die Geschichte von Grenelefe, Robin Hoods Death etc.). Einzelne fits mögen allerdings so bekannt geworden sein, dafs sie so, wie sie in der Geste vorlagen, gesungen wurden.

Dafs sich die von Wright (Essays II, S. 200) citierten Worte „They songe goynge homewarde *a gest of Robyn Hode*“ nicht auf unsere Geste zu beziehen braucht, wie Wright vermutet, beweisen andere Belege, in welchen „gestes“ in derselben Weise gebraucht wird wie tales, fables, ballads, fits of Robin Hood.

Eine Zahl von Balladen wiesen wir als vor dem Ende des 16. Jahrhunderts existierend nach. „*Robine Hoode his Death*“ (Percy-Manuskript) kann, wie wir sahen, seiner Grundlage nach schon vor der Geste bestanden haben. „Robin Hood and the friar“ (Tuck?) und „The Pindar of Wakefield“ bestanden vor Coplands Ausgabe der Lytell Geste, weil sie in dem Play etc. benutzt wurden, welches diese enthält. Auf die Ballade vom Pindar of Wakefield dürfen wir die Notiz in den Stationers Registers 1557/8 (s. o.) nicht unbedingt beziehen, da der Pindar, wie wir sahen, in noch anderen Balladen besungen wurde. Jedenfalls fällt aber die gröfste Popularität des Pindar in den Anfang des 16. Jahrhunderts.

Später als „The Pindar of Wakefield etc.“ ist „Robin Hood and the friar“ (Tuck) entstanden, weil diese Ballade eine direkte Abhängigkeit von der ersteren Ballade zeigt. Man vergleiche:

Pindar (Child p. 206) Z. 31.	und	Curtall F. (Child p. 277) Z. 153 ff.
And wilt thou forsake thy pinders craft,		*If thou wilt forsake faire Fountainesdale,*
		And Fountaines Abbey free,
And go the greenwood with me?		Every sunday throwout the yeere,
		A Noble shall be thy fee:
Thou shalt have a livery twice in the year.		And every holliday through the yeere,
		Changed shall thy garment be.

Auch mit dem dritten fytte der Geste zeigt The Pindar of Wakefield etc. in einzelnen Punkten grofse Ähnlichkeit. Man vergleiche:

Geste, fytte III, Z. 103—109	und	Pindar
Thou art one of the best swerde men,		for this is one of the best pindars,
That ever yet sawe I me.		that ever I saw with min eye (Percy-Manuskr.) that ever I tryed with sworde (Gosson.)
Coowdest thou shote as well in a bowe,		
To grene wood thou sholdest with me,		
And two tymes in the yere thy clothynge I chaunged sholde be;		and 2 s in a yeere thy clothing be changed (Percy-M.) Thou shalt have a livery twice in the year (Gosson).
And every yere of Robyn Hode Twenty marke to thy fee.		

Eine direkte Abhängigkeit beweisen diese Stellen jedoch nicht; man mufs vielmehr vermuten, dafs Balladen ähnlicher Art so häufig waren, dafs sich schon gewisse typische Züge ausgebildet hatten. Von den zwei verschiedenen Versionen, welche uns sowohl von „The Pindar etc.“ als auch von „Robin Hood and the friar“ erhalten sind, scheinen die beiden im Percy-Manuskript gebotenen den respektiven Originalen am nächsten zu stehen. Es sprechen dafür die inkorrekte Strophenstellung der in Woods Collection erhaltenen Version des Pindar etc., und einige ebenfalls inkorrekte Wiederholungen in der von Gosson gedruckten Version des Curtall Fryer.

Auffällige Übereinstimmungen mit der Ballade vom „friar of Fountains Abbey“ zeigt das früher besprochene Gedicht: „Robin Hood rescuing the Widows three Sons“.

Man vergleiche:	und Percy-Manuskr. (friar Tuck):
There are twelve months in all the year, As I hear many say, But the merriest month in all the year Is the merry month of May. (Child p. 262, Z. 1 ff.)	But how many merry monthes be in the yeere. there are — — — — — —
ferner	mit
O wind thy horn, thou proud fellow, Of thee I have no doubt: I wish, that thou give such a blast, Till both thy eyes fall out. (Child p. 266, Z. 97.)	„That I will do,“ said the curtall fryer, „Of thy blasts I have no doubt; I hope thou'lt blow so passing well, Till both thy eyes fall out.“ (Child p. 275, Z. 101.)
und	mit
„O who are those,“ the sheriff he said, „Come tripping over the lee?“ (S. 266, Z. 109 f.)	„Whose men are these,“ said the fryer, „That come so hastily?“ (S. 276, Z. 109 f.)

Es liegt nahe, hier eine Entlehnung der letzteren Ballade (Robin Hood rescuing etc.) aus Robin Hood and the friar etc. zu vermuten, da dorthinein die Stellen besser passen. Zu Grunde würde dann etwa das Original dieser Ballade liegen, wenn nicht gar die Version des Percy-Manuskripts — die entscheidenden Stellen fehlen leider —. Vergleichen wir übrigens aus der Ballade „Robin Hood, a Beggar, and the three Squires“ die Zeilen 33 (Percy-Manuskript): mit *Friar Tuck* (Percy-Mskr.):

And when you heare my little horne blow, Come raking all on a rowte, — — — — — bold yeomen came raking all on a rowe	Sayes: if you hear my litle horne blow, then looke you come to me, — — — — — good bowmen kame raking all on a rowe.

so scheint hier wiederum eine Entlehnung von „Robin Hood and the Friar Tuck“ aus der obigen Ballade vorzuliegen. Dabei beruht „Robin Hood rescuing etc.“ unzweifelhaft auf „Robin Hood, a Beggar etc.“ (s. oben). Es würde sich also die Reihen-

folge „Robin Hood, a Beggar etc.“, „Robin Hood and the friar“, „Robin Hood rescuing etc.“ ergeben. Die richtige Genealogie gerade dieser Gruppe wird sich mit vollständiger Sicherheit jedoch nur schwer feststellen lassen. Jedenfalls sehen wir bei den vielen Übereinstimmungen, wie sehr die verschiedenen Balladen ineinander übergreifen, und es wird eine engere Zusammengehörigkeit derselben dadurch dokumentiert.

Übereinstimmungen von Einzelheiten finden sich nicht selten in mehreren Balladen vor, welche sich sonst fernstehen. Daraus für die Chronologie irgend welche Schlüsse zu machen, ist in den seltensten Fällen möglich.

Etwas durchaus Typisches haben die Anfänge vieler, ja der meisten Balladen. Ein beliebter Anfang ist z. B.:

Robin Hoode in Barnsdale (in the Greenwood) stood

(conf. Lytell Geste, Potter, Z. 13); ferner:

Then Robyn goes to Notyngham,

oder ähnlich (s. Monk Z. 63, Potter Z. 113, Widow und zahlreiche der späteren Balladen).

Manche Balladen beginnen mit kurzen Naturschilderungen, Andeutungen der Jahreszeit etc.:

In summer time, when leaves grow green

(Curtall Fryer und viele andere). Als die schönsten erhaltenen Beispiele gehören hierher besonders der Anfang von „Robin Hood and the Potter“:

In somer, when the leves spryng,
The bloschems on every bowe,
So merey doyt the berdys syng
In wodys merey now,

ferner die ersten Strophen von „Robin Hood and the Monk“ und die daraus entlehnten in „Robin Hood and Guy of Gisborne“.

Die Entstehung solcher Übereinstimmungen war so zu sagen selbstverständlich. Wer eine Zahl von Balladen im Gedächtnis hatte, war dazu geneigt, fast ohne Wissen und Willen an diesen Vorrat anzuknüpfen, wenn es sich darum handelte, einen neuen Gegenstand in seine Form zu bringen, und die Zahl der Übereinstimmungen resp. Entlehnungen hervorstechender Züge, welche

sich in den Balladen aufweisen lassen, giebt geradezu eine Art von Maſsstab ab, nicht nur für die Popularität der Robin-Hood-Balladen überhaupt, sondern auch für die Verbreitung dieser oder jener Ballade. Wenngleich es daher nicht ohne Interesse wäre, das, was den verschiedenen Balladen gewissermaſsen als groſses Gemeingut angehört, herauszuschälen, so müssen wir doch darauf verzichten und uns damit begnügen, hier und gelegentlich anderen Orts noch einige der am meisten hervortretenden typischen Einzelheiten anzudeuten, indem wir teilweise bloſs zusammenfassen, was schon früher zerstreut angedeutet wurde.

Wenn Robin Hood eine wichtige und dabei gefährliche Unternehmung vorhat, wird ihm eine Warnung vor zu groſser Sorglosigkeit zu teil, und meist der Rat, nicht allein zu gehen, so mit wenigen Worten in Robin Hood and the Potter durch Little John, in Robin Hood and the Monk durch Much, in Robin Hoodes Death durch Scarlet (siehe oben). Robin geht dennoch allein:

„Thorow the help of howr ladey
To Notyngham well y gon.“
„Heyt war howte,“ seyde Roben,
„Felowes let me alone.“ (Potter.)

oder er nimmt John allein mit (Monk, Guy of Gisborne, Death). Zwischen Robin Hood and the Monk und Robin Hoodes Death findet sich gerade an dieser Stelle eine auffallende Ähnlichkeit.

Robin Hoode and the Monk:	*Robin Hoodes Death:*
„Of all my merry men,“ said Robyne, „Be my feithe I wil no have; But Litulle John shall beyre my bow Til that me list to drawe.“	for there shall noe man with me goe, nor man with mee ryde, and litle John shall be my man and beare my benbow by my side.
„Thou shalle beyre thin own Maister, and I wil beyre myne, And we wille shete a peny“ seid Litulle Jon, „Under the grene wode lyne.“	„Youst beare your bowe, Master your selfe, nor shoote for a peny with mee.“ „to that I doe assent,“ Robin Hood sayd „and soe, John, lett it bee.“
Thus shet thei forthe these zemen too Both at buske and brome, etc.	They 2 bold children shotten together all day theire selfe in ranke untill they came to blacke water etc.

Man ist leicht geneigt anzunehmen, dafs die Ballade Robin Hoodes Death hier aus Robin Hood and the Monk entlehnt, weil dort die ganze Episode besser motiviert ist, indem sich an das Wettschiefsen die Entzweiung der beiden yemen anschliefst (s. o.). Robin Hoodes Death müfste alsdann, wenn wir festhalten wollen, dafs die Erzählung vor dem Schlufs der Geste entstanden ist, später als „Robin Hood and the Monk“ und also später als die Grundlage von fytte IV, aber vor dem achten fytte der Geste entstanden sein.

Die noch übrig bleibenden Balladen.

Die bisher betrachteten Robin-Hood-Balladen enthielten in ihrer grofsen Mannigfaltigkeit alle wesentlich charakteristischen Züge, welche der Robin-Hood-Cyklus aufzuweisen hat; die noch nicht erwähnten Balladen (der Zahl nach die gröfsere Hälfte des ganzen Cyklus) bieten nur noch vereinzelt neue Stoffe dar, sie sind zum gröfseren Teil (vor allem die im 17. Jahrhundert entstandenen) Nachbildungen älterer Erzählungen. Bei diesen Nachbildungen wufste man zum Teil die äufsere Form und die Nebenumstände mit solcher Virtuosität zu variieren, dafs nicht selten derselbe Gegenstand mehreren Balladen zu Grunde liegt; aber gerade diese Sucht, demselben Sujet immer wieder eine neue Form zu geben, beweist genügend, dafs der Stoff erschöpft ist und immer mehr in den Hintergrund tritt.

W. Carew *Hazlitt* weist in seinem Hand-Book to the Popular, Poetical, and Dramatic Literature of Great Britain etc. unter dem Titel „Robin Hood“ aufser den früher betrachteten Balladen folgende Drucke aus dem 17. Jahrhundert nach:

1) 12. The famous Battell betweene *Robin Hood and the Curtall Fryer etc.* (s. o.) Printed for H. Gosson (ca. 1620).
2) 11. *Robin Hood and Queen Katherine.* In two parts. Printed for Francis Grove.
3) 15 a. *Renowned Robin Hood etc.* (Titel fast wie bei Ritson II, p. 87). Printed for F. Grove on Snow Hill (ca. 1650). Bodleian, Wood 402, fol. 10 b.
4) 26 a. *Robin Hood newly reviv'd etc.* Printed for Richard Burton etc. (ca. 1650).
5) 26 b. Robin Hood newly reviv'd etc. Printed for Alex. Milbourn.

6) 16b. *The noble Fisherman etc.* Printed by and for Alex. Milbourn.
7) 10a. *The noble Birth and Gallant Atchievements of Robin Hood.* Printed by W. O. (William Onley. Ritson S. 18.)
8) 22. A new ballad and shewing *his birth, breeding etc.* Printed by and for W. O. and are to be sold by the booksellers.
9) 25. *Robin Hood and the Stranger etc.* Printed by and for W. O. and are to be sold by the booksellers.
10) 14b. *Robin Hood and the Bishop etc.* Printed by and for W. O. and are to be sold by the booksellers of Pye Corner and Londonbridge.
11) 24. *Robin Hood and Little John, being etc.* Printed by and for W. Onley and are to be sold by the booksellers of Pye Corner and Londonbridge.
12) 21. *Robin Hood and the Tanner etc.* Printed for A. M. and W. O.
13) 18b. *Robin Hood's Progress to Nottingham etc.* Where he met etc. Printed by and for W. O. for A. M. and sold by the Booksellers.
14) 23. *Robin Hood's rescuing Will Stutly etc.* Printed by and for W. O. for A. M. and sold by the Booksellers.
15) 7a. *Robin Hood Garland etc.* Printed for F. Coles, T. Vere and J. Wright. 1670.
16) *Robin Hood and the Beggar.* In two parts etc. Printed for F. Coles, Th. Vere and J. Wright.
17) 15b. Renowned Robin Hood etc., cf. 15a (Nr. 3). Printed for F. Coles, Th. Vere and J. Wright. Auch Golden Prize genannt.
18) 16a. The noble Fisherman. Cf. 16b (Nr. 6). Für dieselben.
19) 18a. Robin Hood's Progress to Nottingham etc., cf. 18b (Nr. 13). Printed for F. Coles, T. Vere and J. Wright.
20) 31. *The jolly Pinder of Wakefield etc.* (s. o.). Printed for F. Coles, T. Vere and J. Wright.
21) 14a. Robin Hood and the Bishop etc., cf. 14b (Nr. 10). Printed for F. Coles, T. Vere and J. Clark.
22) *Robin Hood's Chase etc.* Printed for F. Coles, T. Vere, J. Wright and J. Clark.

23) 10b. The Noble Birth and Gallant Atchievements etc., cf. 10a (Nr. 7). Printed for T. Vere etc. 1678. Abgedruckt in Thoms' Early English Prose Romances.

24) 19. *Robin Hood and Allin a Dale etc.* 1681. Printed for F. Coles, T. Vere, J. Wright, J. Clark, W. Thackeray and T. Pass*i*nger.

25) 17. *A new song etc. (Robin Hood and the Tinker).* Printed for F. Coles, T. Vere, J. Wright, J. Clark, W. Thackeray and T. Pass*i*nger.

26) 33. *The merry Exploits of Robin Hood.* 1685. London. Printed for W. Thackeray.

27) 7b. *Robin Hood's Garland containing his merry exploits etc.* 1686. Printed for J. Clark, W. Thackeray and T. Pass*e*nger.

28) 27. *A new Merry song of Robin Hood and Little John etc.* (Four Beggars). Printed for W. Thackeray, T. Passenger and W. Whitwood.

29) 32. Little John and the four Beggers, cf. 27 (Nr. 28). Printed for W. Thackeray, T. Passenger and W. Whitwood.

30) 28. *Robin Hood and the Shepherd etc.* Printed for John Andrews.

31) 8. Robin Hood's Garland etc. 1689, cf. 7a und b (Nr. 15 und 27). Printed for W. Thackeray etc.

32) 9. *Robin Hood's Garland etc.* Printed for James Hodges. (Darin *Robin Hood and the Ranger.*)

33) 29. *The Bishop of Hereford's Entertainment etc.* (ca. 1700). Printed for Daniel Wright etc.

Von diesen Balladen, welche in vorstehender Reihenfolge gedruckt sein dürften, kennen wir bereits aus früheren Erörterungen Nr. 1 (Curtall Fryer) und Nr. 20 (Pindar), sowie die Titel von Nr. 13 und 19 (Progress to Nottingham) und Nr. 24 (Allin a Dale). Zu der Gesamtzahl der noch übrig bleibenden Robin-Hood-Balladen gehören aufser den oben aufgeführten noch

1) diejenigen, welche sich in späteren Sammlungen (Garlands) finden (s. o.);

2) die zwei aus dem Collier-Manuskript entlehnten (s. o.);

3) The Bold Pedlar and Robin Hood, von Dixon nach mündlichem Vortrage niedergeschrieben (s. o.);

4) die von Jamieson, Buchan, Scott, Kinloch gesammelten, vorwiegend schottischen Balladen (s. o.);

5) folgende, als Einzeldrucke in Woods Collection erhaltene Balladen: „Robin Hood and the Butcher“, „Robin Hood's Delight“, „Robin Hood's Golden Prize“, „A true tale of Robin Hood“ (M. Parker); „Robin Hood and Maid Marian“.

Nr. 1 und 4 dieser Gruppen schliefsen wir zunächst von unserer Betrachtung aus. Die übrigen Balladen teilen sich durch ihr Metrum in zwei Gruppen. Ehe wir diese voneinander trennen, werden wir einen kurzen Überblick über die Entwickelung des Metrums der Robin-Hood-Balladen geben.

Die Robin-Hood-Balladen haben als Grundlage folgendes Metrum: Zwei Langzeilen von sieben Hebungen mit Endreim sind durch Cäsur so geteilt, dafs eine Strophe von vier Versen entsteht, deren erster und dritter *vier* Hebungen enthalten, während der zweite und vierte Vers, welche den Reim tragen, nur *drei* Hebungen haben. Zwischen den Hebungen steht ein-, zwei-, selten mehrsilbige Senkung ohne besondere Regel; der Auftakt fehlt selten. Im wesentlichen erhalten wir also, wenn wir einsilbige Senkung als die Regel annehmen, folgendes Grundschema:

1) ◡ ´ ◡ ´ ◡ ´ ◡ ´ a
2) ◡ ´ ◡ ´ ◡ ″ *b* ⎫
3) ◡ ´ ◡ ´ ◡ ´ ◡ ´ c ⎬ Reim
4) ◡ ´ ◡ ´ ◡ ″ *b* ⎭

Von diesem Schema weichen die verschiedenen Balladen in der mannigfachsten Weise ab.

Statt des Reimes findet sich in den ältesten Balladen mitunter Assonanz, so in *Robin Hood and the Potter:*

kepe : stell Z. 34, seke : lepe Z. 54
hede : chepe Z. 102, stonde : long Z. 134,

Robin Hood and the Monk:

stye : lynde Z. 299.

Wir sehen hierbei von einigen kleinen Ungenauigkeiten der Reime in Bezug auf die Konsonanz im Auslaut ab, so reimen natürlich m und n und einige wenige Male d und t.

In der Lytell Geste und in den sonstigen Balladen sind Assonanzen kaum noch zu belegen.

Vorwiegend in den ältesten Balladen, aber auch in einigen Gedichten späterer Zeit, herrscht die ausgesprochene Neigung, gelegentlich denselben Reim durch mehrere Strophen hindurch fortzusetzen, oder wenigstens möglichst lange denselben oder einen sehr ähnlichen Reimvokal auch für die folgenden Strophen beizubehalten.

So werden drei, vier, fünf, sechs und noch mehr Langzeilen durch denselben Reim oder gleichen Reimvokal verbunden. Es entstehen also

1) sechszeilige Strophen mit dreifachem Reime, z. B. in
Robin Hood and the Potter . . . 4 mal,
Robin Hood and Guy of Gisborne 1 „ (Z. 21—24),
Robin Hood and the Pindar . . 1 „ (Z. 21—26),
Robin Hood's Death . . . . . . 2 „ oder

2) der gleiche Reim oder wenigstens der gleiche Reimvokal geht durch zwei Strophen, wie dies häufig der Fall ist in:
Robin Hood and the Potter,
Robin Hood and the Monk,
Robin Hood and Guy of Gisborne,
Lytell Geste,
Robin Hood and Queen Katherine,
The Pindar of Wakefield etc.
und einigen anderen Balladen, in welchen das Zusammentreffen jedoch mehr zufällig erscheint, oder

3) derselbe Reim wird durch drei und noch mehr Strophen fortgeführt, wofür sich Belege besonders in den letztgenannten Gedichten und besonders häufig in der Lytell Geste finden, und zwar participieren daran am meisten die Reime auf mittelengl. ē oder ī, offenbar weil sie am leichtesten in gröfserer Zahl zu finden waren.

Solche Reimketten treten fast so häufig auf, dafs man versucht sein könnte, zu vermuten, dafs es ursprünglich einmal Regel gewesen sei, in den Robin-Hood-Balladen eine gröfsere Zahl von Langzeilen mit sieben Hebungen durch denselben Reim oder durch Assonanz zu verbinden. Für einen Dichter, dem es nicht an Reimen fehlte, lag natürlich die Versuchung nahe, auch die Cäsurhebungen, also Vers 1 und 3 der Strophen, durch Reime zu verknüpfen, und dies geschieht in den älteren

wie neueren Balladen häufig genug. Solcher Reim der ersten und dritten Zeile der Strophen findet sich in:

Robin Hood and the Potter . . .	25 mal
Robin Hood and the Monk . . .	4 „
Lytell Geste	16 „
Robin Hood and Guy of Gisborne	5 „
Robin Hood and Queen Katherine	12 „
Robin Hood and the Oldman . .	4 „
Robin Hood's Delight	8 „
Robin Hood and the Shepherd .	7 „
Robin Hood and the Beggar . .	50 „

und in verschiedenen anderen Balladen vereinzelt.

Vollständig durchgeführten gekreuzten Reim, a b a b, haben: „A true tale of Robin Hood etc." (by M. Parker) und „Robin Hood and the Tanners Daughter".

Eine fernere Art von Strophen wurde endlich gebildet durch Bevorzugung gewisser Melodien, welche der Strophe einen charakteristischen Schlufs gaben dadurch, dafs der dritte Vers (die erste Hälfte der zweiten Langzeile) in zwei gleiche Teile zerlegt wurde, welche durch Reim verknüpft wurden, so dafs sich das Schema ergab:

1) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ a
2) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –̋ b
3) ◡ –́ ◡ –̋ γ ◡ –́ ◡ –̋ γ (Reim) c
4) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –̋ b

(2 und 4: Reim)

Auf diesem Schema beruhen zunächst acht Balladen, welche sich auf eine Melodie nach folgendem Stammbaum zurückführen lassen:

Tune: *Stranger* (Robin Hood newly revived).

- 1) Robin Hood and the Tanner.
  - 1 a) Robin Hood and the Ranger.
  - 1 b) Robin Hood and Little John.
- 2) Robin Hood and the Beggar.
  - 2 a) Robin Hood's Chase.
  - 2 b) Little John and the four Beggars.
- 3) Robin Hood and the Bishop.
- 4) Robin Hood and Maid Marian.

Unter dem Titel „Robin Hood newly reviv'd" führten wir oben zwei verschiedene Drucke einer Ballade an (Nr. 4 und 5), desgleichen eine fernere Ballade unter dem Titel „Robin Hood

and the Stranger“. Die erstere trägt den ausdrücklichen Zusatz „To a delightful new Tune“. Die zu beiden gehörigen Melodien sollen identisch sein.

Einen dem obigen Schema entsprechenden Rhythmus haben ferner die Balladen: „Robin Hood and the Butcher“, „Robin Hood and the Scotchman,“ „The kings Disguise and friendship with Robin Hood“, „Robin Hood and the golden Arrow“.

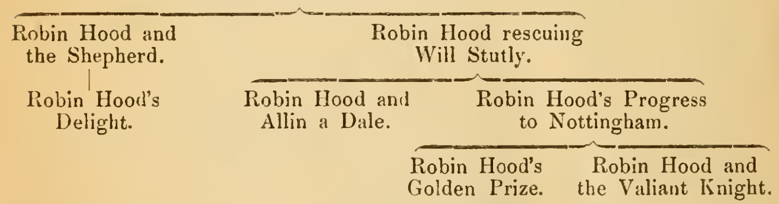
In „Robin Hood and the Peddlers“ endlich entspricht der erste Teil der Strophen ebenfalls der zweiten Hälfte des obigen Schemas, so dafs sich für diese Ballade das Schema ergiebt:

1) ⏑ ⏑́ ⏑ –'' (α) ‖ ⏑ ⏑́ ⏑ –'' (α) | 2) ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ –'' b
3) ⏑ ⏑́ ⏑ –'' (γ) ‖ ⏑ ⏑́ ⏑ –'' (γ) | 4) ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ –'' b.

In den fünf ersten Strophen von „Robin Hood and Allin a Dale“ findet sich Binnenreim nur in der ersten Kurzzeile.

Der gröfsere Teil der Balladen, welche in dem dritten Vers jeder Strophe Mittelreim haben, gehört zu den Balladen des 17. Jahrhunderts, bei deren Betrachtung wir stehen geblieben waren, und bildet die eine der zwei Gruppen, welche wir zu unterscheiden wünschten. Die zweite Gruppe stimmt metrisch im wesentlichen mit dem Grundschema der sonstigen Robin-Hood-Balladen überein. Auch von dieser zweiten Gruppe scheint ein Teil der Gedichte etwa nach folgendem Stammbaum auf gleiche Melodie zurückzuführen zu sein:

Robin Hood and Queen Katherine.



Robin Hood bei Hofe.

Bereits in der Geste trat Robin in nähere Beziehung zum englischen Könige; in späteren Balladen schliefst er besondere Freundschaft mit der Königin Katharina.

Nr. 2, 3 und 17 der früher aufgeführten Balladen handeln von Robin Hood und der Königin Katharina. Welche dieser drei Kopien Ritson benutzt bei der Herausgabe seiner Ballade, ist nicht genau ersichtlich, wahrscheinlich Nr. 3 und 17.

Eine weitere Version derselben Erzählung findet sich im Percy-Manuskript I, p. 38. Die Königin Katharina läſst Robin Hood durch ihren Pagen aufsuchen und ihn bitten, mit seinen Schützen für sie einzutreten bei einem Wettschieſsen, welches sie mit ihrem Gemahl, dem Könige, veranstalten will. Robin Hood kommt bereitwilligst den Wünschen der Königin nach und zieht unter dem Versteckamen Loxly mit einigen Genossen an den Hof. Natürlich unterliegt die Partei des Königs gegen diese berühmten Schützen. Robin wird als outlaw erkannt; der König verzeiht ihm und ladet ihn ein, am Hofe zu leben, aber Robin will seine Genossen nicht verlassen und kehrt nach Merry Sherwood zurück, nachdem er die Königin seiner Dienstfertigkeit auch für kommende Fälle versichert hat.

Der König ist bezeichnet als King Henery (VIII.) (Percy-Manuskript Z. 52 etc.). Der Page, Dicke Patrinton, ein Ritter Sir Richard Lee, der Bischof von Hereford, die Schützen Tepus, Clifton (s. Woods Version) treten im Verlaufe der Erzählung persönlich hervor. Die ganze Ballade gewinnt dadurch den Anschein, als ob sie unter dem Einflusse gewisser Zeitverhältnisse und unter Berücksichtigung bestimmter Personen entstanden sei.

Auffällig ist, daſs auch ffryer tucke und maid Maryan unter die Begleiter Robins gezählt worden (Percy-Manuskript Z. 32, 33), und dies beweist, daſs wenigstens die Version des Percy-Manuskripts sich keines groſsen Alters zu rühmen hat. Wie der friar Tuck dazu gekommen sein mag, Robin Hood als Genosse zugesellt zu werden, sahen wir schon früher. Wie dieser, so tritt auch Maid Marian unter der Regierung Heinrichs VIII. als durchaus selbständige Figur im Morris-dance auf. Die Maispiele haben sie also, ebenso wie den friar Tuck, in einen äuſseren Zusammenhang zu Robin Hood gebracht, und dieser Zusammenhang ist in den Balladen für beide ein rein äuſserlicher geblieben.

Auſser in dem obigen Passus werden friar Tuck und Maid

Marian erwähnt in der Ballade „Robin Hood's Golden Prize“. Über die Ballade „Robin Hood and Maid Marian“ siehe weiter unten.

Seiner Entstehung nach schwer zu erklären ist der Name Loxly für Robin Hood, welcher in Robin Hood and Queen Katherine vorkommt und uns allen so sehr geläufig ist, weil Scott von ihm in seinem Ivanhoe Gebrauch macht.

In „Robin Hood's Golden Prize“ tritt der Name selbständig neben Robin Hood, Little John, Friar Tuck, Will Scarlet etc. auf. Sollte man also etwa einen Genossen Robins ursprünglich so bezeichnet haben, und, indem Robin mit diesem Versecknamen belegt wird, weiter nichts vorliegen als eine Verschiebung der Namen, in derselben Art, wie Little John der bekannte Name „the Millers sonne“ zuerteilt wird? (cf. Z. 34, 35)

Robin Hood we must call loxly
and little John the Millers sonne etc.

Locksly wird auch Robins Geburtsort getauft. So berichtet das Sloane-Manuskript, und es ist schwer zu ergründen, auf Grund welcher Quellen, — „Robin Hood was borne at *Lockesley* in Yorkshyre or after others in Nottinghamshire“ — und auch in der Ballade „Robin Hood's Birth, Breeding etc.“ (s. Nr. 8) wird „Lockslytown in merry Nottinghamshire“ als Robins Geburtsstätte bezeichnet. Letztere Ballade wird dem Verfasser des Sloane-Manuskripts schon allein deshalb nicht bekannt gewesen sein, weil er sich sonst Robins verwandtschaftliche Beziehungen zu Guy of Warwick, welche man hier darzulegen sucht, nicht hätte entgehen lassen.

Abhängig von „Robin Hood and Queen Katherine“ ist Robin Hood's Chase (s. oben Nr. 22).

Auch hier handelt es sich um ein Wettschiefsen, in welchem Robin auf Seite der Königin steht und des Königs Partei besiegt. Ärgerlich darüber verfolgt ihn der König und jagt ihn durch alle Teile seines Reiches, ohne je seiner habhaft werden zu können, bis er sich endlich genötigt sieht, unverrichteter Sache an den Hof zurückzukehren.

Wiederum ist dem König der Name Heinrich beigelegt worden, und es scheint, als ob man Erzählungen von Robin Hood mit Vorliebe in die Zeit Heinrichs VIII. (?) verlegt hätte.

Robin Hood und die Geistlichkeit.

Wir erwähnten schon, dafs in „Robin Hood and Queen Katherine“ unter anderen auch der Bischof von Hereford hervoträte. Er beklagt sich über Robin Hood in folgenden Worten:

Percy-Manuskript Z. 114 ff.

„Is this Robin Hood,“ says the bishopp againe
„once I knew him to soone,
he made me say a masse against my will
att 2 a clock in the afternoone;
He bound me fast unto a tree,
So did he my merry men,
he borrowed 10 li against my will,
but he never paid me againe.“

Wood-Collection, Ritson.

He tooke me late one Saturday night
And bound me fast to a tree (cf. Z. 112)
And made me sing a masse, God wot,
To him and his yeomandree.

Robins Verhältnis zur Geistlichkeit ist also immer noch das alte; nicht genug, dafs er den Bischof seines Geldes beraubt, — er insultiert ihn noch obendrein. Das Ereignis selber wird berichtet in der Ballade

Robin Hood and the Bishop (s. oben Nr. 10 und 21).

Ein Bischof mit seinem Gefolge reitet durch den Wald. Als Robin ihn bemerkt, tauscht er mit einer alten Frau, die in der Nähe wohnt, seine Kleider und entwischt auf diese Weise dem Bischof. Dieser nimmt das alte Weib, welches er für einen outlaw hält, gefangen. Robin Hood hat unterdessen seine Leute herbeigeholt, und hält den Bischof an, als er weiter in den Wald gezogen ist. Er mufs nicht nur 500 Pfund hergeben, sondern aufserdem noch Robin und seinen Leuten eine Messe lesen. Als er endlich in Gnaden entlassen wird, giebt man ihm statt des Zügels den Schwanz seines Pferdes in die Hand (cf. Abbot of Canterbury).

Wenngleich in Robin Hood and Queen Katherine von dem Bishop of Hereford die Rede ist, während hier der Bischof ganz unbestimmt auftritt, einfach blofs als „der Bischof“, so beruhen doch die betreffenden Worte jener Ballade (siehe oben Wood-Collection) unzweifelhaft auf den folgenden Zeilen von „Robin Hood and the Bishop“:

Then Robin Hood took the bishop by the hand,
And bound him fast to a tree,
And made him sing a mass, god woot,
To him and his yeomandree. (Child p. 302, Z. 89—92.)

Daraus würde folgen, dafs „Robin Hood and Queen Katherina“, wenigstens die in Woods Collection vorliegende Version, später entstanden ist, als „Robin Hood and the Bishop“, da schwerlich anzunehmen ist, dafs noch eine weitere, von dem Bischof von *Hereford* handelnde Ballade existiert hat. Der Name mufs an jener Stelle zugefügt sein, oder die Ballade vom Bischof sich in einer der vorliegenden sehr ähnlichen Fassung wirklich auf den Bischof von Hereford bezogen haben. Die unter dem Titel

Robin Hood and the Bishop of Hereford

von Ritson mitgeteilte Erzählung (s. o. Nr. 33: „The bishop of Hereford's Entertainment“) ist jedenfalls beträchtlich später entstanden als „Robin Hood and Queen Katherine“ (im Druck erst 1770). Dazu findet sich in dieser Ballade auch nicht der Zug, dafs der Bischof zum Messelesen gezwungen wird. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Robin weifs, dafs der Bischof von Hereford des Weges kommen mufs, und beschliefst schon im voraus, dafs dieser für gutes Geld mit ihm speisen soll. Mit sechsen seiner Leute als Schäfer verkleidet beschäftigt er sich noch am Wege mit der Zerlegung eines Stückes Wild. Als sie vom Bischof bemerkt werden, will dieser sie wegen Wildfrevels als Gefangene vor den König führen. Alle Bitten Robins können ihn nicht erweichen. Da setzt Robin sein Horn an den Mund, und sogleich erscheinen seine yemen (threescore and ten), und jetzt ist es an dem Bischof, um Gnade zu bitten; gegen 300 Pfund, die Robin seinem Mantelsack entnimmt, wird er bewirtet, und kann alsdann seiner Wege ziehen. Wir werden bei dieser Erzählung deutlich an den Mönch der Lytell Geste erinnert; aufserdem wurde jedoch Robin Hood and the Bishop benutzt. Man vergleiche den Anfang:

Ile tell you how he served the bishop of Hereford,
When he robb'd him of his gold

und Ile tell you how Robin Hood served the bishop,
When he robb'd him of his gold.

Merkwürdig fest haben sich schon seit der Geste die Wendungen eingeprägt, welche gebraucht werden, wenn in den Robin-Hood-Balladen erzählt wird, dafs einem Reisenden der Geldsäckel geleert wird:

Lytell Geste.

Lytell Johan spred downe his mantell
Full fayre upon the grounde,
And there he found in the knyghtes-cofer
But even half a pounde.
(fytte I.)

Lytell Geste.

Lytell Johan spred his mantell downe,
As he had done before,
And he tolde out of the monkes male
Eyght hundred pounde and more.
(fytte IV.)

Bishop.

Robin Hood took his mantle from's back
And spread it upon the ground;
And out of the bishops portmantle
Soon told five hundred pound.

Bishop of Heresford.

Then Little John took the bishops cloak
And spread it upon the ground,
And out of the bishops portmantua
he told three hundred pound.

und endlich *Robin Hood's Golden Prize*:

— — — — — — —
And he found store of gold,
five hundred peeces presently
Upon the grass was told.

Robin Hood's Golden Prize

ist eine fernere Ballade betitelt, in welcher Robin Hood als Plagegeist der Geistlichkeit auftritt. Wir erwähnten sie schon bei Besprechung des vierten fytte der Geste und erinnern uns, dafs sie berichtet, wie zwei Mönche von Robin geprellt werden, ähnlich wie hier der Bischof. Mit Robin Hood and the Bishop zeigt sich einige Ähnlichkeit in der Ballade.

Hazlitt (Handbook etc.) bemerkt unter Nr. 30: Robin Hood's Golden Prize. Entered by F. Coules, June 13, 1631, and by Francis Grove, 2d June 1656, macht aber darauf aufmerksam, dafs, wie wir oben verzeichneten (Nr. 17), auch eine Kopie von „Renowned Robin Hood etc.“ diesen Titel führte. Die vorliegende Ballade ist jünger als „Robin Hood's Progress to Nottingham“, worauf sie sich beruft:

Tune is: „Robin Hood was a tall youngman.“

Eine fernere Gewaltthat begeht Robin an der Geistlichkeit in

Robin Hood and Allin a Dale.

Wir hörten bereits, dafs dem Sloane-Manuskript eine dieser Ballade entsprechende Erzählung bekannt gewesen sei, welche von Scarlock handelte; das Manuskript berichtet: „Scarlock he inducet upon this occasion: one day meeting him, as he walket solitary and like to a man forlorne, because a mayd to whom he was affyanced was taken from [him] by the violence of her frends, and given to another that was old and welthy, wherupon Robin, understanding when the maryage-day should be, came to the church as a beggar and having his own company not far of, which came in so soone as they hard the sound of his horne, he tooke the bryde perforce from him that [bare] in hand to have maryed her and caused the preist to wed her and Scarlocke togeyther“ (s. Ritson p. XXXIX).

So lautet fast genau die Erzählung von Allin a Dale, welcher ebenfalls seufzend im Walde umhergeht und Robin sein Leid gesteht. Als Harfner verkleidet, kommt Robin in die Kirche, sieht die Ungleichheit des Paares, welches vereinigt werden soll, und greift mit Gewalt ein. Durch ein Hornsignal ruft er seine Leute und auch Allin a Dale herbei und verlangt von dem Bischof, dafs er diesen Bräutigam mit der Braut vereinige. Als der Bischof sich weigert, reifst ihm Robin sein Kleid herunter, legt es Little John an, und unter dem Gelächter des zuschauenden Volkes fügt dieser das junge Paar genau dem Ritus entsprechend zusammen; — er würde sich also unbedingt Eingriffe in die Befugnisse des Friar Tuck erlauben, wenn man sich diesen in steter Gesellschaft mit Robin Hood gedacht hätte.

Die Gewaltthätigkeit gegen die Geistlichkeit tritt in dem vorliegenden Gedichte nur in zweiter Linie hervor; vor allem sehen wir Robin wieder in seiner Eigenschaft als Wohlthäter aller derer, denen man irgendwie Gewalt anthun will; er kann es nicht dulden, dafs die Dinge unter seinen Augen einen anderen als den von der Gerechtigkeit vorgezeichneten Lauf nehmen.

„Robin Hood and Allin a Dale“ beruft sich auf die Melodie „Robin Hood in the greenwood stood“ und ist also nach „Robin Hood rescuing Will Stutly“ (s. unten) entstanden.

Robin Hood im Kampfe mit einem meist überlegenen Gegner.

Hiermit kommen wir auf den schon früher eingeleiteten Gegenstand, den stehenden *Zweikampf* zurück. Noch viele Gedichte sind hier zu betrachten; der gröfsere Teil derselben gehört zu denjenigen Balladen, welche in der dritten Zeile jeder Strophe Mittelreim haben und aus welcher Gruppe wir schon betrachteten: „Robin Hood and the Bishop“ und „Robin Hood's Chase“. „Robin Hood and the Bishop“ giebt mit zwei anderen Balladen zusammen als Melodie an „Robin Hood and the Stranger“ (s. oben). Alle drei haben ungefähr den Rhythmus:

1) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ ◡ –́ a
2) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –̋ b
3) ◡ –́ ◡ –̋ | ◡ –́ ◡ –̋ c
γ | γ
4) ◡ –́ ◡ –́ ◡ –̋ b

Unter dem Titel „Robin Hood and the Stranger“ druckt Ritson (II, S. 67 ff.) eine Ballade ab, zu welcher er bemerkt: The title now given to this ballad is that which it seems to have originally born, having been foolishly altered to „Robin Hood newly revived“. Es lag ihm also eine Ballade mit dem letzteren Titel vor (s. o. Nr. 4 und 5, Hazlitt 26a und b) und zwar enthielt die betreffende black-letter-Kopie den unter der Überschrift „Robin Hood and the Stranger“ in Ritsons Sammlung (II, S. 69 bis 73) gedruckten ersten Teil, eine für sich abgeschlossene Erzählung, und als Fortsetzung die ebendaselbst (S. 74 und 75 unten) mitgeteilten Stanzen, welche Ritson aber sogleich als zu einem verschiedenen Gedichte gehörig erkannte (vergl. seine darauf bezüglichen Worte: „which have all the appearance of being the fragment of a quite different ballad“). Sie gehören zu einer Ballade neueren Datums, welche von einem Zweikampf Robins mit einem Schotten berichtet, und von welcher Gutch (Robin Hood II, 392) ein von dem ersteren verschiedenes Fragment mitteilt:

Robin Hood and the Scotchman
(given from an Irish Garland printed at Monaghan 1796).

In dem ersten Teil von „Robin Hood and the Stranger“ (siehe oben) wird auf einen sich anschliefsenden zweiten Teil ausdrücklich hingewiesen:

> If you will hear more of bold Robin Hood
> In the *second part* it will be.

Den richtigen zweiten Teil hat Ritson offenbar gefunden, und die ganze Erzählung, so wie sie uns in seiner Sammlung vorliegt, hat kurz folgenden Inhalt:

Robin Hood bemerkt im Walde einen vornehm gekleideten Jüngling. Als er ihn mit sicherer Hand auf weite Entfernung hin einen Hirsch erlegen sieht, lobt er seine Geschicklichkeit im Schiefsen und sucht ihn zu bewegen, in seine Dienste zu treten. Der Fremdling ist jedoch empört über dieses Ansinnen; er fordert Robin zum Kampfe heraus. Nachdem sie sich gegenseitig blutige Köpfe geschlagen haben, stellt sich in weiterer Unterredung heraus, dafs Onkel und Neffe gegeneinander gekämpft haben. Robins Gegner ist nämlich young Gamwell aus Maxwelltown, Robins Schwestersohn, welcher vor seinem Vater geflohen ist:

> it is for killing of my own fathers steward
> I am forc'd to this *English wood*
> and for to seek an *uncle of mine*
> *some* call him Robin Hood.

Robin Hoods Freude über das glückliche Zusammentreffen ist grofs. Gamwell schliefst sich ihm und seinen Genossen an und steht nach Little John Robin Hood am nächsten unter seinen yemen. Er wird umgetauft in Scadlock (bekanntlich der Name eines schon in den ältesten Balladen hervortretenden Genossen Robins). Unter diesem Namen besteht er mit Robin und Little John zusammen ein gemeinsames Abenteuer, über welches uns der zweite Teil der Ballade berichtet.

Der Prinz von Arragon belagert die Stadt London und beansprucht die Hand der Prinzessin, wenn sich nicht drei Kämpfer finden, welche ihn selbst und zwei ungeheuerliche Riesen in seiner Begleitung besiegen. Als Robin, Scadlock und John von der Bedrängnis der Prinzessin hören, gehen sie als Pilger verkleidet in die Stadt, unternehmen den Kampf und töten die Herausforderer. Nach freier Wahl unter den drei Befreiern reicht die Prinzessin Scadlock (Gamwell) ihre Hand, und dieser erlangt auch von seinem Vater, dem earl of Maxfield, Verzeihung, als er sich zu erkennen giebt. Wir

sehen, der zweite Teil bietet uns eine Erzählung, welche durchaus in das Gebiet der Ritterpoesie hinüberneigt.

In dem prince of Aragon erkennt Barry (a. a. O.) Philipp von Spanien, welcher Ansprüche auf die Hand der Königin Elisabeth von England machte. Die Ballade wäre dadurch annähernd datiert. Der specielle Zug des ersten Teils obiger Ballade, dafs Robin einen Verwandten in seinem Gegner erkennt, wurde nachgeahmt in „Robin Hood and the Tanner". Hier ist der Gerber von Mutters Seite her mit Little John verwandt. Ganz ähnlich wie der Fremdling in „Robin Hood and the Stranger" giebt sich der fremde Hausierer in The bold Pedlar and Robin Hood nach beendigtem Zweikampfe mit Robin diesem zu erkennen.

> I am Gamble Gold of the gay green woods,
> and travelled far beyond the sea.
> and for killing a man in my father's land,
> from my country i was forced to flee.

Robin Hood erkennt alsbald den Sohn von seiner Mutter Schwester, also seinen Vetter. Diese Ballade schrieb Dixon nach dem mündlichen Vortrag einer alten Frau in Bermondsdey, Surrey, nieder (Dixon, Ancient Poems, Ballads etc. Percy Society XVII, p. 71).

Robyn and Gandelyn ist ein Gedicht betitelt, welches uns in einem Manuskript des 15. Jahrhunderts erhalten und in Ritsons „Ancient Songs and Ballads" (I, 81) zuerst gedruckt worden ist. Robyn wird verräterischerweise durch einen Pfeil eines gewissen Wrennok of Doune getötet, als er nichts ahnend im Walde umherstreift (a shrewd arwe out of the west the felde Roberts pryde). Diesen Mord rächt Gandeleyn, welcher in Robyns Diensten steht.

> Now zalt þu never zelpe, Wrennock, at ale ne at wyn,
> that thou has slawe goode Robyn and his knave Gandeleyn.

Als Robin Hood wird dieser Robyn nirgend bezeichnet. Wenn Robyn daher zwar eine ganz andere Persönlichkeit sein mag, so entspricht doch das Gedicht der Art der Robin-Hood-Balladen.

Durch Gandelyn wird man an Gamelyn, den Helden

der bekannten, in Chaucers Canterbury Tales eingeschobenen Erzählung, welche die Entstehung von Shakespeares „As you like it“ veranlassen sollte, erinnert. — Auch Gamelyn kommt in Beziehung zu den outlaws. Als er mit dem alten Adam vor dem Sheriff in den Wald flieht, treffen sie dort eine outlaw-Gesellschaft. Gamelyn wird erkannt (this is Gamelyn etc.) und von dem König der outlaws gekrönt zum „maister under him over hem alle“; der Anführer der outlaws ist nirgend als Robin Hood bezeichnet, wenngleich man kaum einem anderen als ihm den Titel „outlawes kyng“ beigelegt haben wird. Wenn er gemeint ist, so mufs man sich von seiner Begnadigung erzählt haben. Es wird uns nämlich berichtet, dafs Gamelyn nach der Begnadigung des Königs der outlaws selbst „outlawes kyng“ wird.

Ob Gamwell (Gamble Gold), Gandelyn oder Gamelyn dieselbe Person sind, bleibt trotz grofser Wahrscheinlichkeit zweifelhaft; dafs ein outlaw ähnlichen Namens in näherer Beziehung zu Robin Hood gestanden hat, ist unzweifelhaft, und es ist daher sehr zu bedauern, dafs wir über die Person Gandelyns in anderen Gedichten nichts Näheres erfahren und dafs wir auch über Gamelyns Verhältnis zu Robin nur wenig wissen, obgleich er in engem Zusammenhang mit ihm gestanden zu haben scheint.

Robin Hood and the Beggar (Woods Collection 401, fol. 23b)

ist die früher erwähnte Ballade, in deren zweitem Teile uns erzählt wird, dafs Robin drei Ritter befreit. Ehe der Bettler seine Kleider mit Robin tauscht, haben die beiden einen blutigen Straufs, und zwar kämpfen sie um ihre Röcke. Robin bleibt im Nachteil.

„Robin Hood and the Beggar“ ist später entstanden als „Robin Hood and the Bishop“, das beweisen Z. 36, 37:

I am an outlaw as many do know
My name it is Robin Hood,

welche Zeilen hier zusammenhangslos eingeschoben und direkt entlehnt sind aus Bishop (Z. 23, 24):

I am an outlaw as many do know,
My name it is Robin Hood,

wo dieselben Worte eine korrekte Antwort bilden auf die Frage des alten Weibes, wer Robin Hood sei. Man vergleiche ferner:

Beggar Z. 40:
And this mantle of mine Ile to the resign

und Bishop Z. 39:
Thy spindle and twine unto me resign.

„Robin Hood and the Bishop“ wäre somit von den Balladen gleichen Metrums nächst „Robin Hood and the Stranger“ die älteste. Zwischen beiden zeigen sich geringe Übereinstimmungen:

cf. Bishop.	Stranger.
Come gentlemen all and listen awhile	Come listen awhile you gentlemen all
and a story Ile to you unfold etc.	that are in this bower within
	For a story of gallant bold Robin Hood etc.

Ein ähnlicher Anfang findet sich übrigens bei fast allen Balladen dieser Gruppe; vergl. „Robin Hood and the Beggar“:

Come and listen you gentlemen all etc.

So scheint sich auch der Anfang von „Robin Hood and the Butcher“ direkt an Stranger anzulehnen:

Come, all you brave gallants, and listen awhile,
that are in the bowers within (s. o.).

Robin Hood and the Butcher (Wood-Collection Nr. 401, fol. 19b),

London, Printed for F. Grove on Snow Hill, eine Ballade, welche wir im Anschlufs an „Robin Hood and the Potter“ etc. früher erwähnten, scheint ebenfalls nach „Robin Hood and the Bishop“ entstanden zu sein;

vergl. Butcher	und Bishop.
Then Robin Hood he brought him thorow the wood,	And then they brought him through the wood,
And set him on his dapple gray.	And set him on his dapple gray.

Mit dem Metzger wird Robin nicht in einen Kampf verwickelt, weil dieser gutwillig seine Kleider mit ihm tauscht; bekanntlich bildet die Überlistung des Sheriff entsprechend den Erzählungen in „Robin Hood and the Potter“ und in der speciell verwandten Ballade „Robin Hood and the Butcher“ (Percy-Manuskript) den Hauptinhalt.

1) Robin Hood and the Shepherd (siehe oben Nr. 30).

2) Robin Hood's Delight (Wood-Collection).

3) Robin Hood and the Tanner (siehe oben Nr. 12).

4) Robin Hood and Little John (siehe oben Nr. 11).

5) Robin Hood and the Ranger (Garland, siehe oben Nr. 32).

Auch gegen einen Schäfer (1), einen Gerber (3) und einen Förster (5) soll Robin Hood gekämpft haben; mit seinen beiden nächsten Genossen zusammen ficht er gegen drei Förster (2), und endlich kam gar jemand auf die Idee, noch nachträglich zu erfinden, dafs er auch seinen nächsten Genossen, Little John, im Kampfe erprobte, ehe er ihn für seine Dienste gewann (4).

Wie Nr. 1 und 2 obiger fünf Balladen, so haben auch Nr. 3, 4 und 5 gleichen Rhythmus (s. oben). Nr. 2 führt seine Melodie auf Nr. 1 (Shepherd) zurück und steht auch inhaltlich in enger Beziehung dazu, Nr. 4 und 5 (Little John und Ranger) beruhen der Melodie nach gemeinsam auf Nr. 3 (Tanner).

Alle fünf Balladen zeigen inhaltlich grofse Verwandtschaft, vielfache Beziehungen und Anklänge, und es läfst sich aus ihnen eine Art Grundschema für die zahlreichen Prügelballaden, wie man diese und einige andere ähnliche Gedichte füglich wohl nennen könnte, herausschälen, welches für die damalige Balladenpoesie charakteristisch ist. Wir lassen uns die Gelegenheit dazu nicht entgehen, besonders da wir durch Darlegung der Beziehungen der Balladen untereinander gleichzeitig deutlich klarlegen können, wie sehr sich die Verfasser neuer Balladen auf ältere bekannte Gedichte stützten.

Als Robin eines Tages durch den Wald geht, nimmt er einen Fremden wahr:

Shepherd (Z. 5 ff.) cf. *Delight* (Z. 11 ff.).

As Robin Hood walkt the forrest along
Some pastime for to spie
There he was aware of a jolly shepherd
That on the ground did lie.

They all three would a walking go,
The pastime for to see.
And as they walked the forrest along,
Upon a Midsummer day
There was they aware of three keepers etc.

Tanner (Z. 9).

And as he went forth, in a summers morning.

Besonders aus Bedürfnis nach Unterhaltung werden die Abenteuer gesucht (s. oben Z. 2):

Tanner.

He thought some sport he would make.

Little John.

We have had no sport for these fourteen long days.

Ein Gegenstand zum Streit zwischen den Gegnern ist bald gefunden. Selbstverständlich ist es, dafs Robin mit den Förstern in Konflikt gerät (Nr. 2 und 5), und mit dem Tanner, der sich auch für einen „forest-keeper“ ausgiebt:

Tanner (Z. 15 ff.) cf. *Delight* (Z. 20 ff.).

Therefore out of hand he bid him to stand.
And thus to him he spake:
„Why, what art thou, thou bold fellow,
That ranges so boldly here?“

Z. 21.

For I am keeper in this forrest.

And charged them to stand.
„Why, who are you,“ cry'd bold Robin,
„That, speak so boldly here?“
„We three belong to King Henry,
And are keepers of his deer.“

Little John begegnet Robin auf einer schmalen Brücke, und keiner von beiden will weichen; den Schäfer belästigt und reizt Robin so lange, bis der Grund zum Streit da ist. Zuweilen wird um ein Pfand gekämpft. Robin legt 20 Pfund nieder, der Schäfer seinen Rock und seine Flasche; in Robin Hood's Delight kämpfen die beiden Parteien ebenfalls um die Röcke:

Z. 29. Come, your coats of green lay on the ground,
And so will we all three.

Meist gehen dem Kampfe einige herausfordernde Worte vorher;

Shepherd (Z. 37 ff.)	cf.	*Delight* (Z. 45 ff.).
Come draw thy sword, thou proud fellow,		Then, come draw your swords, you bold outlaws,
Thou standest too long to prate;		No longer stand to prate,
This hook of mine shall let thee know,		But let us try it out with blows,
A coward I do hate.		For cowards we do hate.

Der Kampf beginnt, und zwar wird mit Schwertern gekämpft in Nr. 1, 2 (Shepherd, Delight):

Shepherd (Z. 41 ff.)	cf.	*Delight* (Z. 53 ff.).
So they fell to it, full hardy and sore;		So they fell to it full hard and sore,
It was on a summers day;		It was on a Midsummers day;
From ten till four in the afternoon		from eight of the clock till two and past,
The shepherd held him play.		They all shewed gallant play.

Mit dicken Stöcken gehen die Kämpfer aufeinander los in Nr. 3 und 4 (Tanner und Little John):

Tanner (Z. 47)	cf.	*Little John* (Z. 46).
He took up a staff of another oke graff.		And chose him a staff of ground oak.

Es giebt blutige Köpfe in der Hitze des Gefechts:

Shepherd (Z. 51).
Till the blood ran trickling from his head.

Stranger (Z. 59 f.)	cf.	*Tanner* (Z. 67 f.).
That from every haire of bold Robins head		That from every side of bold Robins head,
the blood ran trickling down.		the blood came trickling down.

Die ungeheuerliche Länge des Kampfes (from ten till four in the afternoon etc., siehe oben) wird auch in Nr. 3 hervorgehoben und in „Robin Hood and the Curtall fryer“ (s. früher).

Es werden Hiebe ausgeteilt, welche die Jacken rauchen machen:

Little John (Z. 71 f.)	cf.	*Ranger* (Z. 47 f.).
At every stroke he made him to smoke		At every stroke their jackets did smoke,
As if he had been all on fire.		Three hours the combat did last.
O then into fury the stranger he grew,		At length in a rage the forester grew,

Robin Hood mufs sich endlich für besiegt erklären; von dem Schäfer wird er zu Boden, von Little John ins Wasser hinein geprügelt. Er erkennt die Stärke seiner Gegner an:

Ranger (Z. 53) cf.	*Little John* (Z. 81 f.).
Thou art a brave fellow; I needs must confess.	I needs must acknowledge thou art a brave soul.

Delight (Z. 41 f.).
„O hold, o hold,“ cries bold Robin,
„I see you be stout men.“

Gewöhnlich bittet Robin, nachdem er besiegt ist, um die Erlaubnis, sein Horn blasen zu dürfen:

Shepherd (Z. 59) cf.	*Delight* (Z. 63).
Then let me take my beugle horn.	Let me blow one blast on my bugle horn.

Die Gegner fürchten sich nicht davor:

Shepherd (Z. 82) cf.	*Delight* (Z. 71 f.).
For it never shall be said That a shepherds hook at thy sturdy look Will one jot be dismaied.	It never shall be said that we are afraid Of thee, nor thy yeomen gay.

Als Robin bläst, erscheinen seine Leute, an der Spitze Little John:

Shepherd (Z. 65 ff.) cf.	*Tanner* (Z. 113 ff.).
Then Robin he set his horn to his mouth, And he blew with mickle main, Until he espied Little John Come tripping down over the plain.	Then Robin Hood blew on the beaugle horn, He blew full lowd and shrill And quickly anon appear'd Little John, Come tripping down a green hill.

Little John führt das Wort:

Shepherd (Z. 73 f.)	*Tanner* (Z. 117 f.).
„What is the matter?“ saies Little John, „Master, come tell unto me.“	„O what is the matter?“ then said Little John, „Master, I pray you tell.“

In Nr. 4 tritt Stutely an Johns Stelle:

O what is the matter? etc.

Little John fordert den Gegner, der seinen Herrn besiegt hat, ebenfalls zum Kampfe heraus:

<table>
<tr><td>Shepherd (Z. 79 f.) cf.</td><td>Tanner (Z. 126 f.).</td></tr>
<tr><td>For a bout with thee I mean to have,
Either come fight or flee.</td><td>If he be so stout, we will have a bout
And he shall tan my hide too.</td></tr>
</table>

Stranger.

Then Ile have a bout with him, quod Little John.

Dieser zweite Kampf wird wirklich ausgefochten in Nr. 1 (Shepherd); natürlich unterliegt auch John dem Gegner, der seinem Herrn überlegen war.

Zum Teil erscheinen Robins Leute nur, weil der Fremdling sie bewundern und Geschmack an ihrem Treiben finden soll. Robin bietet den Gegnern nämlich seine Dienste an (in Nr. 2, 4, 5), weil er solche erprobte Leute gebrauchen kann:

<table>
<tr><td>Stranger.</td><td>Delight (Z. 91 f.).</td></tr>
<tr><td>That man, that can fight, in him I delight
And love him with all my heart.</td><td>For I love these men with heart and hand,
That will fight and never flee.</td></tr>
</table>

Die Gewinnung der Förster (Nr. 2 und 5) wird durch ein lustiges Gelage gefeiert. Der Gerber (3) und Little John (4) gehen auch bereitwillig auf Robins Anerbieten ein:

<table>
<tr><td>Tanner (Z. 107 f.) cf.</td><td>Little John (Z. 119 f.).</td></tr>
<tr><td>Then here's my hand, my name's Arthur-a-Bland,
We two will never depart.</td><td>„O here is my hand," the stranger replyd,
„I'll serve you with all my whole heart."</td></tr>
</table>

Als Little John in dem Gerber seinen Verwandten erkennt (ein Zug, der „Robin Hood and the Stranger" entlehnt ist), will die Freude gar kein Ende nehmen.

Die Ballade „Robin Hood and Little John" hat auch einen ergötzlichen Schlufs. „John Little" hiefs der angeworbene Fremde, und als er sich unter diesem Namen den outlaw vorstellt, fühlt sich Stutely bewogen, den riesenhaften yeman umzutaufen in Little John, und es wird zu dem Zwecke ein lustiger Taufschmaus veranstaltet.

Aus obiger Zusammenstellung ersehen wir, dafs „Robin Hood's Delight" im engsten Anschlufs an „Robin Hood and the Shepherd" entstanden ist, und dafs der Verfasser dieser Ballade selbst die Erzählung von Robin Hood und dem Fremd-

ling (Stranger) zu kennen scheint. „Robin Hood and the Tanner“ ist zunächst eine Nachbildung von „Robin Hood and the Stranger“, aber unter starker Beeinflussung von „Robin Hood's Delight“ und, wie es scheint, stellenweise durch „Robin Hood and the Shepherd“. Den deutlichsten Einfluſs auf dieselbe Ballade zeigt ferner „The Pindar of Wakefield“, besonders in der in Woods Collection erhaltenen Version. Man vergleiche z. B. die Anfänge:

Z. 1 f. In Nottingham there lives a jolly tanner	Z. 1 ff. In Wakefield there lives a jolly pinder
— — — — — — —	— — — — — — —
There is nere a squire in Nottinghamshire.	Z. 4. „There is neither knight nor squire,“ said the pinder,

und das Angebot:

Z. 101. And if thou'lt forsake thy tanners trade And live in the greenwood with me.	Z. 45. O wilt thou forsake thy pinders craft, And go to the greenwood with me?

„Robin Hood and the Ranger“ und „Robin Hood and Little John“ zeigen nicht nur einige Abhängigkeit von „Robin Hood and the Tanner“, worauf sie sich beide berufen, sondern auch untereinander eine so groſse Verwandtschaft, daſs man fast glauben möchte, daſs sie zu gleicher Zeit entstanden sind und von demselben Verfasser herrühren. Dieser zog es nämlich vor, statt einer Ballade gleich zwei von ähnlichem Schnitt zu machen. Die obigen Darlegungen scheinen wohl darüber keinen Zweifel zu lassen, daſs jetzt nur noch von Balladendichtern die Rede sein kann, welche zwar mit ihrem Namen zurücktraten und auch mehr oder weniger den Volkston für die damalige Zeit trafen, aber nicht eigentlich aus dem Volke heraus, sondern vielmehr für das Volk arbeiteten. Eine Art Balladenfabrikation scheint sich entwickelt zu haben. Wie weit ist also schon der Abstand von den ältesten Balladen, von welchen wir ausgingen! Wie ganz anders lesen sich diese — und man braucht eben nur zu lesen oder bei etwas gröſserer Phantasie sich die lustigen Erzählungen der Geste etc. gesungen zu denken, so bedarf es keines Beweises mehr, daſs das wahre Volkslieder sind, an denen das Volk mitarbeitete.

Robin Hood and the Peddlers.

Unter diesem Titel findet sich in einem Band von geschriebenen Balladen, welcher Gutch von Collier zur Verfügung gestellt wurde und aus der Zeit des Protektorats stammen soll (s. oben), eine Erzählung, welche sich sehr enge an die obigen anschliefst. Wie in „Robin Hood's Delight“ haben auch hier Robin, Scarlet und John einen Kampf, und zwar mit drei Hausierern, welche sie nicht ruhig ihres Weges ziehen lassen. Eine derbe Prügelei mit festen Stöcken, bei welcher Streiche fallen, dafs die Sonne vor lauter Hieben blau erscheint, bildet den eigentlichen Mittelpunkt. Die outlaws unterliegen; besonders Robin wird von dem stärksten der Peddlers (Kit of Thirske) entsetzlich zugerichtet. Wir sehen, wie weit sich der Geschmack verirren konnte, und dafs das nicht vereinzelt vorkam, zeigt eine schottische Ballade, welche eigentlich nur deshalb Erwähnung verdient.

Robin Hood and the Beggar
(Newcastle copy of Robin Hood's Garland, s. oben).

Nicht weniger schlecht als im Kampf gegen die Hausierer ergeht es nämlich Robin im Streite mit diesem Bettler. Eine Art Trost findet er wenigstens darin, dafs auch seine Leute, als sie ihn rächen wollen, sein schlimmes Los teilen müssen (Teil II), indem ihnen der Bettler nämlich Mehl in die Augen streut und sie der Reihe nach gründlich durchprügelt.

„Robin Hood and the Peddlers“ zeigt direkte Abhängigkeit von „Robin Hood and the Tanner“. Vergleiche

Peddlers.	Tanner.
But one sommers *day* as they toke their *way*	And as he went forth in a summers morning
Through the forrest of merry Sher*wood*	Into the forrest of merry Sherwood
To kill the kings *deare* you shall presently *heare*	To view the red deer, that range here and there
What befell thes yemen good.	There met he with bold Robin Hood.

und andere Stellen.

Dem Metrum nach steht, wie wir schon hervorhoben, diese Ballade allein da.

Noch eine Ballade bleibt uns zu betrachten, welche mit der

grofsen Zahl ähnlicher darin übereinstimmt, dafs Robin Hood mit einem mindestens ebenbürtigen, meist aber überlegenen Gegner zu kämpfen hat.

Robin Hood and the Tinker.

In dieser Erzählung finden wir noch alle die gewöhnlichen Züge: „Robins Kampf, Niederlage, Herbeieilen seiner Genossen, von denen John zu einem zweiten Kampfe herausfordert, Anwerbung des Gegners für die outlaw-Gesellschaft etc.“ Die Ballade ähnelt daher sehr den entsprechenden (Tanner, Little John etc.); speciell eigentümlich ist ihr nur der Zug, dafs der Kesselflicker sich auf Grund eines Verhaftsbefehls (Steckbriefes? warrant) 100 Pfund verdienen will, indem er Robin Hood gefangen dem König einliefert.

Um Bravourstücke Robins und Johns, nicht mehr um den typischen Zweikampf handelt es sich in „Robin Hood's Progress to Nottingham“ (s. oben Nr. 13 und 19) und „Little John and the Four Beggers“ (s. oben Nr. 28 und 29), cf. „Little John, the Beggar, and the three Palmers“ (Percy-Manuskript I, p. 47 ff.). Beide Balladen scheinen sich ziemlicher Beliebtheit erfreut zu haben.

Robin Hood's Progress to Nottingham
(to the Tune of [Bold] Robin Hood [Stutly, Katherine])

bietet dieselbe Erzählung, welche im Sloane-Manuskript angedeutet wird mit den Worten: On of his first exployts etc. (Ritson S. 23).

Die Ballade ist später als Robin Hood's rescuing Will Stutly entstanden, da sich die Bemerkung „To the Tune of (Bold) Robin Hood“ hierauf beziehen wird.

Im Alter von fünfzehn Jahren besiegt Robin schon fünfzehn Förster. Er befand sich auf dem Wege nach Nottingham, als ihm diese Förster begegnen. Sie verlachen ihn, als er ihnen erzählt, dafs er sich an dem vom König veranstalteten Wettschiefsen beteiligen wolle; er geht mit ihnen eine Wette ein, dafs er auf hundert Schritt (a hundred rod) weit sein Ziel treffen werde, und tötet vor ihren Augen einen Hirsch auf diese Entfernung; aber die Förster wollen die gewetteten zwanzig Pfund

nicht auszahlen, es entspinnt sich ein Kampf und Robin streckt alle fünfzehn mit seinem Bogen nieder. Als aus Nottingham ein Volkshaufe herbeigeeilt kommt, zieht Robin sich in den Wald zurück, nachdem er noch diesem ein Bein, jenem einen Arm abgeschossen hat.

Weniger grausam, vielmehr stellenweise recht ergötzlich ist die Ballade

Little John and the Four Beggers.

Die beiden Versionen, die der Woodschen Sammlung und die des Percy-Manuskripts (s. oben), unterscheiden sich nicht wesentlich. John wird versuchsweise aufs Betteln ausgeschickt. Er tauscht mit einem Bettler, der ihm in den Weg kommt, seine Kleider und erhält noch aufserdem von diesem allerlei gute Lehren über die Kunst des Bettelns mit auf den Weg (Percy-Manuskript):

> Thou must goe 2 foote on a staffe
> the 3d upon a tree;
> full loud that thou must cry and fare,
> when nothing ayleth thee.

Auf seiner Wanderung trifft John vier Bettler (resp. three palmers — Percy-Manuskript), die ihm jedoch sehr unfreundlich begegnen und über ihn herfallen wollen, aber alle von ihm tüchtig geprügelt werden:

> John nipped the dumb and made him to rore with a hey —
> And the blind that could not see.
> And he that a Cripple had been seven years,
> he made them run faster then he.

Vor allem ist John aber hoch erfreut, als er Geld in ihrem Beutel klingen hört, und kehrt frohen Mutes mit 603 Pfund (ein ansehnliches Bettlervermögen!) zu Robin zurück:

> Then Robin Hood took little John by ye hand with a hey —
> And danced about the Oak tree.
> If we drink water, while this doth last,
> then an il death may we die.

Der Verfasser schliefst mit einigem Selbstbewufstsein:

> So to conclude my merry new Song with a hey —
> All *you* that delight it to sing

Tis of Robin Hood that Archer good
And how Little John went a begging.

Die Melodie, nach welcher auch diese Ballade gesungen wurde (Beggar, Stranger), mufs recht beliebt gewesen sein; sie mag der von Chappell (S. 2 a. a. O.) zu „Robin Hood and the Tanner“ mitgeteilten entsprechen, welche erst um 1728 und 1750 zu belegen war, aber zu dem Rhythmus und dem ganzen Ton der Erzählung recht gut pafst. Von den verschiedenen Balladenmelodien scheint man überhaupt bestimmte besonders bevorzugt zu haben. So sahen wir oben, dafs auch die zu „Robin Hood and Queen Katherine“ (Chappell p. 59) gehörige vielfach benutzt wurde.

Alleinstehende Balladen.

Die Melodie „Robin Hood and Queen Katherine“ trägt auch „Robin Hood's rescuing Will Stutly“ (or a new merry song to drive cold winter away etc., s. oben Nr. 14). Wir sehen schon an dem Titel, dafs es sich hier um die *Befreiung eines Genossen* handelt, wie uns das auch in einigen der ältesten Balladen erzählt wurde (Monk, Guy of Gisborne etc.). Stutly wird seltener als Robins Genosse erwähnt (cf. „Robin Hood and Little John“). Seine Befreiung geschieht ähnlich wie die der jungen Leute in „Robin Hood and the old Man etc.“ oder des Ritters in der Geste. Little John schneidet seine Fesseln durch und der Sheriff rettet sich durch die Flucht, als auch Robin mit seinen Leuten erscheint. Es sei hier daran erinnert, dafs dem Melodienstammbaum nach die schon früher erwähnten Balladen „Robin Hood and Allin a Dale“, „Robin Hood's Progress to Nottingham,“ „Robin Hood's Golden Prize“ später als die vorliegende entstanden sind.

Auf die Melodie „In summer time etc.“ beziehen sich „Robin Hood and the Tinker“ (s. o.) und „The noble fisherman, or, Robin Hood's Perferment“, eine Ballade eigentümlichen Inhalts. Robin Hood ist das Waldleben müde, er geht nach Scarborough und verdingt sich als Fischer oder Matrose unter dem Namen Simon over thee Lee. Er macht alles verkehrt und zeigt sich so unerfahren in dem Matrosen-

handwerk, dafs er von jedem Tölpel ausgelacht wird. Da gerät das Schiff unter französische Seeräuber. Natürlich ist Robin als Verteidiger des Schiffes in seinem Elemente. Vor seinem Langbogen können die Franzosen nicht standhalten, er besiegt sie und macht eine Beute von 12000 Pfund. Die Hälfte davon giebt er seiner Herrin und einen Teil des Geldes benutzt er, um ein Asyl für Arme zu bauen.

A true tale of Robin Hood carefully collected out of the truest writers of our English Chronicles etc.

Unter diesem Titel ist uns das einzige Gedicht über Robin Hood erhalten, von welchem wir den Verfasser kennen.

Martin Parker (a noted ballad monger — —) ist der Verfasser. Das Gedicht entstand unter Karl I. Regierung. Eine wahre Geschichte von Robin Hood will Parker erzählen und für wahr hält er die Berichte der Chroniken und nicht die Balladen:

> I know there's many fained tales
> of Robbin Hood and's crew
> But Chronicles which seldom fayles
> reports this to be true.

Allerdings stützt er sich auf die Chroniken, besonders auf Grafton, aber er benutzt auch die Balladen und Mundays Dramen; so kompiliert er eine Art Lebensbeschreibung Robins, giebt eine Schilderung seines Charakters und erzählt uns von seinen Thaten, kurz er bietet uns eine Biographie in Versen.

Natürlich beruht die Lebensbeschreibung vor allem auf Munday. Robin ist der earl of Huntingdon, wird geächtet, treibt im Walde sein Wesen, bittet endlich, nachdem er lange verfolgt worden ist, den König um Gnade (an einem Pfeil schiefst er einen Brief in die Stadt Nottingham), er stirbt aber, ehe ihm der Pardon gewährt ist. Parker teilt uns sogar seine Grabschrift mit. Von Robins Thaten verdient hervorgehoben zu werden, dafs Parker eine Geschichte von einem Abte kennt, welcher Robin eine Messe singen mufs (s. Robin Hood and the Bishop) und rückwärts aufs Pferd gesetzt wird. Endlich haben

Robin und John sogar des Königs Steuereinnehmer beraubt. Darauf dürften sich in „Robin Hood and Queen Katherine“ die Worte beziehen:

> Gold taken from the kings harbengers
> As seldome hath been seen
> And carryed by bold Robin Hood
> for a Present to the Queen.

Wie Martin Parker, so sucht auch der Verfasser von „Robin Hood's Birth, Breeding and Valour etc.“ eine Art Biographie Robin Hoods zu geben. Er weifs Robin in verwandtschaftliche Beziehung zu setzen zu Guy earl of Warwick. Es beruht auf der Ballade die Notiz in einer durchschossenen Kopie von „Robin Hood's Garland“, welche wohl von Stukeley herrührt, da dieser die Kopie ursprünglich besafs.

Guy earl of Warwick
George Gamwell — Joanna =
of Gamwell hall magna
esq. — Fitz Odoth.

Robin Fitz Odoth.

Gamwell the kings forester in Yorkshire,
mentioned in Camden.
See my answer No. II of Lady Roisia,
where is Robin Hood's *true pedigree.*

Es ist charakteristisch genug, dafs Stukeley viele Mühe daran setzte, um einen Stammbaum für Robin Hood „the true pedigree of Robin Hood“ ausfindig zu machen, und noch charakteristischer, dafs sich Leute wie Ritson finden, welche dem von Stukeley (Palæographia Britannica II, p. 115) mitgeteilten Stammbaum irgend welchen Glauben beimessen, und dafs man infolge dessen noch heute gewöhnlich in englischen Lesebüchern liest: „The famous Robin Hood, whose real name was Robert Fitzooth etc.“

Robin Hood und seine Balladen haben allmählich nur noch antiquarisches Interesse, und da ist es denn leicht erklärlich, dafs man mit der Erforschung von Robin Hoods Geburt beginnt oder zunächst seine Grabstätte zu identifizieren sucht.

Die letzten Ausläufer der auf Robin Hood bezüglichen Balladenpoesie sind die nur in den verschiedenen Balladenkränzen enthaltenen Gedichte:

1) Robin Hood and the Golden Arrow (Aldemary Churchy. edit.).

2) The king's Disguise and friendship with Robin Hood (Aldermary and York edit.).

3) Robin Hood and the Valiant Knight (Aldermary and York edit.).

Letztere Ballade beruft sich auf Robin Hood and the 15 foresters (Progress to Nottingham) als Quelle für ihre Melodie. Sie ist inhaltlich von keiner Bedeutung. Ein Ritter will im Auftrage des Königs den outlaw (William Locksly) fangen und zieht zu diesem Zwecke mit einem Heere in den Wald. Es entspinnt sich ein mörderischer Kampf, welcher jedoch unentschieden bleibt. Der Ritter geht nach London, Robin in den Wald zurück und wir hören nun von Robins weiterem Schicksale bis zu seinem Tode.

Nr. 1 und 2 obiger Balladen sind schwache Nachbildungen von Teilen der Geste, und zwar wurden benutzt die Begegnung zwischen Robin Hood und dem König (fytte VII und VIII) übertragen auf King Richard (Nr. 2 [vergl. Ivanhoe]), und die Erzählung von dem Wettschiefsen, in welchem Robin einen kostbaren Pfeil gewinnt (hier handelt es sich um einen goldenen Pfeil). Als wackerer Schütze also tritt uns Robin zum Schlufs wieder entgegen. Als solchen lernten wir ihn schon in den ältesten Balladen kennen. Er übt die Kunst des Bogenschiefsens auf das eifrigste. Mit John schiefst er um die Wette, als sie nach Nottingham, Kyrkesly etc. gehen (Monk, Robin Hoode's Death etc.); — er veranstaltet vor seinen Gästen ein glänzendes Wettschiefsen als Schaugepränge (Geste, fytte VII etc., vergl. die Maispiele unter Heinrich VIII.); — er beteiligt sich mit seinen Leuten an Schützenfesten, welche der Sheriff veranstaltet (Potter, Geste fytte V); — die Königin Katharina sogar schätzt sich glücklich, als Robin in einem Wettschiefsen ihre Partei ergreift gegen ihren Gemahl, den König Heinrich (Katherine, Chase). Diese Vorliebe für das Bogenschiefsen ist nicht der Persönlichkeit Robins allein eigentümlich. Es ist bekannt, wie

populär der Langbogen und die Schützenfeste in Altengland waren, und dafs ein vollkommener yeman selbstverständlich ein guter Schütze war. Die Freude des ganzen Volkes an solchen Dingen erklärt die behagliche Ausführlichkeit, mit welcher uns in den alten Balladen ein Bogenschiefsen oder gar nur ein wertvoller Pfeil beschrieben wird.

Seiner vielen Übung entsprechend ist Robin ein Meisterschütz. Sein Pfeil verfehlt selten das Ziel. Der flüchtige Hirsch, welchen er zu seinem Mahle bestimmt hat, kann ihm nicht entrinnen, das Leben seiner Feinde ruht stets in seiner sicheren Hand. Aufsergewöhnliche Kunststücke erzählt man sich jedoch in den Balladen nicht von unserem Helden. So soll z. B. der bei den meisten germanischen Nationen wiederkehrende Tellschufs in England nicht von ihm, sondern von einem anderen outlaw, William of Cloudesley (s. o.), ausgeführt worden sein. Der mythische Zug, dafs Robin Hood nach dem Volksglauben seinen Pfeil meilenweit fortschofs, spricht ebenso wie der Umstand, dafs er schwere Felsstücke auf ungeheure Entfernungen fortschleuderte und dafs zahlreiche Berge, Schluchten, Höhlen etc. nach ihm benannt sind, einigermafsen für einen mythologischen Hintergrund seiner Persönlichkeit. Auch sein nächster Genofs, der kleine Hans (little John), hat Anteil an solchen wunderbaren Erzählungen und das nächste Anrecht, neben Robin einen mythologischen Ursprung zu beanspruchen. Dafs auch der stehende Zweikampf in den Balladen mythologisch gedeutet werden kann, sahen wir früher. Ein Zug, der vielleicht einige Beachtung verdient, sei hier noch erwähnt. Dafs sich Robin für seine Signale eines Horns bedient, hat an sich nichts Auffälliges, selbst wenn man das Horn nicht, wie Barry (a. a. O.), für eine Entlehnung aus der Ritterpoesie hält. Auffällig ist aber, dafs Robins grüne Schar immer fast in demselben Augenblick erscheint, in welchem er sein Horn bläst, und vor allem, dafs er nicht selten ohne Grund von seinem Horn Gebrauch macht, was zum mindesten für das Typische und das hohe Alter dieses Zuges schon zur Entstehungszeit der ältesten erhaltenen Balladen spricht.

Indem wir somit unsere Betrachtung der Robin-Hood-Balladen zu Ende geführt haben,* hoffen wir, dafs es uns gelungen ist, auf Grund des verfügbaren Materials mit einiger Klarheit den Entwickelungsgang der an Robin Hood sich anschliefsenden Volksdichtung dargelegt und also wiederum an einem Beispiel gezeigt zu haben, welches Kleinod der lebendige Gesang dem englischen Volke gewesen ist, und wie tief empfunden die Worte Shakespeares gewesen sein mögen, wenn er von dem verbannten Herzog und seinen Genossen in As you like it (Akt I, Sc. 1) sagen läfst: „They say he is already in the forest of Arden, and many merry men with him; *and there they live like the old Robin Hood of England.*“

* Die Balladen „Rose the Red and White Lilly“, „The Wedding of Robin Hood and Little John“, „The Birth of Robin Hood“, „Robin Hood and the Tanner's Daughter“, welche wir gelegentlich mit aufzählten, schliefsen wir von unserer Betrachtung aus, weil sie nicht eigentlich in den Robin-Hood-Cyklus hineingehören.

Hafslinghausen i. W. Richard Fricke.

Molières Misanthrop und der Idealismus.*

Der naive Zustand dér Menschen in seiner Reinheit ist ein Begriff, dem die glücklichen Geschlechter der homerischen Welt und des Nibelungenzeitalters am nächsten gekommen sind, und der den unmittelbarsten und vollständigsten Ausdruck in den Werken ihrer göttlichen Sänger gefunden hat. Die schöne Ausgleichung und Einheit aller Triebe, ihr vollkommener und nie gestörter Einklang mit den Umständen sind nicht minder für den natürlichen Menschen ein nie erfülltes, oft genug durch die Alleinherrschaft einzelner Begierden gänzlich verdunkeltes Ideal als die freie Selbstbestimmung für den sittlichen Menschen, deren Vernunftbegriff niemals rein verwirklicht, in unseren Irrtümern aber nicht selten fast gar nicht mehr zu erkennen ist. Wer daher den natürlichen Zustand mit dem der Gesittung vergleichen und beiden gerecht werden will, darf sie nur auf der nämlichen Stufe, der Wirklichkeit oder ihrem Begriffe nach, nebeneinander stellen. Wer an die Kultur den Mafsstab der Naivetät legt, mag um so bequemer mit ihr fertig werden, je unvollkommener das von ihm betrachtete Zeitalter ist; aber er hätte noch leichteres Spiel, wenn er ein naturwüchsiges, aber rohes Geschlecht auf den in ihm zur Erscheinung kommenden Vernunftbegriff der Menschheit prüfte.

Diese Wahrheit ist so einleuchtend, dafs sie nur gerade so lange übersehen werden kann, als die Klarheit über das fehlt, was man unter jedem dieser Zustände zu verstehen hat

---

* Mit Zustimmung des Herrn Verfassers aus der Allgem. Zeitung abgedruckt.

und als insbesondere auf der einen Seite die Wirklichkeit mit dem Ideale verwechselt wird, von dem man den Menschen ausgegangen wähnt. Vergleicht man also den naiven Menschen in der Sicherheit und Einheit seines Fühlens, Wollens und Handelns mit dem der Natur entfremdeten, nach Freiheit ringenden, aber in Willkür und Ungebundenheit ewig irrenden Geschlechte, so erscheint die Vernunft allerdings als ein verhängnisvoller Führer, der uns auf einem schwindelnden Pfade ein unerreichbares Ziel zeigt, um uns für den Verlust unserer Vollkommenheit damit zu trösten. Stellt man dagegen den sittlichen Menschen in seiner Vollendung dem Kinde der wirklichen Natur gegenüber, so erscheint in diesem jedenfalls ebenso statthaften Spiele des Witzes die Verwirklichung der reinsten Freiheit und Einsicht, mit einem Worte der höchsten Vernunft selbst, neben Gebundenheit in Bedürfnis und Dunkel. Vergleicht man den Zustand wahrer Naivetät mit dem der denkbar reinsten Vollendung der Kultur, so hat letzterer mit der gröfseren Aufgabe alles voraus, und das unendliche Ziel liegt vor uns, winkt auch uns und mahnt uns nicht wie eine Stimme aus der verlorenen und unwiederbringlichen Kindheit.

Vergleicht man endlich, und mit diesem einzig durch die Erfahrung gegebenen Gliede ist die Kette geschlossen, den Zustand der Natur mit dem der Gesittung, wie sie in der Wirklichkeit erscheinen, so hat jener die gröfsere Gleichmäfsigkeit und Übereinstimmung, also im glücklichen Falle auch die vollkommenere Leistung voraus, aber die Aufgabe ist eine enge; dieser dagegen besitzt in der freien Selbstbestimmung allein wahre Sittlichkeit, die jenem so gut fehlt als das Bewufstsein der inneren Verantwortung. Aber je erhabener das Ziel hier gesteckt ist, desto vernichtender auch der Sturz in die Tiefe, wenn die Vernunft sich als eine trügende Leuchte erweist; während dort die nur nicht ganz verleugnete Natur immer, auch wo sie im rohen Ausbruche des Bedürfnisses auftritt, ihre Regelung in sich selbst trägt.

In seinen vollkommensten Erscheinungen mufs der Mensch auf beiden Stufen in seinem Handeln zusammentreffen. Die erhabenste Einsicht kann dem Willen nichts Schöneres zeigen, als was die naive Natur, ein rein gestimmtes, wahrhaft ausge-

glichenes Herz unmittelbar gewährt, nur das billigen und von uns verlangen, was dieses gutheifst und zu leisten vermag.

Aber die erhabenste Einsicht ist ein Begriff, der sich in wechselnder Reinheit Völkern und Zeitaltern offenbart; und auch nur für die höchste Vernunft ist Erkennen und Vollbringen eins. Doppelt glücklich daher, wenn wir auf dem Wege sittlicher Bildung das durch fiebernde Pulse nicht gestörte, sichere Gleichmafs des Herzschlages unverfälschter Menschheit vernehmen, wenn Vernunft und wahre Natur in unserem Busen darum wohnen, weil wir jedesmal der Stimme der einen nur folgen, wenn wir in ihr zugleich auch die der anderen hören. Vor dem Urteile dieser reinsten Humanität sind die Forderungen unserer Vernunft allein so wenig haltbar als die unseres beschränkten Herzens; denn mit jener können wir nur bestimmen, was ohne Bedingung gilt, dieses dagegen hält uns immer in dem engen Kreise des einzelnen Falles fest. Nur wenn beide in gleicher Kraft in uns wirken, wird uns in ihrem schönen Gleichgewichte eine zweite und höhere Naivetät aufgehen, wobei das Herz mit seinen natürlichen Trieben nur darum die Führung wieder übernehmen darf, weil es durch die Vernunft mündig und mit ihr eins, diese selbst zu einer zweiten Natur geworden ist.

Der wahre Mensch in diesem höchsten Sinne ist nur der Dichter, der in seinen Werken dieses im Leben niemals rein erscheinende Ideal und in ihm unsere ganze Menschheit uns zum Bewufstsein bringt. Nur dieses Ideal macht Molière zum gröfsten Dichter Frankreichs vor den von der Vernunft und nicht in dieser Einheit auch von dem schönen Herzen geschaffenen Tragödien Corneilles und Racines. Dies ist so wahr, dafs sein Meisterwerk geradezu als die Komödie der Humanität bezeichnet werden kann. Denn hier stehen nicht Tugendregel auf der einen und Pflicht der Gesellschaft auf der anderen Seite als ein niemals auszugleichender Zwiespalt mit unvereinbaren Ansprüchen einander, sondern beide der reinsten Humanität gegenüber, die sie in einer höheren Einheit versöhnt.

Für die höchste Vernunft, die nicht nur den reinen Begriff unserer Gattung, sondern auch die einfachste Formel jeder möglichen Art besäfse, lägen auch alle mannigfaltigen Erscheinungen

und deren letzte Gründe entschleiert. Aber sie fehlt uns; und sie ist uns auch nicht bestimmt. In jedem Herzen gestaltet sich das Bild unserer Menschheit anders; und mit dem Herzen müssen wir darum auch jede Art auffassen, nicht mit der Vernunft allein, soll unsere Forderung nicht überschwenglich, unser Urteil nicht unbillig ausfallen. Nur die Vernunft kann uns selbst vor Erschlaffung, nur das Herz die irrende Vernunft vor Überspanntheit schützen. Der wahre Mensch liegt zwischen beiden Gegensätzen der Wirklichkeit, und diese wird nur dadurch poetisch, dafs auch er in der Schöpfung des Dichters uns aufgeht.

Wenn La Rochefoucauld sagt, die Gesellschaft könnte keinen Augenblick bestehen, sofern die Menschen einander nicht täuschten, also ein anderes Herz, eine andere Natur zeigten, als sie besitzen, so kann dies eben nur bedeuten: die Humanität ist unerläfslich; und wenn sie uns selbst fehlt, so können wir doch ihre Form nicht entbehren. Mag die Ausgleichung von Vernunft und Herz für viele nur eine täuschende Maske sein, die ein ganz anderes wirkliches Gesicht verdeckt; mag der leichter gewonnene Schein, hinter dem sich nur ein kaltes und selbstsüchtiges Herz verbirgt, im Leben oft genug bequemer fördern als die wahre Sittlichkeit, die man nur heuchelt, weil hier hinter ihrem Schleier jede Leidenschaft und Nichtswürdigkeit ihr verstecktes und wohlberechnetes Spiel gegen den Wehrlosen treiben kann: die schöne Menschlichkeit verliert darum ihren Wert so wenig, weil der Betrüger unsere Achtung vor ihr für ihren Schein mifsbraucht, als die echte Frömmigkeit darunter leiden darf, wenn sie für Tartufe nur eine Larve ist. Dafs die Tartufe der Humanität oder wenigstens des biederen Herzens in unserem Zeitalter eine so allgemein verbreitete Art bilden, spricht nur für dessen Fortschritt, nicht für unsere Ergebung in den blinden Schein. Denn in ihm bringen auch sie nur der Wahrheit ihren Zoll dar, freilich in gefälschter Münze, und ihr unwürdiges, unter allen Umständen klägliches Spiel ist verloren, sobald es als solches erkannt wird. Die Formen der Gesellschaft sind insgesamt durch die Achtung vor dem natürlichen Rechte jeder besonderen Art geboten. Aber nur das schöne Herz kann ihnen diesen Gehalt geben, und mit jenem fehlt auch er. Es kann die Aufgabe nicht sein, die Grundsätze

der wahren Humanität aufzustellen; denn dies wäre bei ihr so gut ein Widerspruch als bei der wahren Naivetät. Ihr Kern ist die durch vollkommene Ausgleichung von Herz und Vernunft wieder erreichte schöne Unmittelbarkeit des Empfindens, Wollens und Handelns. Der Schein kann davor so wenig bestehen als aller Irrtum überhaupt; die Verstellung so wenig als der kurzsichtige Stolz der Tugend.

Es ist widersinnig, einen Unbekannten mafslos mit leeren Artigkeiten zu überhäufen, wie Philint es im Misanthrop thut; dies heifst an die Stelle der Forderungen des Herzens deren gedankenlose und übertriebene Form setzen; und es wäre sogar erniedrigend, wenn es sich hierbei um einen Schein handelte, der als Mittel für selbstsüchtige Absichten dienen sollte. Aber es ist nicht minder widersinnig, wenn Alcest dem die Freundschaft kündigt und dessen Herz für schlecht erklärt, der den übertrieben höflichen Eifer eines anderen in gleicher Weise erwidert hat; denn das heifst doch ganz ohne Not die Vernunft aufbieten und selbst gar kein Herz zeigen. Es ist unhaltbar, jedem die Wahrheit zu sagen, der sie von uns verlangt, wenn das Herz uns dies verbieten mufs. Es kann nicht nur herzlos, es kann sogar erniedrigend sein, von Abwesenden Schlimmes zu reden. Aber es ist nicht minder ungereimt, wenn Alcest dieses Verfahren mafslos tadelt, der mit seiner eigenen Verachtung der Gesellschaft, der gegenwärtigen und der abwesenden, niemals im geringsten zurückhält; denn das heifst doch im Grunde nur anderen verbieten, was man sich selbst gestattet, von ihnen die Schönheit des Herzens verlangen, die man jederzeit durch seine Ausfälle selbst verleugnet. Wer die Ansprüche der Vernunft überschätzt bei seiner Verurteilung der anderen, handelt wenigstens nicht aus Niedrigkeit des Herzens, und wir finden ihn überspannt, nicht aber verächtlich. So viel steht zweifellos fest, dafs die Vernunft mit ihren einseitigen Forderungen den Bestand der Gesellschaft vernichten müfste, in der das Ideal der Humanität zwar nicht verwirklicht, aber doch in dem schönen Bunde der Vernunft mit dem Herzen erstrebt wird, und unter allen Umständen nur der recht haben kann, der in seinen Ansprüchen beiden, nicht aber dem einen allein auf Kosten des anderen Rechnung trägt.

Wer dagegen das Ideal nur auf der einen Seite findet, kann Molière nur tadeln, der in seinem Misanthrop einen solchen Mann zum Gegenstande der scherzhaften Satire gemacht hat. Rousseau glaubt sogar mit dem vernichtenden Urteil, das er über das Meisterwerk der komischen Bühne fällt, das letzte Wort über diese selbst gesprochen zu haben. Der Dichter sollte seinen wahren Beruf so sehr verkannt haben, dafs er unsere reinste Menschheit in Alcest dem Gelächter preisgäbe! Rousseau findet offenbar in wesentlichen Zügen Alcests seine eigenen, überschätzt ihn wie sich selbst und kann sich mit der hier vorgeführten Welt ebenso wenig befreunden, als es im Stücke mit dichterischer Wahrheit Alcest thut. Verstand er doch auch nicht besser die Wirklichkeit, in der er überall wie Alcest nur Nichtswürdigkeit und Schein erkennen wollte; von allen abgestofsen und alle abstofsend, stellte er hier das Bild dar, das Molière schon ein Jahrhundert früher mit Meisterhand gezeichnet und nur viel liebenswürdiger ausgestattet hatte.

Goethe möchte Inhalt und Behandlung des Stückes gern tragisch nennen; er hat so auch diesen Gegenstand in einer Reihe von Gestalten dargestellt, am ähnlichsten in Tasso. Goethe will aber dabei offenbar die Berechtigung des Lustspieles hier so wenig in Abrede stellen, als er dies bei Lessings klassischem Stücke thut, für das er ebenfalls nur Worte der schönsten Anerkennung hat, und das nach der ganzen Anlage Tellheims doch auch eine pathetische Behandlung zugelassen hätte. Nicht der Gegenstand macht schon das Werk zur ernsten oder zur scherzhaften Satire, sondern die Stimmung, aus der es hervorgeht, der Sinn, an den es sich wendet. Eines werden beide Auffassungen gemeinsam haben: in jedem Falle wird der Dichter aufser der Wirklichkeit auch das Unvergängliche uns zum Bewufstsein bringen. Das thut Molière auch im Misanthrop, und das Ideal hat er in Alcest so wenig verspotten wollen, als er es in dessen Person darstellt. Hier liegt der Schwerpunkt der Frage.

In diesem höchsten dichterischen Sinne befindet sich das Lustspiel sogar in einem bemerkenswerten Vorteil vor der Tragödie; denn während in dieser nur durch den Gegensatz das Ideal erscheint, das unerreichbar der Nichtigkeit alles Wirklichen

gegenübersteht, tritt uns in den wenigen Schöpfungen, über denen der echte Genius der scherzhaften Satire gewaltet hat, in Lessings Minna, in Molières Tartufe und Misanthrop eine reinere Form des Daseins mehr und mehr in ihrer Erfüllung nahe, die nicht nur unser ästhetisches Gefühl, sondern auch unser ganzes sittliches Wesen befriedigt. Wir empfinden in der Ruhe eines heiteren, freien, mit sich und der Welt versöhnten Gemütes, die der Dichter aus der reinen Stimmung seines eigenen schönen Herzens uns mitteilt, den höchsten Genufs, den die Kunst zu gewähren vermag und dessen wir fähig sind. Das allgemeine Urteil in seinem richtigen Gefühle ist dem Dichter des Misanthrop jederzeit nur günstig gewesen, der mit ruhiger Klarheit, frei von Leidenschaft in dem schneidendsten Zwiespalte dasteht, den das Leben fortwährend in uns selbst erzeugt.

Rousseau hat den Gegenstand einseitig behandelt, so scharfsinnig seine Ausführungen auch sind, so bestechend sie für den ersten Augenblick erscheinen mögen. Im Grunde haben seine letzten Folgerungen mit ihm jemals wohl nur sehr wenige gezogen, also in der Sache ihm recht gegeben; und doch dürfte es schwer sein, wenn nicht unmöglich, sich auch diesen zu entziehen, wenn man erst die Voraussetzungen zugestanden hat. Wie bei allem, was Rousseau mit hinreifsender Beredsamkeit vorträgt, wird nur durch die Erschütterung der Grundlagen allein der ganze Bau hinfällig. Eine Widerlegung seiner Angriffe und eine entsprechende Würdigung des Dichters in ästhetischer und ethischer Hinsicht hängen innig zusammen; die Beziehung auf Rousseau ist um so unerläfslicher, als selbst heute noch die Vorurteile, von denen er ausgeht, ihre Kraft nicht verloren haben, noch viel weniger aber ausreichend widerlegt scheinen. Hr. Paul Janet* hält auch heute an den Vordersätzen fest, die man zugeben müsse, und weist nur die Schlüsse zurück, die Rousseau daraus zieht. Es ist sicher, sagt er, dafs man über Alcest lacht, selbst wenn er recht hat, wenn er nur der Wortführer für Gerechtigkeit und Wahrheit ist; man kann also wohl nicht in Abrede stellen, Alcest ist komisch, weil er

* „Revue des deux Mondes“, 15. März 1881.

tugendhaft, nicht blofs obgleich er tugendhaft ist, wie Marmontel und Laharpe annehmen, die in seiner Reizbarkeit, Schroffheit, kurz in seinen Schwächen den Grund unseres Lachens erblicken. Damit steht er vollkommen auf einem Boden mit Rousseau, der nach seiner Verurteilung der Bühne überhaupt den Angriff gegen den Misanthrop mit der Bemerkung eröffnet, dafs in diesem Stücke ein wahrhaft tugendhafter Mann lächerlich gemacht werde.

Die allgemeinen Betrachtungen über das Theater beginnen bei Rousseau mit der Angabe seines Zweckes. Der Wert der Schauspiele, sagt er, wird durch den Genufs bestimmt, den sie gewähren; in ihm liegt ihr Hauptzweck, nicht in ihrem Nutzen. Dieser ganz unanfechtbar scheinende Satz, der mit der Absicht des schaffenden Künstlers, sobald diese nur wirklich feststeht und erkannt ist, zugleich den ganzen Begriff seines Werkes umfafst, ist dies aber keineswegs in dem Sinne, in dem er aus diesem Munde kommt, und in dem er zum Ausgangspunkte einer Reihe von Folgerungen wird, die in der Verwerfung der dramatischen Kunst gipfeln. Der Beweis wird zunächst allgemein, dann an einzelnen Beispielen für die Tragödie, endlich für das Lustspiel an dem Meisterwerke der Gattung, wie Rousseau das Stück selbst bezeichnet, dem Misanthrop geführt.

Von geringerem Gewichte erscheint zunächst der Einwand, dafs eine dem Vergnügen gewidmete Anstalt nicht alle die Vorzüge besitzen werde, die man sich von ihr versprechen könne und deren sie fähig sei; man täusche sich selbst, wenn man sich vom Theater eine vollkommene Vorstellung mache, die es nicht verwirklichen könne, ohne die abzuschrecken, die es bilden wolle. In dieser allgemeinen Fassung giebt der Satz nur einem Gedanken Ausdruck, der sich auf alle menschlichen Dinge anwenden läfst. Wir dürfen ihn zugeben, ohne daran so vernichtende Schlüsse zu knüpfen. Weil wir unserer Endlichkeit uns überall bewufst werden, so wollen wir darum nicht aufhören nach dem Unendlichen zu streben. Weil auch das Theater niemals seinen Begriff ganz erfüllen kann, mufs es darum in das Gegenteil umschlagen und ganz aufgegeben werden? Ist der Zuschauer überhaupt nicht bildungsfähig, so erscheint die ganze Frage gleichgültig; wenn er es aber ist, warum sollte er

es nicht auch durch die heitere Kunst, insbesondere die scherzhafte Satire sein?

Bedeutsam ist die hier geübte Art des Verfahrens in hohem Grade. Wenn der Genufs der Zweck der Kunst genannt wird, so galt es doch vor allem den Begriff dieses Genusses zu bestimmen. Er wird hier allgemein als ein trivialer unterstellt. Der Hauptzweck ist der, zu gefallen, heifst es, und wenn nur der Zuschauer belustigt wird, so ist dieser Zweck hinreichend erfüllt. Bei dieser Auffassung versteht es sich denn freilich fast von selbst, dafs der von diesem Zwecke abgesonderte sittliche Nutzen, dem die Bühne sonst noch dienen soll, einen Widerspruch mit ihm bilden mufs.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs die grofse Menge dem leichten Spiele, der gedankenlosen Unterhaltung oft genug vor dem wirklich Wertvollen den Vorzug einräumen wird. Selbst wer eines höheren Genusses fähig ist, wird ihn nicht immer in den Augenblicken der Erholung erwarten, die er im Theater sucht. Das wahre Kunstwerk stellt viel zu hohe Ansprüche an uns, als dafs wir ihnen jederzeit noch genügen könnten, wenn wir in Stunden der Ermüdung so wenig im Besitze unserer gesamten geistigen und körperlichen Kräfte sind, dafs wir vielmehr das Bedürfnis der Ausspannung empfinden, als den Wunsch oder das Vermögen, auf die Höhe der Menschheit geführt zu werden. Wer aber bei einer Besprechung des Theaters diesen letzten Zweck aller Kunst ganz übersieht, darf nicht den Anspruch erheben, von der Gattung zu reden; sein Urteil trifft nur einzelne Bühnen, besondere Fälle, so zahlreich sie auch sein mögen; sein Tadel ist um so bequemer, je niedriger er seine Gegenstände wählt, und an den in solcher Beleuchtung vorgeführten Erzeugnissen sind die Züge des schöpferischen Genius überhaupt nicht mehr zu erkennen, dessen Adel doch auch sie nicht ganz verleugnen, und dessen göttliches Bild, wie verzerrt auch immer, doch jedes künstlerische Schaffen unter allen Umständen bewahrt.

Das wahre Ziel des Künstlers ist allerdings kein anderes als der Genufs, wie dieser auch die Quelle war, aus der sein Werk entsprang. Aus dem herrlichsten Vermögen, in göttlicher Lust geschaffen, stellt es uns ein vollendetes Bild unserer

Menschheit dar, wie sie sich in der Verworrenheit und Unruhe der Wirklichkeit nur einem beglückten Auge offenbart. Von dieser letzten Absicht noch einen weiteren Nutzen absondern, der in ihr nicht im höchsten Sinne eingeschlossen und erreicht würde, heifst den Künstler vollkommen mifsverstehen und weniger von ihm erwarten als er erfüllt. Man kann dabei nur die Vielheit der einzelnen Fälle aufzählen, die in der unendlichen Aufgabe des Dichters enthalten sind, und läuft fortwährend Gefahr, über dem einzelnen, das den nüchternen Blick gefangen hält, den Sinn für das reiche und warme Leben zu verlieren, das der Dichter an uns vorüberführt. Man macht die Probe auf einen Grundsatz an einem Werke, das einem blofsen Beispiel zu einem ethischen Gedanken so überlegen ist als das Leben einer trockenen Rechtssammlung, und das man schlechthin verwirft, sobald die Probe nicht zu stimmen scheint; während doch in dem Bilde echter Menschheit uns der Dichter zugleich auch den Inbegriff wahrer Sittlichkeit notwendig geben mufs. Die Kunst ist entweder sittlich, oder sie ist gar nicht, ist eine Verirrung, die ihrem innersten Wesen nach diesen Namen nicht mehr verdient. Wie weit auch immer die Leistung von der reinsten Form abschweifen, wie sehr auch der Dichter, anstatt ein Ganzes schöpferisch zu gestalten und dem entzückten Blicke zu zeigen, in der Beschränkung und Enge des Lebens und seines eigenen Herzens gefesselt sein mag, immerhin wird doch das dürftigste Schauspiel, das noch von einem göttlichen Strahle erwärmt ist, reineren Empfindungen und der Ahnung unserer Menschheit unseren Busen öffnen. Nur wo die Darstellung eines Gesamtbildes überhaupt nicht mehr das Ziel ist, vielmehr mit Berechnung einzelne Züge vorgeführt werden, hört mit der Kunst auch jede ethische Wirkung auf. Der nach der sittlichen Seite überspannte Mensch wird kalt lassen und den Zuschauer nicht bessern können, der an seine Möglichkeit nicht glaubt. Die einseitige Vorführung unserer sinnlichen Natur allein ist noch verwerflicher. Die Werke dieser Art sind übrigens verurteilt, ihre Vernichtung bedarf keines grofsen Aufwandes, sie kommen und vergehen wie der Tag, der sie geboren hat; aber der Tadel, der auf sie fällt, trifft nicht die wahre Kunst.

Es ist ein Irrtum, wenn Rousseau behauptet, das Schau-

spiel müsse die Leidenschaften jederzeit in einem geschmeichelten Bilde darstellen, weil sonst der Zuschauer nicht angezogen, sondern nur abgeschreckt werde, der sich nicht in einer verächtlichen Gestalt sehen wolle; es könne sie also nur begünstigen und fördern, anstatt sie auf das richtige Mafs zurückzuführen. Steht es wirklich so schlimm um uns, lebt in der That das Muster aller Thorheiten so sehr in aller Herzen, dafs wir die Wahrheit auf der Bühne nicht mehr zu ertragen vermögen? Wenn der Dichter uns im allgemeinen den Irrtum nicht in einem ganz abschreckenden Bilde zeigt, so folgt er mit Recht darin nur der Wirklichkeit; denn er würde uns sonst Teufel vorführen, mit denen wir nichts gemein hätten. Wir wären also gerade im Gegenteile sehr weit davon entfernt, uns in ihnen wieder zu finden. Wenn aber einzelne Leidenschaften in abstofsender Häfslichkeit erscheinen, so giebt ihnen doch nicht die Willkür des Dichters diesen Zug, wie Rousseau meint, um im Sinne des Zuschauers auf ihre Kosten zwar nicht minder statthafte, aber dem allgemeinen Geschmacke mehr entsprechende in ein günstiges Licht zu setzen; sondern er folgt wieder dem Leben, dessen Darstellung in den Bereich der Kunst fällt, und hier ist das Häfsliche und darum Lächerliche, nebst seinem finsteren Bruder, dem Schrecklichen, nicht häufiger als auf der Bühne, wo nur der Verworfene auch dessen hassenswerte und von allen gehafste Züge zeigt. Gerade je mehr wir unser eigenes Bild in der Schöpfung des Dichters erkennen, um so gröfser mufs unser Anteil an ihm, um so mächtiger, tiefer und nachhaltiger unsere Bewegung sein. Bei der Notwendigkeit, Wesen unserer Art darzustellen, wird die Kunst immer und zumal die Bühne ein entschieden einheimisches Gepräge tragen, und selbst die Tragödie der Griechen, die ein naives Geschlecht voraussetzt, kann uns nicht ergreifen wie die Alten.

Es heifst doch nur mit Worten spielen, wenn der Bühne die Macht abgesprochen wird, die Anschauungen und Sitten zu ändern, weil der Dichter, der dem allgemeinen Geschmacke widerspreche, bald für sich allein schreiben werde und in der Darstellung des Lächerlichen ihm nur folgen, ihn nur entwickeln könne. Auf dem Gebiete des Willens kann die echte Kunst mit den allgemeinen Anschauungen nur im Einklang sein.

Wissenschaftliche Meinungen sind dem Wechsel unterworfen, für unumstöfslich gehaltene Überzeugungen müssen aufgegeben, neue Bahnen eingeschlagen werden; denn alles Wissen ist nur ein irrendes Streben nach der Wahrheit, die wir nicht kennen, und beschränkt sich im besten Falle, so blendend es auch sein mag, auf Beobachtungen und deren mannigfaltige Benennung und Anwendung. Unwandelbar dagegen und ewig ist in der Erscheinungen Flucht der Gott in unserem Busen; an ihn wendet sich der Dichter, der uns durch das Himmelsthor des Schönen zur Erkenntnis führt. Er macht uns zu Teilnehmern von Leidenschaften, und wir gelangen durch sie hindurch zur wahren Einsicht und Freiheit. Auch das Leben giebt uns diese Güter nicht ohne Kampf, und wir sind oft auch hier nur darum keine Thoren, weil wir keine blieben, nicht weil wir solche nie waren. Wer aber so glücklich ist, unverlockt von den schlimmgearteten Mächten durch das Leben zu gehen, mag um so heiterer das Spiel der komischen Bühne ansehen, wo die höchste Kunst des Dichters darauf gerichtet ist, jede leidenschaftliche Bewegung fern zu halten, und die Sicherheit und Ruhe seines eigenen Herzens wohlthuend seinem ganzen Werke und dadurch auch uns mitzuteilen.

Wie weit wir auch selbst hinter unseren Grundsätzen zurückbleiben, wie wenig wir den Begriff der sittlichen Freiheit, der in uns lebt, erfüllen mögen, wie leise auch die Stimme der wahren Natur in unseren ihr entfremdeten Herzen rede, sie ist nicht ganz und auf immer verstummt; verdunkelt vielleicht, aber unerschütterlich steht in unserer Brust die Gewifsheit unserer Pflicht; hier ist der Pulsschlag, in dem alle zusammentreffen, die gemeinsame Sonne, die dem Volke leuchtet, wie dem Dichter, in dessen Werk unter den Erschütterungen des Mitleids und der Furcht oder in dem heiteren Spiele der Thorheit mit dem Bilde ihrer Schwäche uns das reinste Bewufstsein unserer Menschheit aufgeht.

Es giebt auf dem Gebiete des Willens keine andere Aufgabe als die der Entwickelung und Reife, die Änderung hat hier nur diesen Sinn; nirgends aber erscheint sie schöner erfafst und gelöst, als in den Werken des echten Genius, der, selbst der vollständigste Ausdruck seiner Zeit, in deren Spiegel auf

der Bühne uns zugleich das Unvergängliche zeigt. Weit davon entfernt also, unsere natürlichen Leidenschaften zu überreizen, teilt uns das Schauspiel in der Ruhe eines wenigstens für den Augenblick ausgeglichenen Gemütes und in dem Bewufstsein unseres unendlichen Vermögens, das dieser Stimmung entspringt, das Höchste mit, dessen unsere schönste Menschheit fähig ist.

Weil der Erfolg das erste Gesetz seiner Kunst sei, stelle der Dichter nach Rousseau als das Gute und Vorzügliche uns nicht das dar, was ihm selbst so erscheint, das wirklich Liebenswerte, sondern was wir in unseren Vorurteilen selbst dafür hielten und liebten! Wer immer ein Ziel sich gesteckt hat, wird den Erfolg sich zum Grundgesetze machen müssen, wenn er die Aufgabe nicht aus dem Auge verlieren soll. Wenn Rousseau seine Leser überzeugen will, so mufs diese Absicht ihm unverrückt vorschweben; aber sie wird ebenso wenig Scheingründe, als der Zweck des Dichters etwa falsche Mittel rechtfertigen, die er zu dessen Erreichung anwendet, beide werden vielmehr gerade auf diesem Wege am sichersten einen dauernden und wahren Erfolg verscherzen. Über das trostlose Ideal, das hier dem Dichter unterstellt wird, über die traurige Aufgabe, die er unbedingt haben soll, in jeder Hinsicht dem herrschenden Geschmacke der Gesellschaft sich blind zu fügen, niemals die Führung zu übernehmen, stets sich selbst leiten zu lassen, geht sogar die dürftigste Bühne hinaus, über deren Possen immerhin noch eine wenigstens für den Augenblick das Gemüt befreiende Heiterkeit waltet. Bei dem Dichter bedeutet unzweifelhaft die ausschliefslich auf den äufseren Erfolg berechnete Rücksicht eine Entfremdung von der wahren Kunst; in diesem Falle kann allerdings die Bühne die Leidenschaften reinigen, die wir nicht haben, dagegen die noch nähren und pflegen, die wir schon besitzen. Aber von der Gattung ist nicht die Rede, sondern nur von zahlreichen Abarten. Wenn die Quelle des Anteils am Guten, des Abscheues gegen das Böse wirklich in uns sprudelt, was Rousseau ausdrücklich in Anspruch nimmt, so bleibt unbegreiflich, warum der Genius, dessen beglücktes Herz doch alles im höchsten Sinne umfafst, was echt menschlich ist, sich nicht gerade an das Beste in uns wenden, in seinen Werken dem Ewigen, wie nur er es erkennt,

Gestalt geben und uns hierdurch zu seiner eigenen reinen Anschauung führen sollte. Jedes Volk kann auf seiner Bühne die Vernunft allerdings nur entsprechend seiner eigenen Reife verwirklichen, soweit bei ihm der Genius die vollkommenen Verhältnisse des Ganzen zu durchdringen und darzustellen vermag. Aber die Tragödien der Griechen verlieren darum ihren ethischen Wert für die Alten nicht, weil wir heute nicht mehr an das Schicksal glauben, oder weil an der Stelle des Grundsatzes, den Freund zu lieben und den Feind zu hassen, unsere Forderung lautet: Segnet, die euch fluchen!

Für Rousseau ist die Vernunft freilich zu nichts gut auf der Bühne. Wo sollte sie auch Raum finden, wenn nicht unmittelbar verkörpert in der Rolle eines frostigen Stoikers, von dem Rousseau selbst doch sagen mufs, ein Mensch ohne Leidenschaften, oder der sie immer beherrsche, könne keine Teilnahme gewinnen? Die Welt mufs bis heute in einer unbegreiflichen Täuschung gewesen sein, wenn sie nirgends einen reineren Spiegel der Vernunft zu finden glaubte als in den Werken des Künstlers.

Weil die Liebe zum Guten unzerstörbar in unserer Brust wohne, der Dichter in dieser Hinsicht somit uns gar nichts geben könne, nennt Rousseau es einen kindischen und sinnlosen Anspruch der Bühne, uns sittlich bilden zu wollen! Der Mensch ist an sich gut, sagt er, und berührt damit die empfindlichste Stelle seiner Anschauungen, in denen die Sehnsucht eines künstlichen Zeitalters nach der wahren Natur in dem Glauben an einen erträumten Urzustand sich offenbart. Die Liebe zum Guten ist zunächst nicht die erfüllte Aufgabe. Das Bewufstsein des Guten ist allerdings in uns. War aber der Mensch wirklich an sich gut, so konnte er auch stets nur das Gute, niemals das Böse wollen, also niemals entarten, und wir bedürften nicht nur keiner Entwickelung, sondern sie wäre gerade so unmöglich, wie jeder Rückschritt und alles Böse, das thatsächlich doch besteht und von Rousseau selbst fortwährend hervorgehoben wird. Aber dem sei wie ihm wolle; was immer wir auch von unserer angeborenen Vollkommenheit zu halten haben, jedenfalls besitzen wir sie heute nicht als Thatsache, sondern nur als ein zu erstrebendes Gut, dessen Bild mehr oder minder

deutlich zwar, aber unauslöschlich in uns besteht, und dem wir auf einem unendlichen Wege uns nur nähern können. Wem aber der Genius nichts mehr zu sagen hat, in dessen Brust das himmlische Feuer am reinsten strahlt, der mufs schon vollkommen, kann nur Gott selbst sein.

Was soll das Schauspiel für uns, meint Rousseau, wer geht nicht selbst in das denkbar vortrefflichste Lustspiel, schon zum voraus von dem überzeugt, was man darin beweist? Der Dichter will und kann überhaupt gar nichts beweisen; denn er ist kein frostiger Sittenlehrer, und würde durch jeden Versuch dieser Art seine dichterische Wirkung selbst zerstören, nebst dem Glauben an die Wahrheit seiner Schöpfung, sobald er sich von den Bedingungen unserer Menschheit entfernte. Was ewig in uns, was in unserem Wesen gegeben ist und nur mit ihm selbst aufhört, was durch die Anschauung feststeht und keines Beweises bedarf, zeigt er uns, die heilige Flamme in unserm Busen nährend, in einem vom wahren Herzschlag der Menschheit bewegten und auch uns ihn mitteilenden Kunstwerke. Wenn er uns nicht ergreift, wenn die göttliche Sonne des Genius nicht in Stunden des reinsten Genusses, der weihevollsten Entschliefsung uns die Höhe des Daseins entschleiert, die, einmal erschaut, unvergefslich und unverloren ist, dann dürfen wir nur unser armes Herz beklagen, dessen Regungen ein übermächtiger Verstand daniederhält, nicht aber der Kunst die Schuld geben, für deren Würdigung uns die erste Bedingung fehlt.

Die nicht in Abrede zu stellende gröfsere Wirkung, die das Kunstwerk vor dem Leben voraus hat, soll nach Rousseau in unserer Selbstsucht begründet sein; auf dem Theater reichten Thränen vollkommen als Zoll unserer Menschlichkeit aus, im Leben erwarte man mehr von uns. Wenn wir allerdings bis zu einem gewissen Grade Herr unserer Rührung sind und in der That der Wirklichkeit uns leichter verschliefsen können als dem Zauber der Bühne, so liegt doch der Grund dafür zunächst in diesem selbst. Das Bewufstsein des Guten wird allerdings, um mit Rousseau zu reden, durch eine Reihe von Auftritten in unserer Brust nicht erst erzeugt; wohl aber ist die Kraft, die es in unseren Herzen gewinnen kann, von der Kunst des Dichters abhängig. Dieser will unsere ganze Teilnahme

erregen, sein Bestreben läuft unverwandt darauf hinaus, durch das ungeteilte Gefühl, das er in uns hervorruft, durch die unbeschränkte Einsicht, die er uns gewährt, seinem Werke die erst in der Kunst allein zu erreichende, mächtige und einheitliche Wirkung zu verleihen. Seinem Zwecke entsprechend gestaltet er die Wirklichkeit um, die er unverändert dafür gar nicht brauchen kann; und je besser ihm dies gelingt, um so mehr wird sein Werk über die Wirklichkeit hinausgehen, die unmittelbar auf die Bühne gebracht, wenn alsdann nicht die Kunst der Schauspieler alles thut, nicht einmal ihre ursprüngliche Gewalt über uns behaupten wird und viel zu weit hinter dem zurückbleibt, was wir hier erwarten dürfen. Weit davon entfernt also, uns mehr zu ergreifen als die lebendige Gegenwart der Dinge, kann uns deren blofses Bild nicht einmal genügen, solange nicht der künstlerische Genius in ihm alle Strahlen unserer Menschheit gesammelt hat.

Ist die Begeisterung schon das Beste, was wir von der Geschichte haben, so kann die dichterisch gestaltete Wirklichkeit nur um so mehr den tiefen Grund unserer Menschheit aufregen. Wenn wir den Schuldigen am Ende des Stückes nicht so sehr verabscheuen, als wir dies nach der blofsen Erzählung seiner Frevel wohl gethan hätten, so liegt der Grund nur darin, dafs wir, durch Mitleid wissend, nunmehr die schmale Grenze kennen, die zwei Lebenswege scheidet. Weit entfernt, das Verbrechen minder hassenswert zu finden, fürchten wir es desto mehr, je unmerklicher der Übergang zu ihm, je gefährlicher es selbst darum sich erweist. Nur was keine menschliche Quelle zeigt, erweckt einzig Grausen. Solange wir nur wissen, dafs Athalja ihre eigenen Enkel ermorden liefs, erscheint sie uns entsetzlich und jeder besseren Regung bar; aber sie wird unserem Herzen näher gebracht, und wir empfinden Mitleid mit ihr, sobald wir in dieser furchtbaren That die Äufserung eines zwar in seinen Wirkungen verirrten, aber an sich berechtigten und schönen Gefühles erblicken.

Wo in seltenen Fällen im Leben sich eine Entscheidung vor unseren Augen in einen engen Rahmen zusammendrängt, bei der das Höchste in Frage steht, was überhaupt unser innerstes Wesen bewegen kann, da erfafst sie uns auch mit der

ganzen erschütternden Macht, deren die Kunst nur fähig ist. Aber während der zermalmende Druck der Dinge uns mit vernichtender Gewalt niederwirft, der Sinn in der Beschränkung und Enge des nächsten Bedürfnisses gefangen ist, und das Herz nur seine dumpfe Ohnmacht fühlt, befreit uns der Dichter von diesem lastenden Banne und richtet den Blick empor zur ewigen Schönheit der reinen Formen, die allein bleibend in allem Vergänglichen sind und in deren strahlender Sonnennähe Wollen und Vollbringen eins wird.

Wenn der Zuschauer sich mit einer flüchtigen, leeren und unfruchtbaren Rührung begnügt, weil er doch jeden Eindruck nicht ganz abweisen kann, so wird das Leben sein kaltes Herz noch weniger ergreifen, weil er fürchten mufs, sein Mitleid mit einer wirklichen That zu bezahlen. Der Dichter hat aber nicht die Verantwortung dafür zu tragen, dafs man ihm entgegenhält, man habe keine Rolle zu spielen, und die Tugend sei zwar auf der Bühne ganz gut, aber nur ein Thor könne sie im Ernste von der Gesellschaft erwarten wollen. Immerhin noch besser übrigens, wenn Alexander von Pherä vom Schicksale Andromaches gerührt ward und Messalina bei der Verteidigung des Valerius Thränen vergofs. Wurden doch dabei auch sie wenigstens für einen Augenblick sich ihres besseren Selbst bewufst, wenn auch diese Regung nicht mächtig genug in ihnen war, die herrschende Leidenschaft auf die Dauer zu bezwingen.

Die Übertreibung, die aber die Wahrheit der Natur verleugne und darum keinen Eindruck mache, soll nach Rousseau dem Lustspiele wesentlich sein. Da die Übertreibung die Dinge nicht in ihrer wirklichen Häfslichkeit, sondern nur in ihrer Lächerlichkeit zeige, so gewöhne man daran, nur das Lächerliche zu fürchten, nicht aber das Laster zu verabscheuen; ja, man werde sogar gegen jenes nur wirken, während man gleichzeitig diesem Vorschub leiste, weil man das Böse überhaupt nicht lächerlich machen, sondern durch seine Verachtung zermalmen müsse, das Lächerliche dagegen die Hauptwaffe sei, mit der das Laster die Tugend in unseren Herzen zu töten suche. Der Schlufs, das Lustspiel sei eine Schule des Lasters, ist so wenig zutreffend wie die Voraussetzungen. Selten ist wohl Falsches und Wahres so künstlich gemischt worden wie

hier, während doch in Molières Meisterwerken die Wahrheit offen daliegt.

Durch die Übertreibung, gleichviel ob sie das einzige Mittel sei, dessen er sich bedient, oder nicht, wirkt allerdings der komische Dichter; aber nicht durch die Fratze, die das Bild der Wirklichkeit verzerrt, sondern durch dieses selbst, insofern die von ihm dargestellte Natur von der wahren Natur abweicht. Diesen Gegensatz bringt er uns zum Bewufstsein; die Übertreibung ist allerdings da, und gerade sie erscheint lächerlich; aber sie gehört nicht ihm, sondern dem Leben. Giebt er uns Erfindungen, deren Urbilder unter uns ganz fehlen, so verstehen wir ihn gar nicht, und die dramatische Wirkung hört völlig auf oder wir haben im besten Falle Karikaturen, die in demselben Mafse noch belustigen, wie wir ihre Beziehung zur Wirklichkeit empfinden. An diese ist der scherzhafte Satiriker so entschieden gebunden wie der pathetische, in seinem Bereiche sogar weit mehr beschränkt als dieser, weil er die Dinge gar nicht auf die Spitze treiben kann, ohne unser Mitleid zu erregen und in das Gebiet der Tragödie überzuschweifen. Die Übertreibung, die nur in der Darstellung läge, könnte freilich die Dinge nur lächerlich machen, denn hier handelt es sich nur um ein Spiel des Witzes; die Übertreibung aber, die ihnen selbst anhaftet, ist gegeben, ihr moralischer Wert bestimmt und damit auch der Grad der Lächerlichkeit, dessen sie überhaupt fähig sind, nicht minder als ihrer Häfslichkeit und des Abscheues, den sie einzuflöfsen vermögen.

So sind die Grenzen, innerhalb deren der Lustspieldichter sich bewegt, verhältnismäfsig enge gezogen; während der Tragiker unbeschränkt über alle Leidenschaften verfügt, stehen jenem nur die ungereimten Züge zu Gebote, die sein eigenes Zeitalter ihm darbietet. Das Unvollkommene ist hier unentbehrlich, das Häfsliche, selbst Verächtliche so wenig ausgeschlossen, dafs gerade der Widerspruch ihrer wirklichen Nichtigkeit mit ihrem eingebildeten Werte komisch erscheinen und der Gegenstand nur lächerlich sein kann, weil er häfslich oder verächtlich ist. Nur für die Erfindung, die Willkür des Dichters ist hier kein Raum, und dies ist so wahr, dafs bei dem Mangel scharf ausgeprägter Gegensätze in der heimischen Ge-

sellschaft das echte Lustspiel ebenfalls notwendig noch fehlt und die komische Bühne sich mit der Nachahmung des Auslandes und der wenig ansprechenden Übertragung fremder Verhältnisse begnügen mufs. Wie viele Lustspiele in diesem höchsten Sinne haben doch wohl selbst die Franzosen, deren Bewunderung und Stolz mit vollem Rechte Molière ist, und die zu seiner Zeit schon eine aus dem Zustande des Werdens herausgetretene, in jeder Hinsicht gestaltete Gesellschaft besafsen? Das einzige wahre Lustspiel in unserer Dichtung, das aber auch ein Löwe ist, steht so sicher noch immer allein, auf seiner Höhe den Schein aller übrigen Versuche unter sich lassend, dafs eine blofse Andeutung hinreicht, um es zu bezeichnen. Aber diese bewunderungswürdige Schöpfung eines wahrhaft schönen Herzens und für das Lustspiel, so zu sagen, geschaffenen genialen Kopfes, die in der einzigen echt heimischen Anstalt wurzelt, die wir besitzen, dem preufsischen, heute deutschen Heere, beweist in ihrer Vereinzelung nur, dafs der Dichter allein hier noch nichts vermag ohne eine schon hinreichend gewordene Gesellschaft, die ihm seine Urbilder geben kann.

Nicht also der Dichter leiht übertreibend den Dingen Farben, die sie nicht besäfsen; die Übertreibung liegt in ihnen, und er führt sie uns nur vor. „Ist es meine Einrichtung," sagt Minna im Hinblick auf Tellheim, „dafs alle Übertreibungen des Lächerlichen so fähig sind?" An die Stelle des wahrhaft Guten und Schönen tritt, was neben ihm keinen Bestand hat und doch dafür sich hält oder gehalten sein will, ein Widersinn, ein Nichts, das gerade so lange, als es uns als solches erscheint, die verschiedenen Arten unseres Lachens herausfordert, je nachdem das Unvollkommene häfslich und verächtlich ist oder überspannt. Dafs man das Böse durch seine Verachtung zermalmen müsse, dürfte doch wohl leichter gesagt als gethan und auch dem wirklichen Menschenfreunde schwerlich zu empfehlen sein. Man glaubt hier Alcest zu hören, dessen verbittertes Herz für kaum eine andere Empfindung Raum hat als die Verachtung, der aber diese Waffe mit einem wenig beneidenswerten und zur Nachahmung keineswegs auffordernden Erfolge handhabt. Weil leichtfertiger und frecher Witz selbst die Tugend antastet, das Lächerliche also auch mifsbraucht wird, soll es nach

Rousseau nicht gegen das Böse angewandt werden dürfen! Die Verspottung der Tugend, von der hier die Rede ist, hat mit dem Lächerlichen im echten Lustspiele nichts gemein, das den Dingen selbst anhaftet. Unser Lachen über die menschlichen Thorheiten ist doch eines schönen Herzens wohl würdiger und dabei wirksamer als die Verachtung, mit der gewifs nicht der Gute, sondern nur der Gleisner oder der Verblendete, der sich selbst nicht kennt, die Schlechten zu zermalmen gedenkt.

Was liegt an der Wahrheit des Dargestellten, sagt Rousseau, wenn es nur täuschende Kraft besitzt, wenn nur die Neugierde befriedigt wird; das Lustspiel hat, wie die meisten Geisteswerke, nur den Beifall zum Zwecke. Welche Tiefe der Auffassung dagegen, welche Wärme des Herzens in Schillers wundervollen Worten über die Komödie: Ihr Ziel ist einerlei mit dem Höchsten, wonach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Rousseau bleibt seinen Grundsätzen in ihrer Anwendung auf Molière getreu, der ganz unbestritten der vollkommenste unter allen Lustspieldichtern sei, und den keiner mehr bewundern könne als er, der aber nur um so verderblicher auf die Sitten einwirke, je besser er den Zweck des auf eine verwerfliche Regung unseres Herzens gegründeten Lustspiels erreiche, und dessen Werke eine noch gefährlichere Schule für alle Laster und schlechte Sitten seien als die Bücher, in denen man dergleichen ganz offen predige. Nichts liege ihm mehr an, als Güte und Einfalt lächerlich zu machen und Verschlagenheit und Lüge dahin zu stellen, wo wir uns angezogen fühlen; seine rechtschaffenen Leute schwatzten nur, die Schlechten dagegen handelten, und sie gewännen meistens glänzend das Spiel; kurz, Ehre und Beifall gehörten selten dem Ehrenhaftesten, fast immer dem Hinterlistigsten. Seine Komik liege stets im schlechten Charakter der einen, in den natürlichen Gebrechen der anderen, Nichtswürdigkeit siege über Einfalt, der Alberne werde das Opfer des Schlechten; und so wahr dies auch in der Gesellschaft sein möge, es werde nicht besser durch die

Miene der Billigung, mit der man es auf der Bühne vortrage, als solle die Falschheit aufgefordert werden, die Treuherzigen und Redlichen für ihre Dummheit zu strafen. Das soll Molière sein, der in seinem eigenen Herzen uns jederzeit die Tugend in ihrer liebenswürdigsten Gestalt zeigt, und der nach Rousseau, selbst trotz seinen verwerflichen Stücken, ein rechtschaffener Mann war!

Es ist nicht wahr, dafs seine Stücke eine Schule für alle Laster sind, die er allerdings meisterhaft, aber in ihrer ganzen Häfslichkeit schildert. Es ist nicht wahr, dafs er Güte und Einfalt lächerlich macht und auf ihre Kosten Verschlagenheit und Lüge verherrlicht; denn die wahre Güte und Einfalt ist in der Seele des Dichters und nicht bei denen, für die Rousseau sie in Anspruch nimmt. Es ist nicht wahr, dafs Philint, Anselm, Cleant, Valer, Eliante, Henriette, Elmire nur schwatzen, und dafs gegen den Dichter und sein Werk der äufsere Erfolg, den der Schlechte über Verblendung und Thorheit mitunter davonträgt, das Geringste beweisen kann; denn in der Darstellung ihrer Folgen liegt das wirksamste Mittel, sie in ihrer Verkehrtheit zu zeigen. Es ist nicht wahr, dafs der Dichter den Sieg der Nichtswürdigkeit über angeborene und unverschuldete Mängel zu billigen scheint; für das, was er gar nicht darstellt, übernimmt er auch keine Verantwortung, der Verwerfliche wird aber darum in unseren Augen ganz gewifs nicht selbst besser, dafs gerade er dazu dient, den Widersinn einer Thorheit hervorzuheben, deren Bekämpfung in unserer Hand liegt und deren Übermafs die Ordnung der Dinge auf den Kopf stellt.

Nicht der Dichter stürzt auf das empörendste die heiligsten Beziehungen um, auf die doch die menschliche Gesellschaft gegründet ist, wie Rousseau meint, nicht er macht die ehrwürdigsten Rechte der Väter über ihre Kinder, der Männer über ihre Frauen lächerlich, sondern Eigensinn, Vorurteil, Thorheit, selbst Leidenschaft, die übermächtig wurden, haben diesen Zustand herbeigeführt, der vor dem gesunden Sinne in uns, an den der Dichter sich wendet, um so weniger bestehen kann, je ungereimter und toller bei aller Wahrheit der Handlung er in seinen Wirkungen sich erweist. Das herzliche Lachen, das dieser Stimmung entspricht, gönnt er auch uns nicht, weil er es selbst

nicht besitzt; aber auch er sogar kann den unwiderstehlichen Zauber nicht ganz in Abrede stellen, mit dem der Dichter unser Lachen herausfordere, wo er freilich nach Rousseau unsere ganze Entrüstung erregen sollte. Gerade die Aufrichtigkeit unseres Lachens und seine schöne, das Gemüt befreiende Wirkung sollten es vor dem schnöden Verdachte bewahren, dafs es seinen Ursprung in einem Fehler unserer Natur haben könnte. Kein unverdorbenes Herz wird sich über die Verleugnung der Pflichten freuen, und wenn uns der Dichter dergleichen rein vorführte, so würde er nie unser Lachen erregen. Aber es fällt uns auch gar nicht ein, mit dem Dichter uns über unser Gewissen wegzusetzen; wir lachen über Thorheiten und deren selbstverschuldete Folgen.

Wenn ein Bürger über seinen Stand hinaus will und dafür von einem Edelmann getäuscht wird, so erscheint uns dessen Verfahren darum nicht ehrenhafter, weil wir die Wirkung dem überspannten Narren gegenüber belachen, dessen Einbildungen, wie sie nur hohler Schein sind, auch als solcher sich hier erweisen und in nichts auflösen. Ob ein Bauer, der eine Adelige heiratet, oder eine Frau, die ihren Mann zu betrügen sucht, schuldiger sei, ist eine abgeschmackte und jedenfalls unzweifelhaft entschiedene Frage, die Molière gewifs nicht auf der Bühne klarstellen wollte. Es ist ferner unwahr, dafs der Zuschauer in diesem Stücke Untreue, Lüge, Schamlosigkeit beklatsche. In welchem verwilderten Zustande der Gesellschaft wäre dergleichen je erhört worden? Sie sind darum nicht minder unsittlich in den Augen des Zuschauers, weil sie dazu dienen, den leeren Dünkel in seiner Nichtigkeit zu zeigen; er ist lächerlich, nicht sie sind es, und nur auf diese Wirkung kommt es hier an.

Es ist eine vollständige Verkennung der Wahrheit, wenn „der Geizige“ darum eine Schule schlechter Sitten genannt wird, weil der Sohn in diesem Stücke unehrerbietig dem Vater begegne, ihm Vorwürfe mache und auf seinen Fluch sogar mit Spott antworte. Die Behauptung, er habe ihn auch bestohlen, steht sogar geradezu im Widerspruche mit den Thatsachen. Die Verleugnung der kindlichen Pflichten wird so wenig dem Zuschauer hier empfohlen als der Geiz; sie zeigt am wirksamsten

die allgemeine Zerrüttung, die dieser in einem Hause herbeiführen kann. Wir finden das Verhalten des Sohnes ganz gewifs nicht liebenswert und billigen es nicht mehr als seine Verschwendung; aber auf der Habsucht des Vaters ruht die gesamte Verantwortung, und wir stehen unter dem Eindruck, dafs ohne diese die den Verlust der Mutter schmerzlich beklagenden Kinder anders handeln würden. Die Anklage verliert jeden Boden, wenn man den Sohn selbst hört, der in seinen ersten Worten ausdrücklich anerkennt, was er schuldig ist: „Ich weifs, dafs ich von einem Vater abhänge und dafs ich als Sohn ihm gehorchen mufs; dafs man kein Verlöbnis eingehen darf ohne die Einwilligung derer, denen man das Leben verdankt; dafs der Himmel unsere Herzen in ihre Obhut gegeben hat, und dafs wir sie nur im Einklang mit ihnen verschenken dürfen; dafs frei von Vorurteil sie sich viel weniger irren als wir, viel besser wissen können, was uns frommt; dafs wir ihrer verständigen Einsicht, nicht unserer blinden Leidenschaft vertrauen müssen, und dafs jugendliches Ungestüm uns meistens in grofse Gefahren stürzt.“ Dem stehen ebenso deutlich die übrigens auch schon hier herauszufühlenden, bei jeder Gelegenheit verleugneten Pflichten des Vaters in dem berühmten Auftritte gegenüber, wo auf alle Gründe, die Kopf und Herz gegen die Verheiratung seiner Tochter wider ihren Willen geltend machen können, nur die stete Antwort erfolgt: „Aber er nimmt sie ohne Mitgift!“ Wenn daran erinnert wird, dafs doch vor allem die Neigung zu prüfen sei; dafs die Tochter einwenden könne, in der Ehe stehe das Glück des ganzen Lebens auf dem Spiele, und ein Bund, der bis zum Tode dauern solle, dürfe nur mit der gröfsten Vorsicht geschlossen werden; dafs es Leute genug gebe, die glaubten, in solchen Dingen müsse man ohne Frage auf die Neigung eines Mädchens Rücksicht nehmen, Ungleichheit des Alters, des Charakters, der Anschauungen setze eine Ehe sehr schlimmen Zufällen aus; dafs recht viele Väter mehr an ihren Töchtern und deren Glück, als an dem Gelde hingen, das sie etwa mitgeben müfsten, nicht ihrem eigenen Vorteil sie opfern wollten, und vor allem danach trachteten, den schönen Einklang herzustellen, der allein Ehrbarkeit, Ruhe und Frieden in der Ehe sichern könne: so bleibt der Vater unerschütterlich

bei seinem „Sans dot!“ und behauptet damit auch schliefslich das Feld.

Aber anstatt Fehler in Jugendstücken, die er später selbst abgestellt habe, oder minder Gutes in seinen übrigen Lustspielen hervorzuheben, die am Ende alle noch nichts gegen die Gattung beweisen könnten, wendet sich Rousseau nunmehr gegen das als solches allgemein anerkannte Meisterwerk Molières, den Misanthrop, der uns am deutlichsten des Dichters wahre Absichten enthülle und das beste Urteil über seine eigentlichen Wirkungen gestatte.

Da er den Zuschauern zu gefallen hatte, erklärt Rousseau, so habe Molière deren durchgehenden Geschmack geprüft und nach ihm sich ein Muster, nach diesem Muster aber eine Übersicht der entgegengesetzten Mängel geschaffen, aus der er nun seine komischen Charaktere entnommen habe, um sie nach ihren verschiedenen Zügen auf seine Stücke zu verteilen. Dem Muster des Dichters entspreche also der Weltmann; in den ihm entgegenstehenden Mängeln habe er demnach nicht das sittlich Verwerfliche, sondern das Lächerliche allein dargestellt. Da er alle überhaupt den Eigenschaften dieses liebenswürdigen Musters der Gesellschaft entgegengesetzte Mängel dem öffentlichen Gelächter preisgeben wollte, so sei ihm schliefslich nichts übrig geblieben, nachdem er so vieles andere Lächerliche verspottet habe, als auch das zu verspotten, was die Gesellschaft am wenigsten verzeihe, die Lächerlichkeit der Tugend: das habe er im Misanthrop gethan.

Vor allem ist zu bemerken, dafs diese Behauptungen eine grofsartige Verkennung der Wahrheit sind, wie sie sich nur als eine Wiederholung falscher Voraussetzungen und als deren Anwendung auf einen einzelnen Fall ausweisen. Wir haben nur eine schon in ihrer Anlage vollkommen mifsglückte Verteidigung in eigener Sache; denn so gleichgültig auch für die Wahrheit die Beweggründe sind, die Rousseau persönlich bei seinem Angriffe leiteten, und so wenig sie das ruhige Urteil bestimmen dürfen, so läfst sich doch nicht verkennen, dafs mit Alcest sich nur Rousseau selbst vor der Gegenwart und der Nachwelt rechtfertigen wollte, dafs ihm trotz dem Aufwande seiner blendenden Kunst eines so wenig als das andere gelungen ist, dafs er im

Gegenteil niemals in schrofferen Widerspruch mit der Wirklichkeit geriet, dafs endlich die Übereinstimmung beider Charaktere gerade in ihren Mängeln nirgends klarer hervortritt als in seinen Einwänden, und dafs er also den besten Schlüssel zu seinem eigenen Verständnis in ihnen gegeben hat, wenn auch nicht in dem von ihm gewollten Sinne.

Es ist nicht wahr, dafs der Genius, in dessen Geiste alle Strahlen und Lebenskräfte der Gegenwart wie in einem Brennpunkte sich sammeln, und der allerdings in diesem schönen Sinne das Kind seiner Zeit ist, ihr Sklave und nicht ihr Bildner sei. Es ist nicht wahr, dafs Molières Ideal nur der Durchschnittsmensch im Geschmacke der Gesellschaft, dafs seine ganze Kunst nur eine kahle Gleichung sei, die der Zuschauer mit Werten und Zeichen ihm vorsage und die er nach gegebener Formel ausrechne. Das Bewufstsein einer reineren Form des Daseins lebt in dem Herzen des Dichters; in der ungetrübten Stimmung seines freien Gemütes sind auch für uns alle Schwierigkeiten gelöst, alle Zwiste geschlichtet, alle widerstreitenden Kräfte ausgeglichen, aller Irrtum auf dem Wege zur Wahrheit verziehen und diese selbst ein Gut, dessen Besitz nicht den Menschen beglücken, sondern dessen Erstrebung in immer klarer werdendem Drange ihn adeln soll.

Es ist ferner unwahr und bei seiner Schwere ein Molières unwürdiger Vorwurf, er habe im Misanthrop endlich die Tugend selbst in ihrer Lächerlichkeit dargestellt. Vier Zeilen genügen, um diesen unverzeihlichen Fehler, wie Rousseau ihn selbst nennt, nachzuweisen. Es ist unleugbar, sagt er, dafs Alcest ein redlicher, lauterer, achtungswerter Charakter, ein wahrhaft tugendhafter Mann ist; es ist ferner unleugbar, dafs Molière ihm eine lächerliche Rolle giebt. Das erstere ist unwahr, nicht minder in dieser Fassung und Zusammenstellung auch das zweite. Alcest ist so wenig ein wahrhaft tugendhafter Mann in dem ganzen Umfang dieses Begriffes, als Rousseau selbst. Weil Alcest redlich, lauter, achtungswert ist, mufs er nicht schon im Vollbesitze und die Verkörperung der echten Tugend sein, mit seiner eigenen auch deren Verspottung zusammenfallen. Nicht Molière giebt ihm die lächerliche Rolle; Alcests innerstes Wesen giebt sie ihm, das Unrecht, das er unter allen

Umständen hat, sein Widerstreit mit der wahren Tugend, zu der er sich nicht zu erheben vermag, und der wir darum nicht näher sind, weil wir sie zu besitzen glauben, ihren Namen beständig im Munde führen und die ihr gebührende Auszeichnung für uns in Anspruch nehmen.

So oft Alcest auch auf das bestimmteste selbst versichert, er hasse die Menschen, Rousseau glaubt ihm einfach nicht. Ohne Widersprüche ist dies freilich nicht möglich. Weil der wahre Menschenfeind in dem ganzen entsetzlichen Umfange dieses Begriffes ein verabscheuungswürdiges und grausenerregendes Ungeheuer sei, das in der Wirklichkeit nicht vorkomme, so soll Alcest die Menschen nicht hassen dürfen, der doch mit diesem Scheusal nicht mehr zu thun hat als jeder einzelne mit der Gesamtheit aller Arten, die seine Gattung zuläfst. Mit derselben Wahrheit liefse sich die Unmöglichkeit der Wirklichkeit überhaupt beweisen. Ganz im Gegenteile, weil er die Menschen liebe, sagt Rousseau, hasse Alcest an ihnen das Böse, das sie einander zufügten, und die Laster, die das Böse bewirkten, wie ein zärtlicher Vater, der sich über seine geliebten Kinder erzürne, bei fremden aber schweige. Es ist gar nicht zweifelhaft, dafs dieser Charakter vorkommen kann; aber er ist nicht der Charakter Alcests, der ganz gewifs menschlich viel schöner denken und handeln würde, wenn seine sittliche Entrüstung sich nur auf ihre Fehler und nicht auf die Menschen selbst erstrecken wollte. Wenn übrigens zornige Worte der Mafsstab väterlicher Zärtlichkeit wären, so liebte der am meisten, der am heftigsten redet. Je wärmer das Herz des Idealisten für die höchsten Güter schlägt, desto glühender wird er den erhabenen Begriff der Sittlichkeit, der ihn selbst beglückt, auch in der Gesellschaft verwirklichen wollen. Konnte er aber in dieser reinen Gestalt überhaupt auf die Bühne gebracht werden? Die schönste Quelle für seine Forderungen ist allerdings die Liebe; aber sie ist nicht die einzige. Treten nicht die Ansprüche der Vernunft, je mehr wir die Dinge nur mit dem Kopfe, nicht auch mit dem Herzen messen, je einseitiger sie also gestellt werden, desto schroffer, je mehr wir der Liebe entbehren, desto eigensüchtiger auf, und sehen wir nicht bei jeder Gelegenheit, dafs Alcests Herz der Fels ist, der des er-

lösenden und den Quell befreienden Schlages noch harrt? Der wirkliche Idealist schwebt fortwährend in Gefahr, den einzelnen und selbst die Gesamtheit in ihren Widersprüchen mit der Vernunft zu verachten. In dieser Lage ist Alcest. Hiermit ist seine Art im Leben bestimmt. Um es zu leugnen, löscht Rousseau diesen wesentlichen Zug in dem Bilde des wirklichen Idealisten aus, den er doch sogar in seiner eigenen Brust finden konnte, und behauptet dennoch von dem Menschenfeinde zu reden, nachdem er zur Verwirrung des Begriffes vorher schon den zu einem nur in der Einbildung möglichen Ungeheuer gestempelt hat, der sonst so genannt zu werden pflegt.

Mit aller Kunst, die nur überraschen, nicht überzeugen kann und ihren Zweck völlig verfehlt, sobald wir uns ihrer bewufst werden, bringt Rousseau die Worte Alcests nicht weg, der den einzelnen wie das ganze Geschlecht und die menschliche Natur auf den Tod zu hassen erklärt und zwischen den Fehlern und deren Urhebern nicht den geringsten Unterschied macht. Liebte er wirklich die Menschen, hafste er nur das Laster, so mufste diese Denkungsart vor allem nicht in Ausfällen sich unaufhörlich offenbaren, sobald er sich selbst angetastet sieht. Diese von Rousseau wirklich gezogene, aber im Stücke hinfällige Folgerung beweist eben nur wieder, dafs die Voraussetzung selbst falsch, sein Alcest ein ganz anderer ist als der des Dichters. Wenn es weder Schurken noch Schmeichler gäbe, sagt Rousseau, so würde Alcest das ganze Menschengeschlecht lieben. Wie dem auch sei, so viel steht fest, dafs der Wert dieser Liebe fragwürdig, dafs sie jedenfalls da schöner erscheint, wo sie bedingungslos gewährt wird. Dabei verwickelt sich Rousseau in einen unlösbaren Widerspruch, er verneint, was er mit so vieler Mühe behauptet hat. Alcest kann die Menschen gar nicht lieben, da es doch Schurken und Schleicher giebt. Diese hafst er also unter allen Umständen. Aber er hält ja alle dafür.

Wir sehen, wohin Rousseau mit allem Aufwande der Beredsamkeit gelangt. Die fest in sich gegründete und gefügte Schöpfung des Dichters trotzt den Angriffen eines zersetzenden Verstandes; der Genius steht gelassen und ruhig, überlegen und unerschüttert dem Stofse, der auf den Gegner zurückprallt.

Übrigens übersieht Rousseau auch ganz die Wandelung, die sich im Wesen Alcests vollzieht, den Gegensatz, den seine Anschauungen am Anfange und am Ende darstellen, und der wohl deutlicher als ein anderer Zug Einblick in seine Art gestattet, indem wir Alcest in seinem Werden erkennen.

Dafs unter solchen Umständen Alcest unsere Teilnahme gewinnt, uns sogar gefällt, ist natürlich und sogar ganz im Sinne des Dichters, über dessen Kunst die Tugend hier keineswegs wider seinen Willen den Sieg davonträgt, wie Rousseau meint. Denn, wenn auch die menschlichen Thorheiten hassenswert sein, und auch im Lustspiele so erscheinen können, so ist dies doch immer nur da der Fall, wo es sich um Forderungen unserer Sinnlichkeit auf Kosten unserer sittlichen Würde handelt. Hier liegt die Sache umgekehrt. Tellheim gewinnt uns noch in höherem Grade als Alcest, und hier geschieht dies so wenig gegen die Absicht des Dichters als dort. Das Lächerliche will er uns zeigen; je mehr sittlicher Gehalt in der Thorheit, je liebenswürdiger ihr Vertreter ist, desto mehr wird er uns einnehmen, desto mehr werden wir in gewisser Hinsicht sogar ihm zu gleichen wünschen; ist das Lächerliche verächtlich, um so schlimmer dann für die dargestellte Thorheit und ihre Vertreter. Tartufe ist hassenswert, Harpagon verächtlich; aber der Weg bis dahin ist weit, und Philaminte, Armande und Belise haben mit ihnen noch nichts deshalb gemein, weil ihre überspannten Ansprüche an den Willen auf die Dauer nicht standhalten und sich selbst als Schein erweisen. Um den ethischen Einflufs der Komödie zu leugnen, behauptet Rousseau, in dem Lächerlichen könne nicht zugleich das Verächtliche erscheinen; um zu beweisen, Alcest hasse die Menschen nicht, erklärt er nun umgekehrt, bei Molière sei die lächerliche Person zwar sonst immer verächtlich, wie doch auch unbedingt der Feind der Menschheit es sein müsse, könne uns also auch nicht gefallen, während wir doch im Gegenteile für Alcest im Grunde unseres Herzens stets eine unabweisbare Hochachtung besäfsen. Wir haben hier abermals nur ein Spiel mit Worten und Widerspruch mit sich selbst.

Der echten Tugend in Alcest habe nun, um sie lächerlich zu machen, behauptet Rousseau weiter, Molière in Philint das

Muster eines Weltmannes entgegengestellt. Dieser sei einer jener rechtschaffenen Leute, deren Grundsätze sehr denen der Schurken glichen, jener so sanften, mafsvollen Leute, die stets fänden, dafs alles vortrefflich stehe, weil ihnen daran liege, dafs alles bleibe, wie es sei; die an niemand etwas auszusetzen hätten, weil ihnen an niemand etwas liege; die an einer wohlbesetzten Tafel behaupteten, es sei nicht wahr, dafs das Volk hungere; die von ihrem wohlverschlossenen Hause aus ohne Klage die ganze Menschheit ausplündern, umbringen sähen, da ja Gott sie mit einer höchst verdienstlichen Sanftmut in Ertragung der Leiden anderer bedacht habe. Dieser Mann soll noch dazu der Weise im Stücke sein! In Philint hat Molière sich so wenig ein Ideal gedacht, das er Alcest gegenüberstellen wollte, als in diesem selbst, oder als Lessing in Tellheim oder Minna oder gar in Paul Werner dies vorführt. Das von Rousseau entworfene Bild ist indes vollkommen verzerrt, und er hegt einen viel zu tiefen Groll gegen die Gesellschaft, als dafs er nicht die erste Gelegenheit benutzte, seinen Anschauungen Ausdruck zu geben; immerhin geschieht dies aber in einer Weise, bei der man kaum mehr merkt, dafs nicht von Philint, sondern von der ganzen vermeintlichen Gattung die Rede ist, und es kommen dabei Dinge auf seine Rechnung, mit denen er schlechthin nichts gemein hat. Denn er erscheint im Stücke nichts weniger als mit aller Welt zufrieden und kümmert sich keineswegs nur um seine eigene Person. „Wie du bemerke ich täglich hundert Dinge, um die es besser stehen könnte,“ sagt er u. a. zu Alcest und widmet diesem unausgesetzt eine auch in harten Proben unerschütterliche und auf seine Achtung vor dessen Tugenden gegründete Freundschaft. Die höchste Würde besitzt aber er so wenig als Alcest; und nur durch die Verschiedenheit ihrer Auffassung des Lebens sind sie als Gegenstücke zu betrachten, nicht weil einer von ihnen das Ideal erreichte. Rousseau aber giefst ohne Not die ganze Schale seines Zornes über Philint aus, unter dem er sich alle die zu denken scheint, die seine Entrüstung im Leben schon erregten, und der im ganzen mehr Sittlichkeit besitzt als ein seiner angenommenen Rolle sich bewufster Wortführer der Vernunft.

Die durch den Gegensatz mit der Ruhe Philints vom

Dichter absichtlich gehobene und auch Rousseau selbst im höchsten Grade eigentümliche Reizbarkeit laufe dem innersten Wesen Alcests zuwider, aus dem sie sich doch fortwährend mit so zwingender Notwendigkeit ergiebt, dafs er den ihm selbst nicht mehr verborgenen Mangel ausdrücklich zugesteht und nicht abstellen zu können erklärt. Da aber Molière ein viel zu scharfer Beobachter und grofsartiger Menschenkenner ist, den er nicht des Irrtums zu zeihen wagt, so häuft Rousseau den noch viel schwereren Vorwurf der Unsittlichkeit auf ihn und behauptet, der Dichter habe die Rolle auf Kosten der Wahrheit herabgewürdigt, um sie lächerlich zu machen.

Was alles Alcest hätte thun dürfen, um in einem frostigen Bilde irgend einem vorgefafsten Begriffe zu entsprechen, darauf kann es selbstverständlich nicht ankommen, sondern die Frage ist, ob der Dichter eine Gestalt aus dem Leben gegriffen oder nachbildend geschaffen hat, die in sich selbst gegründet ist, die in jedem einzelnen Zuge und deren Gesamtheit das Gepräge ihrer eigenen Art deutlich aufweist. Wenn Alcest Ausflüchte sucht und Umschweife macht, anstatt seine schlechte Meinung über das jämmerliche Sonett dem Dichter ungeschminkt in das Gesicht zu sagen, so beweist er eben nur an seinem eigenen Beispiele, dafs seinen Forderungen Bedenken im Wege stehen, die er zwar selbst nicht Wort haben will, die aber doch auch für ihn viel zu schwer wiegen, um übersehen zu werden. Gerade weil in seinem Betragen das stillschweigende Zugeständnis liegt, dafs nur ein Thor, ein Mensch ohne Herz den überspannten Grundsätzen, die er selbst aufstellt, treu bleiben kann, erscheinen diese durch ihn widerlegt und darum doppelt lächerlich. Philint ist nicht der Mann, ihm hier entgegenzuhalten: „Wie, was sagst du, Falscher?“ Was aber auf diesen Einwurf etwa zu erwidern wäre, ist vorerst Alcest noch weit entfernt zuzugeben, wird auch in seinem ganzen Umfange vom Dichter keiner Person unmittelbar in den Mund gelegt, so vortreffliche Gründe auch Philint zumal zuletzt geltend macht.

Seinen Prozefs führt in der That Alcest gerade so, als ob er ihn verlieren wolle. Es bedurfte nicht der sittlichen Entrüstung, mit der Rousseau den Rat tadelt, den Philint giebt, Alcest solle seiner Streitsache einige Sorgfalt zuwenden, sie

selbst oder durch andere fördern, die Richter besuchen und bei den Umtrieben des mächtigen Gegners, der doch durch seine Ränke über den redlichen Mann den Sieg davonzutragen verstünde, wie Alcest kaum erst selbst ausdrücklich erklärt hat, nicht sein gutes Recht allein für sich wirken lassen. Wenn wir in der Lage sind, unsere Angelegenheiten getrost den Gerichten überlassen zu können, so war dies doch nicht damals der Fall, als La Fontaine sagte:

> Selon que vous serez puissant ou misérable,
> Les jugements de cour vous rendront blanc ou noir.

Aber auch wir werden nicht darauf verzichten, unsere gute Sache zu vertreten, und wir haben die Gelegenheit dazu in der Mündlichkeit unseres Verfahrens. Rousseau selbst hat in eigener Angelegenheit das Wort ergriffen, und niemand wird ihn tadeln, dafs er die Verteidigung seines Emil gegen den Erzbischof von Paris führte. Heifst der Rat, den Philint giebt, etwas anderes, als die Verteidigung selbst in die Hand zu nehmen; mufs nicht gerade ganz besonders ein Mann wie Alcest, der die Schlechtigkeit der Menschen immerfort hervorhebt, doppelt das Bedürfnis empfinden, ihr entgegenzuarbeiten, wenn es ihm nicht in der That um einen neuen Beweis dafür zu thun ist? Kann man einen Richter nur besuchen, wie Rousseau meint, um ihn an seine Pflicht zu mahnen, wodurch man ihn beleidige, oder um ihn zu bestechen, und handelt es sich hier nicht vielmehr um Aufklärung zur rechten Zeit der später wirklich getäuschten Behörde?

Nach der Auslegung, die solche Auftritte bei Rousseau finden, kann der für das Vergnügen verderbter Herzen arbeitende Dichter nur unsittlich wirken. Er verführe uns durch den Schein der Wahrheit, die Formen und Grundsätze der Gesellschaft gelten mehr als strenge Rechtlichkeit, die Sittlichkeit erblickten wir in der Mitte zwischen Laster und Tugend, und zu seiner Beruhigung erfahre der Zuschauer, dafs es zu einem rechtschaffenen Manne schon ausreiche, wenn man kein ausgemachter Bösewicht sei. Mit diesem trostlosen Ideal der Gesellschaft kehrt Rousseau nur zu seinem Ausgangspunkte zurück; der Kreis ist nunmehr geschlossen und wir dürfen hier Halt machen, wollen wir ihn nicht nochmals von vorn durchlaufen.

Die Gesellschaft stellt in ihren Formen den Inbegriff der

Humanität ganz gewifs so wenig jemals rein verwirklicht dar, als es uns jemals vergönnt ist, das letzte Ziel aller Entwickelung zu erreichen. Dieses letzte Ziel erscheint nun weder in Alcest noch in den Helden Corneilles, mit denen man ihn verglichen hat; und wenn diese im Leben lächerlich sein würden, wie er es ist, so beweist dies weiter nichts als auch ihre Unvollkommenheit, gleichviel, wie weit wir selbst von dem Urbilde schöner Menschheit entfernt sein mögen. Das auch noch so hoch gespannte Ideal wahrer Humanität dagegen ist in der Gesellschaft nicht nur keineswegs lächerlich, sondern deren reinste, in der Wirklichkeit nie erfüllte Form.

Wir sollten lachen über Alcest, weil er tugendhaft ist? Ein solches Lachen über Recht und Tugend wäre unerhört und könnte nur gleichbedeutend mit unserer eigenen Verurteilung und der des Dichters sein. Wir sind schlecht, wir wissen es nur nicht, und wert, dafs wir zu Grunde gehen, wenn wir das wahrhaft Gute verlachen können; und der Dichter is nicht besser als wir, der es zu diesem Zwecke vorführt. Die unter uns unmögliche echte Tugend ist dann nur ein Hirngespinst, dem man sorgfältig aus dem Wege gehen wird, um nicht für einen überspannten Narren gehalten zu werden.

Oder hat Molière vielleicht in unserem Lachen über die Tugend nicht deren Ungereimtheit getroffen, erscheint sie gar nicht selbst widersinnig, liegt gerade in unserem Lachen nur Wohlwollen und Billigung für Alcest, der nichts dafür kann, dafs die Gesellschaft alles lächerlich findet, was über den Durchschnitt hinausgeht? Diese von Hrn. Janet gegebene Erklärung kann man sehr geistvoll finden; sie kommt nur, scheint es, dem Schwerpunkte der Frage nicht näher als Rousseau und stimmt im Grunde auch mit dessen Ergebnis überein. Denn der von der Gesellschaft gebilligte Durchschnitt, der hier den Mafsstab bildet, ist doch nichts anderes als das Muster des liebenswürdigen Weltmannes, das Molière aus dem durchgängigen Geschmacke sich geschaffen habe, das hier nur nicht in der Verzerrung wie bei Rousseau auftritt, und dem gegenüber Alcests Tugend doch immer recht behielte.

Die Wahrheit ist, dafs Alcest überhaupt nicht oder niemals rein und ohne Widerspruch recht hat, sobald wir über ihn

lachen. Durch den Gegensatz mit seinen eigenen Grundsätzen wird er gerade auch da lächerlich, wo wir zwar nicht anders handeln könnten als er, wo wir dies aber in vollem Einklang mit uns selbst thun würden. Es kommt in diesem Falle nicht darauf an, ob Alcest in seinen Handlungen recht hat oder nicht, sondern ob er recht hat, oder nicht gegen sich selbst. So oft er dies nicht hat wird er unbedingt lächerlich, zerrinnt das Trugbild, das er für die Wahrheit hält, in seinen Nebel.

In den ausweichenden Antworten, die er Oront über dessen schlechtes Sonett giebt, in seinem immer wiederholten „Je ne dis pas cela“, wenn er nicht höflich jede Auskunft überhaupt verweigern kann, thut er allerdings, was die Rücksicht auf das empfindliche Selbstgefühl des Dichters gebieten mufs, was jeder gesittete Mensch gutheifst und selbst Boileau sich zur Ehre anrechnete, der für den Helden dieses Auftrittes gilt. Wir billigen die geübte Schonung bei Alcest so gut als bei Boileau; lächerlich ist sie aber nur bei jenem, im geringsten nicht bei diesem, weil sie von Alcest widerstrebend geübt wird, weil das bessere Herz wider seinen Willen zu Tage tritt, weil wir ihn beim Guten ertappen wie einen anderen bei einem Fehler, weil er mit seinem eigenen kaum erst verkündigten Grundsatz in Widerspruch kommt, dafs die Wahrheit unter allen Umständen gesagt werden müsse, weil wir danach etwas ganz anderes von ihm zu erwarten haben, und diese Erwartung getäuscht wird. Wie berechtigt sie aber war, zeigt das Ende, wo er wirklich das gekünstelte Machwerk für ganz verfehlt erklärt, auf dessen Kosten eine reizende, echt naive Schöpfung preist und dabei abermals komisch wirkt, weil er doch nun den ganzen Zwang sich umsonst auferlegt hat und sagt, was gegen die Erwartung des Verfassers noch weit mehr als alle früheren Umschweife verstöfst.

Den Irrtum durch den Widersinn seiner Folgen lächerlich zu machen, ist ein von Molière stets mit ganz besonderer Meisterschaft und so auch hier gebrauchtes Mittel. Nur zu ihrem Schaden sehen wir Alcests Ideal in der Gesellschaft Gestalt gewinnen, von deren kecken Lästerzungen der ungerührte Wortführer der Wahrheit zwar noch ein gutes Stück, aber nicht innerlich verschieden ist und denen zu wehren er kein Recht, keinen Beruf hat. Dafs er es dennoch thut, macht ihn

hier abermals lächerlich, denn er kann es nur im Widerspruche mit sich selbst thun. Nur das Herz könnte ihnen Einhalt gebieten; aber das Herz hat ja keinen Platz in seiner Welt. Wer mit wahrer Humanität dem herzlosen Witz entgegenträte, würde ihm unfehlbar augenblicklich ein Ende machen und jeden beschämen, möchte er sie nun selbst üben können oder nicht; denn sie reinigt und gebietet Ehrfurcht wie der Anblick der naiven Natur. Eliante und Philint halten sich in dem ganzen erbaulichen Auftritte zurück; jene giebt nur ein gelassenes Urteil darüber ab und begnügt sich damit, wie auch Philint, einige sanftere Farben in das etwas grell gemalte Bild zu setzen. Ganz besonders bedeutsam ist der erste Einwurf Philints gegen Alcests Anteil an Leuten, denen man doch nur vorwerfe, was er selbst an ihnen verurteilen müsse:

> Mais pourquoi pour ces gens un intérêt si grand,
> Vous qui condamneriez ce qu'en eux on reprend?

Wir lachen somit über Alcest, nicht obgleich er tugendhaft ist; wir lachen aber noch viel weniger über ihn, weil er es ist. Wir lachen vielmehr mit Grund über ihn und sind uns auch der Berechtigung unserer Heiterkeit voll bewufst, sonst könnte sie nicht so rein sein, weil er nicht wahrhaft tugendhaft ist, weil er es gerade dann am wenigsten ist, wenn er sich am meisten dafür hält, dann am meisten, wenn er in Widerspruch mit sich selbst kommt; mit einem Worte, weil die einseitigen Forderungen seiner Vernunft, mag er sie selbst erfüllen oder nicht, der wahren Humanität ebenso fern sind, als die von ihm stets geschmähte Herzensverderbnis der Gesellschaft. Hier liegt der Schwerpunkt der Frage. Er ist unter keinen Umständen der wahre Mensch; er kann es nicht sein, welche Tugenden er auch besitzen mag; er erscheint gerade desto komischer, je überspannter und ausschliefslicher seine Vernunft sich geltend macht, je weniger er nicht allein also dem Bilde wahrer Menschheit, das er zu verwirklichen glaubt, in der That gleicht, sondern überhaupt auch gleichen kann. In diesem Widerspruche mit dem wahren Ideale, das er doch zu besitzen wähnt, zeigt er sich fortwährend; dieser Widerspruch zwischen dem, was er wirklich leistet, und dem, was er zu leisten meint, ist komisch und macht sogar in seiner Reinheit das Stück zu dem denkbar

feinsten Lustspiele. Alcest will mit grofsem Gepränge uns immerfort das nur ihm bekannte Gemälde der wahren Menschheit zeigen, und wir erblicken vollkommen enttäuscht sein eigenes ganz unfertiges Bild. Unsere Erwartung wird vollkommen in nichts aufgelöst. Alcest kann unsere Achtung nicht verlieren; denn er will uns nicht täuschen; er glaubt selbst an die Schönheit und Unfehlbarkeit seines Bildes und sucht ihm standhaft jederzeit zu entsprechen. Sein Irrtum ist sogar in einem gewissen Grade rührend; denn wir sehen, dafs es nicht möglich ist, ohne Charakterstärke ihm zu gleichen, und dafs er die schönsten Kräfte an ein im innersten Wesen verfehltes Unternehmen setzt. Aber komisch bleibt es dennoch, dafs er nicht nur selbst den mitfühlenden Schlag des Herzens für eine störende Zugabe hält, sondern auch uns zumuten will, ohne ihn zu leben.

Was Alcest zur wahren Humanität gebricht, ist ihr erstes Erfordernis: die schöne Ausgleichung aller Triebe und ihrer Rechte mit den Forderungen der Vernunft. Dieser Mangel im innersten Kerne seines Wesens tritt jederzeit bei ihm in der Beziehung aller Dinge auf sich selbst zu Tage; denn während er immer nur sittlichen Grundsätzen folgen will, kommt er doch wider Wissen und Willen aus dem Banne der Persönlichkeit, dem Übergewicht der eigenen Natur nicht heraus und denkt sogar nur desto mehr an sich selbst, je weniger er Herz für die anderen zeigt. Während er die Formen der Gesellschaft verkennt, die ihm leer erscheinen, weil ihm der Sinn fehlt für die natürlichen Rechte der anderen, hat er in der Freundschaft zu Philint, in seinem Gefühle für Celimene in letzter Stelle immer nur sich im Auge. Die Übung der Pflicht, zu deren reiner und anspruchsloser Erfüllung nur die Liebe führen kann, betrachtet er ebenfalls stets im Zusammenhange mit seiner Person. Man soll ihn unterscheiden: „Je veux qu'on me distingue,“ sagt er, und was er thut, hat vor allem den Zweck, ihm Achtung, die eigene und auch die der übrigen, zu sichern. Die letzte Ursache aller dieser in ihrer Quelle übereinstimmenden Erscheinungen und ihrer Komik ist in seinem Herzen. Der Kopf verlangt bei ihm so viel, dafs für dieses nichts bleibt, und wenn es sich überhaupt erwärmen kann, so schlägt es nicht für die Menschen, sondern für starre Begriffe, die in ihrer

kahlen Ablösung von der Wirklichkeit nur zur Vernunft sprechen. In seinem Munde mufs alles zur Bekräftigung seiner Grundsätze dienen. Der Satz, man solle nur sagen, was von Herzen komme, es allein reden lassen, hat für ihn nur den Sinn, jedem die Wahrheit derb in das Gesicht zu werfen! rundheraus einem zu sagen, dafs man ihn hasse, wenn dem so sei; der einen zu erklären, ihrem Alter stehe der Putz schlecht, die Schminke lächerlich; einem anderen, er sei unausstehlich und seine Prahlereien möge niemand mehr anhören! Wenn wir den Satz so verstehen, man solle nichts thun, als was von einem schönen Herzen komme, und wenn wir zugleich unser Herz jederzeit im Einklange mit der Vernunft fühlen, so werden wir in unserem Handeln weder mit Alcests Starrheit und Kälte, noch mit Philints übertriebener und unwahrer Herzlichkeit zusammentreffen.

So haben wir die Wahrheit über Alcest schon in seinen ersten Worten, wenn wir sie nur verstehen wollen. Selbst der Name des Stückes weist, wie auch sonst bei Molière, deutlich genug auf die Absicht des Dichters hin. Alcests Hafs ist nicht die finstere und zur That treibende Leidenschaft eines Verworfenen, der den Menschen den Untergang geschworen hat, sondern die verbitterte Stimmung eines im Grunde vortrefflichen, durch den Mangel der Liebe unfreien Herzens, die allein darin Klarheit und Tag schaffen und den Übergriffen der Vernunft wehren, das Gleichgewicht erhalten kann.

Dieser Stimmung entsprechen seine eigenen Erklärungen, seine Handlungen, die am meisten beweisen, und die Urteile der anderen über ihn im Stücke. Nicht einmal in der ersten Hitze, wie Rousseau den Vorgang darstellt, — und bei einer gewifs nicht unverzeihlichen Schwäche Philints, über dessen Charakter er doch besser unterrichtet sein mufs, auch gar nicht mehr in Bezug auf den erledigten einzelnen Fall, sondern auf den mit allem Ernste gemachten Vorhalt, dafs er seine ungereimten Forderungen aufgeben solle, da er die Welt nicht ändern könne und sein Wahn ihn nur überall lächerlich mache, erwidert Alcest: „Desto besser, alle Wetter! desto besser; das ist mir gerade recht und ein gutes Zeichen für mich. Alle Menschen sind mir so verhafst, dafs ich in ihren Augen nicht für verständig gelten möchte.“ „Ja,“ fährt er unmittelbar darauf fort

auf die in diesem Sinne gestellte Frage Philints, und nichts ist bezeichnender für die Absicht des Dichters, „ja, ich hasse die menschliche Natur auf den Tod!“ Endlich auf eine neue Frage sagt er zum drittenmal: „Mein Widerwille ist allgemein; ich hasse alle Menschen.“ Dabei erklärt er schon jetzt nach einer ziemlich ausführlichen Zusammenstellung unserer Fehler, worunter auch der zählt, dafs wir nicht kräftig genug die Schlechten hafsten, sein am Ende des Stückes in unmittelbare Aussicht gestelltes Vorhaben, vor den Menschen in eine Wüste fliehen zu wollen.

Seine Worte lassen an Aufrichtigkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen. Aber noch nicht genug damit, es scheint auch sein Prozefs für ihn nur da zu sein, um ihm mit dem Vergnügen seines Verlustes, wie er selbst sagt, vor der ganzen Welt den Beweis zu liefern, wie schlecht eigentlich die Menschen sind. Auch mit vielem Gelde hält er die Schönheit dieser Thatsache nicht für zu teuer erkauft:

> ... Je voudrais, m'en coûtât-il grand' chose,
> Pour la beauté du fait avoir perdu ma cause.

Mit diesen Beteuerungen stimmt denn auch sein Verhalten in der ganzen Sache und nach deren unglücklichem Ausgange überein. Er thut nicht einen Schritt, um die Wahrheit an den Tag zu bringen, und nachdem die doch nach seinem eigenen Geständnis leicht zu entlarvende Falschheit und Arglist des Gegners gesiegt und dieser ihn noch überdies für den Verfasser eines nichtswürdigen Buches ausgegeben hat, ergeht er sich abermals in Schmähungen der Gesellschaft und der Schlechtigkeit der menschlichen Natur und will auch jetzt nicht das geringste für die Wahrung des Rechtes thun, obgleich ihm doch Philint ausdrücklich und wiederholt entgegenhalten kann, dafs man der von der anderen Seite ausgestreuten boshaften Verleumdung keinen Glauben schenke, dafs sie vielmehr auf deren Urheber zu dessen Schaden zurückfallen müsse; dafs endlich auch nichts leichter sei, als gegen das erste Urteil Einspruch zu erheben. Seine Weigerung, dies zu thun, enthält nicht nur abermals die Versicherung seines Hasses, sondern ist auch dessen thatsächlicher Beweis. Er schwelgt in dem Gedanken, dafs sein doch gewifs nicht ganz unverschuldeter Verlust nur

als eine neue Begründung seiner Ansicht über die Menschen zu betrachten sei:

Non, je veux m'y tenir.
Quelque sensible tort qu'un tel arrêt me fasse,
Je me garderai bien de vouloir qu'on le casse:
On y voit trop à plein le bon droit maltraité,
Et je veux qu'il demeure à la postérité,
Comme une marque insigne, un fameux témoignage
De la méchanceté des hommes de notre âge.
Ce sont vingt mille francs qu'il m'en pourra coûter;
Mais pour vingt mille francs j'aurai droit de pester
Contre l'iniquité de la nature humaine,
Et de nourrir pour elle une immortelle haine.

Aber eine Wandlung bereitet sich in Alcest doch vor. Unter Umständen, die eine gleiche Gereiztheit rechtfertigen, ist hier nicht mehr wie früher allgemein vom Hasse gegen die Menschen und die menschliche Natur überhaupt die Rede, sondern nur von der Schlechtigkeit der Gegenwart, von der Verderbnis der menschlichen Natur und vom Hasse gegen sie. Nichts zeigt deutlicher die bisherige Erstarrung seines Wesens, als der dazu einen Gegensatz bildende Flufs, in den es hier gerät; nichts zeigt auch deutlicher, in welchem Irrtum Rousseau sich befindet, wenn er für Alcest allgemein in Anspruch nimmt, was wir erst zuletzt in seinem Herzen aufdämmern sehen, was anfangs in ihm so vollkommen schlummert, dafs es nicht einmal in seinem Verhältnis zu Celimene und Philint zur Entfaltung kommt.

Sein Gefühl bezieht sich in allem so ausschliefslich auf ihn selbst, dafs nicht einmal seine Liebe eine reine und schöne, dafs er einer solchen zunächst gar nicht fähig ist, so wenig als einer wahren Freundschaft. Die Geliebte und den Freund überhäuft er unaufhörlich mit mafslosen Vorwürfen und Ausfällen, getreu seinem Grundsatze, die reine Liebe offenbare sich darin, dafs sie nichts verzeihe: à ne rien pardonner le pur amour éclate. Celimene, deren Zauber er mit Gründen der Vernunft nicht widerstehen kann, die er für treulos hält und deren Versicherungen, dafs sie ihn liebe, er nicht glaubt, entgegnet ihm selbst: Non, vous ne m'aimez point comme il faut que l'on aime. Was schlimmer ist, sie hat auch recht damit, und seine

Beteuerungen des Gegenteils verraten in ihrer überspannten Form nicht wahres Gefühl, sondern ein mehr von sich selbst und seinem eigenen Wert als von ihr erfülltes Herz. Um vor aller Augen recht deutlich seine Liebe zeigen zu können, hegt er Wünsche, die sämtlich auf den Nachteil der Geliebten hinauslaufen, und deren Erfüllung ihm nicht das geringste kosten würde:

> Ah! rien n'est comparable à mon amour extrême;
> Et, dans l'ardeur qu'il a de se montrer à tous,
> Il va jusqu'à former des souhaits contre vous.
> Oui, je voudrais qu'aucun ne vous trouvât aimable;
> Que vous fussiez réduite en un sort misérable;
> Que le ciel, en naissant, ne vous eût donné rien,
> Que vous n'eussiez ni rang, ni naissance, ni bien,
> Afin que de mon cœur l'éclatant sacrifice
> Vous pût d'un pareil sort réparer l'injustice.

Was haben überhaupt die anderen mit unserer Liebe zu schaffen? Man kann auf solche Wünsche anwenden, was Rousseau von der so geschmähten Gesellschaft sagt: Man lobt seinen eigenen Wert nicht mehr, setzt aber den der anderen herab. Die überall seine eigene Person vordrängende Art Alcests wird noch besonders gehoben durch die ruhige Zurückhaltung Philints, der ihm ein wahrer Freund ist, bereit sogar, seine Liebe ihm zu opfern, der den Augenblick mit Fassung erwartet, bis er seine Hand anbieten darf, und als man sie endlich annimmt, aus vollem Herzen, aber einfach sagt:

> Ah! cet honneur, madame, est toute mon envie,
> Et j'y sacrifierais et mon sang et ma vie.

Auf die erste von Arsinoë gegen Celimene erhobene Anklage, sie sei seiner nicht wert, hat Alcest allerdings die würdige Antwort: „Aber denken Sie auch daran, dafs sie von ihrer Freundin reden?“ Aber was soll man von seiner Liebe halten, wenn er auf den nun gegebenen Wink, Celimene hintergehe ihn, keine andere Antwort hat als die nur bei einem Herzen, das an sich allein denkt, mögliche Erklärung:

> C'est me montrer, madame, un tendre mouvement;
> Et de pareils avis obligent un amant.

Nur was für ihn, nicht für Celimene, der gemachte Vorwurf bedeute, beschäftigt ihn einzig hier; er findet die Sache an sich

weiterhin bei der Wiederholung der Beschuldigung ganz begreiflich, da man ja nicht in die Herzen schauen könne, hält nur den Zweifel für höchst unangenehm und verlangt daher Beweise. Sobald er diese erlangt hat, erfüllt ihn nicht zunächst einzig der Schmerz um die Geliebte, die ihn so schwer getäuscht, oder doch den schlimmsten Verdacht nunmehr durch die That gerechtfertigt hat, denn dazu mufste er nicht in letzter Stelle immer sich selbst lieben; sondern ihn beherrscht vor allem das Gefühl der erlittenen Demütigung und der diesem entsprechende Wunsch, sich zu rächen. Allerdings bricht hier die wahre Liebe für einen Augenblick mit erschütternder Gewalt durch, und nichts ist ergreifender als Alcest, der uns menschlich nahe tritt in seiner rührenden Klage:

> O juste ciel! faut-il qu'on joigne à tant de grâces
> Les vices odieux des âmes les plus basses!

Wie wenig aber diese weiche Stimmung vorerst noch über ihn vermag, zeigen seine Ausfälle sofort gegen Philint, sowie vor allem die Worte, mit denen er sich soeben bei Eliante eingeführt hat, und die er nach diesem dem Herzen dargebrachten Zoll vollendet:

> Ah! faites-moi raison, madame, d'une offense
> Qui vient de triompher de toute ma constance.
> C'est à vous que mon cœur a recours aujourd'hui
> Pour pouvoir s'affranchir de son cuisant ennui,
> Vengez-moi d'une ingrate et perfide parente
> Qui trahit lâchement une ardeur si constante;
> Vengez-moi de ce trait qui doit vous faire horreur.

Auf die Frage Eliantes, wie sie ihn rächen solle, fährt er fort:

> En recevant mon cœur.
> Acceptez-le, madame, au lieu de l'infidèle:
> C'est par là que je puis prendre vengeance d'elle.

Nur um ihn dreht sich auch hier alles. Die Undankbare und Falsche, die eine so standhafte Liebe nichtswürdig betrog, deren That nur Abscheu einflöfsen kann, mufs gestraft werden, gleichviel wie, selbst durch eine Ehe, die nur der Wunsch nach Rache, nicht die Liebe knüpft. Eliante erscheint als ein willkommenes Mittel zu diesem Zwecke und wird ihm unbedenklich geopfert. Dafs sie zarter fühlt und seine Hand nicht an-

nimmt, obgleich sie ihn liebt, ändert an der Sache nichts. Dieselben Empfindungen leiten ihn, als er später die Geliebte selbst zur Verantwortung zieht. Auch hier findet sein übermächtiges und schwer gekränktes Selbstgefühl vor allem Ausdruck, und seine Drohungen erscheinen nur um so gewichtiger, je weniger er ihnen schon ein bestimmtes Ziel giebt:

Mais ne présumez pas que, sans être vengé,
Je souffre le dépit de me voir outragé . . . .
Oui, oui, redoutez tout après un tel outrage;
Je ne suis plus à moi; je suis tout à la rage:
Percé du coup mortel dont vous m'assassinez,
Mes sens par la raison ne sont plus gouvernés;
Je cède aux mouvements d'une juste colère,
Et je ne réponds pas de ce que je puis faire.

Am schroffsten tritt seine ganze Denkungsart im Anfange hervor, gleich bei der ersten Gelegenheit, wo Celimene erwähnt wird; während die herben Züge gegen den Schlufs schon gemildert erscheinen und der Nebel, der sein Gemüt verdüstert, wie vor dem Aufgange der Sonne allmählich zerreifst. Dort antwortet Alcest auf die Frage Philints, ob er ihrer Liebe sicher zu sein glaube, mit der ihm ganz selbstverständlich dünkenden und noch durch eine Beteuerung verstärkten Begründung: Oui, parbleu! Je ne l'aimerais pas, si je ne croyais l'être. Der Kopf hat auch hier Gewalt über sein Herz, wenn er auch zugestehen mufs, dafs man nicht mit jenem liebe: La raison n'est pas ce qui règle l'amour.

Wie schön zeigt sich dagegen am Schlusse seine verzeihende Liebe gegen Celimene, wo er alle ihre Vergehen nur eine Schwäche nennt, zu der die Unvollkommenheit der Gesellschaft sie verführt habe, wo er ihr seine Hand anbietet, wenn sie in ihm alles fände, wie er in ihr, und es einem edlen Herzen darum erlaubt sein dürfe, nach allem, was geschehen sei, sie noch ferner zu lieben. Hier bestimmen ihn nicht mehr einseitige Regungen unstatthafter Selbstsucht; hier erscheinen in Worten voll wahrhaft schöner Einfalt schon die echten Forderungen des Herzens. Hat er früher vor aller Welt Zeugnis von seiner unvergleichlichen Liebe ablegen wollen, so fragt er jetzt: „Wenn wir uns eins in der Liebe fühlen, wenn die Wünsche des einen voll in denen des anderen aufgehen, was kann uns

dann an der ganzen Welt liegen?“ Jetzt sind wir vollkommen auf seiner Seite, wenn Celimene die Probe nicht besteht, und wünschen ihm Glück, dafs er die Kraft hat, sie zu verachten und ihrer Fessel sich für immer ledig zu erklären. Jetzt hat er nicht mehr das Bedürfnis, sich zu rächen, am allerwenigsten indem er Eliante abermals seine Hand anböte; im Drange vielmehr ihr eine Genugthuung dafür zu gewähren, dafs dies überhaupt so geschehen ist, wie es geschah, erklärt er, dafs er sich ihrer unwert fühle und dafs ihm die Erkenntnis aufgehe, er sei überhaupt für den Bund der Herzen nicht geschaffen.

Wird er es immer bleiben, wird nicht die stets klarer gewonnene Einsicht in sein eigenes Wesen aus einem Philosophen, der die ganze Strenge seiner einseitigen Schule im Leben nicht nur selbst verwirklichen, sondern auch von allen verwirklicht sehen will und beides doch nicht kann, einen echten Menschen machen, der nicht nur Grundsätze reden läfst, sondern auch den wahren und unveräufserlichen Rechten des Herzens eine Stimme gönnt? Alcest entscheidet sich nur durch die Vernunft, er ist der Feind alles Gemeinen, er handelt aus Überzeugung, und er bleibt ihr auch in harten Proben getreu. Dies ist sittlich; darum wird er von allen geachtet, mögen sie lachen über ihn oder nicht. Darum findet er in den Besten aus der Gesellschaft die wärmsten Freunde, wie in Philint und Eliante, die unerschütterlich bei ihm aushalten und nach der Natur der Sache sogar wärmer für ihn fühlen, mehr für ihn leisten, als er für sie. Darum hat er auch allen Grund, seine Selbstachtung zu bewahren. Aber darum ist seine Auffassung der menschlichen Natur und Dinge doch nur eine einseitige, durch die er sich sogar in Widerspruch mit sich selbst bringt. Darum ist er doch nur ein Mensch, der, je strenger er an seinen Formeln hält, um so engherziger, selbstischer, unduldsamer, schroffer, ungeselliger und reizbarer, von allen dafür erkannt, von den wenigsten gesucht und selbst von den Freunden unter Umständen nur ertragen wird. Je mehr seine Grundsätze über ihn Macht, in seinem Leben Gestalt gewinnen, um so weniger bleibt Raum für ihn in der Gesellschaft, nicht weil die wahre Tugend aus ihr fliehen müfste, sondern weil in ihrer Mitte Vernunft und Herz keine getrennte Stätte finden können.

Am unbefangensten würdigen ihn Philint und Eliante; diese liebt ihn sogar, obgleich ihr seine Eigenheiten wohl bewuſst sind:

> Dans ses façons d'agir il est fort singulier:
> Mais j'en fais, je l'avoue, un cas particulier;
> Et la sincérité dont son âme se pique,
> A quelque chose en soi de noble et d'héroïque.

Daſs sie zuletzt doch Philint wählt, ist aus ihrer gegenseitigen Übereinstimmung allein schon begreiflich. Sie kennt seinen Wert und hat schon früher eine mit Rücksicht auf ihre Gefühle nur bedingt ausgesprochene Erklärung Philints freundlich aufgenommen. Seine selbstlose, aber aufrichtige Liebe kann ihr die Gewähr geben, daſs sein Herz ihrer würdig bleiben, seine Hand sie beglücken wird. Philints Ansichten über Alcest erfährt der Zuschauer in deren Gesprächen. Sein ruhiger und sicherer Blick läſst nichts zu wünschen, und sein Urteil über den Freund ist um so besonnener, verständiger und zutreffender, je genauer er sich selbst und den Gegensatz kennt, in dem er zu ihm steht. Philint giebt dem Herzen, was des Herzens ist. Aber indem er nicht nach Grundsätzen der Vernunft sich bestimmt, sondern seine Natur walten läſst, kann es gar nicht fehlen, sobald deren Stimme nicht rein in ihm redet, daſs es dem Zufälligen, Willkürlichen einen unberechtigten Einfluſs gestattet. Er handelt alsdann nicht in der vollkommen ausgeglichenen Wechselwirkung der Umstände und eines wahrhaft schönen Wesens mit Naturnotwendigkeit, sondern er folgt in der eigenen Unzulänglichkeit dem Augenblicke, seinen Eingebungen und seinem Zwange, bleibt also weit ab von seinem höchsten Ziele. Er ist einseitig wie Alcest, nur in umgekehrtem Sinne, und stellt anstatt reinster Menschlichkeit in diesem Falle deren gehaltlose Form dar, während jener den in der Wirklichkeit immer bedingten Gegenstand verachtet und nur nach Begriffen fragt, deren unendlichem Gehalte nie eine menschliche Form entsprechen kann.

> Lorsqu'un homme vous vient embrasser avec joie,
> Il faut bien le payer de la même monnoie,
> Répondre comme on peut à ses empressements,
> Et rendre offre pour offre, et serments pour serments.

Mit einem so schlaffen Verhalten, wie Alcest es nennt, kann Philint nur dessen höchsten Unwillen erregen. Er hat keinen so hohen Begriff von der Aufgabe der Menschen als dieser; aber dafür beurteilt er sie und ihre Leistungen auch milder. Er hält überall Mafs, tritt nicht mit fertigen Grundsätzen an den einzelnen Fall, sondern zieht die Umstände in Rechnung, nimmt die Menschen wie sie sind, sich mit einbegriffen, und denkt nicht daran, die Gesellschaft anders machen zu wollen. Alle Mängel, die er wahrnehmen mag, führen ihn nur zur Duldsamkeit und zu einem Gleichmute, der ihm in seinem Wesen für ebenso wohl begründet gilt als der innere Zusammenhang, in den Alcest seine Grundsätze und seinen Verdrufs gebracht hat.

Ce chagrin philosophe est un peu trop sauvage;
Je ris des noirs accès où je vous envisage. . . .
Je prends tout doucement les hommes comme ils sont,
J'accoutume mon âme à souffrir ce qu'ils font,
Et je crois qu'à la cour, de même qu'à la ville,
Mon flegme est philosophe autant que votre bile.

Philint erhebt nicht den Anspruch, wie Alcest es thut, unbedingt recht zu haben und alle zu seinen Ansichten bekehren zu wollen. Dies hindert ihn aber nicht, die seinem an scharfe Beobachtung gewohnten Auge sich zeigenden Mängel Alcests freimütig, wie dieser es ja liebt, zu rügen. „Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen," sagt auch Alphons von Tasso.

Non: tout de bon, quittez toutes ces incartades,
Le monde par vos soins ne se changera pas;
Et puisque la franchise a pour vous tant d'appas,
Je vous dirai tout franc que cette maladie
Partout où vous allez donne la comédie;
Et qu'un si grand courroux contre les mœurs du temps
Vous tourne en ridicule auprès de bien des gens.

Während anfangs Philints Gründe ihre Wirkung gänzlich verfehlen, Alcest jeden Widerspruch gereizt zurückweist, und für ihn gar nicht die Möglichkeit besteht, widerlegt zu werden, fordert er zuletzt immerhin zu Einwürfen auf:

Aurez-vous bien le front de me vouloir en face
Excuser les horreurs de tout ce qui se passe?

Er ist doch erschüttert, nicht mehr schlechthin unzugänglich, und der Zuversichtlichkeit seines Tones entspricht nicht mehr der felsenfeste Glaube an sich selbst und an die sieghafte Überlegenheit seiner Vernunft. Er schüttelt noch einmal seine Waffen, mehr um den Gegner zu schrecken, als von ihrer Tüchtigkeit überzeugt; und der Bogen, den er überspannt hat, wird ihm in der Hand zerbrechen. Die Züge, die fast unmerklich, aber sicher die Wandelung im Wesen Alcests zur Erscheinung bringen, sind, wie die ganze Zeichnung, ebenso viele Meisterzüge des Dichters. Alcest kämpft nur noch für den Rückzug, und Philint wird nicht der Mann sein, ihm diesen zu erschweren, sobald nur erst die Niederlage vollständig ist: indem er ihm auf sein eigenes Gebiet folgt, giebt er ihm in betreff der Menschen alles zu, was Alcest nur wünschen kann; seien sie auch noch so schlimm, so ist dies doch nur ein Grund mehr für uns zur echten Weisheit und wahren Humanität; wäre die Redlichkeit überall, so hätten die meisten Tugenden keinen Zweck mehr, da sie doch dazu dienen, uns zur Gelassenheit und Duldung in der Ertragung uns zugefügter Kränkungen zu führen:

Non, je tombe d'accord de tout ce qu'il vous plaît:
Tout marche par cabale et par pur intérêt;
Ce n'est plus que la ruse aujourd'hui qui l'emporte,
Et les hommes devraient être faits d'autre sorte.
Mais est-ce une raison que leur peu d'équité,
Pour vouloir se tirer de leur société?
Tous ces défauts humains nous donnent, dans la vie,
Des moyens d'exercer notre philosophie;
C'est le plus bel emploi que trouve la vertu:
Et si de probité tout était revêtu,
Si tous les cœurs étaient francs, justes et dociles,
La plupart des vertus nous seraient inutiles,
Puisqu'on en met l'usage à pouvoir, sans ennui,
Supporter dans nos droits l'injustice d'autrui;
Et de même qu'un cœur d'une vertu profonde . . .

Alcest fällt ihm, wie gewöhnlich, in das Wort, während bei der ersten Gelegenheit, wo ihn der Dichter uns vorstellte, er Philints Beweisführung zu Ende kommen liefs. Er erinnert sich hier, wo wir ihn zum letztenmale sehen, der dort angewandten Art der Begründung wieder, und nennt sie in beiden

Fällen Philints bekannte Stärke. Der bedeutsame Unterschied jedoch zwischen damals und jetzt liegt darin, dafs er nun nichts Nennenswertes mehr entgegenzusetzen, dafs er nur noch Ausflüchte hat; dafs er sich nicht mehr auf Grundsätze, sondern nur auf seine besondere Art berufen kann; dafs er somit gerade da angelangt ist, wo mit der werdenden Einsicht auch die Umkehr beginnen mufs; dafs er den letzten Punkt erreicht hat, wo ihn der Dichter uns noch vorführen konnte, wollte er uns nicht ein neues Bild geben, einen reineren Alcest, der durch die Züge des wirklichen zwar schon hindurchleuchtet, dessen Lichtgestalt aber eine Form ist, nach der wir alle nur strebend uns bemühen, die wir im Leben niemals erreichen dürfen, und in der endlich auch der wahre Philint in allem, was unsere schönste Menschheit bildet, mit dem wahren Alcest eins wäre:

Je sais que vous parlez, monsieur, le mieux du monde;
En beaux raisonnements vous abondez toujours:
Je n'ai point sur ma langue un assez grand empire . . .
De ce que je dirais je ne répondrais pas,
Et je me jetterais cent choses sur les bras.

Er habe nicht Herrschaft über sich selbst genug. Mit diesem Eingeständnis dürfen wir zufrieden sein. Das eigensinnige, selbstsüchtige, in Vorurteilen befangene Herz springe ihm jeden Augenblick über die Zunge! Wir wissen, was ihn frei machen mufs. Mag er am Schlusse wieder vor den Menschen in die Einsamkeit entfliehen wollen; er behauptet nicht das letzte Wort, sondern Philint. Der hält an ihm unerschütterlich fest, wie Eliante. Ihr Plan, ihn zu retten, mufs gelingen. Hat er nicht eben erst in seinem Glückwunsch an beide, in der Verzeihung, die er bei Eliante sucht, gezeigt, dafs der Nebel zerreifst? Was Licht und Freiheit bringen wird, er besitzt es schon hier, ein menschliches Herz.

Darmstadt. Dr. Ludwig Schäffer.

Vergleich zwischen der Rhetorik
im altfranzösischen
Rolandslied und in Karls Pilgerfahrt.

Von
Dr. Ernst Johannes Groth.

Sprachliche und kulturhistorische Untersuchungen haben für die Entstehungszeit des altfranzösischen Rolandsliedes mit ziemlicher Sicherheit den Ausgang des 11. Jahrhunderts ergeben. Über das Datum der Pilgerfahrt herrscht noch keine einheitliche Ansicht. Koschwitz gelangt nach einer eingehenden sprachlichen Prüfung des Gedichtes zu dem Resultat,* dafs dieses dem Ende des 11. Jahrhunderts angehören mufs und „zwar der Zeit, wo der Einflufs der Kreuzzüge und der ihnen vorangehenden Gärungen sich noch nicht geltend machte“. Gaston Paris untersucht das Epos vom historischen und litterarischen Standpunkte und bekennt sich in seinen Ergebnissen zu Koschwitz' Ansicht.** Gegen diese Alterserklärung haben sich Suchier*** und Stengel† ausgesprochen; letzterer möchte das Gedicht nicht über die Mitte des 12. Jahrhunderts hinaufgerückt sehen. Beide Ansichten stehen sich momentan gegenüber und jede scheint auf unabweisbare Kriterien gegründet zu sein.

Schon Koschwitz und Gaston Paris haben in ihren Diskussionen auf den Stil der Pilgerfahrt und auf die Wichtigkeit hingewiesen, welche eine Untersuchung derselben für die Altersbestimmung unseres

---

* Vergl. Romanische Studien II, p. 60. Auch Koschwitz, Überlieferung und Sprache der chanson du voyage de Charlemagne, Heilbronn 1876, p. 20; und Vorwort zur Ausgabe p. 13.

** Vergl. Romania 1880, p. 1 fg. Tout se réunit donc pour nous faire regarder notre poème comme composé au XIe siècle, avant les croisades, et ces conclusions, je l'ai dit, sont absolument confirmées par l'examen philologique auquel l'a soumis M. Koschwitz.

*** Zeitschrift f. roman. Phil. IV, 23.

† Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1881, VIII, 286.

Gedichtes haben würde; beide geben eine allgemeine Charakteristik der rhetorischen Physiognomie und glauben in der auffallenden Altertümlichkeit derselben ein schwerwiegendes Moment für ihre Meinung gefunden zu haben.*

Wir wollen in folgender Abhandlung die Rhetorik der Pilgerfahrt eingehender prüfen und durch eine Vergleichung mit der Sprache im Rolandsliede einen Beitrag zur Lösung der Streitfrage zu liefern versuchen.

Vorher müssen wir uns aber klar werden, in welcher Bedeutung und in welchem Umfange wir von der poetischen Rhetorik und allen ihren künstlerischen Mitteln in jenen aus dem Volksgeiste hervorgegangenen Dichtungen überhaupt reden dürfen. Wenn Léon Gautier** im Hinblick auf die altfranzösischen Volksepen erklärt: „Le style de nos chansons de geste, c'est le style d'une nation", so hat er damit den Charakter der Rhetorik in den altfranzösischen Volksepen ziemlich treffend bezeichnet. Die Sprache des Sängers war die Sprache seiner Hörer, sie enthielt nicht Bildungen, die aus einer von Reflexion und Absicht getragenen bewufsten Kunstthätigkeit hervorgegangen und deshalb über dem allgemeinen Sprachgebrauche erhaben waren, sondern Wendungen und Ausdrucksformen, die als Produkte der selbstschöpferischen Kraft des Sprachgenius dem Volke im Verkehr zum Usus geworden waren. Jene von der Sprachkunst erzeugten Gebilde sind der individuelle Besitz des Kunstdichters, diese vom Sprachgenius geschaffenen rhetorischen Ausdrucksformen sind das inkarnierte Gemeingut der Nation; jene individuellen Formen charakterisieren die alt-

* Rom Stud. II, 42. „Der Stil des Charlemagne ist noch ganz altertümlich, einfach und bestimmt; die Sprache versteht noch nicht, Perioden zu bauen; die Sätze folgen koordiniert aufeinander, sind kurz und ungehemmt durch müfsige Beiwörter. Nirgends begegnet man jenen Flickwörtern und eintönigen Formeln, die sich in der Sprache der späteren epischen Dichtungen so breit machen. Die Erzählung schreitet rasch und lebhaft vorwärts. Man findet nichts von der Vorliebe für umfangreiche und detaillierte Schilderungen und Ausmalungen, die selbst in den besten Dichtungen des 13. Jahrhunderts wahrnehmbar ist."

Und Gaston Paris sagt Romania 1880, p. 48: „Le style au sens purement littéraire est peut-être de tous les arguments que j'ai réunis celui qui est le plus convaincant. Il frappe irresistiblement par son caractère archaïque tout lecteur habitué à notre ancienne langue: il présente au plus haut degré cette élégance concise, même elliptique, cette allure saccadée, cette absence de transition et en même temps cette extrême précision des termes et ce réalisme dans le détail qui donnent tant de grâce et d'originalité aux monuments les plus anciens de notre poésie nationale."

** Vergl. Épopées françaises, Paris 1880, I, 494.

französische Kunstdichtung; diese inkarnierten die Volksdichtung und damit auch unsere beiden Epen.*

Man pflegt die rhetorischen Ausdrucksformen in zwei grofse Gruppen zu teilen; die einen beziehen sich auf den Sinn eines einzigen Wortes und heifsen Tropen, die anderen bestehen entweder in der eigentümlichen Gestaltung und Verbindung der Wörter oder in einer charakteristischen Form des Gedankens und heifsen in Beziehung hierauf Wort- resp. Sinnfiguren. In der Gruppe der Tropen werden gewöhnlich drei Gebiete unterschieden, das der Synekdoche, das der Metonymie und das der Metapher; allein man mufs eingestehen, dafs diese Gebiete keine scharf gezogenen Grenzen besitzen und dafs auch noch heute Quintilians Worte gelten: „tropus — circa quem explicabilis et grammaticis inter ipsos et philosophis pugna est, quæ sint genera, quæ species, qui numerus, quis cuique subjiciatur“ (Institut. VIII, 6. 1). Aber es liegt etwas Wahres darin, wenn Gerber in seinem interessanten und geistvollen Werke „Die Sprache als Kunst“** die Synekdoche als den einfachen Tropus auf die sinnliche Anschauung zurückführt; wenn er die Metonymie auf die Reflexion und die Metapher auf die Einbildungskraft basiert, eine Behauptung, die vollkommen zutrifft, sobald wir z. B. als Synekdoche das pars pro toto, als Metonymie die Vertauschung von Ursache und Wirkung, als Metapher einen verkürzten Vergleich annehmen. Es ist klar, dafs eine Volkspoesie, wie die altfranzösische, der es weniger auf poetische Ausführungen einer tiefen Reflexion, weniger auf den Schwung einer bilderreichen Phantasie ankommt als vielmehr auf eine anschauliche und, wo es nötig ist, nachdrückliche und wirkungsvolle Darstellung des Stoffes, dafs diese Volkspoesie besonders den Tropus der Veranschaulichung, d. i. die Synekdoche gebrauchen wird, während die Metonymie und die Metapher wegen ihrer höheren Ansprüche an die geistige Thätigkeit der Hörer wenig oder gar keine Verwendung finden können. Ein entsprechendes Verhältnis tritt uns in dem Gebrauche der Redefiguren entgegen. Die Redefigur soll Abwechselung und Lebendigkeit, Nachdruck und Span-

* Ein Dichter wie Crestiens de Troies stand mit seiner Diktion noch zu sehr auf volkstümlichem Boden, als dafs er alle Erzeugnisse desselben durch rhetorische Neuschöpfungen hätte verdrängen können; aber schon bei Alain Chartier bricht ein gewisses Streben nach selbständigen originellen Ausdrucksformen überall hervor.

Vergl. Grosse, der Stil Crestiens v. Troies, Franz. Stud. I, 2.
Hannappel, Die Poetik Alain Chartiers, Franz. Stud. I, 3.

** Bromberg, 1871—74. II, 1, p. 22.

nung in den oft trägen und schleppenden Gang der Erzählung bringen. Aber auch hier wird bei den Volksepen wieder diejenige Gruppe das Übergewicht haben müssen, deren Wesen nicht in der musikalischen Verschönerung liegt (Wortfiguren), sondern auf der eigentümlichen packenden Gestaltung des Gedankens beruht (Sinn- oder Satzfiguren).

Demnach können wir schon jetzt a priori schliefsen, und die nachfolgende Untersuchung wird den Schlufs rechtfertigen, dafs die beiden Brennpunkte in der Rhetorik der altfranzösischen Volksdichtung einerseits von der Synekdoche, andererseits von der Sinnfigur gebildet werden. Dagegen läfst sich von der altfranzösischen — wie von jeder — Kunstdichtung behaupten, dafs hier als die hauptsächlichsten Träger der poetischen Rhetorik der Tropus der Metapher und die auf Rhythmus und Wohlklang ruhenden Wortfiguren hervortreten müssen.

Diese allgemeine Erörterung mufste unserer Abhandlung vorausgeschickt werden, damit wir einen einigermafsen sicheren Standpunkt für die Beurteilung unserer beiden Volksepen gewönnen. Inhaltlich sind beide, das Rolandslied und Karls Pilgerfahrt, sehr verschieden; jenes stellt eine lange Reihe heifser Kämpfe und kriegerischer Anschläge dar, diese bietet das Gemälde eines friedlichen Unternehmens; dort sehen wir bepanzerte fanatische Streiter auf schnaubenden Rossen, hier sorglos wallende Pilger auf sanften Maultieren; dort blutige Schlachtfelder und schauerliche Landstriche, hier lachende Fluren, Lustgärten und Zauberschlösser; dort schwebt als Hintergrund ein düsterer verschlossener Ernst ohne Liebe und irdische Freude, hier naiver Humor, abenteuerlicher Sinn und Freude an Liebe und Wein. Es liegt auf der Hand, dafs bei dieser Verschiedenheit des Inhalts auch der Stil in unseren beiden Epen keine allzu reiche Fundgrube für eine Vergleichung bieten wird. Dennoch werden in folgender Aufstellung manche charakteristischen Übereinstimmungen hervortreten, die für unsere Zwecke verwertbar sind.

I. Die Tropen im Rolandslied und in Karls Pilgerfahrt.

Wenn die Metapher auf einer Vertauschung von Vorstellungen beruht, die sich in verschiedenen Begriffssphären befinden, aber im Verhältnis der Ähnlichkeit zueinander stehen, so geschieht bei der Metonymie und der Synekdoche die Übertragung in derselben Sphäre und zwar bei ersterer im Gebiet der Ursache und Wirkung, des Wesens und der Eigenschaften u. s. w., bei der Synekdoche dagegen im Ge-

biete des Konkreten und Abstrakten, des Ganzen und der Teile, der Überschätzung (Hyperbel) und der Unterschätzung (Litotes).

Das System, nach welchem wir die Synekdoche zu behandeln haben, würde demnach folgende Gestalt zeigen:

1) Die Übertragung findet statt in der Sphäre der Thatsächlichkeit.
   a. Concretum pro abstracto.
   b. Pars pro toto.
   c. Enallage numeri — statt einer Unbestimmtheit wird eine Gröfse gesetzt.
2) In der Sphäre der Unwahrscheinlichkeit.
   a. Hyperbel.
   b. Litotes.

1) Synekdoche in der Sphäre der Thatsächlichkeit.

a. Concretum pro abstracto.

Statt „murir“ finden wir konkrete Umschreibungen:

Roland bietet „perdre le chief“ — Pilgerfahrt gebraucht „perdre la teste“.*

R. 44 Asez est mielz qu'il perdent les chiefs.
Que nus perduns l'honur ne la deintiet.

R. 482 Par jugement iloec perdrez le chief. Doch findet sich auch einmal „perdre la teste“.

R. 3289 Desur le buc la teste perdre en deit.

P. 55 Uncor cuit k'en perdrez la teste sur le buc.

P. 489 Demain perde la teste, par cuvent (jo) l'otrei.

Das Wort „chief“ scheint edler gewesen zu sein als „teste“, wenigstens sprechen beide Dichter nur von „chief“ de Charlemagne:

R. 214 Li emperere en tint sun chief enbrunc.

P. 20 . . . . les corunes as chies.

R. 1371 Tute la teste li ad par mi sevrée.

R. 1904 Puis prent la teste de Jurfaleu le blund.

R. 57 De nos ostages ferat trenchier les testes.

P. 25 Trencherai vus la teste od m'espee d'acier.

P. 647 Trencherai vus les testes od ma' spee furbie.

---

* Perdre la tête wird heute nur familiär für „enthauptet werden“ gebraucht; der Ausdruck findet jetzt gewöhnlich figürlich Anwendung und heifst dann „in Verwirrung geraten“. Man umschreibt „mourir“ mit „perdre la vie“, wie auch schon
R. 1408 Puis en perdit e sa vie e ses membres.

P. 689 Trencherai lui la teste a ma' spee furbie. „Trenchier“ wird auch durch „colper“ ersetzt.

P. 42 U jo vus ferei ja cele teste colper.

Im Rolandsliede finden wir für „murir“ auch noch folgende Umschreibungen:

R. 1419 Voeillet u nun, tut i laisset sun tens.

R. 1560 Morz est li cuens, de sun tens n'i ad plus.

R. 3723 Alde la bele est à sa fin alée.

b. Pars pro toto.

Der Ausdruck „suz ciel“ wird als Bezeichnung für „die ganze Welt“ gebraucht.

R. 1782 Suz ciel n'ad gent l'osast requerre en champ.

R. 2904 Suz ciel ne cuid aveir ami un sul.

R. 1215 Suz ciel nen at plus encrisme felun.

P. 9 Dame, veistes unkes rei nul de desuz ciel.

P. 512 Ke barnage si grant n'at nuls reis (de)suz ciel.

P. 169 Durrai vus tels reliques, meillurs nen at suz ciel.

Im Rolandslied finden wir die Person oft durch „cors“ bezeichnet:

R. 892 Jo cunduirai mun cors en Rencesvals.

R. 901 En Rencesvals irai mun cors guier.

Eine andere Umschreibung für „gehen“ finden wir:

R. 260 Ne vus ne il n'i porterez les piez.*

c. Enallage numeri.

1) Statt einer unbestimmten Zahl wird eine bestimmte gesetzt:

R. 13 Envirun lui ad plus de vint milie humes.

R. 700 Parmi cel host funt mil grailles suner.**

R. 2090 En la grant presse mil colps i fiert e plus.

R. 1417 Moerent paien a millierz et a cenz.

Und ähnlich R. 410, 524, 664, 1004.

P. 634 E mandet de ses humes en avant de cent milie.

Beide Dichter scheinen eine gewisse Vorliebe für die Zahl „sieben“ zu haben:

R. 2 Set ans tuz pleins ad ested en Espaigne.

R. 31 Set cenz cameilz e mil hosturs muiers.***

* Vergl. die Redensart im Neufranz. „Porter le pied en avant“.
** Vergl. „Sonner du grêle“, den höchsten Ton angeben.
*** Ein dreijähriger Habicht heifst heute „Autour de trois mues.“

P. 73 Set cenz cameilz merrez d'or e d'argent trussez
Pur set anz en la tere ester u demurer.

P. 193 Iloec jiut uns cuntraiz-set ans out ne se mut.

P. 310 E dist Hugue li Forz: „Bien at set anz e mielz.

P. 325 Set ans i purrat estre, ne serat remoue.

P. 336 Set milie chevaliers i troverent seanz.

2) Ein Raum wird durch eine bestimmte Länge bezeichnet, gewöhnlich dient die Lanze als Mafs:

P. 464 Tresqu'il seit pleine hanste de tere desterez.

R. 1204 Pleine sa hanste del cheval l'abat mort.

R. 1250 Pleine sa hanste l'abat mort el chemin.

Diese Raumbestimmung „pleine sa hanste“ ist im Rolandsliede häufig; vergl. R. 1229, 1273, 1287, 1295, 1534 u. s. w.

Auch Finger und Hand werden als Mafs verwendet:

R. 444 Quant le vit Guenes, mist la main à l'espée
Cuntre dous deie l'ad del fuerre getée.*

R. 3606 Prent de la carn grant pleine palme e plus.

Der Raum wird durch die Weite eines Wurfes angedeutet:

R. 2265 Plus qu'arbaleste ne poet traire un quarrel**
Devers Espaigne en vait en un guaret.

R. 2868 Plus qu'hum ne poet un bastuncel jeter,
Devant les altres est en un pui muntez.

R. 3323 Plus qu'hum ne lancet une verge pelée
Baliganz ad ses cumpaignes passées.

In der Pilgerfahrt finden wir derartige Umschreibungen nicht.

3) Der Begriff der Schnelligkeit wird durch einen Vergleich versinnlicht; gewöhnlich dient der Flug eines Vogels, z. B. eines Falken oder Sperbers als Mafs.

R. 1529 Plus est isnels que nen est uns falcuns.

R. 1492 Plus est isnels qu'espreviers ne arunde.

R. 1573 Plus est isnels que n'est oisels qui volet.***

Die Schnelligkeit eines Menschen wird mit der eines Pferdes verglichen:

R. 890 Plus curt à piet que ne fait uns chevals.

Mit diesen Beispielen, in denen eine Bezeichnung durch einen

---

* Vergl. im Neufranz. „être à deux doigts de la mort“.
** Vergl. das moderne „à une portée de fusil“.
*** Vergl. das moderne „vite comme un oiseau“.

Vergleich ausgedrückt wird, haben wir die Grenze der Synekdoche überschritten und uns bereits in das Gebiet der Satzfigur begeben; an dieser Stelle sollen noch andere Vergleiche angeführt werden, die auf dem Begriffe der Synekdoche basieren. Andererseits erkennen wir in den angeführten Vergleichen schon eine nahe Berührung mit dem Tropus der Hyperbel, der als totum pro parte auch in das Gebiet der Synekdoche gehört.

2) Synekdoche in der Sphäre der Unwahrscheinlichkeit.

a. Hyperbel.

Die Hyperbel findet als rhetorisches Mittel besonders im Rolandsliede die denkbar gröfste Verwendung. Der Dichter oder Sänger will auf die Gemüter einwirken, er will Bewunderung und Staunen, Furcht und Entsetzen erregen, und dazu bietet ihm allerdings vor einem wenig gebildeten Volke die Hyperbel den leichtesten und sichersten Weg. Sie durchzieht darum auch das ganze Gedicht von Anfang bis zu Ende in geringer Abwechselung der Form, aber immer gewichtig und tonangebend, und man könnte sie daher auch den Grundbafs dieser altfranzösischen Volksdichtung nennen. Der Dichter der Pilgerfahrt findet in seinem ganzen Stoffe weniger Gelegenheit zu einem häufigen Gebrauch dieses Tropus, und wo der Sänger des Rolandsliedes sich in hyperbolischen Ausdrucksweisen bewegt, begnügt sich unser Dichter mit emphatischen Redewendungen. Aus dieser stilistischen Verschiedenheit kann man wohl mit Recht den Schlufs ziehen, dafs der Verfasser der Pilgerfahrt einen höheren Grad dichterischer Begabung besessen als der Dichter des Rolandsliedes.*

Im Rolandsliede finden wir statt eines Zeitraumes oft das ganze Leben gesetzt:

R. 212 Metez le siege à tute vostre vie.
R. 284 Ne l'amerai à trestut mun vivant.
R. 595 N'avrez mais guerre en tute vostre vie.

Der Wert einer Sache wird durch eine Hyperbel angegeben:

R. 457 Jo ne lerreie pur tut l'or que Deus fist.
R. 1636 Plus aimet il traïsun e murdrie,
Qu'il ne fesist trestut l'or de Galice.

* Du Marsais sagt in seinem Buch „Des tropes“, Paris 1775, p. 150: „cette figure (l'hyperbole) est la ressource des petits esprits qui écrivent pour le bas peuple.“ Vergl. Koschwitz, Rom. Stud. II, p. 42.

R. 639 Els valent mielz que tuz l'aveirs de Rume.

Oft ist die Hyperbel in einen Vergleich gekleidet:

R. 1111 Plus se fait fiers que leuns ne leuparz.

R. 1888 Pur ço sunt Franc si fier cum leun.

R. 3153 La hanste fut grosse cum uns tinels.

Hier bietet uns auch die Pilgerfahrt einige charakteristische Beispiele:

P. 372 Alsi le fait turner cum arbre de mulin.

P. 537 Ke n'en chieent les mailles ensement cum festuz.*

P. 575 N'en i remaindrat ja pesant un escaluigne.

Weifs der Sänger keinen Vergleich, so hilft er sich auf andere Weise, z. B.:

R. 1034 Sul les eschieles ne poet li acunter
Tant en i ad que mensure n'en set.

R. 2339 Plus en abat que jo ne vus sai dire.

Der Dichter der Pilgerfahrt kennt dieses rhetorische Mittel auch:

P. 212 E maintes bones herbes que jo ne vus sai dire.

P. 860 Que vus en ai jo mais lunc plait a (a)cunter.

P. 321 Tant i at de fin or ke jo n'en sai mesure.

In einem Falle mufs der Vergleich mit dem Paradiese den geschilderten Gegenstand hervorheben:

P. 376 Ço'st avis, ki l'asculte, k'il seit en parais.

Oder die Menge wird dem Hörer durch einen landläufigen Vergleich versinnlicht:

P. 426 E oreilliers velus e linçoels de cendal
Al menur (unt) a traire vint boef et quatre car.

Seltsam ist im Rolandslied folgender Tropus:

R. 3236 Carles de France chevalchet come fols.

Von der Weifse des Bartes oder der Hautfarbe pflegen beide Dichter zu sagen:

blanche cume flur en estet, oder en avrill.

R. 3503 Blanche ad la barbe cum flur en avrill.

P. 403 E out la carn tant blanche cume flur en estet.

Ähnliche Beispiele finden sich R. 3521, 3319, 3162, 3173 u. s. w.

Andere Vergleiche, bei denen der Charakter einer Hyperbel zurücktritt, siehe unter Satzfiguren. Wir fügen diesem Tropus die man-

---

* Eine ähnliche Verwendung des Wortes „fétu“ treffen wir in der modernen Redensart: „Cela ne vaut pas, je n'en donnerais pas un fétu.“

nigfachen emphatischen Redewendungen hinzu, in denen das Beschriebene als einzig und als unübertreffbar bezeichnet wird. Gewöhnlich werden derartige Ausdrucksformen mit „jamais n'iert" oder „unches nuls hum" eingeleitet:

R. 376 Jamais n'iert hum qui encuntre lui vaille.
R. 653 Jamais n'iert anz altretel ne vus face.
Ähnlich R. 1733, 1873, 1984, 2023, 2254, 2311 u. s. w.
P. 57 Ja n'en prendrai mais fin treske l'avrai vent.
P. 463 N'en iert mais receuz par nul hume carnel.
Ähnlich P. 236, 801, 842.
R. 1638 Unches nuls hum ne l'vit juer ne rire.
R. 3322 Unques nuls hum ne vit tel ajustée.
Ähnlich R. 629, 1563, 1850, 2888, 3531.
P. 577 Unc de si dure carn n'oi parler sur hume.
P. 149 Unkes mais n'osat hoem en cest mustier entrer.
P. 508 Veez cele pelote, unc graignur ne vi mais.
Ähnlich P. 138, 625, 324, 195.
Andere Wendungen emphatischer Natur finden wir
R. 620 Tenez m'espee, meillur n'en at nuls hum.
R. 775, 1632, 1664, 1674 u. s. w.
P. 169 Durrai vus tels reliques, meillurs nen at suz ciel.

Auf die Verwendung der Hyperbel bei Schilderungen der Körperkraft, der Kämpfe u. s. w. kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden, wir verweisen auf den Abschnitt der Satzfiguren.

b. Litotes.

Lag es in dem Wesen der Hyperbel, den Ausdruck eines Gedankens in ein möglichst weites und aufgebauschtes Gewand zu kleiden, so wirkt die Litotes als rhetorisches Effektmittel dadurch, dafs sie den Inhalt eines Begriffes so unbedeutend und nichtssagend wie möglich darstellt. In der Litotes finden wir den ersten Schritt, den die altfranzösische Volkspoesie aus dem Gebiete des finsteren Ernstes in die heitere Sphäre des Humors unternimmt. Doch kann sich der Sänger des Rolandsliedes nicht mehr zu dem naiven Humor emporschwingen, den wir in der Pilgerfahrt unverkennbar hervortreten sehen.* Im Rolandslied hat jeder komische Zug ein gut Teil bitterer Ironie. Z. B.:

R. 1268 L'anme de lui en portet Satanas. Aoi.

* Vergl. Koschwitz, Rom. Stud. II, p. 42.

R. 2589 E Tervagan tolent sun escarbuncle,
E Mahumet enz en un fosset butent,
E porc e chien le mordent e defulent.

Siehe auch die komischen Vergleiche R. 3221 fg. und R. 3526 fg.

Bei der Wertschätzung finden wir in beiden Gedichten zwei Wörter als Mafsstab angewandt: „denier“ und „guant“.

P. 842 Ja n'en prendrai del vostre un denier muneet.
R. 1262 Sis bons escuz un denier ne li valt.
R. 1666 Enprès sun colp ne cuid qu'un denier vaillet.
R. 1960 Ne à muillier ne à dame qu'as veud
N'en vanteras et regne dunt tu fus
Vaillant denier que m'i aies tolut.
R. 18 En la bataille deit estre forz e fiers,
U altrement ne valt iiii deniers.

Vergl. R. 3338 u. 3435.*

P. 363 La sue manantise ne priset mie un gant.
R. 3189 Trestuz les altres ne pris jo mie un guant.

Oft wird durch eine Litotes der Sinn eines Satzes geändert und durch eine scheinbar schwache Ausdrucksweise ein rhetorischer Effekt erzielt.

Z. B. wird ein unaussprechlicher Hafs ausgedrückt in

P. 492 En trestute sa vie mais ne vus amereit.
R. 327 E dit al cunte: „Jo ne vus aim nient.“
R. 1624 Li arcevesques ne l'amerat ja mie.

Eine andere Litotes findet sich

P. 282 Chevalchet l'emperere, ne se vait atarjant.
P. 703 Nule rien qu'il demandent ne lur atarget mie.
R. 1415 Li XII. per ne s'en targent nient.
R. 1345 E Oliviers de ferir ne se target.

Metonymie.

Dieser Tropus, dessen Wesen in der Vertauschung von Bezeichnungen auf dem Gebiete der Ursache und Wirkung, des Stoffes und der daraus gefertigten Gegenstände u. s. w. beruht, findet, wie wir schon bemerkten, in unseren Gedichten eine sehr geringe Verwendung. Hin und wieder sind im Rolandsliede einige Beispiele zu bemerken.

* Vergl. Molière, Tartuffe I, 1:
Et dont l'habit entier valait bien six deniers.

Statt der Waffe wird das Material derselben „acier“ oder „fer“ gebraucht.

R. 1079 De Durendal verrez l'acier sanglent.

R. 1507 Tient Halteclere, sanglenz en est l'aciers.

R. 1953 Tient Halteclere, dunt li aciers fut bruns.

R. 1497 Empeint le bien, tut le fer li mist ultre.

R. 1539 El cors li met e le fer e le fust.

R. 1362 Fers e aciers i deit aveir valur.

Statt der Würde wird das Symbol genannt, „le bastun e le guant“ oder „curune“:

R. 246 Livrez m'en ore le guant e le bastun.

R. 268 Dunez m'en, sire, le bastun e le guant.

R. 281 Si recevez le bastun e le guant.

R. 929 Carles le vielz avrat e doel e hunte
Jamais en teste ne porterat curune.

R. 3236 Jamais n'avrat el chief corune d'or.

An das Gebiet der Metapher streifen folgende metonymische Umschreibungen:

R. 1400 Tut bon Franceis y perdent lur juvente.

R. 1419 Voeillet u nun, tut i laisset sun tens.

R. 1476 Pramis nus est, fin prendrum aïtant,
Ultre cest jurn ne serum plus vivant.

R. 298 Guardez le bien, ja ne l' verrai des oelz.

Ähnliche Beispiele R. 1560, 1867, 2010, 2291, 2396, 2940, 3723. Sie alle geben eine euphemistische Umschreibung für „murir“; der Tod spielt im Rolandsliede eine grofse Rolle, und der Sänger würde bald langweilig werden, wenn er von ihm nicht in verschiedenen und abwechselnden Ausdrucksweisen reden wollte. In der Pilgerfahrt tritt uns der Tropus der Metonymie nicht entgegen.

Metapher.

Die Metapher, als die reizendste Tochter der Phantasie, kann nur dann fröhlich erblühen und gedeihen, wenn sich der Gedanke mit künstlerischer Freiheit aus einer Begriffssphäre in die andere zu schwingen vermag. Sie ist daher ein Hauptelement in der Rhetorik der Kunstdichtung. Unsere beiden Volksepen kennen die Verwendung dieses Tropus nur in sehr beschränktem Mafse. Der Gedanke wagt sich noch nicht von seinem zu formenden Stoffe weg; er hat mit seiner

Aufgabe, alles so klar und nachdrücklich wie möglich darzustellen, über und über genug zu thun. Aus Grosses erwähnter Abhandlung erkennen wir, dafs der gröfste Teil der Metaphern in der altfranzösischen Kunstpoesie auf den Ausdrucksformen im Ritter- und Liebesleben beruht. Diese beiden Welten sind aber in ihrem vollen poetischen Glanze unseren Gedichten vollständig unbekannt. Verrat und Treue, Feigheit und Rache, Roheit und Frömmigkeit — das sind die Extreme, zwischen denen sich in unseren beiden Epen das ganze Seelenleben der handelnden Personen bewegt. Das Weib, in der altfranzösischen Kunstpoesie der Mittelpunkt aller Wünsche und Hoffnungen, aller Freuden und Schmerzen, spielt in unseren beiden Gedichten eine ziemlich traurige Rolle. Rolands Gesinnung hinsichtlich seiner Verlobten, der schönen Alda, ist nicht ritterlich zu nennen, aber noch viel weniger die Art und Weise, in welcher Karl der Grofse seine Gemahlin und Olivier die Tochter des Königs Hugon behandelt.

Die Metapher vereinigt bekanntlich zwei ähnliche Vorstellungen verschiedener Begriffsgebiete zu einer Ausdrucksform; werden beide Vorstellungen durch eine Vergleichungspartikel zusammengestellt, so entsteht die Vergleichung, die zu den Sinnfiguren gehört und auch an jener Stelle behandelt werden soll. Dagegen werden wir diesem Abschnitt den Tropus der Allegorie zuweisen, da letztere ja nichts ist als eine konsequent durchgeführte Metapher, die den eigentlichen verglichenen Gegenstand verschweigt.

Die aus dem Handelsleben stammenden Ausdrücke faire marchet, vendre, cumperer werden metaphorisch für „verraten", „sterben" u. s. w. gesetzt.

P. 24 Se vus m'avez mentit, vus le cumperrez chier.
R. 449 Ainz vus avrunt li meillur cumperée.
R. 1592 Qui que l'cumpert, venut en sunt ensemble.
R. 1150 Li reis Marsilies de nus ad fait marchiet,*
Mais as espiées l'estuvrat eslegier.
R. 1406 Malvais servise le jur li rendit Guenes,
Qu'en Sarraguce sa maisniée alat vendre.
R. 1590 Tel as ocis que mult chier te cuid vendre.

Eine Metapher tritt auch dann ein, wenn Verba wie reflamber,

---

* Diese Redensart hat sich noch heute erhalten in: „Faire le marché d'autrui", für andere arbeiten.

ardre, enluminer gebraucht werden, um den Glanz der Rüstung und der Edelsteine zu bezeichnen.

P. 301 Vit le palie tendut e l'or reflambier.
P. 423 Une escarbuncle i luist e cler reflambeiat.
P. 442 Li (es)carbuncles art, bien i poet hoem veir.
P. 161 Qui porterai en France qu'en voil enluminer.
R. 1003 N'unt guarnement que tut ne reflambet.
R. 1808 Cuntre soleil reluisent cil adub,
Osberc e helme i getent grant flambur.
R. 3616 L'helme li fraint, u les gemmes reflambent.
R. 1662 Esterminals e carbuncles qui ardent.
R. 535 De tel barnage l'ad Deus enluminet.
R. 1042 Helmes laciez e blancs osbercs vestuz,
Dreites cez hanstes, luisent cil espiet brun.

Wir haben schon bei der Synekdoche gesehen, dafs beide Dichter, um die weifse Farbe des Bartes oder der Haut zu bezeichnen, den Vergleich mit dem Worte „flur" herbeiziehen. Dieses Wort gebraucht auch das Rolandslied, um den Held Roland und seine tapfere Schar rühmend hervorzuheben:

R. 2455 La flur de France as perdut, ço set Deus.
R. 2431 De France dulce m'unt tolue la flur.

Roland wird auch „le destre bras" von Karl dem Grofsen genannt:

R. 596 Qui purreit faire que Rollanz i fust morz,
Dunc perdreit Charles le destre braz del cors.
R. 1194 Encoi perdrat France dulce sun los,
Charles li magnes le destre braz del cors.

Die Metapher l'onur del camp wird einmal anstatt „victorie" gebraucht.

R. 922 Se lui servez, l'onur del camp avrumes.

Der Tropus der Metapher ist also, wie wir aus den geringen Beispielen ersehen, als rhetorisches Effektmittel unseren beiden Dichtungen noch ziemlich unbekannt.

Allegorie.

Die Allegorie ist, wie wir schon erwähnt haben, eine konsequent durchgeführte Metapher, in welcher der verglichene Gegenstand verschwiegen wird. Die Pilgerfahrt bietet uns kein Beispiel; dagegen finden wir die Allegorie als Visionen in den Träumen Karls des Grofsen: siehe Tirade 57—58 und 187—188. Was der Dichter mit der

Allegorie in diesen Träumen sagen will, ist nicht schwer zu erraten. Dem Traum als Motiv zu Unternehmungen legt auch der Dichter der Pilgerfahrt eine grofse Bedeutung bei. Karl der Grofse wird durch drei Visionen bewogen, die Fahrt nach Jerusalem zu vollführen.

P. 71 Jo l'ai treiz feiz sungiet: mei i cuvient aler.

Beiläufig sei bemerkt, dafs in diesem Gedichte die Erscheinung eines Engels dieselbe Rolle spielt wie im Rolandsliede.* Karl der Grofse wird von ihm in beiden Fällen beraten und unterstützt.

P. 672 Atant es vus un angele cui Deus i aparut!
E vint a Carlemaigne, si l'at relevet sus.

R. 2528 Li angles est tute noit à sun chief.

R. 3609 Mais Deus ne volt qu'il seit morz ne veneuz;
Sainz Gabriels est repairiez à lui.

Dieselbe Idee hat auch den Dichter der Pilgerfahrt erfüllt, wenn er die göttliche Allmacht eintreten läfst, damit seine Helden ihre „gabs“ ausführen können. Der Engel spricht:

P. 677 „Va, si fai cumencier, ja nen(i) faldrat nus.“

II. Die Figuren im Rolandslied und in der Pilgerfahrt.

Wir haben schon oben von den beiden Gruppen gesprochen, in welche das rhetorische Mittel der Redefiguren zerfällt, nämlich Wort- und Sinnfiguren. Jene beruhen auf einer wirkungsvollen Wahl der Wörter, die Sinnfiguren bestehen in einer durch den Affekt bestimmten Gestaltung des Gedankens. Jene haben zum Zwecke eine gewisse musikalische Versinnlichung, diese eine nachdrückliche packende Darstellung; jene sind aus diesem Grunde ein Hauptelement der Kunstpoesie, diese das Medium der Volksdichtung.

A. Wortfiguren.

Man kann diese Gruppe einteilen in Klangfiguren, in Figuren der Wiederholung und in Figuren der eigentümlichen Wortverbindung.

1) *Klangfiguren.*

Sie erscheinen entweder als eine durchgehende, der ganzen Dichtung angehörige rhythmische Versgliederung oder im Verse selbst als euphonische Mittel zur Steigerung des Wohllautes — Allitteration, Reim, Assonanz, Onomatopöie. Es wäre eine besondere Abhand-

* Vergl. Koschwitz, Rom. Studien II, p. 42.

lung nötig, jenen rhetorischen Faktor, der im Versbau liegt, für unsere beiden Gedichte zu untersuchen; wir gehen sogleich zu den euphonischen Sprachmitteln über.

a. Allitteration.

Becq de Fouquières bemerkt in seinem Traité général de versification française (Paris 1879, p. 221), dafs selbst in der gewöhnlichen Rede die Allitteration eine grofse Herrschaft ausübe, ohne dafs sie ihre Entstehung der Reflexion verdanke. Wir haben demnach zu unterscheiden zwischen Allitterationen, welche das Werk künstlerischer Absicht sind, und Allitterationen, welche sich zufällig bilden oder zum angeerbten Besitz der Sprache gehören. In unseren beiden altfranzösischen Volksepen werden wir nur Beispiele der letzteren Gattung zu konstatieren haben. Derartige Allitterationen, die gewöhnlich zwei sinnverwandte Wörter miteinander verbinden, lassen sich bis ins Lateinische verfolgen. Wölfflin giebt in dem „Sitzungsbericht der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, München 1881“ unter dem Titel „Über die allitterierenden Verbindungen der lateinischen Sprache“ eine Zusammenstellung derartiger Beispiele. Wir wollen untersuchen, welche von den lateinischen Allitterationen sich unseren beiden Gedichten erhalten haben:

amicitiam et amorem: P. 854 A vus ai jo turnet m'amistet m'amur.
ne pater ne parens: R. 1421 Ne reverrunt ne peres ne parenz.
dolor et damnum: R. 2983 Si li remembret del doel e del damage.
nec frangi nec fendi: R. 3604 Desur la teste li ad frait e fendut.
fortis et ferus: R. 1879 En la bataille deit estre forz e fiers.
ploratus et planctus: R. 2915 Jamais n'iert jurz que ne plur ne n'en plaigne.

Durch die Lautwandlung sind viele lateinische Allitterationen im Altfranzösischen zerstört; so wurde aus: auscultare et audire die altfranzösische Tautologie „esculter e oïr“ R. 455. Altfranzösische Allitterationen, die nicht auf klassisch-lateinische zurückgehen:

R. 164 Messe e matines ad li reis escultet.
R. 341 Puis li livrat le bastun e le brief.
R. 590 La gent de France ierst blecee e blesmie.
R. 657 Se l' pois truver à port ne à passage.
R. 1109 Par nus i iert e li colps e li caples.
R. 1339 Tient Durendal qui bien trenchiet e taillet.
R. 1559 El cors li met e le fer e le fust.

R. 2535 E fous e flambe i est apareilliez.
focus (fumus) et flamma.

P. 371 Cil l'at fait esmuveir e suef e serit, und dieselbe Allitteration P. 377, 382, 611.

P. 475 Ni remaindrat ja porte ne postiz en estant.

P. 505 — cist gas est bels e buns.

P. 536 N'iert tant forz li halbers d'acier ne blaus ne brun.

P. 835 E grues e gantes e pouns enpevrez.

Auffallend sind in der Pilgerfahrt einige Verse, in denen die Allitteration — wie in der altgermanischen Poesie — das Bindemittel des Verses zu sein scheint:

P. 78 Il la *p*rist *p*ar le *p*uin desuz un olivier,
De sa *p*leine *p*arole la *p*rist a araisnier.

P. 309 *V*us e *v*ostre barnage *v*oil *v*eer *v*olantiers.

P. 318 E *p*assent *p*ar cez *p*rez, a munt *p*ar ces cultures.

Aus der gröfseren Anzahl der im Rolandsliede vorkommenden auf lateinische Allitterationen zurückzuführenden Beispiele könnte man versucht sein, dem Rolandslied eine gröfsere Altertümlichkeit zuzuschreiben als der Pilgerfahrt; allein man darf dabei nicht vergessen, dafs jenes Gedicht fast fünfmal so lang ist wie die Pilgerfahrt, und dafs, wie wir bei der Tautologie sehen werden, gerade das Rolandslied auch eine auffallende Menge von Beispielen bietet, in denen sich die lateinische Allitteration aufgelöst hat.

b. Assonanz.

Auch hier ist an den wenigen Beispielen in unseren beiden Gedichten kaum die Absichtlichkeit der Dichter zu konstatieren; vielmehr glauben wir, dafs die anzuführenden Assonanzen zum Teil auf einigen onomatopöischen Ausdrücken beruhen. So dient der dumpfe Vokal „u“ in den Wörtern „bugler“, „suner“ vortrefflich, um den Laut des Hornes anzudeuten:

P. 358 Cil corn sunent e buglent e sunent ensement,
Cum taburs u tuneires u grant cloche ki pent.

R. 2112 Sunent li munt e respundent li val.

2) *Figuren der Wortwiederholung.*

a. Anaphora.

Um Lebendigkeit und Nachdruck in die Diktion zu schaffen, lieben beide Dichter, denselben Ausdruck in aufeinander folgenden Versen zu gebrauchen.

P. 314 Tant vus durrai aver e d'or e de deniers,*
Tant en prendrunt Franceis cum en voldrunt cargier.
R. 526 Tanz colps ad pris sur sun escut bucler,
Tanz riches reis cunduit à mendisted.
R. 1399 E tante hanste i ad fraite e sanglente,
Tant gunfanum rumput e tante enseigne,
Tant bon Franceis i perdent lur juvente.
R. 1810 E cil escut qui bien sunt peint à flurs,
E cil espiet, cil oret gunfanum.
R. 2402 U est l'arcevesques e li cuens Oliviers?
U est Gerins e sis cumpainz Gerins?
U est ducs Otes e li quens Berengiers?
P. 15 Quant il portet corune entre ses chevaliers
Quant il la met sur teste, plus belement siet.
P. 296 Si at cunduit l'arere tant adrecieement
Si fait dreite sa reie cum ligne que tient.
P. 448 Veez cum grant beltet!
Veez cum gent palais e cum fort richetet.

3) *Figuren der Wortverbindung.*

a. Asyndeton.

Diese Figur, welche darin besteht, dafs man Wörter oder ganze Sätze nebeneinander reiht, ohne sie durch Konjunktionen zu verknüpfen, erscheint nur im Rolandsliede:

R. 28 Mandez Carlun, al orguillus, al fier.
R. 1612 Trenchent ces puinz, ces costez, ces eschines,
Ces vestemenz entresque as chars vives.
R. 2420 Plurent lur fils, lur freres, lur nevulz.

b. Polysyndeton.

Diese Wortfigur besteht in der Anhäufung von Konjunktionen; sie zeigt eine häufige Verwendung in beiden Gedichten.

P. 79 N'i unt escuz ne lances ne espees tranchans.
P. 124 Vit de cleres colurs le mustier peinturet;
De martiers e de virgenes e de granz majestez,
E les curs de la lune e les festes anvels —
E les lavaires curre e les peissuns par mer.

* Vergl. R. 1148 Pris en ad or e aveir e deniers.

P. 263 Les cloches e les aigles e (les) puinz let luisanz.
P. 285 Li aisselz e les roes e li cultres aranz.
P. 410 Asez unt venaisun de cerf e de sengler
E unt grues e gantes e pouns enpevrez;
— — — — — — — — — — —
E cantent e vielent e rotent cil jugler.
R. 64 Estramarin e Eudropin sun per
E Machiner e sun uncle Mahen, . . .
Es folgen noch 5 „e".
R. 148 Dunt vus avrez u dis u quinze u vint.
R. 200 E Balaguer e Tuele e Şezilie.
R. 1312 E bels e forz, e isnels e legiers.

c. Tautologie.

Wir fanden bei der Untersuchung der Tropen, dafs unsere Dichter, um einen momentanen Effekt zu erzielen, einen sehr häufigen Gebrauch von der Hyperbel machen. Die tautologischen Verbindungen, deren wir in unseren beiden Volksepen eine beträchtliche Menge vorfinden, dienen zum Teil denselben Zwecken wie die Hyperbel, zum Teil sind es stereotype Zusammenstellungen sinnverwandter Wörter, die nur den Vers auszufüllen haben. Im letzteren Falle haben wir in den tautologischen Verbindungen oft Überbleibsel lateinischer Allitterationen anzuerkennen, die, nach Wölfflins Untersuchungen, im Altfranzösischen bald durch den Verlust eines Wortes, bald durch den Wechsel der Bedeutung, bald durch die Modifikation der einen Wortform zerstört wurden.
P. 54 M'amistet e mun gre.
P. 105 Les bois e les forez.
P. 106 Le puiz e les muntaignes.
P. 425 De cuivre e de metal.
P. 650 Del vin e del claret.
R. 60 Les mals e les sufraites.
R. 1633 males e mult granz felonies.
R. 2926 mes peines e sufraites.
R. 1761 par peine e par ahans.
R. 21 de mort e de hunte.
R. 3772 à mort e à dulur.
R. 3778 de mort e de calenge.
R. 39 par honur e par bien.

R. 45 l'honur e la deintiet.
R. 533 d'onur e de bontet.
R. 55 paroles ne nuveles.
R. 904 à doel e à viltet.
R. 2206 li doels e la pitiet.
R. 2301 par doel e par rancune.
R. 3628 à joie e ȧ baldur.
R. 3944 à joie e à barnage.

Bei weitem die Mehrzahl dieser Verbindungen steht am Ende der betreffenden Verse, ein Zeichen, dafs sie mehr oder weniger zur Ausfüllung der Verse dienen. Auch Zusammenstellungen von Verben und Adjektiven oft tautologischer Art haben zum gröfsten Teile diesen Zweck.

P. 171 posez e culchiez.
P. 240 guarnit e trusset.
P. 245 cunduit e guiet.
P. 381 Tailliees e confites.
P. 385 turn(ei)er e fremir.
P. 423 luist e cler reflambeiat.
P. 625 gabet e escarnit.
R. 532 preisier e loer.
R. 590 blecée e blesmie.
R. 722 trussée e brandie.
R. 2079 rumput e desmailliet.
R. 3529 rumpent e partissent.
R. 2100 tressuet e mult chalt.
R. 2180 querre e entercier.
R. 3381 n'en plurt e ne suspirt.
R. 2517 n'en plurt e ne s'desment.
R. 2575 se pasmet e anguisset.
R. 2588 le batent e defruisent.
R. 2591 le mordent e defulent.
R. 2889 trester e defenir.
R. 3475 fierent e caplent; ebenso R. 1681.
R. 3998 reclaiment e crient.
P. 109 bels e clers, vergl. P. 402.
R. 445 bele e clere.
P. 505 bels e buns.
R. 1312 bels e forz, vergl. R. 2278.

R. 2344 bele e saintisme.
P. 755 bel e gentil.
P. 6 al plus bel e al mielz.
P. 89 forz e amblanz.
P. 455 forz e membrez.
R. 1460 fort e adurée, vergl. R. 3321.
R. 1879 forz e fiers.
P. 92 doluruse e plurant.
R. 3403 dulurus e pesme.
P. 28 si pruz ni si bons.
R. 576 li pruz e li curteis.
R. 1320 merveilluse e cumune.
R. 1412 merveilluse e pesant.
R. 1610 merveilluse e hastive.
R. 1620 merveilluse e grant.
R. 2919 merveilluses e pesmes.
R. 999 blancs e blois e vermeilz.
R. 1800 blancs e vermeilz e blois.
R. 2550 orguillus e fiers.
R. 3966 orguillus e eurant.
P. 596 grande e profunde.
R. 1799 granz e fors.
P. 613 isnels e (a)ates.
R. 1651 curanz e aates; vergl. R. 3876.
P. 536 blanc ne brun.
R. 557 canuz e blancs.
R. 2048 al vieill e al canut.
R. 1771 fluriz e blancs.
R. 1979 desculurez e pales.
R. 2484 las e enuiet.
P. 678 liez e joianz.
P. 858 liez e joius.

d. Chiasmus.

Auffallend ist im Rolandslied der eigentümliche Bau vieler Verse, wo es gilt, einen Gegenstand seiner Gestalt nach zu beschreiben. Gewöhnlich beginnt der Vers mit einem Adjektivum und schliefst mit einem anderen.

R. 118 Gent ad le cors e le cuntenant fier.

R. 1653 Curte la cuisse e la crupe bien large,
Lungs les costez e l'eschine ad bien halte.

R. 3291 Granz sunt les oz e les eschieles beles.

R. 3383 Granz sunt les oz e les cumpaignes fieres.

Oft eröffnet und schliefst auch ein Substantiv oder Verbum den Vers.

R. 2050 Ma hanste est fraite e perciez mis escuz.

R. 2895 Cors ad gaillard, perdue ad sa culur.

R. 229 Laissums les fols, as sages nus tenum.

R. 3991 Passet li jurz, la noit est aserie.

Dieser stereotype Satzbau ist im Rolandsliede zum gröfsten Teile durch den zehnsilbigen Vers bedingt; der Alexandriner scheint diese Form nicht begünstigt, wohl aber verhindert zu haben, denn die Pilgerfahrt weist kein Beispiel eines derartigen Satzbaues auf.

B. Sinnfiguren.

Die Sinnfiguren bestehen entweder darin, dafs die grammatische Form des Satzes umgestaltet wird — Exklamatio, rhetorische Frage, Apostrophe — oder darin, dafs der Gedanke ergänzt und verdeutlicht wird — Epitheton, Descriptio u. s. w. — oder schliefslich darin, dafs verschiedene Gedanken gegenübergestellt werden — Vergleichung, Antithese, Sentenz.

Ausruf.

Es liegt offenbar, dafs unsere beiden Volksdichter sich dieser Figur in ihren Versen häufig bedienen werden, denn sie hat zum Teil die ganze Stimmung zu markieren.

Keine Gefahr, keine Not, kein Verlust und kein Schmerz, bei welchem der Volksdichter nicht einen Ruf zu Gott sendet.

R. 334 Deus! que purrat ço estre?

R. 716 Deus! quel dulur . . .

R. 1196 Deus! si grant doel en out! Vergl. R. 1500 u. 1536.

P. 159 Cinc cenz merciz de Deu!

P. 305 Deus vus guarisset!

Auch Sankt Petrus wird bei Gelegenheit angerufen:

P. 326 Sainz Piere (nus) aiudet!

Charakteristisch ist der Ausruf beim Schwur:

R. 249 Par ceste barbe e par cest mien gernun!

R. 261 Par ceste barbe que veez blancheier!
R. 788 Deus me cunfunde, si la geste en desment!
P. 41 Par num chief!
P. 53 Par ma feit! Vergl. P. 566, 629, 660.
P. 759 Par Deu omnipotent!
Andere Formeln sind:
R. 339 Al Ihesu e al mien!
R. 358 Ne placet damne Deu! vergl. R. 1062.
R. 519 Deus, se lui plaist, à bien le vus merciet!
R. 676 Salvez seiez de Deu!
R. 698 Graciez en seit Deus!
Vergl. 1589, 1604, 1680, 1719, 1806, 1840, 1854, 1865, 1898, 1906, 1924, 1938, 2144, 2337, 2582, 2662, 2722, 2823, 3248, 3261, 3386, 3473, 3483, 3559, 3624, 3835.

Rhetorische Frage.

Diese Figur, welche denselben Zweck zu erfüllen hat wie die Exclamatio, erscheint nur im Rolandsliede.
R. 534 Ses granz valurs qui s'purreit acunter?
R. 1185 Si vunt ferir, — que fereient il el? —
R. 1405 De ço cui calt? N'en avrunt sucurance.
R. 1913 De ço cui calt? se fuis s'en est Marsilies.
R. 2411 De ço cui chielt, quant nuls n'en respundiet?
R. 2812 Si chevalchierent — que fereient il plus?
R. 2961 Si's unt laissiez: qu'en fereient il el?

Apostrophe.

Auch diese Figur findet sich nur im Rolandsliede.
R. 1697 E! reis amis, que vus ici nen estes?
R. 1861 Terre de France, mult estes dulz païs,
Hoi desertez à tant rubeste exill!
R. 1985 E! France dulce, cum hoi remendras guaste
De bons vassals, cunfundue e chaeite!
R. 2035 E! gentilz cuens, vaillanz hum, ù ies tu.
R. 2316 E! Durendal, cum ies e clere e blanche!
R. 2598 E! Sarraguce, cum ies hoi desguarnie
Del gentil rei, qui t'aveit en baillie!
Vergl. R. 2304, 2928, 3388.

Epitheton.

Einfachheit, die nicht selten an Trockenheit und Nüchternheit grenzt, ist ein unverkennbares Kriterium in dem Stile der altfranzösischen Volksdichtungen. Wir wissen, dafs dem Sänger gar nichts daran liegt, mit Aufbietung seiner ganzen Einbildungskraft die Phantasie seiner Zuhörer zu erregen; er will nur auf ihre Herzen einwirken, er will durch die Gewalt des Stoffes und durch ein paar immer wiederkehrende rhetorische Kunstgriffe ihre harten Nerven in Schwingungen versetzen, er will durch eine schmucklose Sprache seiner Darstellung den feierlichen Ernst der Wahrheit verleihen; daher die übermäfsige Verwendung der Hyperbel, der Tautologie und der Exclamatio, daher die kahle, knappe Redeweise und der auffallende Mangel an Epitheta. Die einfachsten und banalsten Adjektiva wie: bels, bons, clers, fiers, gentilz, granz, merveillus, orguillus, proz u. s. w. genügen vollständig, um die Personen, Thatsachen und Handlungen zu specialisieren. Nur im Rolandsliede begegnen wir einigen Ausdrücken, die als Epitheta stereotyp gewesen zu sein scheinen.

R. 408 u. 463 palie alexandrin.

R. 2973 palie galazin.

R. 462 mantel sabelin.

R. 575 pelz sabelines.

R. 994 osbercs sarrazineis.

R. 996 elmes mult bons sarraguzeis.

R. 979 espees del acier vianeis.

R. 998 espiez valentineis.

Auch werden die Schwerter „trenchanz“, „furbies“, „brunissanz“ genannt, vergl. R. 1301, 3378, 1621, 1925; P. 633, 647, 698.

Die Pilgerfahrt zeigt übrigens eine grofse Vorliebe für die Adjektive „antif“, „fier“ und „gent“, vergl. P. 108, 300, 594, 780, 783 — 111, 639, 649, 128, 131, 623, 780, 303 — 825, 784, 710, 431 u. s. w. Roland wird in der Pilgerfahrt „li curteis“ genannt (P. 484); im Rolandsliede erhält Olivier dieses Epitheton, vergl. R. 576 u. 3755.

Beschreibung.

Tobler hebt in seinem Aufsatz „Über das volkstümliche Epos der Franzosen“ (Z. f. Völkerpsychologie u. Sprache 1866, p. 39) hervor, wie gerade die Wechsellosigkeit der Handlung, das Langsame und Breitspurige in der Darstellung für das altfranzösische Volksepos

charakteristisch sei. Der Dichtungsstoff für sich sei allen bekannt, „was man wissen will und der Sänger nur kennt, das sind die Einzelheiten der Begebnisse, der Bewaffnung der Kämpen, Zahl und Tiefe der Wunden, Reden der ratschlagenden Grofsen, höhnende Worte und treffende Erwiderungen“ u. s. w.

Es läfst sich aus der Pilgerfahrt nicht ersehen, dafs der Stoff dieses Gedichtes bereits dem Publikum bekannt gewesen, während das Rolandslied in V. 178, 321, 511, 715 u. s. w., in denen etwas Zukünftiges vorweggenommen wird, uns Anhalt genug zur Entscheidung dieser Frage bietet. Das von Tobler angeführte Charakteristikum für die altfranzösischen Volksepen pafst nicht in allen Stücken auf unsere Pilgerfahrt. Die Personen mit allen Eigenschaften zu schildern, ihre Rüstungen mit all den Einzelheiten zu beschreiben — wie es im Rolandslied geschieht — ist nicht Sache unseres Dichters; oft genügt ihm ein Wort, wo das Rolandslied eine ganze Tirade bietet. Die Tochter des Königs Hugue charakterisiert er genugsam, wenn er von ihr sagt:

P. 402 u. 823 Sa fille od le crin bloi.

Von Karl spricht er wiederholt:

P. 128 Charles out fier le vis; vergl. P. 131, 623, 780.

Dagegen sind Hintergrund und Kulissen in der Pilgerfahrt ausführlicher gezeichnet als im Rolandslied. Beschreibungen, wie sie die Pilgerfahrt von der Kirche zu Jerusalem (V. 123 ff.) und von dem Schlofs des Königs Hugue (V. 342 ff.) bietet, hat das Rolandslied nicht aufzuweisen. Beide Gedichte stimmen aber darin überein, dafs sie uns prächtige Räume stets als gewölbt vorführen.

P. 113 Entrat en un mustier de marbre peint a volte.
P. 347 Li palais fut voluz e desur(e) cloanz.
P. 421 Le rei tint par la main, en cambre les menat
Volue, peinte a flurs, a pieres de cristal.
R. 2592 De pasmeisuns en est venuz Marsilies,
Fait sei porter en sa cambre voltice;
Tante culur i ad peinte e escrite.

Naturschilderungen finden wir bei beiden nicht vor, höchstens Andeutungen, die sich auf wenige Verse beschränken.

P. 378 Mult fut granz li orages, la neif e li gresilz
E li venz durs e forz, ki tant bruit e fremit.
R. 1424 Orez i ad de tuneire e de vent,
Pluie e gresilz desmesuréement.

R. 2533 Veit les tuneires e les venz e les giels
E les orez, les merveillus tempiers.

P. 109 Li jurz fut bels e clers.

R. 157 Bels fut li vespres e li soleilz fut clers.

R. 1002 Clers fut li jurz, e bels fut li soleilz.

R. 2512 Clere est la noit e la lune luisant.

Zeit und Ort der Handlung werden von beiden Dichtern kurz und oft mit denselben Ausdrücken angegeben:

P. 249 u. 248 Al matin par sun l'albe, quant li jurz lur apert.

Dieses „Al matin par sun l'albe" erscheint noch P. 468, 564, 727. Roland gebraucht „Par main en l'albe":

R. 667 Par main en l'albe, si cum li jurz esclairet.

Bei Andeutung des Ortes der Handlung vergessen die Dichter nicht, Berg, Thal und Wasser zu erwähnen:

R. 1830 Halt sunt li pui e tenebrus e grant,
Li val parfunt e les ewes curanz.

R. 1084 Cuvert en sunt li val e les muntaignes
E li lariz e trestutes les plaignes.

R. 3125 Passent cez puis e cez roches plus haltes,
Cez vals parfunz, cez destreiz anguissables.

P. 103 La grant eve del flum passerent a Lalice.

P. 94 Tant chevalchet li reis k'il vint en un (grant) plain.

Eine auffallende Ähnlichkeit in der Beschreibung bieten R. 110 ff. und P. 265 ff. u. 335 ff.

Vergleichung.

Die Vergleiche, deren Basis eine Hyperbel ist, haben wir schon bei Betrachtung dieses Tropus aufgezählt, ebenso die vielfachen Beispiele, bei denen „cume flur" verwendet wird. Wir fügen die übrigen hinzu.

P. 383 La enz fait tant requeit e suef e serit
C u m e e n m a i i n e s t e t quant soleilz esclarcist.

Ebenso P. 443.

R. 3319 Altresi blanches c u m n e i f s u r g e l é e.

R. 1635 Issi est neirs c u m p e i z q u i e s t d e m i s e.

R. 1933 Qui plus sunt neir q u e n ' e n e s t a r r e m e n z.

R. 1827 Si l'encaeinent altresi c u m u n u r s.

R. 3223 Cil sunt seiet ensement c u m e p o r c.

P. 356 Il le funt turn(ei)er e menut e suvent
C u m e r o e d e c a r ki a tere descent.

P. Ci 853l corn sunent e buglent e sunent ensement
Cum taburs u tuneires u grant cloche ki pent.

P. 372 Alsi le fait turner cum arbre de moulin.

R. 2414 Tiret sa barbe cum hum qui est iriez.

R. 2525 Carles se dort cum hum qui est traveilliez.

Aus diesen Vergleichungen erfährt man die Volkstümlichkeit unserer beiden Gedichte in unverkennbarer Form; man sieht, die Dichter haben sich gerade keine grofse Mühe gegeben, originelle Vergleichungen aufzustellen; die im Volksmunde lebenden wie „neirs cum peiz", „turner cum arbre de moulin" u. s. w. genügten vollständig ihren poetischen Bedürfnissen. Und auch das eine im Roland vorkommende Gleichnis zeichnet sich gerade nicht durch Originalität und Trefflichkeit aus:

R. 1874 Si cum li cerfs s'en vait devant les chiens,
Devant Rollant si s'en fuient paien.

Sentenz.

Im Rolandsliede finden wir einige recht kernige Sentenzen, die zu jener Zeit wohl Sprüchwörter gewesen sein mögen:

R. 2494 Qui mult es las il se dort cuntre terre.

R. 2524 Mult ad apris qui bien conuist ahan.

R. 3271 Qui par noz deus voelt aveir guarisun,
Si's prit e servet par grant afflictiun.

R. 3657 Mult bien espleitet cui damnes Deus aïuet.

R. 3974 Qui traist altre, nen est dreiz qu'il s'en vant.

Auffallend ist die Stelle V. 1010 ff., wo die Pflichten des Lehnsmannes gegen seinen Herrn aufgeführt werden.

R. 1010 Pur sun seignur deit hum sufrir destreiz,
E endurer ....

Die Pilgerfahrt bietet uns keinen Vers, aus welchem man eine Sentenz oder ein Sprüchwort herauslesen könnte.*

Haben wir beim Beginn unserer Abhandlung die Behauptung aufgestellt, dafs die Synekdoche und die Sinnfigur als die beiden Träger der Rhetorik in der altfranzösischen Volkspoesie erscheinen, so werden die angeführten Beispiele wohl als hinreichende Beweise dafür dienen können. Beide Dichtungen stimmen überein in der Verwendung der Hyperbel, namentlich bei ganzen Beschreibungen, weniger beim ein-

* Vergl. Koschwitz, Rom. Stud. II, p. 60.

zelnen Ausdruck, im Gebrauche der Tautologie und emphatischen Redewendung, des Ausrufes, der Allitteration und des Vergleiches.

Bei all diesen Ähnlichkeiten zeigt doch die Pilgerfahrt im Vergleich zur Sprache im Rolandsliede eine unverkennbare Einfachheit und Bündigkeit. Selten finden wir Relativsätze, die sich über den Raum eines Halbverses erstrecken; sie stehen in diesem Falle gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Verses:

P. 474 K'en tute la citet que si est ample e grant.

P. 485 Prenget li reis sa fille, que tant at bloi le peil.

P. 532 „Voluntiers“ dist li ber (k'at) tut le peil canut.

P. 745 Dunc desfublet ses pels, dunt li bievres fut bruns.

Derartige kurze Relativsätze verwendet auch das Rolandslied, z. B.:

R. 1540 Tient Durendal, qui plus valt que fins or.

R. 1542 Desur sun helme qui gemmez fut ador.

R. 2992 Tient sun espiet qui fut faiz à Blandune.

Auch durch den Mangel an schmückenden Beiwörtern unterscheidet sich die Pilgerfahrt vom Rolandsliede, das hin und wieder ein Streben nach derartigen Sprachverzierungen, „trop souvent abominables chevilles“ — wie Gautier sagt — verrät und auch durch andere rhetorische Mittel, wie Asyndeton, rhetorische Frage, Apostrophe und Sentenz Abwechselung und Beweglichkeit in die Monotonie des ziemlich trockenen Stiles zu schaffen versucht. Es würde uns aus dem Rahmen unserer Abhandlung hinausführen, wollten wir noch hinzufügen, in welcher Weise beide Dichter die in den Epen vorkommenden gleichen Gestalten aufgefafst und charakterisiert haben; nur sei hervorgehoben, dafs beide nie versäumen, die Opferwilligkeit ihrer Helden der Kirche gegenüber zu erwähnen. Z. B.

P. 110 E viennent al mustier; offrendes i unt mises.

R. 3861 Mult granz ofrendes metent pur cez mustiers,

woraus man den nicht gerade gewagten Schlufs ziehen könnte, dafs beide Dichter der Kirche nicht fern gestanden haben.

Aus unserer ganzen Untersuchung aber ergiebt sich die unzweifelhafte Folgerung, dafs auch der poetische Stil der Pilgerfahrt in seiner oft an Armut grenzenden Einfachheit für ein höheres Alter dieses Gedichtes spricht, als dem Rolandsliede zugeschrieben wird.

Über den Konjunktiv

in den

Hauptsätzen der romanischen Sprachen.

A. Was ist der Konjunktiv seinem Wesen nach?

Der Satz ist der sprachliche Ausdruck des logischen Urteils und wird in dem Wesentlichen seiner inneren Struktur durch die Natur des letzteren beherrscht. Nun ist das Urteil jene logische, d. h. denkgesetzliche Form, durch welche eine Prädikatsvorstellung *b* als zu einer Subjektsvorstellung *a* gehörig oder nicht gehörig gesetzt wird. Mag man die Urteile nach den verschiedensten Gesichtspunkten (der Quantität, der Qualität, Relation, Modalität oder wie immer) in der Zahl nach verschiedenste Arten einteilen, das jedem Urteil wesentliche Verhältnis ist jene Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit. Alle logischen Urteile sind daher der Qualität nach nur entweder affirmativ oder negativ, müssen aber, um wirkliche Urteile zu sein, das Prädikat dem Subjekte auch wirklich (assertorisch) zu- oder absprechen, sonst wird eben nicht geurteilt. Das rein logische Urteil läſst darum auch nur jene sprachliche Modalform zu, welche dem assertorischen Sinne entspricht, in welchem es zwei Vorstellungen verknüpft, d. h. den Indikativ. Auch das hypothetische: wenn *a*, so *b*, trägt die Bedingtheit nicht in die Zugehörigkeit des Prädikats ein, sondern setzt nur das Subjekt, das Antecedens bedingt. Sage ich aber: wenn *a* wäre, so wäre auch *b*, so trete ich aus dem bloſs logischen Standpunkt heraus und setze den l o g i s c h e n Inhalt des Urteils in Beziehung zur realen Wirklichkeit, die dem bloſs logischen Verhältnis an sich fremd ist.

Es fragt sich nun: welchen Sinn hat jener zweite Modus, den die Sprache zum Ausdrucke von Urteilen in Sätzen erzeugt hat, wenn doch das logische Urteil nur eines Modus bedarf?

Wir antworten gegenüber dem Aufwand von künstlichen Erklärungsversuchen, welche die vorhandene Litteratur aufweist, einfach und kurz:

Der Konjunktiv drückt die dem logischen Urteil fremde bedingte Anknüpfung eines Prädikats an sein Subjekt aus. Wo ein wirkliches Urteil, die assertorische Verknüpfung nicht möglich ist, weil das Recht dazu von einer, bezüglich ihrer Erfüllung unsicheren Bedingung abhängt, und darum fraglich erscheint, tritt im Satze der Konjunktiv ein. Prüfen wir darauf hin die Konjunktive in Hauptsätzen.

1) Der sogenannte potentialis z. B. du dürftest recht haben. Recte dixeris. Wie unterscheidet sich dieser Satz von recte dixisti? In letzterer Form ist die Zugehörigkeit des recht gesprochen Habens zum Subjekt du assertorisch, einfach als wirklich behauptet. In ersterer Form wird dieselbe Zugehörigkeit als von einer verschwiegenen, aber ergänzbaren Bedingung abhängig behauptet, etwa von einer verschwiegenen, aber ergänzbaren Bedingung: wenn ich nicht irre, nisi erro, fallor etc.

2) Der Konditionalis. In dem logischen Urteile: wenn ich habe, gebe ich, ist nicht die Zugehörigkeit des Habens und Gebens zum Subjekt ich bedingungsweise, sondern nur das ganze Antecedens, mein Haben, wird blofs hypothetisch behauptet; sage ich aber: wenn ich hätte, so gäbe ich, so wird die Hypothese in die Zugehörigkeit des Gebens zum Subjekte ich eingetragen, sie ist es jetzt, die nur unter einer irrealen Bedingung behauptet wird.

3) Exhortativus: eamus. Die Verknüpfung von ire und nos ist hier nicht die des logischen Urteils, keine assertorische, sondern sie ist nur Inhalt eines subjektiven Wollens, also eine von unbestimmt vielen anderen Bedingungen, deren Einflufs auf die Verwirklichung jener Verknüpfung gleichfalls noch unbestimmt ist, bedingte.

Sprachlich ist er vielleicht auch durch ausgelassenes velle zu erklären. In diesem Falle mufs er wie der Finalis logisch doch auf den angegebenen Grund reduziert werden.

4) Optativus. Für ihn gilt das Gleiche, ebenso vom Jussiv, der sich vom Exhortativus eigentlich ohnehin nur durch die Person unterscheidet.

5) Konzessivus. Einige Überlegung ergiebt, dafs nur die Färbung des zu ergänzenden Bedingungsverhältnisses den Sinn der verschiedenen Konjunktive variiert. Je nachdem der denkbare Inhalt, welcher als Bedingung der Verknüpfbarkeit von Prädikat und Subjekt des konjunktivischen Satzes zu ergänzen ist, in objektiven Sachverhältnissen wie beim Konditionalis oder in Enthaltung von subjektivem Einspruch oder in subjektivem Wollen (jussivus, optativus, exhortativus) besteht, ändert sich der Sinn des Konjunktives, aber nicht das allgemein zu Grunde liegende Verhältnis der Hypothese oder Bedingtheit der Verknüpfung. Das Gleiche mufs auch vom Konjunktiv in Nebensätzen gelten, nur dafs dort noch andere Faktoren wie Analogie, Konzinnität und dgl. im einzelnen erklärend eingreifen müssen.

Über die Notwendigkeit, zum Verständnis des Konjunktiv die abhängigen Sätze auf ihre ursprüngliche Form als Hauptsätze zurückzuführen, um das Wesen desselben richtig zu erkennen, s. Güth, Die Lehre vom Konjunktiv mit Anwendung auf die italienische Sprache. Seite 9.

B. Die Form des Konjunktivus.

Was die formelle Bildung des Konjunktivus anlangt, so lehrt die Sprachgeschichte, dafs derselbe im Sanskrit durch eine inlautende Erweiterung, nämlich durch Einfügung des Vokals a_1 zwischen Wurzel und Personencharakter gebildet wird. Über die ursprüngliche Bedeutung dieses a wie über die des i im Optativ können wir freilich nichts Sicheres aufstellen. Wir vermuten nur, dafs a und i (Schwächung von a_1) „Abhängigkeit“ ausdrücken und die Aussage sich dadurch als eine rein subjektive, in Bezug auf die reale Wirklichkeit bedingte darstellt. Doch genügt schon die Erklärung einer lautlichen Erweiterung der Indikativform, welche ausdrückt, dafs der Begriff der Verbalform um eine neue Beziehung, nämlich die auf die reale Wirklichkeit, bereichert ist. Denn, wie schon bemerkt wurde, ist es diese, dem logischen Verhältnisse fremde Beziehung, welche dem Konjunktiv seinen eigentümlichen Charakter verleiht und das Wesentliche bei der Beurteilung dieses Modus ist.

Die ursprünglich festgehaltene Sonderung eines a-Modus (für eine der Vorstellung näher liegende Thätigkeit) und i-Modus (Optativ) ist nur im Griechischen überall durchgeführt.

Im Lateinischen ist zwar neben der Konjunktivform noch eine Optativform enthalten (legas, audias, moneas Konjunktiv, ames Optativ), dieselbe hat aber die Grundbedeutung einer ferner liegenden Thätigkeit verloren: legas, audias, moneas haben dieselbe Bedeutung wie der Optativ ames. Monere hat für das Präsens blofs einen Konjunktiv, amare blofs einen Optativ, die sich durchaus koordiniert stehen. Wenn von einem Worte beide Modi gebildet werden: legas, leges; audias und audies, so hat die Optativform ihre ursprüngliche Modus-Subjektivform eingebüfst und ist zum indikativen Ausdruck der Zukunft geworden.*

Da eine erschöpfende Behandlung der einzelnen lateinischen Konjunktivformen nicht in der Anlage dieser Abhandlung liegt, so gehen wir sogleich zur Beantwortung der Frage über:

Welche Formen des lateinischen Konjunktivus haben sich in den romanischen Sprachen erhalten?

1) Die des Konjunktivus Präsentis, und zwar treffen wir dieselben in allen romanischen Sprachen. Z. B.:

Lat. amam. Franz. que j'aime. Ital. ami (poetisch ame). Spanisch ame. Portugiesisch ame. Provençalisch am.

Das Rumänische bildet den Konjunktiv Präsentis wie den Indikativ desselben Tempus und scheidet denselben von letzterem nur in der 3. Person. Z. B.:

**Ind.	Konj.
cantu, ich singe	sa cantu, dafs ich singe
canti	sa canti
canta	sa cante
cantamu	sa cantamu
cantati	sa cantati
canta	sa cante

* Dafs die Konjunktivform als Form der Ungewifsheit das Futur ersetzt, kommt auch im Gotischen vor. Im Sanskrit hat der Optativ auch die Bedeutung des Futurum.

** Nach Barcianu, Theoretisch-praktische Grammatik der rumänischen Sprache.

In der vierten Konjugation auf i oder ire sind aufserdem noch erste und zweite Person Plural lautlich getrennt, z. B.:

Ind.	Konj.
audu (audiu), ich höre	sa audiu, dafs ich höre
audi	sa audi
aude	sa audia
audimu	sa audimu
auditi	sa audîti
audu	sa audia

Ein gröfserer Unterschied zeigt sich dagegen bei den Hilfszeitwörtern a fi und a avé.

Ind.	Konj.
sum, 'su, sunt, ich bin	sâ fiu, dafs ich sei
esti	sâ fii
este, e	sâ fia
suntem	sâ fimu
sunteti	sâ fiti
sunt	sâ fia

A avé.

Ind.	Konj.
am, ich habe	sa amu (aibu), dafs ich habe
ai	sa aibi
are	sa aiba
avemu	sa avemu
aveti	sa aveti
au	sa aiba.

2) Das lateinische Plusquamperfekt des Konjunktiv.

Dasselbe nimmt in den romanischen Sprachen, das Walachische und den logodurischen Dialekt auf der Insel Sardinien ausgenommen, die Stelle des lateinischen Imperfekts ein. Die erste der beiden genannten Sprachen mufs das Impf. K. entweder durch Umschreibung ausdrücken.* Z. B.:

* Weil das Plusquamperfekt des Konjunktivus in dieser Sprache in den Indikativ übergetreten ist. Z. B.: cantasem, ich hatte gesungen, cantasesî, cantase, cantasemu, cantaseti, cantase.

Noi amu vinde bucurosu cas'a nóstra, de am aflá vr'unu cumperatoriu. — Wir würden unser Haus gern verkaufen, wenn wir einen Käufer fänden,

oder es tritt an dessen Stelle der Konjunktivus Präsentis, z. B.:

Ar fi cu neputintia, cá legile sa nu pedepsésca aceste fapte. — Es würde unmöglich sein, dafs die Gesetze diese Handlungen nicht bestraften.

Asiu voí, sa mergi cu noi. — Ich wünschte, dafs du mit uns gingest.

3) Imperfekt Konjunktiv.

In der logodurischen Mundart des sardischen Dialekts lautet das Imperfektum des Konjunktiv: cantere, canteres, canteret etc., in welchem Diez das gemeinromanische dem Plusquamperfekt entnommene Konditional (cantara, cantera) erblickt. Richtiger scheint die Annahme Foths, der mit Sparo (Ortograf. sard. p. 93) und Böhmer, Jahrbuch (IX, 114) hier das lateinische Imperfekt des Konjunktiv als zu Grunde liegend annimmt. Ausführlicheres hierüber enthält Heft VIII der Romanischen Studien von Böhmer: Die Verschiebung lateinischer Tempora von Karl Foth.

4) Das lateinische Perfekt des Konjunktivus im Südwalachischen. Folgende Formen lassen dies erkennen:

calcarim (u), calcari, calcari, calcarimu, calcaritu, calcari.

C. Bildung neuer Formen des Konjunktiv.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, nur die lateinischen Präsens- und Plusquamperfektformen sich allgemein in den romanischen Sprachen (das Walachische ausgenommen, welches eine Sonderstellung einnimmt) erhalten haben, so fand doch wieder Ersatz statt durch die Umschreibungen mit habere. Aufserdem ist noch von besonderer Wichtigkeit das in den südwestlichen Sprachen entstandene und vom lateinischen Futurum exactum herkommende Futurum Konj. Z. B.:

Spanisch amare, barriere, batiere, portugiesisch cantar, vender, partir.

Dieses Tempus, auch bedingendes Futur genannt, steht nur in abhängigen Sätzen und besonders im Konditionalsatz. Es bezieht sich im Spanischen gewöhnlich auf ein Futurum, Konjunktiv Präsens oder

einen Imperativ im Hauptsatze und stellt die durch das Verb ausgedrückte Handlung in die Zukunft. Z. B.:

Si ella fuere de tanta hermosura, de buena gana confesaremos la verdad. (Cervantes.)

Si el cielo diere fuerzas, cantaré aqui el dulce canto. (Valbicena.)

Agradezcan y acepten esta mi voluntad, libre y léjos de todas las causas de odio ó de amor, los que quisieren tomar ejemplo ó escarmiento. (Mendoza, Guerra de Granada.)

Si D. Juan le diere muerte, a mi dará gloria. (Manuel José Quintana, Vidas de españoles célebres.)

Házlo si pudieres.

Im Portugiesischen steht der Hauptsatz im Indikativ des Präsens oder des Futurs.

Portugiesisch: Ao padre quero falar, se for possivel. (Antonio Diniz da Cruz e Silva, O hyssope V.)

Seu eu for eleito bispo, lhe prometto. (ib. V. 355.)

Se junto ao meu leito houveres acaso de chegar, verás. (A. Gonçalves Dias cantos 186.) Se não córares, dau-te um beijo. (Almeida Garrett, Folhas cahidas.)

Ser aos dous fiel se facilita, se a lei guardares. (Francisco Sá de Merezes, Malaca conquistada pelo grande Affonso de Albuquerque.)

Nach Chabaneau (Rev. d. l. r. VI, Th. III, 1874, la grammaire limousine) wird im heutigen Limousinischen das frühere, dem lateinischen Plusquamperfekt Indikativ entnommene provençalische Conditionnel als Imperfekt Konjunktiv gleichbedeutend mit dem ebenfalls vorhandenen gemeinromanischen Imperfekt Konj. (chantasse) gebraucht.

Voudrio que tu chantera = je voudrais que tu chantasses.

D) Nachdem wir nun, wie wir hoffen, das Wesen des Konjunktiv und die Formen desselben in den romanischen Sprachen erschöpfend behandelt haben, versuchen wir noch die Unterschiede im Gebrauche dieses Modus zwischen dem Latein und den romanischen Sprachen aufzufinden. Dabei schliefsen wir den Konjunktiv in Nebensätzen, der den Gegenstand einer späteren Abhandlung bilden soll, von unserer Betrachtung aus und untersuchen: 1) In welchen Fällen der Konjunktiv in lateinischen Hauptsätzen sich vorfindet. 2) Wo sich Übereinstimmung der romanischen Sprachen mit dem Lateinischen zeigt. 3) Wo Abweichungen im Gebrauche erscheinen.

1) Der lateinische Konjunktiv findet sich in Hauptsätzen als Potentialis, Konditionalis, Exhortativus, Optativus und Konzessivus. Der Gebrauch desselben in den verschiedenen Zeitaltern bleibt sich ziemlich gleich. Indem wir hier, was Einzelheiten anbetrifft, auf Drägers Darstellung verweisen (Dräger, Historische Syntax der lateinischen Sprache. 1. Bd., § 147—151), gehen wir sogleich zur Betrachtung des Konjunktiv in den romanischen Sprachen.

2) Wir bemerken, dafs die Grundbedeutung des griechischen Konjunktiv und Optativ auch auf die modernen Sprachen übergegangen ist. Es ging jedoch das Bewufstsein von der ursprünglichen Bedeutung der Modi zum Teil verloren, alle weitere Entwickelung geschah nach dem Gefühle der Analogie.*

Da im Walachischen der Konjunktiv stets mit dem Bindewort sa verknüpft sich vorfindet und in Hauptsätzen nur als Jussivus vorkommt, so erscheint es zweckmäfsig, dasselbe von weiteren Betrachtungen auszuschliefsen. Beispiele für den Jussiv in dieser Sprache sind:

Elu sa nu fia asié copilarosu. (Barcianu S. 98.)

Sa nu credete tote, ce ve spunu acesti domni. (Barcianu S. 176.)

Sa fimu amicii virtutii. (B. S. 99.)

Eine Vergleichung mit den Gebrauchsweisen des Konjunktivus als Potentialis, Konditionalis, Exhortativus, Optativus und Konzessivus zeigt uns:

a) dafs der Potentialis in den romanischen Sprachen sich jetzt selten vorfindet. Neufranzösisch nur noch in je ne sache pas, que je sache und vielleicht noch in je pense.

Das Altfranzösische, welches im Gebrauche dieses Modus mehr dem lateinischen Vorbilde folgt, zeigt noch häufigen Gebrauch des Imperfekts Konjunktiv als Potentialis mit der Bedeutung des lateinischen Konjunktiv des Plusquamperfekts. Z. B.:

Là veissiez si grant dulur de gent. Tant hume mort e naffret et sanglent. (Chanson de Roland 1622.)

Jou ne peusse caoir.

En grenour povrete. (Mätzner, Lieder S. 72.)

Ki quidast que tant d'humes par tantes gens passassent, Ne

---

* Dieselbe ist besonders wirksam in den Nebensätzen, indem der Konjunktiv immer mehr zum Zeichen der Unterordnung herabsank.

que cil qui va lire tel chose emprendre osassent? (Wace, Roman de Rou 961.)

Anmerkung: Bemerkenswert ist das im Neufranzösischen so häufig vorkommende umschreibende Plusquamperfekt Konj. on eût dit, welches einen lateinischen Potentialis der Vergangenheit (Konj. Perf.) vertritt. Z. B.:

On eût dit deux poissons agiles dans un lac. (Ernest d'Hervilly, Les armes de la femme.)

Auch das Italienische hat in der zweifelnden Frage den Konjunktiv, obwohl auch dafür das ihm der Bedeutung nach verwandte Futur gebraucht wird. Z. B.:

Fosse mai egli quel tremendo tiranno. (Bsp. bei Güth.)

Das Spanische und Portugiesische bedienen sich zum Ausdruck des Potentialis des Konditionalis. S. Diez und Reinhartstöttner, Portugiesische Grammatik S. 363, 5.

b) Im Wunschsatz, der alle Gebrauchsweisen des Optativus, Jussivus und Exhortativus umfafst, ist dagegen der Konjunktiv in den romanischen Sprachen sehr gebräuchlich. Z. B.:

Französisch: Pourvu qu'un malheur n'arrive pas. (Flaubert, L'éducation sentimentale S. 429.)

Ainsi soit-il.

Puissent, puissent aussi trembler les malfaiteurs. (Ponsard.)

Auch der Konjunktiv des Präteritum wird hier gebraucht:

Dût le ciel égaler le supplice à l'offense. (Corneille.)

Plût à Dieu que la comédie du Tartufe eût eu le même honneur. (Chamfort.)

Altfranzösisch: Si m'aist Diex.

Par toute la cuntree algent le cri leuant. (3308 Rou.)

Dameldieu l'en defende ki suffri passiun. (3665 Rou.)

Deus duinst a ambedous de bien faire corage. (Chronique asc.)

E se li envuis.

Est tant de putes murs.

Qu'il nel voillet oïr.

Alt sei de luinz gesir. (Li Cumpoz 142.)

Aillors deussiez herbergier
Et faire nos eschargaitier. (Chronique des ducs de N. 8933.)

Se dex vos ait, bel enfant. (Auccassin et Nicolete Bartsch S. 265.)

Laist mei le mien si fera bien. (4424 Wace, Ducs de N.)

Plusors dient „que Deus le dont!“ (Chronique des ducs de Normandie 5728.)

Wie überhaupt das Altfranzösische einen grofsen Gebrauch vom Konjunktiv macht, so verwendet es ihn besonders als Exhortativus anstatt eines Imperativs und zwar braucht es dabei alle Personen des Singulars und des Plurals. (S. Burguy, Grammaire de la Langue d'Oïl, Tome I, S. 329.)

Dasselbe findet sich auch im Provençalischen, z. B. Bartsch, Chrestomathie S. 221: non mudetz c'al bo mati und non tornetz en vostra demanda.

In dieser Sprache findet sich auch in Wunschsätzen, die gewöhnlich den Konjunktiv des Präsens enthalten, manchmal der Konjunktiv des Imperfekts.

Beispiele für Konj. Präs.:

per ja mais.
lo bobans.
remanha el mazans.
qu'ieu o volh sil vols.
dos aitans (B. de Born 3, 16. Stimming).
nos biais.
dels afans.
pressas e mazans.
guerra e tribols.
l'es enans (ibid. 3, 26).

Weitere Beispiele finden sich noch bei Stimming, Bertran de Born 3, 60; 4, 6; 4, 10; 4, 34; 6, 49; 7, 43; 8, 17.

Der Gedanke bekommt durch den Konj. Impf. eine kleine Änderung. Es wird nämlich dadurch ausgedrückt, dafs die Erfüllung des Wunsches unwahrscheinlich ist. (Stimming, Bertran de Born S. 232.)

Beispiele für das Imperfekt:

ar fus us quecs d'els en
boja d'en Saladi (4, 19 ib.).
dompna, pois nom voletz colgar,
donnassetz m'un baiser (ib. 21, 79).
e membres li c'om li retrais
qu'anc en escut lansa non frais (ib. 2, 28).

Italienisch: Oh, se fossi in campagna a respirare quell' aria (Amicis vita militare S. 50).

Che Dio sia lodato.

Crepino di fame gli altri (Amicis v. m. S. 35).

Si provi un' altra volta (ib. S. 35).

Ma così non fosse egli vero (utinam non verum esset).

Potess' io dire altrettanto del mio dramma. (Illustrazione.)

Me perdoni il lettore, se ho abusato dell' io sempre meno gradito del tu. (Illustrazione.)

Spanisch: Valgame el cielo, qué véo. (Calderon, La vida es sueño.)

Ojalá! Fuesen felices.

No pienses que mi suerte pueda separarse de la tuya. (Calderon, La puente de Mantibile.)

No le mates, detente.

Gleichbedeutend bemerkt man im Spanischen das Konditional:

Ojalá eso fuera (od. fuese) asi.

Oxalá estuviera ahora en mi mano la partida!

Portugiesisch: Venham armas e cavallos que ja me quero marchar. (Bellermann, Portugiesische Volkslieder und Romanzen S. 36.)

Por Deus de peço captivo.

E elle te venha livrar! (ib. S. 38.)

Deus te salve, cavalleiro. (S. 40. ib.)

Não choves. (S. 184. ib.)

Der Optativ wird in den romanischen Sprachen häufig durch Partikeln unterstützt, wie im Lateinischen durch ut, utinam, o si. Die vornehmsten sind si, que, or, car und ojalá. Über die Verwendung derselben s. Diez, Gr. III, der viele Beispiele aufführt. Wir führen noch aus dem Provençalischen an:

Qu'el pois si sojorn ni s'engrais. (Bertran de Born 2, 33.)

Que pens de l'amar. (ib. 39, 11.)

was jedoch selten ist. Aufserdem si dieus m'ampar, si deus me gart, sowie das im Neufranzösischen häufige pourvu que. Z. B.:

Pourvu qu'un malheur n'arrive pas.

Beispiele mit oxalá (verb enschá allah).

Portugiesisch: Oxalá que entretanta seja verdade o que dizes; oxalá que não me enganasse e que a traição não tenha tornada

inuteis a intelligencia e o braço. (Alexandro Herculano, Enrico o presbytero VIII.)

Spanisch: Oxalá no lo supiese. (Calderon, La vida es sueño.)

Hieran schliefst sich auch der Konjunktiv in Hauptsätzen der indirekten Rede, wie wir ihn im Italienischen vorfinden, wo in der oratio recta der Imperativ steht. Z. B..

Vedessero i consoli che la republica non patisse danno alcuno.

Altfranzösisch: N'ait cure de menace, ki ne seit acumplie
Ki sun enemi troeve en bataille aramie,
Arme sur sun cheval; pur nient le deffie,
Ne vantance ne face, ne menace ne die. (Rou 928.)

c) Wir sehen ferner, dafs im Altfranzösischen der Konjunktiv im Hauptsatze eines hypothetischen Satzgefüges nicht selten ist.

Konditionalis:

Se m' creissez, venutz i fust missire, ceste bataille oussumes faite e prise, o pris o morts i fust li reis Marsilies. (Chanson de Roland 1728.)

Se l' desist altres ja semblast grant mensunge. (ib. 1760.)

Se il me peust prendre, il me feist murir. (4296 Rou.)

Trop furent aseur, kar se il se dutassent
Que Normant cele nuit del teltré deulassent,
e que par tel proesce vers Roem s'en alassent
Mult curiusement tute nuit les gaitassent
Les trespas et les champs et les veies gardassent.
Sanz grant descunfiture de leurs maint n'eschapassent. (Rou 955.)

Fust Chrestiens, assez oust barnet. (Chans de Rol. 899.)

Et dist: Se ie ne nous eusce
Fait chevalier ie vous fesisse.
Coper le chief. (Li chevalier as devs espees 2826.)

Autresi li cuuers fesist
Ki ce nous fist, bien le sauons
Se ne fust faite traisons
Par barat u par souspresure. (ib. 3324.)

Bien quic, s'il mout grant mal n'eust
Ke riens le peust detenir. (ib. 3234.)

Im Neufranzösischen kommt im hypothetischen Satze nur der Konjunktiv des Plusquamperfekts vor. Z. B.:

S'il fût venu, il l'eût trouvé.

S'il avait fallu risquer sa vie pour son ami, Frédéric l'eût fait. (S. 73. L'éd. sent. Flaubert.)

Im Altfranzösischen scheint der Gebrauch des Konditionalis neben dem des Conjunctivus Imperfecti in solchen Sätzen lange bestanden zu haben.

Altf.: Mult lor sereit meaunu.

S'il aueient le rei perdu. (Ducs de Normandie 5509.)

S'il veissent Richart alkes de grant poeir

E la force le rei veissent dechaeir

Tost oureient turne e mis de blanc el neir. (Rou 2764.)

Car se nous tes .c. estions,

Vers lui duree, n'arions. (3817. Li chevaliers as devs espeés.)

Das Provençalische hat dieselbe Form neben dem gebräuchlichen Konditionalis:

Si l'agues ferit Bos, se Folgues no fos. (Gir. 3963.)

Je vos en jur ... se sai vengues messatges autre que vos, que del pe o del ponh lo fezes blos. (ib. 2315.)

Vorstehende Beispiele lassen auch ersehen, dafs der Konjunktiv des Imperfekts besonders in solchen Hauptsätzen vorkommt, denen eine irreale Bedingung im Nebensatze entspricht, und dafs in vielen dieser Fälle das romanische Imperfekt die Bedeutung eines lateinischen Plusquamperfektums behalten hat. Dafs dieser Gebrauch sämtlichen romanischen Sprachen mit Ausnahme des Walachischen gemeinsam sei, hat schon Foth (Verschiebung lateinischer Tempora) nachgewiesen und mit einer gröfseren Anzahl von Beispielen belegt.

d) Auch der Konzessivus findet sich in den romanischen Sprachen erhalten. Z. B.:

Franz. Qu'il vienne.

Vous le voulez, soit.

Vienne une puissance, les arts se mettront à son niveau. (Saulié.)

Italienisch: Venga pure. Giri Fortuna la sua ruota. Ci credesse or no.

Spanisch: Venga lo que viniere.

Suceda aquello que quiere.

Si quiera venga, si quiera no venga.

Pero sea lo que fuere.

Salga lo que saliere.

Portugiesisch: Acabe a guerra o que não podem rogos. (Francisco Sá de Menezes, Malaca conquistada V. 62.)

Talvez a estas horas desejem dizer-te peccavi.

Talvez chorem com lacrymas de sangue. E tu? Blasphemas. (A. Herculano, O monge de Cistér ou a epocha de S. João III.)

3) Abweichungen vom Lateinischen im Gebrauch des Konjunktivus. Diese erscheinen besonders in der Verwendung des sogenannten Konditionale in vielen Fällen, wo die lateinische Sprache den Konjunktiv hatte. Zu unterscheiden ist das vom Plusquamperfekt gebildete von dem in den romanischen Sprachen durch Umschreibung mit habere neugebildeten Konditionale.

Das Altfranzösische steht, wie schon erwähnt, dem Latein noch am nächsten und weist denselben noch in vielen Fällen auf, in denen die heutigen romanischen Sprachen nur den Gebrauch eines Konditionale gestatten. Z. B.:

Se tu, dist Guert, a Londres fusses
De uile en uile aler peusses
Ja li dus ne te requisist,
Engleis dotast et te criensist
Arriere alast ou pais feist
E tis regnes te remainsist. (Chronique des Ducs de Normandie 7929.)

Maint home dist il, ai ueu
Se issi li fust auenu
Ja huimais armes ne portast,
Ne en hui mais en champ n'entrast.

Beispiele des Konditionale für den latein. Konjunktiv:

a) Im Potentialis.

Französisch: Pourquoi y penserais-je. (Éducation s. Flaubert S. 417.)

A ce coup je ne saurais survivre. (Chateaubriand.)

Croirait-il ma douleur moins vive que la sienne? (Racine.)

Cependant d'après Aule-Gelle il semblerait que Socrate aurait eu plusieurs de ces accès. (Revue philosophique v. Ribot.)

Je ne saurais vous le dire.

Je ne voudrais pas le faire.

Altfranzösisch: Ke feroie je s'altrement estoit, quant je oroie dire ke li Sires vient. (S. d. S. B. p. 525.)

Et que feroie plus lonc conte. (Chevaliers as devs espees 1955.)
Mult m'en repenc, et si vodrai (vellem)
Trop volentiers, se jou pooie
Qu'al roi n'eusse rien promis
Quar iestes moult mes amis. (Phil. M. V. 14573—6.)

Prov.: Ben volgral reis fos devis. (Bertran de Born v. Stimming S. 140, 25.)

Italienisch: Volontieri parlerei a quei du.
Forse direbbe alcuno.
Nessuno te lo concederebbe.
Si direbbe, man könnte sagen.
Avresti detto, man hätte sagen können.

Spanisch: A cielo, y á Dios plugiera
Que a dartele no llegara.
Pues ni tu voz escuchara
Ni tu atrevimiento viera. (Calderon, La vida es sueño.)
Quien no temiera á dios.
Bueno seria que le prendiesen.
Creeria que yo le engañaba.
La hora del alba seria cuando D. Quijote salia de la venta.

In letzterem Falle deutet der Konditionalis auf gegründete Wahrscheinlichkeit.

Im Provençalischen erfüllt das aus dem Plusquamperfektum hervorgegangene Conditionnel auch zugleich die Funktionen des Conditionnel passé:

ja 'n Frederis.
non feira aital barganha. (8, 49. Bertran de Born, Stimming.)
reis dels cortes . . . foratz.
senher, si acsetz mais viscut. (26, 25. ib.) S. Stimming, Bertran de Born, S. 248.

Der Dubitativus durch das Konditional ausgedrückt ist besonders häufig im Spanischen und Portugiesischen.

Auch die dubitativen Fragen gehören hierher:
Frz. sauriez-vous me dire.
It. chi l'avrebbe mai veduto.

Sp. quien lo diria?

Port. qual seria mais feliz?

In zweifelnden Fragen, wenn der Redende ungewifs ist, was er thun will oder soll, braucht man in den romanischen Sprachen oft das dem Konjunktiv der Bedeutung nach verwandte Futurum. Z. B.:

Che farò, come farò quando tu mi lascerai.

Non lo dirò alla sposa?

La sarebbe bella. (Goldoni.)

Spanisch: Heriremos á cúchillo.

Französisch: Frapperons-nous de l'epée.

Provençalisch: Vos fara pros domna amor complida.

Auch dient das Futur zum Ausdruck der Wahrscheinlichkeit. Z. B.:

Italienisch: Mia moglie sarà col suo figliulo.

Spanisch: el joven serà a mi parecer de edad de diez y ocho años; estara enfermo, pues no me escribe.

Französisch: Mon ami sera à Paris.

Walachisch: Plaç etzi a 'sedeà, çe vei fi òstenit. (Setze dich, denn du wirst müde sein.) Diez.

Portugiesisch: Dir se-hia. (Alexandre Herculano, Enrico o presbytero IX.)

Milagre! quem tal diria. (V. E. Hardung, Romanceiro portuguez I, 8.)

b) Im hypothetischen Satzgefüge.

Im Spanischen, Portugiesischen und Italienischen ist der lateinische Konjunktiv überall dem Konditionalis gewichen. Z. B.:

It. Io il farei se potessi.

Io l'avrei fatto, se avessi potuto.

Se voi ora non me ne aveste parlati, ve ne avrei parlato io. (S. 469. Amicis vita militare.)

Oh! se di tutti gli affetti gentili e di tutte le azioni oneste e generose di cui andiamo superbo si potesse scoprire il primo e vero germe, noi lo scopriremmo quasi sempre nel cuore di nostra madre. (ib. 59.)

Davanti a voi, anche vecchi, noi saremmo sempre fanciulli e v'ameremmo sempre dello stesso amore. (ib. 59.) (Einfach hypothetischer Satz, in welchem das zweite Glied im Sinne behalten wird.)

Spanisch: Si yo lograsse esta fortuna, me tendria por muy feliz.

Yo te daria dinero, si tuviese.

Si no hubieras dada ne me quejara de te. (Cal., Vida es sueño.)

Mas si admirarme hubiera

Algo on el mundo, la hermosura fuera de la mujer. (ib.)

Portugiesisch: Foras tu mau cavalleiro.

Nunca te eu dissera tal. (Bellermann, Poet. Volkslieder und Romanzen S. 36.)

Se estiveras em tua terra,

que nome lhe chamarias. (ib. S. 96.)

Se vira 'la tua irman.

Se tu a conhecerias. (ib. S. 96.)

Provençalisch: Per mi dons ai cor estout e humil e baut

e s'a leis no fos d'azaut

ieu m'estera on luec de vout

que d'als no pensara mout

mais manger'e tengram caut et agra nom Raimbaut. (S. 215, Bartsch, Chrestomathie.)

Sertas si al comensament de tas paraulas non ti agues promes que partis yra de me, a fuoc liuerara ta carn. (Balaam e Josaphat, Bartsch.)

Que, si nos fossem loyal,

Tornera nos ad honor gran. (Bartsch, Folquet de Marseille. Chantar mi.)

e qui 'n vezia

plus en jos

totz lo mons m'agensaria. (9, 46. Stimming.)

Tost l'agral reis joves matat

sil cons nol n'agues essenhat

Ben sapchatz . . . s'ieu tan non l'armes

Ja no saupra far vers ni sos. (Peyorols Chantarai pus.)

Im Neufranzösischen steht auch meist der Conditionnel in den Hauptsätzen hypothetischer Satzgefüge.

Si vous cherchiez plus, vous trouveriez encore des fondements plus profonds. (Taine de l'Idéal dans l'Art.)

Il serait impossible de comprendre comment tant de nations avaient laissé une si étrange autorité au pontife de Rome si l'on ne savait

combien l'usage a de force. (Voltaire, Siècle de Louis XIV, S. 112. Ausgabe von Pfundheller.)

Si on pouvait le comparer à quelqu'un, on oserait dire que de tous les généraux des siècles passés, Gonsale de Cordoue, surnommé le grand capitaine, est celui auquel il ressemblait davantage. (ib. S. 145.)

Si Minerve ne l'eût pas conduit, combien de fois aurait-il succombé aux périls. (Fénelon.)

Altfranzösisch: Se Rou voleit pur nus crestiens deuenir
Baptestire recieure, paienime guerpir,
E volsist a nus paiz e amistie tenir
Jeo li dorreie tant, bien me deureit servir. (Rou 705.)
Se veissum Rollant einz qu'il fust mort,
Ensembl' od lui i durriums granz colps. (Chans. de Rol.)

Anmerkung: Im Neufranzösichen steht nur der Konjunktiv des Plusquamperfektums im Hauptsatz hypothetischer Satzgefüge, der des Imperfekts nur, wenn der Hauptsatz zum Nebensatz geworden ist.

Auch das Imperfektum im Indikativ kann in den romanischen Sprachen im Hauptsatze des hypothetischen Satzgefüges stehen. Z. B.:

S'il avait paru alors, la cour était perdue. (Volt. S. d. L. XIV, S. 52.)
Ital.: L'uccidera, se non fossi venuto
Se non era ch'altri quivi arrivar, ben l'assaliva.
Ne cadea, se meno era vicina la fedele aita.

Span.: Sino guardaba este artificio, no habia poder averiguarse con él. (D. Q. 1, 7.)

Bemerkenswert ist noch, dafs im Neufranzösischen der Exhortativus nicht durch den Konjunktiv, sondern durch die Form des Indikativ Präsentis ausgedrückt wird.

Chantons, allons.

Ausnahmen sind: soyons, ayons, veuillons und sachons.

Für den jussiven Konjunktiv beschränken wir uns hier mit einer Verweisung auf Diez, 3. Bd., S. 202, der ihn beim Imperativ behandelt.

Aus einer Vergleichung mit den Gebrauchsweisen des Konjunktiv im Latein geht demnach hervor, dafs der Indikativ, besonders der Konditionalis in den romanischen Sprachen vielfach den Konjunktivus ersetzt. Auch der Infinitiv tritt manchmal an dessen Stelle. (Z. B. Que faire?) Die in den romanischen Sprachen geschaffene neue Form des

Konditionalis kann für das lateinische Imperfekt Konj., Präsens Konj. und Perf. Konj. stehen. Was das zweite, im Portugiesischen, Spanischen und Provençalischen vorkommende Konditionalis betrifft, so scheint in den beiden ersteren Sprachen beim Gebrauch derselben kein besonderer Unterschied in Hauptsätzen gemacht zu werden. Für das hypothetische Satzgefüge gilt hier wie auch im Italienischen das Gesetz, dafs im Vor- und Nachsatz nicht das gleiche Tempus stehe. Auffallend erscheint in den südwestlichen Sprachen noch der Gebrauch des sogenannten zweiten Konditionalis als Optativ. Z. B.:

Spanisch: Ojalá ese fuera asi.

Portugiesisch: Oh quem me alli dissera que te amor tão profundo o fim pudesse ver. (Camões, Canções IV.)

Im Provençalischen scheint die zweite Form gern zu dem Präsens in Beziehung zu stehen.

Soi mal paguatz, qu'estiers no m'en partria, III, 135; si us platz, a mi plairia, 166; e sap que pois no ill valria nien, 149; conquier mais que dregz no'l consentria, 347. (Diez, S. 318.)

Dagegen bezieht sie sich auf ein Präteritum in folgenden Stellen des Girart:

Gir. 3996. E ac claus son ponh destre e trais son gan e, se F. no fos, dera m'en gran, 5342.

Ja no i gazanhera lo reis nien, se no fos la honors. (Bartsch, Chrestomathie p. 300, 19.)

Caudaus le lor deu aver de las causas del mort la meitat de tot so que li escaegra, si a quela persona fos morta ses testament.

Flam. 117. Si nol fos vergonha trop granda, el eis li dera sa carlanda e sa penche e so mirail.

Eine kurze Überlegung der aufgeführten Verwendungen des Konjunktivus in den Hauptsätzen der romanischen Sprachen führt uns zu dem Schlusse, dafs das Gebiet desselben besonders durch die neugeschaffenen Formen des Konditionalis bedeutend beschränkt worden ist. Am häufigsten erscheint er noch zum Ausdruck des Unsicheren, Zweifelhaften als Optativ, Jussiv und Exhortativ, sowie auch als Konzessivus. Zum Ausdruck des Konditional- und Potentialbegriffes hingegen brauchen die romanischen Sprachen beinahe nur den Konditionalis. Der Grund hiervon mag wohl in der Auffassung des Kon-

junktivus als eines abhängigen Modus im Sprachbewufstsein liegen, wodurch sich einerseits seine Ausbreitung in der abhängigen Rede, andererseits sein Verschwinden aus dem unabhängigen Satze, in dem er zuerst auftrat, erklären lassen. Alle weiteren Entwickelungen des Konjunktiv in den Nebensätzen erfolgten nach der Analogie, welche in den einzelnen Fällen nachzuweisen Aufgabe einer zweiten Arbeit sein wird.

Würzburg. K. Morgenroth.

Beiträge zum deutschen Wörterbuche.

I. Enne.

Luther bemerkt in seiner Schrift: „Antwortt deutsch auff König Henrichs von Engelland buch“ in Bezug auf die Ansichten dieses Königs vom Abendmahl Bl. Eij.rw (Ausg. von 1522) folgendes: „Auffs ander alfenzt (d. h. gaukelt) er daher, Christus habe das sacrament gesegenet vnnd nicht die Apostel, ßo müsten nu die Apostel vnnd priester nicht segenen. Wenn ich aber wurd sagen: Er hats yn befolhen, da er spricht: Hoc facite, das thut tzu meynem gedechtniß, will seyn vngnad dahin tzihen, das den jüngern befolhen sey, das sacrament tzu nehmen, nicht tzu segenen. Ich sprech hie schier, das könig Heyntz von Engelland eyn Enne were, hatt yhn doch der teuffel ßo gar besessen, das er sich keyns anders vleyssigt, denn auß lautterm muttwill der gotlichen maiestet wort offentlich tzu lestern vnnd schenden.“ Was bedeutet in dieser Stelle das Wort „Enne“, mit welchem der Reformator seinen königlichen Gegner regaliert, und über das sich die Erklärer von Luthers Schriften bisher, wie es scheint, vergeblich den Kopf zerbrochen haben? Sehr stark mufs die Bezeichnung sein, denn Luther selbst trägt Bedenken, dieselbe auf den König anzuwenden (es heifst: „ich sprech hie schier“), und das will viel sagen in einer Schrift, welche eigentlich von gesetzwidrigen Anzüglichkeiten, also beispielsweise Ausdrücken wie „vnuerschampter, gifftiger lügener“, „grober narrenkopf“, „wansynniges gehyrne“ und dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr wimmelt. Dieser Umstand, dafs der Ausdruck ein sehr schlimmer sein mufs, widerspricht schon von vornherein der Mutmafsung, welche J. Grimm im Dtsch. Wtbch. Bd. III, S. 488 sub voce ausspricht, dafs man bei Enne an Ende, Zipfel denken könne, wofür das Volk ver-

schiedentlich „Enne“ spreche. Ebensowenig will es uns scheinen, wenn Grimm zur Erklärung des Wortes an die von Stieler im „Teutschen Sprachschatz“ S. 27 angeführte provinzielle Entstellung des mhd. agen, Spreu, in Anichen, Ennen erinnert, wonach also Enne ein „purgamentum frumenti“, ein „cortex decussus ex lino“ bedeute. Ph. Dietz in seinem „Wörterbuche zu Luthers deutschen Schriften“ ist von diesen in der That schwachen Grimmschen Erklärungen nicht befriedigt, bemerkt aber, dafs er das seltsame Wort ebensowenig als Grimm zu erklären wisse. Die Bedeutung stultus, Narr, setzen beide, Grimm sowohl als Dietz, dem Worte fragweise bei.

Diese Bedeutung ergiebt sich in der That aus dem Zusammenhange der Stelle, und sie ist es, welche auch am nächsten auf die richtige Erklärung des Wortes leitet. Es ist nämlich zunächst bemerkenswert, dafs der Narr, und zwar der Narr ex officio, d. h. der Hofnarr des 14. bis 16. Jahrhunderts, häufig mit der Bezeichnung Heinz, Heyne, also den Abkürzungen von Heinrich angeredet wird.

In Paulis Schimpf und Ernst Bl. 120 rw (Ausg. von 1570) heifst es: „Es begab sich mitler zeit, dafs der Narr krank war, vnd wenn sein Herr für jn gieng, so tröst er jn vnd sprach: Heyne, schweig still, wir wollen schier zu Gott fahrn.“ Für die Anwendung der Form Heinz in gleichem Sinne führt Moritz Heyne im „Deutschen Wörterbuch“ unter „Heinz“ einige Beispiele an. So heifst es in einem Fastnachtsspiele (Ausg. der Fastnachtsspiele von Keller 653, 6) einmal: „Ich Hainz narr red on gefar.“ In der ältesten Ausgabe von Seb. Brants Narrenschiff hat das Bild zu Kap. 5 die Inschrift: „Hainz nar.“ Endlich wird der Herzog zu Braunschweig in einem, von Schade in den Satiren und Pasquillen des 16. Jahrhunderts 2, 84, 142 angeführten Gedichte geradezu: „Lieber Heinz narr“ angeredet. Die andere Form „Heyne“ oder „Hein“ findet sogar in einem noch schlimmeren Sinne Anwendung als zur Bezeichnung eines Narren, nämlich für den Teufel selbst. In einem Gedichte des 14. Jahrhunderts, den von Minzloff (Hannover 1863) herausgegebenen „Marienliedern Bruder Hansens“ heifst es V. 3708: „Sô moes der langeswanste heyn sîn sagel slaen zwischen sîn beyn.“ Weigand erinnert (Wörterbuch, 3. Aufl. 1, 786) gelegentlich dieser Stelle daran, dafs auch in der englischen Volkssprache old Harry, oder Lord Harry humoristischer Name des Teufels sei. Der letztere Ausdruck findet sich z. B. bei Fielding, Tom Jones, Buch 8, Kap. 9.

Neben den besprochenen „kosenden“ Abkürzungen Heinz und Hein für Heinrich findet sich nun auch die Form Henn oder Henne. In einer von Vilmar in seinem Hessischen Idiotikon S. 232 angeführten Urkunde aus dem Jahre 1405 kommen die beiden Bürger Henne Mogkis und Peter Moller vor. Und zwar wird auch diese Form Henne, ebenso wie Heinz und Hein ebensowohl zur Benennung eines Narren wie des Teufels selbst gebraucht. „Henn von Narenberg,“ bemerkt Frisch, Bd. 1, 443[b], „scheint ein alter Schimpfnamen von einem nomine proprio, das in Henn abgekürzt worden, gewesen zu sein.“ Er führt hierzu die Stelle aus Geiler von Kaisersbergs Narrenschiff Fol. 100_b an: „Der, welcher Gott strafft (d. h. welcher Gott meistern will), der heifst wohl Henn von Narrenberg.“ Dafs der Teufel selbst Henne genannt ward, geht aus der Stelle in Agricolas Sprichwörtern, Ausg. von 1560, Bl. 322[a] hervor: „Er siehet eben als hab er Holzäpfel gessen — wie Henn der teufel.“

Nach allen diesen Ausführungen scheint es mir nicht zweifelhaft, dafs auch Luthers Enne als Anrede an den König von England, von welcher ich ausging, nichts als eine apokopierte Form dieses Henne sei. Solche Apokopen des h sind in der Sprache an sich, namentlich aber bei Luther beliebt. Ich erinnere an eischen für heischen, Elfenbein und Helfenbein, Ungarn und Hungarn. Namentlich häufig findet sich bei Luther die schon im Mhd., auch im Nibelungenliede vorkommende Apokope Er statt Herr, so 2. Sam. 16, 16: „Glück zu Er König, Glück zu Er König.“ — „Er Carol von Miltitz“, im Sendbrief an Papst Leo X. (1520) Bj[va]. — „Mein lieber Herr und Freund, Er Johann Pomer“ in „Ein Widderruf vom Fegefeuer“ (1530) Dj[vw] und sonst sehr oft. Namentlich in seinen Briefen schreibt er, man kann fast sagen regelmäfsig Er statt Herr. Auch die Formen der Partikeln erab, erauf, eraus u. s. w. statt herab, herauf, heraus finden sich bei Luther.

Wenn hiernach formell kein Bedenken obwaltet, jenes Enne für Henne im Sinne von Narr oder Teufel oder „vom Teufel besessener Narr“ zu nehmen, so pafst diese Bedeutung dem Sinne nach vollkommen an jener Stelle. Den König Heinrich einen Narren zu nennen, ist, wie wir schon sehen, eine Lieblingswendung der Lutherschen Polemik; dafs etwas Teuflisches mit Enne an jener Stelle bezeichnet werden solle, geht aus dem unmittelbaren Zusatz hervor: „Ich sprech hie schier, das könig Heyntz von Engelland eyn Enne

were, hatt yhn doch der Teuffel ßo gar besessen" u. s. w. Ob endlich nicht der Name des Königs selbst, der hier auch ausdrücklich, wie sonst nicht überall in der Schrift, genannt wird, Luthern zu jener Bezeichnung, deren Identität mit Heinz wenigstens unbewufst noch in der Erinnerung des Schreibenden liegen mochte, verführt habe, mag wenigstens als fragende Vermutung aufgestellt werden.

II. Weltgewicht.

Dieses Kompositum ist neben einigen anderen unserer Sprache, z. B. Sindflut, einer der auffälligsten Beweise, wie leicht man sich, und zwar nicht blofs in den Kreisen des Volkes, daran gewöhnt, an die Stelle eines veralteten Wortes, dessen ursprüngliche Bedeutung vergessen worden ist, ein ähnlich lautendes, aber begrifflich völlig verschiedenes zu setzen und sich Jahrhunderte lang mit einem solchen Quidproquo zu begnügen. Bekanntlich kommt das Wort in einem unserer volkstümlichsten Kirchenlieder, nämlich in Paul Gerhardts: „O Haupt voll Blut und Wunden" vor, dessen zweiter Vers beginnt:

Du edles Angesichte,
Dafür sonst schrickt und scheut
Das grofse Weltgewichte,
Wie bist du so bespeit!

Der zweite Teil des Kompositums Weltgewicht kann offenbar mit Gewicht, pondus, von wägen, mhd. wëgen, mit dem man sich unwillkürlich gewöhnt hat, es zu identifizieren, nichts gemein haben. Was hätte es für einen Sinn, in einem Ausdrucke, welcher ungefähr gleichbedeutend mit dem von Weltgebäude, Weltkreis sein soll, gerade die Schwere der Welt, resp. des Erdballs zu betonen, und wie geschmacklos wäre es gerade an dieser Stelle, zu sagen, dafs sich die Schwere oder Last der Welt vor dem Antlitze Christi erschrecke! Das Wort, welches ich, beiläufig bemerkt, in keinem unserer Wörterbücher, weder den älteren noch den neueren, weder in Adelung noch der neuesten Auflage von Weigand erklärt, ja kaum angeführt finde, ist vielmehr eine Reminiscenz aus dem Althochdeutschen und bildet als solche eines der nicht ganz seltenen, aber immer interessanten Beispiele, dafs Wörter, welche im ahd. Zeitraume geläufig, im mhd. aber verschollen waren, im nhd. wieder auftauchen. Gewicht ist hier das ahd. wiht, gawichti, substantia, res, ens, got. vaihts, welches in diesem Sinne in den ahd. Denkmälern (vergl. Graff, Sprachsch. I, 730 f.) ziemlich häufig vorkam, besonders auch in den Kompositis iowiht, etwas, nio-

wiht, nichts, daneben aber auch die persönliche Bedeutung: Mensch hatte (vergl. ubil wiht, pôse wiht, übler Wicht, Bösewicht). In dieser persönlichen Bedeutung ward es im Mhd. ununterbrochen gebraucht, während die Bedeutung: Wesen, Substanz in dieser Periode allmählich verscholl. Erst im 16. Jahrhundert finde ich es wieder, und zwar als Femininum, in dieser Bedeutung von Bartholomäus Ringwaldt angewendet. Bei diesem volkstümlichen Dichter (und es ist bemerkenswert, dafs solche Reminiscenzen aus dem Ahd. gerade wieder nur bei den volkstümlichen Schriftstellern der nhd. Periode auftauchen) heifst es in seinem Liede: „Ich wil des Herren preis und ehr, als viel ich kan erheben", welches zuerst in der Sammlung: „Handbüchlein, Geistliche Lieder und Gebetlin durch Bartholom. Ringwald, Pfar Herrn in Langfeld, Frankfurt a. d. Oder 1586" vorkommt, dann auch von Mützell und Ph. Wackernagel in ihre bekannten Sammlungen aufgenommen worden ist, V. 8:

> Ach, vnser leben ist ein dunst!
> Was kan der mensch doch schaden!
> Darum fust nicht auff Herren gunst
> Noch auff jr gros genaden,
> Denn sie so wol
> seind schwachheit voll
> wie andre Adams Kinder
> Und bleiben nicht
> in jrer wicht
> Wie die gemeinen Sünder.

Wicht ist also hier substantia, Wesen, ganz wie im Ahd., nur, wie gesagt, als Femininum gebraucht. Die durch Hinzutritt der Partikel ge bewirkte Verallgemeinerung dieses wicht ist gewicht, ahd. gauuihti, und dies ist der zweite Teil des Gerhardtschen Kompositums: Weltgewicht, von welchem ich ausging. Als weitere Beispiele des Übergangs von einfachen Substantiven femin. gener. in zusammengesetzte neutr. gener. führe ich an: die Würze und das Gewürz, die Lust und das Gelüst, die Wehr und das Gewehr. Weltgewicht ist also: Weltwesen, Weltganzes, allenfalls: Weltgebäude, *κόσμος*. Interessant ist es, dafs dasselbe Wort noch einmal als zweiter Teil eines Kompositums bei einem modernen Schriftsteller und zwar bei keinem geringeren als Göthe vorkommt, nämlich in dem, dem Gerhardtschen Weltgewichte ganz analogen Volksgewicht, welches er im zweiten Teile des Faust (Ausgabe in 40 Bänden, Band 12, Seite 195) gebraucht. Dort singt der von Faust zur Eroberung des Westens ausgesandte Lynceus:

Von Osten kamen wir heran
Und um den Westen wars gethan,
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erste wufste vom letzten nicht.

Volksgewicht ist hier Volksmasse, Volksganze. Es wäre gesucht, hier mit Gewicht in dem gewöhnlichen Sinne von pondus auskommen und mehr geistreich als richtig dabei etwa an die Stelle in Schillers Wallensteins Tod Akt 3, Sc. 22 erinnern zu wollen, wo Max Piccolomini seinen den Saal immer dichter füllenden Pappenheimern, die ihn abholen wollen, schmerzlich zuruft:

Noch mehr, es hängt Gewicht sich an Gewicht
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab.

III. Ekraut.

Das Wort wird in der gedruckten vorlutherischen deutschen Bibelübersetzung zur Bezeichnung der Pflanze gebraucht, welche Gott vor der Hütte des Propheten Jonas wachsen liefs, um ihn gegen die Strahlen der Sonne zu schützen. Es heifst daselbst (ich citiere nach der Nürnberger Ausgabe von 1483) im 4. Kap.: „Und der herr fürbereit ein ekraut vn es styg vber daz haubt Jone, das es wer ein schatten vber sein haubt vnd in bedecket. Wann er het gearbeyt. Vnd ionas ward erfrewet vber dz ekraut mit grosser frewde. Vnd got bereytet einen wurm frü, dz er frü auffgieng an den morgen vnd erschlüg das ekraut vnd es dorret.“ Und weiter unten: „Der herr sprach zu Jonam: „Wenstu das du wol zürnest vber das ekraut? — Du bist leydig vber das ekraut in dem du nicht hast gearbeyt noch hast es gemacht, das es wüchs, dz vnder einer nacht ist auffgangen vnd vnder einer verdorben.“ Luther hat bekanntlich in seiner Übersetzung Kürbis gebraucht, in der Auslegung des Propheten Jonas vom Jahre 1526 sagt er: „eyne wilde rüben.“

Kürbis entspricht der Übersetzung der Septuaguita, welche *κολοκυνθὴ* hat. Das hebräische Wort ist קִיקָיוֹן (kikajon), welches nach den alten Auslegern den ricinus oder Wunderbaum bedeutet, eine sehr schnell und hoch wachsende Staude mit grofsen, Schatten gebenden Blättern. Dieses Wort Wunderbaum hat auch de Wette in seiner Übersetzung gebraucht. Die niederdeutsche vorlutherische Bibelübersetzung hat ywen boem, die Vulgata, welcher die vorlutherischen deutschen Übersetzungen folgen, hat: hedera.

Es fragt sich, wie das obige Wort Ekraut zu erklären ist.

Lexer hat dasselbe in sein Mhd. Wörterbuch gar nicht aufgenommen. Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm findet es sich zwar, aber ohne Erklärung. Zunächst fallen einem die offenbar analog gebildeten Wörter ebaum und ebeere ein. Das erstere, welches zwar von Lexer, dagegen aber wieder nicht von Grimm verzeichnet ist, findet sich in Konrad von Megenbergs Buch der Natur, und zwar ist ihm daselbst ein ganzer kurzer Abschnitt gewidmet, welcher nach Pfeiffers Ausgabe (S. 322) lautet: „Edera haizt ain epaum oder ain ertpaum, aber er hiez pilleicher ain slingpaum, wan er slinget sich über al auf die maur oder auf die want, dar zuo er sich gesellet und vlichtet sich dar ein mit gar vil wurzeln. er tregt selten fruht oder plüet, dar umb, daz er gar kalter nâtûr ist und wechset gern an kalten steten, aber sô er fruht tregt, daz sint swarz trauben sam die weintrauben sint. der paum verderbt all ander paum, den er sich zuo gesellt, wan er seuget all fäuhten dar auz und derret si. er stinkt vast und ist alzeit grüen. man spricht auch, daz er den gaizen vil milich mach, wenn si in ezzen.“ Ebeere endlich findet sich weder bei Grimm, noch bei Lexer angeführt, wird aber in Schmeller-Frommanns Bayerischem Wörterbuch Band 1, Spalte 8 aus einer Münchener lateinischen Handschrift citiert, wo es vermischt mit Wein als Arznei empfohlen wird.

Die sachliche Identität des oben von Megenberg beschriebenen êbaum mit dem êkraut der vorlutherischen Bibel leuchtet ein und die êbeere ist offenbar die Frucht der fraglichen Pflanze. Zur sprachlichen Erklärung der drei Wörter müssen wir jedoch noch ein viertes, nämlich Epheu heranziehen, welches ebenfalls zur Verdeutschung von hedera dient und nach den von Dieffenbach in seinem Glossarium Latino-German. S. 194c unter hedera angeführten Glossen auch promiscue mit ebaum gebraucht wird. Das Wort Epheu wird von Grimm im Deutschen Wörterbuche ein „vielgestaltiges, schwieriges“ genannt. Vielgestaltig ist es in der That, die Schwierigkeit seiner Erklärung dürfte aber durch die Zusammenstellung mit dem obigen Ekraut und Ebaum wesentlich erleichtert werden. Zunächst ist Epheu, ahd. ëbah, sichtlich eine Germanisierung des lateinischen apium, Eppich; die ursprüngliche ahd. Form ëbah dehnte sich in ëbow, ëbouwe, ëböue aus und nun bemächtigte sich die allzeit geschäftige umdeutschende Phantasie der Volksetymologie des Wortes und machte, in Anlehnung an das vulgäre Heu Ehouwe, Ehöu

aus der ursprünglichen Form. Aber nicht genug mit der Umdeutschung der zweiten Silbe: man suchte auch für das anlautende e eine verdeutschende Erklärung und machte daraus das schon sich durch die gröfsere Bequemlichkeit der Aussprache empfehlende eb, so dafs also die Form ebhöu, später, aber erst im 17. Jahrhundert Epheu ausgesprochen, entstand. „Ebhew durch sich selbs so mag es nit wachsen, darumb so wachset es an einem Baum uff." Kaisersberg, Narrenschiff (1520) Bl. 167ª. Bei diesem eb dachte man aber offenbar an das altdeutsche êwe, ê, das Immerwährende, so dafs also ebhöua, ebbaum in der Phantasie der Volksetymologie das immerwährende, d. h. immergrüne Heu, der immergrüne Baum ist, der „alzeit gruene", wie ihn Megenberg in der oben angeführten Stelle nennt. Das ê wurde also der Bedeutung des sonst in dieser Zusammensetzung gebrauchten sin entsprechend, vergl. singrüene. Dafs dies in der That die richtige Erklärung der nach Grimm „kaum zu deutenden" Silbe eb ist, dafür scheint mir die von Schmeller-Frommann 1, 14 aus einer Münchener Handschrift aufgenommene erweiterte Form ewisch-hew ein unwiderlegliches Zeugnis abzulegen. Ewisch (got. aiveins, immerwährend) ist die zu noch gröfserer Verdeutlichung angewendete Verlängerung des sonst gebrauchten eb. Analog wird also êbaum der immerwährende, d. h. immergrüne Baum, êkraut das immerwährende, d. h. immergrüne Kraut sein; êbeere ist verkürzt auch êbaumbeere, d. h. Beere des immergrünen Baumes.

Nicht unerwähnt will ich lassen, dafs meine sonst meines Wissens nirgend aufgestellte Erklärung des e in Epheu auch von Doornkaat Koolman in seinem gegenwärtig noch im Erscheinen begriffenen „Wörterbuch der ostfriesischen Sprache" vermutungsweise geäufsert wird. „Das ahd. ëbah," heifst es daselbst unter êpha oder êpfa, „ist aus aeba, aewa entstanden und gleich mit iba, iwa, iwi, weshalb denn auch ahd. îwa = Eibe mit Epheu begrifflich und wurzelhaft verwandt ist. Beiden Wörtern als Namen immergrüner und im Winter nicht absterbender Bäume oder Gesträuche liegt daher wahrscheinlich der Grundbegriff: ewig, immer, dauernd u. s. w. zu Grunde." Dem Verfasser des „Ostfriesischen Wörterbuches" ist von Fachmännern, beispielsweise im Zarnckeschen litterarischen Centralblatt, die grofse Ausdehnung seiner etymologischen Erörterungen, und nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen worden. Wenn man aber von derselben Seite über seine etymologischen Deutungen überhaupt, als die eines Dilettanten,

die Achseln gezuckt hat, so dürften doch manchmal auch Dilettanten-Erklärungen denen von Fachmännern — ich erinnere an die oben angeführte Jakob Grimms, also eines ersten unter den Fachmännern, von Enne — nicht allzu viel nachstehen.

IV. Spargalzen.

Das Wort, auch Spargelzen, Spargolzen geschrieben, kommt einige Male in der Bedeutung von Sandalen, Schnürschuhe im Mhd. vor, zunächst im Leben des Maier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre, woselbst es V. 223 heifst: „Si (nämlich Helmbrechts Mutter) verkoufte manic huon und ei, ê si im gewünne diu zwei hosen und spargolzen.“ Die entsprechende Stelle steht in von der Hagens Gesamtabenteuern Bd. III, S. 287. Auch in der gedruckten vorlutherischen Bibelübersetzung findet sich das Wort einige Male, zunächst in der Geschichte der Judith, wo es an der Stelle, in welcher die Toilette derselben beschrieben wird, vor ihrem Besuch bei Holofernes, also Kap. 10, V. 3 heifst: „(Sie) fast ir fuefs mit spargaltzen.“ Vulg.: „Induit sandalia pedibus suis.“ Diese Spargalzen oder Sandalen Judiths müssen sehr schön gewesen sein, denn Kap. 16, V. 11, in dem Lob- und Dankliede auf die Heldin, welches den Beschlufs der ganzen Geschichte macht, heifst es von ihnen: „Ir spargaltzen zuckten seine augen.“ Ihre (also Judiths) Sandalen entzückten seine (also des Holofernes) Augen. Vulg.: „Sandalia ejus rapuerunt oculos ejus. Im griechischen Text: „*Τὸ σανδάλιον αὐτῆς ἥρπασεν ὀφθαλμὸν αὐτοῦ.*“ Das Wort galt im 15. Jahrhundert schon für veraltet; denn in den angeführten Stellen findet es sich nur in den ersten Ausgaben der gedruckten Bibel. Der modernisierende Überarbeiter hat an Stelle desselben gesetzt: „kestlich geschuch“, bei welcher verschönernden Umschreibung ihm offenbar der tiefe Eindruck, welchen dieses Toilettenstück auf den Feldhauptmann Holofernes gemacht hat, vorschwebte. So heifst es also in der 9. Bibelausgabe (Nürnberg 1483): „Si legt sich an mit dem gewande irer wunsamkeyt vnnd leget an ire fuefs köstlich schuh.“ Und an der späteren Stelle: „Ir köstlich geschuh zuckten seine augen.“ Die niederdeutsche vorlutherische Bibelübersetzung sagt an der ersten Stelle gar: „Sze kledede sick mit ören hochtydliken kledern vnd sze dede vorgüldede schoe an ör vöte“ und ebenso an der anderen: „Öhr vorgüldene schoe begrepen (ergriffen) syne ogen“ (Halberstädt. Ausg. von 1522).

Luther hat in seiner Übersetzung auffallenderweise an der ersten Stelle das Anziehen dieses effektvollen Kleidungsstückes gänzlich weggelassen, an der zweiten Stelle hat er: „Ire schöne Schuch verblendten jn.“

Bemerkenswert ist noch die Lesart, welche über diesen Umstand die von Merzdorf herausgegebene Historienbibel (S. 514) hat und die in naiver Weise zu erkennen giebt, was dem assyrischen Feldherrn eigentlich so gut an den Schuhen der schönen Judith gefiel. Dort heifst es nämlich: „In ir zerhownen schuchlin (das heifst doch wohl: in ihre, aus zerschnittenen Riemen gebildeten Schuhe) do lugotend sin ougen.“

Die beiden angeführten Stellen aus der Judith finden sich übrigens als Belege des Wortes spargalzen schon im Scherz-Oberlinschen Wörterbuche citiert und sind hiernach auch von Schmeller-Frommann Bd. 2, Sp. 680 aufgenommen worden. Ich kann denselben noch eine Stelle aus dem Ev. Markus hinzufügen, wo es Kap. 6, V. 9 heifst: „geschuocht mit spargaltzen“ (sollen nämlich die Jünger ihre Missionsreisen antreten), und wo die späteren Bibelausgaben ebenfalls diesen veralteten Ausdruck geändert haben, diesmal aber, der veränderten Situation entsprechend, nicht in köstliche Schuhe oder vergüldete Schuhe, sondern in breite Schuhe. „Geschuht mit braytten schuhen“ heifst es in der 9. Ausgabe und in der niederdeutschen ganz gleich: „Geschoyet mit breden schoen.“

Was nun die Ableitung unseres spargalzen betrifft, so haben die Lexikographen bisher in dieser Beziehung hin und her geschwankt, ohne eine bestimmte, auf den ersten Augenblick sich empfehlende Entscheidung zu treffen. In Schmeller-Frommanns Bayerischem Wörterbuch wird auf die romanischen Formen für das lat. calceus, der Schuh hingewiesen, also ital. calzo, calza, span. calza, franz. caleçon; dabei bleibt aber der erste Teil des Kompositums spar völlig unerklärt. Mir scheint das Wort nicht von calceus, der Schuh, welches seinerseits wieder von calx, die Ferse, herkommt, sondern vielmehr von diesem letzteren Worte direkt abzuleiten zu sein. Die erste Silbe, spar, ist das deutsche sperren, franz. barrer, einschliefsen, umfassen; vergl. ital. sbarra, die Einschliefsung, deutsch barre, welches schon in Schilters Glossar in der Bedeutung repagulum vorkommt. Eine Spargaltze ist also ein, die Ferse umschliefsendes, einschnürendes Bekleidungsstück. Eine ganz analoge Zusammensetzung ist das ital. sparapetto, quod pectus continet vel protegit, Brustwehr, vielleicht auch Schnürbrust,

welches im Glossarium mediæ et infimæ latinitatis von Du Cange, Ausgabe von Henschel, Bd. VI, 313[a] angeführt und dort ebenfalls von spara, repagulum, barra abgeleitet wird. Sollte trotzdem noch ein Zweifel an obiger Etymologie unserer Spargaltzen bestehen, so wird derselbe meines Erachtens beseitigt durch das ebenfalls in dem genannten Glossar von Du Cange Bd. VII, 309 verzeichnete, meines Wissens aber noch von keinem deutschen Lexikographen berücksichtigte spardille beseitigt. Diese spardille ist nach Du Cange „un soulier de corde à l'usage des Miquelets“, also ein mit Stricken zusammengeschnürter Schuh, dessen sich die Miquelets, womit nach Thibaud früher die Schnapphähne in den pyrenäischen Gebirgen, später die aragonischen Gensdarmen bezeichnet wurden, bedienten. Wie nämlich spargaltze aus sperren und calx, die Ferse, so ist spardille aus sperren und talus, der Knöchel zusammengesetzt, bezeichnet also im Gegensatz zu spargaltze, Sandale, eine etwas höher hinauf gehende, auch die Knöchel umschliefsende Fufsbedeckung. Der Verschlufs bei den spargalzen wurde übrigens durch ein geschnittenes Hölzchen bewirkt, wie aus einem von Lexer s. v. citierten Minneliede (Sammlung der Minnesänger von v. d. Hagen 3, 278[b]) hervorgeht. Es heifst in dieser Stelle nämlich, die ich noch nachträglich als ein ferneres Beispiel für das Vorkommen des Wortes im Mhd. anführe: „Daz (sc. das Holz) dem snitzaere iemer sî verteilet, der daz holz sô ebene sneit in die spurgalzen“, welche Form spurgalzen also als eine weitere, durch Entstellung entstandene, den oben angegebenen Varianten für das Wort hinzuzufügen wäre.

V. Klöperholz.

Ich führe das Wort nicht an, um über die Bedeutung desselben etwas Neues zu sagen, sondern weil ich einen interessanten Beleg dafür beibringen will. Im „Deutschen Wörterbuche“ wird Bd. V, 965, 968 und 1222 ganz richtig bemerkt, dafs darunter jene Klapper zu verstehen sei, welche im Mittelalter die Bettler, besonders aber die Aussätzigen tragen mufsten, um ihre Anwesenheit bemerkbar zu machen, damit sich jedermann vor einer Ansteckung durch sie hüten könne. Auch das Simplex Klöper, Klapper wird schon in diesem Sinne gebraucht, und das „Deutsche Wörterbuch“ citiert dafür aus Jak. Ayrer 122[c] (Ausg. v. Keller 617, 25) die Stelle: „Agata die siechenfrau mit ihrer klöpern geht ein“. In betreff des Kompositums Klöperholz

verweist das „Deutsche Wörterbuch“ Sp. 968 auf Frisch 1, 519^{b}, welcher es mit crepitaculum leprosorum übersetzt und dafür die Stelle 2. Samuel 3, 29 „aus einer älteren Bibelübersetzung“ anziehe. Diese „ältere Bibelübersetzung“ ist unsere mehrerwähnte vorlutherische, und heifst es in deren neunten Ausgabe (Nürnberg, bei Koburger, 1483) an der erwähnten Stelle (oder vielmehr nach der Bezeichnung jener vorluther. Bibeln 2. Könige 3): „Do das dauid hörtt das das ding yetzund was geschehen (sc. die Ermordung Abners durch seinen Feldhauptmann Joab), er sprach: ich bin rein vnd mein reich bey got von dem blut abner des suns ner vntz ewigklich vnd es kumm auff das haubt ioab vnd auff alles haufs seins vaters. Nit sol gebresten von dem haufs ioab erleydend den flufs des samens vnd aussetzig und haltend klöperholtz vnd val in den waffen vnd gebreste des brotz.“ David spricht also über die Nachkommen Joabs die Verwünschung aus, dafs immer einer derselben den Samenflufs habe oder aussätzig sei und jene Klapper der Aussätzigen tragen müsse oder im Kampfe falle oder Nahrungsmangel leide. Die Vulgata übersetzt die Stelle: „Nec deficiat de domo Joab fluxum seminis sustinens et leprosus et tenens fusum et cadens gladio et indigens pane.“ Dieses fusum war im Mittelalter die specielle lat. Bezeichnung für jene Klapper der Aussätzigen. Diefenbach führt in seinem Glossarium Latino-Germanicum S. 254^{b} unter fusum aus den Vokabularien jener Zeit die Bedeutungen an: „vssetzel schlatterlin, ir klaffel, klepperlin, klepperholtz“ u. s. w. Unsere vorluth. deutsche Bibelübersetzung hält sich also auch hier streng an die Vulgata. Luther versteht die Stelle ganz anders, indem er übersetzt: „Es müsse nicht auffhören im Hause Joab, der ein Eiterflus vnd Aussatz habe vnd am Stabe gehe vnd durchs Schwert falle.“ Hiernach wünscht also David, dafs immer einer der Nachkommen Joabs sich am Bettelstabe befinde. Die Luthersche Übersetzung entspricht wohl mehr dem Hebräischen, welches wörtlich bedeutet: „fassend an den Stab“ (מַחֲזִיק בַּפֶּלֶךְ), apprehendens in scipionem. Jene vorlutherische deutsche Übersetzung, ebenso wie die der Vulgata, sind aber jedenfalls charakteristische Belege für die Sitten ihrer Zeit und für die Art, das Bibelwort nach ihrer Weise zu nationalisieren.

Berlin. K. Biltz.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Rätoromanisches Wörterbuch, Surselvisch-Deutsch, von P. Basilius Carigiet, Capitular des Klosters Disentis. Bonn, Weber, 1882.

Das vorliegende Wörterbuch bildet nicht nur für den romanisch redenden Teil des Kantons Graubünden, sondern namentlich auch für den Sprachforscher eine sehr willkommene Gabe, zumal der Name des Verfassers sichere Bürgschaft für die Gediegenheit des Werkes bietet. P. Basilius Carigiet ist nicht blofs einer der hervorragendsten Prosaiker und Dichter seines Volkes, er hat auch seit vielen Jahrzehnten, zu einer Zeit, als noch niemand daran dachte, das Rätoromanische wissenschaftlich zu ergründen, sich eingehend mit dem Studium seiner Muttersprache befafst. Im Jahre 1858 erschien seine äufserst interessante „Ortografia romonscha", eine von ihm schon seit längerer Zeit vollendete „Gramatica romonscha" erschien leider noch nicht im Drucke. P. Carigiet war somit jedenfalls der Berufenste, die Redaktion eines neuen rätoromanischen Wörterbuches zu übernehmen. Es war aber auch keine leichte Arbeit, an die sich der im Dienste seiner Muttersprache ergraute Greis machte. Abgesehen von dem 1848 erschienenen und längst vergriffenen Wörterbuche von Carisch, in welchem sich jedoch grofse Lücken vorfinden,* und zwar namentlich in Bezug auf den im täglichen Verkehr am meisten gebrauchten, volkstümlichen Wortschatz, waren keine Vorarbeiten vorhanden. — Wohl wurde unter dem Abt Adalbert de Funs (1696—1716) von den Mönchen des Klosters Disentis ein grofses lateinisch-deutsch-romanisches Wörterbuch ausgearbeitet und schrieb ungefähr zur gleichen Zeit der Mönch Maurus Catrin (ein Deutscher von Geburt) ein romanisch-deutsches und deutsch-romanisches Wörterbuch, allein beide Werke wurden bei dem unseligen Brande des Klosters im Jahre 1799 ein Raub der Flammen. — Bei diesem Stande der Dinge müssen wir über die Reichhaltigkeit und relative Vollständigkeit des Carigietschen Wörterbuches geradezu staunen. Neben der Sprache der Bücher, die selbst im Rätoromanischen nicht unbedeutend von der wirklich gesprochenen abweicht, finden wir hier namentlich den Sprachschatz des Volkes in erfreulicher Vollkommenheit vertreten, und gerade darin besteht das Hauptverdienst des Buches; aus welchem Grunde, werden wir später sehen.

Auch müssen wir namentlich rühmend hervorheben, dafs Carigiet, im Gegensatz zu einigen neueren Grammatikern, die s t a r k e n Formen des

---

* Einige Jahre später erschien ein äufserst selten gewordener Nachtrag zum Carischschen Wörterbuch.

Rätoromanischen, wie sie besonders im Disentiser Dialekt üblich sind, in ihrer vollsten Ausdehnung beibehalten hat. Dieselben erstrecken sich nicht blofs auf das Verbum in weit gröfserem Ausmafse als in den übrigen romanischen Sprachen, sondern auch vielfach auf die Pluralbildung der Nomina und auf die weibliche Form der Adjektiva. Folgende Beispiele mögen ein ungefähres Bild davon geben: tschintschā̆r′, el tschō̆n′tscha (sprechen); sittā̆r′, el sīĕ′ta (schiefsen); stigliā̆r′, el stā̆′glia (zerhauen); stī̆z′zar, el stēz′za (löschen); squitschā̆r′, el squetscha (drücken, drucken); mĕ′nar, el mēī′na (führen); clamā̆r′, el clō̆′ma (rufen); maner, el mō̆′gna (übernachten); pū̆r′tar, el pō̆r′ta (tragen); uā̆r′, ella ŏ′va (Eier legen); murī̆r′, el mīĕ′ra (sterben); suvanā̆r′, el savū̆′na einseifen; stupā̆r′, el stāū̆′pa (stopfen); stō̆r′schĕr, nus sturschā̆n′ (biegen); tō̆n′schĕr, nus tunschē̆īn′ (reichen); quō̆′rĭr, nus curīn′ (laufen); — tgiet, cots (Hahn); jert, orts (Garten); tgiern, cons (Horn); miert, morta, morts (der Tote, tot); niebel, nobla, nobels (edel); jester, jastra, jasters (fremd); tierz, tierza (der, die Dritte); tierm, tiarms (Grenzstein); vierm, varms (Wurm); pigniell, pigneuls (junge Tanne); tgariel, tgareuls (Made); ensiel, anseuls (junge Ziege); chisti, chistials (Schlofs); utschi, utschols (Vogel); pupi, pupiols (Papier); bi, biala, bials (schön). — Hierzu ist auch die Versetzung des „r“ zu zählen: fardē̆r′, el frē′da (riechen); stergliar, el streglia (striegeln); patertgier, el patratga (denken).

Hingegen vermissen wir manche Wendungen zu Lokutionen, die leicht den betreffenden Wörtern hätten hinzugefügt werden können; namentlich aber hätten nach unserem Datürhalten die trefflichen romanischen Sprichwörter, die schon vielfach gesammelt und herausgegeben wurden, hier eingereiht werden sollen. Hinsichtlich der letzteren verweisen wir auf die Sammlung Böhmers in den Romanischen Studien VIII, 157 ff. Hier beschränken wir uns auf die Anführung einiger der wichtigsten Redewendungen, die wir im Wörterbuche nicht fanden. Es fehlen zu:

better: b. pel tempel en, ein begonnenes Werk unvollendet aufgeben; better a prau, die Felder düngen.

casa: ils de casa, mes d. c., die Angehörigen.

chitschar: ei catscha dis, es tagt.

darart: die Bedeutung von ... Seite, seits (parents devart la muma, verwandt mütterlicherseits).

dar: dar la bucca (dad enzitgi), über jem. Böses reden, schimpfen.

dar pleid e fatg, Red’ und Antwort stehen.

dar uorder (de far entzitgai), sich vorbereiten, sich anschicken zu; dar d’entellir, andeuten, zu verstehen geben; dar ina gliada, einen Blick thun; quei dat de lignar, das ist eine harte Nufs (das läfst sich nicht leicht erraten).

derschentar: in um derschentau, ein ruinierter Mann; derschentar ina casa, eine Familie an den Bettelstab bringen.

encrescher: schar encrescher, leid thun, reuen, Heimweh haben: ei mi encrescha oder jeu laschel encr., es thut mir leid, es reut mich, aber immer: el lai encrescher, er hat Heimweh.

eri: die Bedtg. steif (esser eris dal freid, von der Kälte steif sein).

entarder: das reflexive s’entardar, sich verspäten.

far: far printgas (it. brindisi), anstofsen (mit den Gläsern beim Trinken).

grau: die Bdtg. „Beziehung, Hinsicht, Weise (sin tutto graus, in jeder Weise, Hinsicht; en quei grau, in dieser Beziehung).

ira: ir ’a piarder, in Verlust geraten; ir cun la brocca, vor der Zeit aus dem Dienst treten (brocca = niederes, hölzernes Gefäfs mit Handhabe).

levar: l. da mort en vetta, auferstehen.

malperina: vignir m., uneinig sein, im Streit leben.

manzegna: dir m., lügen (der fast einzig gebrauchte Ausdruck dafür; das angegebene bigliaffar ist äufserst selten).

metter: metter sut in prau, ein Stück Feld als Unterpfand geben; — m. sut ina gonetscha, ein Rind zum Ziehen abrichten, verwenden; metter en

salv, aufbewahren; se m. davos meisa, sich zu Tische setzen, (esser d. meisa, bei Tische sein).

murdergiar, das reflexive se murdergiar, sich abmühen, sich plagen.

pigliar: pigliar tema, erschrecken (hier fehlt auch die Bdtg. „streifen").

prender: pren mira! siehe da! — prender si per tscheins, mieten, pachten (scher via p. tsch., vermieten, verpachten).

puccau: prender puccau, sich erbarmen.

strada: esser a str., aufgestanden sein, auf sein, thätig sein.

tener: tener meurs u Diu, die Hände falten; tener mirau (tegn mirau!), aufpassen.

trer: trer anavos, an der Auszehrung leiden; il tr. a., die Auszehrung.

tschentar: se tschentar, sich setzen (von trüben Flüfsigkeiten); tschentar si (in a lescha, in plaid, ein Gesetz, eine Rede) abfassen, verfassen.

tutt: tut en ina, plötzlich.

vignir: v. a speruns, eiligst hergelaufen kommen.

Dafs trotz der Reichhaltigkeit des Wörterbuches manche sehr gebräuchliche Ausdrücke fehlen, ist bei dem eben erörterten Stande der Dinge erklärlich. Es dürfte daher, da eine zweite Auflage des Buches in nächster Zeit wohl nicht zu erwarten ist, manchem angenehm sein, wenn wir hier die bei einer ziemlich genauen Durchsicht uns aufgefallenen Lücken ergänzen.

Es fehlen die Wörter: annuler, aufser Kraft setzen; babūns', ils, die Vorfahren; basarīn' (basarina), Vetter (Base) im zweiten Grad; bransī'na, s. f. Viehglöcklein; brentī'na, s. f. Nebel; brin, braun; buschía, s. f. Verleumdung, Beschimpfung (dir b—s adin, beschimpfen); canē'ra, s. f. Lärm; carin, lieblich; carné, s. m. Beinhaus; carpialas (las), die Fufseisen; casada, s. f. die Familie; cavistrem, s. m. Unordnung, Verwirrung; culier, s. m. Kragen; cumbriau, kummervoll, traurig; dagretta s. f. Unfug (von Kindern); deletgeival, a. köstlich; demanonza, s. f. Aufführung; empermischun, s f. Gelöbnis; empitschar (sempitschar) d'enzitgi, d'enzitgei, sich um einen, um etwas kümmern, sich einmischen; empudēr', v. n. dafür können, schuld sein (jeu empōs' nuot, ich kann nichts dafür); empunir, v. a. anstückeln; enconischents (ils), die Bekannten; enferar, v. a. mit Eisen beschlagen (enf. ils pors, den Schweinen einen Eisendraht durch die Nase ziehen, damit sie nicht in der Erde wühlen; enf. in cavaegl, in fest, ein Pferd, einen Stock beschlagen); entiert, s. m. Unrecht (far e., far d'e. ad in, einem Unrecht thun); entschata, s. f. der Anfang; enzinnar en, v. n. kirchlich trauen, getraut werden; fertont, adv. indessen; f. che, während; festinar oder festginar, v. n. sich beeilen; fortem, s. m. Dunstbraten; fuola, s. f. Menge; furtga, s. f. Heugabel, Galgen; garniala (la), Hagel; ei dat g., es hagelt; gingadira, s. f. Gelenk; il giūvenessen di (auch il di adessa od. adessen), der jüngste Tag; glieta, s. f. Wasseralge; glisner, a., glisneria, s. f. gleisnerisch, Heuchelei; grava, s. f. Rain; s'engorvar en, mit Geröll bedeckt werden; harta, s. f. eingerahmte Tafel; honta, blecherne Kanne; iver, s. m. Euter; lamēz' (pl. la lamē'za), s. m. Stein im Obst; loschar, v. n. übernachten; malperina, a., malperinadot, s. f. uneinig, Uneinigkeit; malspirtau, s. m. —ada, s. f. Besessener, ... e; muoti, a. (v. dsch. mutig) übermütig, ausgelassen; murdreia, Plage, Mühe; partischont, a. parteiisch; patarlas (las), paterlem, s. m., paterlar, v. a. Gerede, schwätzen; penn, Buttermilch; petschen, a. klein; pettenbrot, Nachricht (nur noch mehr satirisch); pischada, s. f. Butter (peun a p., Butterbrot); puccau, s. m. Sünde; putretg (peun), teigig (v. Brot); rimnada, Versammlung; schentil, a. artig; scummiada, s. f. Wechsel; scursanir, v. a. abkürzen; semigliadetgna, s. f. Ähnlichkeit; sespiarder, v. n. schwächer werden; sgiginar, v. n. und a. (fr. déjeuner) etwas weniger essen, auch: etwas zu essen geben (z. B.: el ha bucca sgiginau mei, er hat mir nicht das Geringste zu essen gegeben); sgnuflar, schnufeln; steh, s. m. Stich (el vegn bucc'a steh de, es gelingt ihm nicht zu ...); stupin, s. m. Stöpsel; suliva, s. f. Schwelle; surcombras (il!), der Überboden; surventscher, überwinden; survigilonn, s. m. Aufseher; suttofierer, Perf. Part.

suttafretg(s), unterwerfen (el ei suttafretgs a quei mal, er ist diesem Übel unterworfen); svartatg, Nachteil; talentun, s. m. sehr talentierter Mensch; tarladir, v. n. tarladiu, ekeln, ekelhaft; terschiel, s. m. Strick; tgiembel, a. überfüllt; tir, s. m. Schützenfest; tscharna, s. f. Abstimmung mittelst Handaufhebung (far tsch., abstimmen); tschuncheismas, Pfingsten; ualvess, schwerlich; unschivas, Zahnfleisch; urbir, erbitten; vallada, grofses Thal; zenur, Unehre, Schande.

Es soll ferner zu curclar der Imperativ cuorcla statt cuarclo lauten; zu schiurar fehlt das substantivierte adj. verb. schirau; statt num adv. soll num che conj. (falls) stehen.

Eigentümlich ist dem Rätoromanischen die häufige Unsicherheit zwischen „a", „u", „i", „a" und „e", ja selbst zwischen „a" und „u" in der dem Accente vorausgehenden Silbe. So schreibt man plantschiu und plintschiu, casti und chisti, pardun und perdun, samada und sumada etc., so erklären sich auch die Formen fumē'ge aus famiellus (famulus), furschēl' aus falcilla. Carigiet wäre nun wohl der Berufenste gewesen, hierin eine endgültige Entscheidung zu treffen; dies ist jedoch blofs in einigen Fällen geschehen, während er sehr häufig noch beide Formen giebt. — Sehr zu wünschen wäre ferner gewesen, wenn die Ableitungen in gröfserem Umfange angeführt wären. Der romanisch sprechende Philologe, der leichter als jeder andere eine gröfsere Anzahl Formen sich vergegenwärtigen kann und den Wertinhalt einer jeden Form genauer kennt, würde da wohl manche interessante Frage sicherer lösen als andere. Leider wurde jedoch P. Carigiet durch schweres körperliches Leiden verhindert, dem Werke die letzte Vollendung zu geben. So kommt es, dafs wir manche Ableitung vermissen, die wir früher von ihm gehört zu haben glauben. So z. B. tschewer (Fastnacht) v. cibare; dustar (fr. hôter) v. haustare; entschata (Anfang) v. incepta; ruir (zerbeifsen, franz. ronber) v. rumigare; rudi (pl. rudials) v. roticellum, etc.; crap (Stein) und grep (Fels) hängen wohl mit rupicus zusammen; rueida mit dem franz. bruit; enfarlar (Bäume pfropfen), afr. fourrel, goth. fodr; casetta stammt nicht von casus ab, sondern ist der Name einer alten venezianischen Münze und wurde dann auf eine Zeitung, welche eine gazzetta kostete, übertragen. Bei antsches und andriescher (auch entschess u. endriescher geschrieben und zwischen „a" und „e" gesprochen) ist statt auf an-cinctum an-dirigere wohl auf in-cinctum etc. zurückzugreifen; analog sind auch gebildet: entardar, entardir, engirar.

Zu Disentio (auch Dissentis, alte Schreibart Tissentis) wurde die herkömmliche Ableitung aus desertina wohl absichtlich und mit Recht weggelassen. Wir bemerken hier nur, dafs Schneller in Innsbruck es richtig aus dis-semites, dis-sendes ableitet.*

Wie Carigiet ein besonderes Augenmerk auf die wirklich gesprochene Sprache gelegt, so giebt auch seine — leider nicht allgemein angenommene — Orthographie ein möglichst genaues Bild des Wortes, und in diesen beiden Vorzügen des Werkes liegt auch, wie schon oben bemerkt wurde, der Hauptwert des Buches. Eine genaue Aufzeichnung des Rätoromanischen, wie es im Volke lebt, war um so mehr ein dringendes Bedürfnis, als einerseits weder die älteren noch die neueren Druckwerke ein ganz zuverlässiges Bild davon geben und andererseits die Sprache selbst durch den Einflufs des Deutschen immer mehr und mehr grammatisch sowohl als lexikalisch von ihrem ursprünglichen Charakter sich entfernt.

Da die romanisch geschriebenen Werke der Klosterpatres von Disentis als Manuskripte in der Bibliothek des Klosters aufbewahrt und 1799 ein Raub der Flammen wurden, so bestehen die auf uns gekommenen sprach-

* Von den zwei Wegen, die von hier aus einerseits über die Oberalp, andererseits über den Lucmanier führen.

lichen Dokumente längere Zeit hindurch nur aus Übersetzungen, die überdies gröfstenteils von Nichtromanen herrühren. So sind die ältesten Druckwerke zumeist Übersetzungen aus dem Italienischen, besorgt von den ital. Kapuzinern der rätischen Mission, die erst beim Antritt ihrer Pfarren das Romanische erlernten. So die zu Mailand 1612 gedruckte „Brev apologetica“ von Joh. Ant. Calvenzano (aus dem Lateinischen übersetzt); desgleichen das Gebetbuch „Spiegel de devoziuns“ von Zacharias da Solo (Verona 1665 und Bozen 1676, illustriert!) und das von da Solo selbst zuerst (1679) in ital. Sprache herausgegebene, später übersetzte Legendarium „La glisch sin il candelier invidada“. (Cumbel, Lugnez, 1685.*) Der erste geborene Romane, von dem wir etwas Gedrucktes besitzen, war Balthasar Alig aus dem Lugnez, der 1674 sein (wahrscheinlich aus dem Deutschen übersetztes) Epistel- und Evangelienbuch herausgab: „Epistolas ed Evangelis sin tuttas damengias a feraus, etc.“ — Auch den neuerdings durch den rastlos thätigen Dr. Decurtius veröffentlichten surselvischen Texten dürfen wir kein allzu hohes Alter und den meisten auch nicht ursprüngliche romanische Abfassung zuschreiben. So wurde die Beschreibung der von Jakob Bundi** 1591 unternommenen Reise nach Jerusalem,*** wie in der Synopsis der Klosterannalen zu lesen ist, ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben, und die Übersetzung dürfte, der Sprache nach zu schliefsen, erst dem 18. Jahrh. angehören. Die Quorta instrucziun*** ist ein Auszug aus der oben erwähnten (lateinischen) Synopsis, und der Roman „Octavian“ ist eine Übersetzung des deutschen Volksbuches „Octavianus“ (enthalten in „Buch der Liebe“, Frankfurt 1587). Die „Dertgira nauscha“ (Das böse Gericht) wurde in den dreifsiger Jahren dieses Jahrhunderts an verschiedenen Orten aufgeführt und dürfte erst um diese Zeit entstanden sein. Hätten wir es mit einem Volkslustspiel älteren Datums zu thun, so würde wohl P. Placidus a Spescha in irgend einem seiner Manuskripte über romanische Litteratur desselben erwähnt haben, was nicht der Fall ist.

Überhaupt mufs man sich hüten, romanischen Manuskripten aus Surselva ein allzu hohes Alter zuzuschreiben. Im 17. und auch noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts schrieb man nur das Allernotwendigste in romanischer Sprache, also namentlich Gebet- und Erbauungsbücher für das Volk. Bezeichnend hierfür ist der Umstand, dafs Oberst von Hefs-Castelberg, der gründlichste Kenner der Antiquitäten und diplomatischen Stücke des Bündner Oberlandes, selbst in den Gemeinde- und Kirchenarchiven nur drei romanische Urkunden fand, die über das 18. Jahrhundert hinaufsteigen, alles übrige ist lateinisch oder deutsch geschrieben. Der Einflufs der deutschen Klosterschule zu Disentis war hier mafsgebend.

Wir dürfen hier schliefslich nicht unerwähnt lassen, dafs wir die Drucklegung des Wörterbuches dem Sprachforscher Ed. Böhmer verdanken, wie er denn auch an der inhaltlichen Gestaltung des Werkes thätigen Anteil nahm. Dr. Genelin.

---

* Auch Aug. Vendenzen, der in den ersten Jahren des 18. Jahrh. mehrere romanische Gebet- und Erbauungsbücher schrieb, war ein ital. Kapuziner und nicht, wie Rausch, Gesch. der Litteratur des rhätorom. Volkes S. 87, fälschlich angiebt, Benediktinermönch in Disentis.

** Pfarrer zu Ruis und später zu Lomrie, nach seiner Rückkehr von Jerusalem wurde er von der Landsgemeinde zum Abte von Disentis gewählt.

*** Ascoli, Archivio glottologico vol. VII.

Englische Metrik in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt von Dr. J. Schipper, ordentl. Professor der engl. Philologie an der K. K. Universität in Wien. Erster Teil: Altenglische Metrik. Bonn, E. Straufs, 1882. XXVII u. 565 S.

Von der englischen Metrik existierte bisher aufser Edwin Guests 1838 erschienenem, jetzt veraltetem Buche „A History of English Rhythms" keine zusammenhängende Darstellung des ganzen Gebietes; nur Monographien und Abhandlungen über ein engeres Gebiet waren seit Beginn der Blüte der modernen Philologie veröffentlicht worden, so von K. Elze, Der englische Hexameter; von H. Schubert in seiner Dissertation: De Anglosaxonum arte metrica, Berlin 1870; von F. Vetter, Über die german. Allitterationspoesie, Wien 1872; von Max Rieger, Die Alt- und Angelsächsische Verskunst, Halle 1876; von Th. Wifsmann in seiner Ausgabe des King Horn u. a. Vor allem aber hatte in Deutschland B. ten Brink durch seine Geschichte der engl. Litteratur, Berlin 1877, in welcher vielfach auf metrische Verhältnisse eingegangen wird, anregend auch auf die vorliegende erste noch nicht abgeschlossene Gesamtdarstellung der Metrik gewirkt. Der erste Band dieses, Prof. A. Leo gewidmeten, Fundamentalwerkes behandelt die altenglische Metrik nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft in 204 Paragraphen. Kein anderer war zur Darstellung der gesamten englischen Metrik geeigneter als Schipper, der schon in seiner Dissertation über Marlowes Vers auf diesem Gebiet vorgearbeitet hatte. Ohne an den Einzelheiten dieser verdienstvollen Arbeit etwas aussetzen zu wollen, möge hier ein summarischer Überblick über den Hauptinhalt folgen. Der erste Abschnitt handelt Kapitel 1—7 über den Stand und die Methode der Forschung sowie die Einteilung der Metrik in die angelsächsische und altenglische Zeit, den Begriff Metrik im Unterschied von den bildenden und musischen Künsten, die Aufgaben der Metrik und die ästhetische, empirische und historische Betrachtungsweise, Rhythmus, Takt, Arsis, Thesis, Iktus, Quantität und Accent, Ton und Laut, Hebung und Senkung, Hochton und Tiefton, Tonlosigkeit und Stummheit, Accentzeichen, Verschiedenheit der germanischen und der romanischen Wortbetonung, Einflufs der französischen Accentuation, Verhalten französischer mehrsilbiger Wörter im Neuenglischen und das Grundgesetz für Wortaccent und Rhythmus, das gegenseitige Verhältnis des etymologischen, rhythmischen und rhetorischen Accents, den Accent, die Quantität und Pause als Hauptfaktoren für den englischen Rhythmus, den Einflufs der Quantität auf den Rhythmus, Länge und Kürze der Vokale, Konsonantengehalt und Einflufs der Konsonantenhäufungen, Bedeutung des Accents in der altgermanischen und neueren Dichtung, Takt und Silbenzählung, die vier Hauptversmafse, Verszeile und rhythmische Reihen, das Wesen des Reimes und dessen Arten (Allitteration, Assonanz und Vollreim), Ursprung und Bedeutung des Reimes. Im zweiten Abschnitt ist Kap. 1—3 die Rede von der allitterierenden Langzeile während der Blüte und des Verfalls der angelsächsischen Dichtung, speciell wird gehandelt über die Allitteration und die Vierhebungstheorie, die Betonung, den allitterierenden Vers und seine Reimstäbe, den Stabreim, den grammatischen und rührenden Reim, das Verhältnis der Allitteration zu den Wortarten und zur Wortstellung, die Cäsur und den Versschlufs, die Hebung, Senkung und den Auftakt, die Stellung des Stabreims in den poetischen Homilien und bei Älfric, die Qualität des Stabreims, die Allitteration im Verhältnis zu den Wortarten und den Bau der Langzeile bei Älfric, endlich über die Übergangsformen, das Reimlied, den Vollreim, Byrhtnoths Tod, Be dômes daege und die Sachsenchronik. Abschnitt III umfafst die normannische Periode und schildert in 14 Kapiteln nach einigen Vorbemerkungen über

lateinische und französische Rhythmen wie über akatalektische und katalektische Verse und über Strophen den altenglischen gereimten Septenar des Poema Morale,* den reimlosen Septenar des Ormulum (das hier gleichwie alle anderen wichtigen Sprachdenkmäler durch eine Probe vertreten ist), das kurze Reimpaar des altengl. Pater Noster, den altengl. Alexandriner, dessen vier altfranzösische Arten, den Alexandriner und Septenar in The Passion of our Lord und in der Samariterin, die altengl. Wortbetonung im 12. und 13. Jahrhundert, wobei der Gegensatz zwischen der Vierhebungs- und Zweihebungstheorie, Orms phonetische Schreibweise, die Erscheinung tonloser Endungen im Poeme Morale, im Pater Noster und in der Passion und die Betonung drei- und mehrsilbiger Wörter in genannten Denkmälern hervorgehoben wird, weiter die allitterierende Langzeile fortschrittlicher Richtung im 12. und 13. Jahrhundert in Layamons Brut und Älfreds Sprüchen, in welchen beiden Denkmälern allitterierend reimende und blofs reimende und viermal gehobene Verse ohne Stab und Vollreim durch Proben veranschaulicht werden, während gleichzeitig die Funktion der Allitteration und des Endreims und der Einflufs des kurzen Reimpaares bei Layamon dargethan wird. Demnächst wird die allitt. Langzeile in Verbindung mit dem Septenar und den französischen Metren und speciell das Metrische in On good ureisun of ure Lefdi, in A lutel soth sermun, im Bestiarius sowie in Christ on the Cross erörtert, während die allitt. Langzeile freier Richtung in aufgelöster Gestalt am King Horn zur Besprechung gelangt. Die Verwendung der allitterierenden Langzeile strenger Richtung im 13. bis 16. Jahrhundert und deren strophische Gliederung wird an den südlichen, westlichen und nördlichen englischen allitt. Dichtungen, an Seinte Marharete und Seinte Juliane, an Morte Arthur und Dunbars The twa maryit weman, an Joseph of Arimathie und ihre Vermengung mit dem Alexandriner an Laurence Minot gezeigt. Am Schlufs des dritten Abschnittes wird die vierhebige Langzeile im altenglischen Drama, den Towneley und Coventry Mysteries, und der Skeltonsche Vers untersucht, während die septenarisch-alexandrinische Langzeile bei Robert of Gloucester sowie im altengl. Drama mit Rücksicht auf den Alexandriner bei Robert Mannyng und das viertaktige kurze Reimpaar in den Surtees Psalmen, bei Robert Mannyng, Richard Rolle of Hampole, in den Metrical Homilies, dem Cursor Mundi, Barbours Bruce, Wintowns Chronykyl, Genesis and Exodus, The XI pains of Hell, The owl and the nightingale, Gowers Confessio Amantis, Chaucers House of Fame in historischer Entwickelung weiterverfolgt wird. Der vierte Abschnitt, welcher in 9 Kapiteln die zweite Epoche der altengl. Zeit schildert, geht von den altenglischen Reimarten im Verhältnis zu den mittellateinischen, provençalischen und altfranzösischen Reimen aus, um zur Verwendung des Reims zur altengl. Strophenbildung und zum Ursprung der Strophe überzugehen. Nächst der Gliederung der Strophe wird der Refrain und das Geleit nebst den Versarten der Strophe eingehend behandelt und darauf die zweiteiligen, zweigliedrigen, ferner die einreimigen, unteilbaren und die zweiteiligen ungleichgliedrigen, sowie die dreiteiligen Strophen mit Berücksichtigung der gleichmetrischen Strophen aus fünfaktigen Versen untersucht. Die Schlufskapitel beziehen sich auf die Entwickelung des gereimten fünftaktigen jambischen Verses vor und bei Chaucer und auf seine Weiterentwickelung bei Gower, Occleve, Lydgate, Hawes, Barclay, Henrisoun, James I., Blind Harry, Dunbar, Douglas, schottischen Dichtern und Lyndesay. Ein Register nebst Druckfehlerverzeichnis beschliefst den ersten Band des vorzüglich ausgestatteten Buches, welches als eine der hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiet der modernen Philologie begrüfst werden mufs und weitere Anregung zu Detailforschung geben wird.

---

* Lewins Ausgabe dieses Werkes ist, wie die beigefügte Probe zeigt, noch nicht benutzt worden.

Elis Saga ok Rosamundu. Mit Einleitung, deutscher Übersetzung und Anmerkungen zum erstenmal hgb. von Eugen Kölbing. Heilbronn, Henninger, 1881. XLI u. 217 S.

Schon in seinen Beiträgen zur vergleichenden Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters, Breslau 1876, p. 92 fgd., hatte Kölbing die Elissaga besprochen. Die vorliegende Ausgabe dieser Saga war bereits angekündigt durch die Publikation von Gaston Raynaud, Elie de Saint Gille, Chanson de geste publiée avec introduction, glossaire et index. Paris 1879. S. A. T. F. In diesem Buche p. 92—181 hatte Kölbing dem Wunsche der Société des anciens textes fr. gemäfs eine französische Übersetzung des norwegischen Textes erscheinen lassen, so dafs Raynaud in den Stand gesetzt war, eine nochmalige Vergleichung des französischen und norwegischen lückenhaften Textes, nach Kölbings Vorgange in den „Beiträgen“, vorzunehmen.

In der Einleitung zur Elis Saga ok Rosamundu giebt Kölbing erst Nachricht über den Verfasser des vor der Mitte des 13. Jhd. entstandenen Gedichts, den Abt Robert, welcher wohl mit Recht mit dem Bruder Robert, dem Verfasser der Tristrams Saga ok Isondar ed. Kölbing, Heilbronn 1878, identifiziert wird; denn die Worte efnadi ok uppskriffadi passen nicht auf einen Schreiber jenes Werkes; weiter über die Handschriften und Fragmente, die schon flüchtig in Raynauds Elie de Saint Gille aufgezählt waren, und die Überschriften in C und B, über das Handschriftenverhältnis, über die offenbar nicht nach französischer Vorlage bearbeitete und auch nicht von Robert verfafste Fortsetzung und die Handschriften derselben, endlich über die in der Ausgabe befolgten textkritischen Grundsätze.

Der Einleitung folgt p. 1—139 der sehr sorgfältig doppelt abgedruckte Text nach der besten der Universitätsbibliothek in Upsala gehörigen Hs. nebst Varianten und nach der jüngeren isländischen Redaktion. Hieran schliefst sich eine genaue, die Lesarten der anderen Handschriften berücksichtigende deutsche Übersetzung der Geschichte von Elis und Rosamunda; dieselbe erweist sich viel zuverlässiger als die französische in Raynauds Werke. Die Anmerkungen enthalten auf Grund des französischen Textes eine Reihe trefflicher Verbesserungen oder Verbesserungsvorschläge und Berichtigungen übereilter Äufserungen Raynauds. Ein Personen- und Ortsregister, ein Verzeichnis der Völkernamen, der Namen von Tieren und Waffen nebst Nachträgen und Besserungen bilden den Schlufs der mit grofsem Fleifs zum Abschlufs gebrachten für die nordische und für die französische Philologie wichtigen Saga.

Aus der Vergleichung des französischen und norwegischen Textes lassen sich noch mehr Ergebnisse für die Konstituierung einzelner Worte gewinnen; leider ist Raynauds Ausgabe Ref. augenblicklich unzugänglich. Möge es dem Herausgeber beschieden sein, auch fernerhin wie in den letzten Jahren nicht nur für die englische, sondern auch für die altnordische Philologie rüstig und erfolgreich weiterzuarbeiten. R.

Cristoforo Pasqualigo: Raccolta di Proverbi Veneti. Terza edizione. Treviso, Luigi Zoppelli, 1882.

Diese Sammlung umfafst nicht nur die speciell venetianischen, sondern auch die Sprichwörter der nordostitalienischen, mehr oder weniger verdorbenen und mit germanischen Bestandteilen versetzten Dialekte, wie sie in den Grenzdistrikten gesprochen werden. So ist denn auch das Verständnis mancher Sprichwörter nicht leicht für denjenigen Leser, der nur der officiellen italienischen Schriftsprache mächtig ist. Für den Sprachforscher und

den Freund des Volkstums ist die Sammlung von hohem Werte, und wir wollen es dem Verfasser darum auch nicht verargen, dafs er sich über das Vordringen des Italienertums herzlich freut: wir Deutschen mögen es fruchtlos beklagen und Österreich bedauern wegen der bitteren Früchte, die es für seine frühere Verhätschelung der Italiener erntet.

Die Einteilung und Einordnung des Stoffes ist umständlich, aber doch zweckmäfsig, und die vergleichenden und erläuternden Anmerkungen legen für die Gelehrsamkeit des Herausgebers ein gutes Zeugnis ab. Er hätte vielleicht in Bezug auf die Erläuterung sprachlicher Schwierigkeiten hier und da noch etwas mehr thun können; gewisse Abbreviaturen z. B. dürften doch auch dem gebildeten Publikum mitunter nicht leicht verständlich sein.

Berlin. L. Freytag.

Über die Aussprache von sp, st, g und ng. Ein Wort zur Verständigung zwischen Nord und Süd von Aug. Diederichs, Alt-Institutsvorsteher. Rostock, Werther, 1882. 29 Seiten.

Die vorliegende Schrift bezweckt, nachdem Deutschland politisch geeinigt, auch in der Orthoepie eine Einheit herbeizuführen und eine Ausgleichung der nord- und süddeutschen Aussprache von sp, st zu vermitteln. Während nämlich der Norddeutsche, mit Ausnahme des Hannoveraners, diese Konsonantenverbindung wie schp, scht nur im Anlaute ausspricht, findet diese Aussprache bei dem Süddeutschen auch im In- und Auslaute statt.* Eine dem mitteldeutschen Ausgleiche entsprechende Schreibung des anlautenden sp, st eingeführt zu sehen, ist ein Vorschlag des Verf., welcher der Beachtung wohl wert ist. Für g, mit dessen Aussprache im An-, In- und Auslaute sich der zweite Teil der Abhandlung beschäftigt, schon jetzt eine unterscheidende Schreibung einführen zu wollen, ist mit Recht als verfrüht zu bezeichnen. Der dritte Teil handelt von der Aussprache des durch ein einziges Zeichen zu ersetzenden ng: dies mufs, wenn es untrennbar ist (Ding u. a.), als einfacher Kehl-Nasenlaut ohne Nachklang des g ausgesprochen werden. Wenn der Verf. p. 26 bemerkt, dafs Diesterweg in seiner höheren Leselehre die einlautige Aussprache des ng als blofsen Kehl-Nasenlaut als Regel aufstellt, so ist diese Angabe dahin zu berichtigen, dafs derselbe in seinem „Praktischen Lehrgange für den Unterricht in der deutschen Sprache“, I. Teil, Krefeld 1838, p. 10 das g als einen Dauer- und als einen Augenblickslaut unterscheidet, während er betreffs der Aussprache des sp, st keine deutsche Mundart als normale oder gesetzgebende angesehen wissen will und es für mangelhaft und nachteilig hält, dafs wir verschiedene Laute mit demselben Zeichen darstellen. Den Einwand, dafs nur eine Aussprache die richtige sei, widerlegt Diesterweg p. 22 damit, dafs er die eine Aussprache zwar als wohlklingender, beide Aussprachen aber als richtig bezeichnet, weil in der Sprache dasjenige das Richtige, was der gesunde Sprachgeist des Volkes angenommen hat. „Nicht der Grammatiker, nicht der Logiker, nicht der Gelehrte hat festzusetzen und zu bestimmen, was in der Sprache richtig sein soll, sondern das Volk, welches den Geist seiner Sprache viel reiner bewahrt als manche Gelehrte. Oberste Instanz in der Sprache ist das Volk und der von ihm ausgehende Sprachgebrauch.“ Hier die Ansichten der Grammatiker und Orthoepisten zu prüfen, würde eine längere Untersuchung erfordern. Nachdem der Verf. die von ihm sog. „Schnabelsprache“,

---

* Der verstorbene Berliner Philosoph Harms pflegte die griechischen Namen „Aristoteles“, „System“ stets mit scht auszusprechen.

die jeden nach seinem Belieben aussprechen läfst, und die noch viel unheilvollere Mischsprache verurteilt und alle Lehrer zur Beseitigung dieses Krebsschadens energisch aufgefordert, gelangt er zuletzt zu dem Resultate, dafs sp und st nach mitteldeutschem Vorgange nur im Anlaute von Wörtern und Wortstämmen wie schp und scht (also schprechen, schtehen, Geschpräch etc.) auszusprechen sind, dafs g nach mitteldeutschem Ausgleich im Anlaute auf süddeutsche Art als weiches k, im In- und Auslaute aber norddeutsch als Kehl-Reibelaut (also nicht gegenwärtik oder gegenwärtich oder jejenwärtij, sondern gegenwärtich) zu sprechen ist, endlich dafs ng, wenn unzertrennlich, stets als einfacher Kehl-Nasenlaut hörbar sein mufs. Möge die mit Wärme geschriebene und ein patriotisches Ziel verfolgende Abhandlung, für die aus G. Wenkers Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland mancherlei Material hätte verwertet werden können, in weiteren Kreisen Beachtung finden. R.

H. L. Rhodes Praktisches Handbuch der Handelskorrespondenz und des Geschäftsstils in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache. Achte verbesserte und vermehrte Auflage. Bearbeitet von Dr. Bernhard Lehmann. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag, 1883. VIII und 960 S. 8⁰.

Ich habe die siebente Auflage dieses Werkes, welche im Jahre 1876 erschienen ist, in dieser Zeitschrift LVIII, S. 227 bis 230 besprochen und als sehr brauchbar bezeichnet. In der That ist eine solche phraseologische, nach deutschen Stichwörtern geordnete Handelskorrespondenz nicht nur für den Kaufmann nützlich, sondern auch für den Lehrer und den Philologen, die nicht selten in der Lage sind, für kaufmännische Wörter den fremden Ausdruck zu suchen, aber von den gewöhnlichen Wörterbüchern im Stiche gelassen werden.

Die neue Ausgabe ist eine wesentlich verbesserte. An Umfang hat sie zwar nur zwei Bogen zugenommen, aber die Zusätze sind doch recht bedeutend, da durch Ausscheidung manches Unnötigen Platz geschaffen worden ist. Auch jetzt noch wird mancher diesen oder jenen Ausdruck vermissen, z. B. Abgangsstation, Absender (auf Briefen etc.), per Achse, Ansichtssendung, die Masse eines Fallissements ausschütten oder auskehren, eine Ausstellung beschicken, Zweiggeschäft (s. Filiale), aber über den Umfang dessen, was speciell für den kaufmännischen Korrespondenten nötig ist, läfst sich rechten. Wenn es erforderlich wäre, für Neues noch Raum zu schaffen, so wäre das leicht durch häufigere Verweisungen auf andere Artikel zu erreichen; dies dürfte allerdings nicht bei Hauptsachen stattfinden, sondern nur um den Lernbegierigen auf diese oder jene Nuance aufmerksam zu machen, z. B. könnte bei „Kaufen“ statt des sechsten Satzes: „ich kaufe alles aus der ersten Hand“ auf „Hand 12“ verwiesen werden; dadurch würde der Benutzer auch aus der Verlegenheit darüber gezogen werden, ob er acheter de la oder de première main sagen soll. Ebenso würde statt „Befinden 3“ vorteilhaft auf „Geldverlegenheit“ hinzuweisen sein, wo aber das doppelte se trouver wenig elegant ist. Bei „Bequemlichkeit 2“ können die Worte „zu diesem Behufe“ wegfallen, da sie in der Übersetzung, mit Ausnahme des Italienischen, doch nicht zur Geltung gekommen sind.

Das Hauptverdienst der neuen Ausgabe besteht darin, dafs die verschiedenen Artikel je nach den Sprachen von Nationalen sorgfältig nachgesehen worden sind. Dafs der Herausgeber solche Beihülfe gesucht hat, darin liegt für ihn kein Tadel, sondern ein Lob. Denn kein Verständiger wird verlangen, dafs irgend jemand fünf Sprachen hinlänglich beherrsche,

um in ihnen jede kaufmännische Redensart geschickt und richtig wiedergeben zu können. Die Mezzofanti bringen es nicht über die Kenntnis der Grammatik der vielen von ihnen betriebenen Sprachen und über einen kleinen Kreis von Wörtern und Wendungen.

Mit der Heranziehung von Nationalen ist allerdings noch keine vollständige Gewähr für Korrektheit gegeben, sei es, dafs dieselben manchmal die deutsche Vorlage nicht verstehen oder dafs ihnen dieser und jener kaufmännische Ausdruck nicht geläufig ist, oder sei es, dafs sie nicht sorgfältig genug korrigieren. Im vorliegenden Falle ist aber ein recht günstiger Erfolg zu verzeichnen. Mancher Fehler ist ausgemerzt und manche ungenaue Wendung durch eine entsprechendere ersetzt worden. Wie nun das Spanische früher am wenigsten korrekt war, so hat es jetzt die gröfsten Veränderungen erfahren. Die Fehler, die ich in meiner Besprechung der siebenten Auflage hervorgehoben hatte, sind fast alle verschwunden. Ich hatte besonders auf die häufige falsche Verwendung der Präposition de beim Infinitiv hingewiesen, die nur Genitiv- und Ablativverhältnisse ausdrückt, während der Infinitiv als Nominativ und Akkusativ ohne Präposition steht. Man darf sich für einen anderweitigen Gebrauch von de nicht auf Salvá berufen, welcher S. 248 seiner Grammatik sagt: en nuestros autores clásicos se halla con frecuencia la preposicion d e tras de verbos que no requieren ninguna, como cuando leemos: C o n c e r t o d e e s c o n d e r s e etc., ó bien despues de verbos que al presente piolen otras preposiciones, así; C o m e n z a r d e h e r i r etc.; Salvá versteht unter autores clásicos die älteren Schriftsteller und fügt selbst hinzu: pero ninguna de estas locuciones es digna de imitacion. Auch hat der spanische Revisor alle von mir bezeichneten Fehler der Art beseitigt. Neu hinzugekommen ist, wohl nur durch ein Versehen bei der Korrektur, debernos de acomodarnos á las circunstancias (Freundschaftlich 2), wo de fehlen mufs, denn deber de bezeichnet auch Salvá S. 248 „probabilidad“. Aus früheren Auflagen sind folgende Fehler stehen geblieben: si me equivocase, sírvase U. decírmelo (Irren 1) st. equivoca od. equivocare; ferner le somos agradecidos (Benachrichtigung 2 und Bericht 5) st. estamos, wie richtig bei Dankbar 5, Mühe 8 steht; in tenemos en cuenta de hacer un envío (Beabsichtigen 5) mufs de fehlen, vgl. tener en cuenta estas circunstancias (Beachten 2). Auf einem Mifsverständnis des deutschen „Wir wünschten, dafs Sie uns benachrichtigten“ (Benachrichtigen 13) beruht die Übersetzung: deseamos que nos hiciese conocer el papel que estos géneros representen en esa, denn „wir wünschten“ hat konditionalen Sinn und ist kein Indikativ, deseamos aber ist Indikativ des Präsens und erfordert im abhängigen Satze haga; im Verfolg desselben Satzes mufs statt representen der Indikativ representan stehen.

Der französische und englische Teil haben eine weniger einschneidende Umarbeitung erfahren als der spanische Teil. Auch hier sind meine früheren Bemerkungen meistens berücksichtigt worden. Aus vorhergegangenen Auflagen sind auch in die gegenwärtige folgende Versehen hinübergenommen worden: Vous aurez à nous louer de notre ponctualité (Genauigkeit 2) ist allerdings verständlich, aber doch wohl nur ein veralteter Druckfehler für à vous louer; in les frais de justice y déduits (Gerichtskosten) ist y verkehrt, denn man sagt déduire quelque chose de quelque chose, es müfste also wenigstens en heifsen, was aber wegbleibt, vergl. „abzüglich“ und „Abzug“; ein Germanismus ist il recevra encore aujourd'hui l'ordre de mettre à la voile (Abfertigung 2) st. aujourd'hui même; il nous tarde à les voir arriver (Gesicht 2) mufs de les voir heifsen; le prix du sucre et du café augmentent (Höhe 6) sollte entweder les prix oder augmente lauten; nous prendrions volontiers un intérêt sur, wir würden uns gerne dabei interessieren (Interessieren 1) würde richtiger heifsen nous y prendrions volontiers un intérêt; „gerichtlich verkauft“ wird übersetzt durch vendu par autorité de justice oder aux enchères; ein Verkauf aux enchères braucht doch aber nicht ge-

richtlich zu sein. Wo das Geschlecht der Wörter im Französischen, Italienischen und Spanischen nicht mit dem deutschen Geschlecht übereinstimmt oder aus dem Zusammenhange zu ersehen ist, sollte das Geschlecht beigefügt werden, z. B. Karfunkel, franz. escarboucle, f.

Von meinen Bemerkungen über den englischen Teil ist folgende mit Unrecht unberücksichtigt geblieben: The ship happily reached the shore, wo safely statt happily stehen mufs; das letztere bedeutet „glücklicherweise“, nicht „glücklich, sicher“. Bei erneuter Durchsicht ist mir folgendes aufgefallen: „Wir wünschen Ihnen ein glückliches neues Jahr“ (Jahr 1) heifst gewöhnlich „we wish you many happy returns of the day“ und nicht „of the year“; unter „Abbezahlen 3“ pay by instalment sollte der Plural stehen; ebenso von „appointment“ (aufbessern), wenn nicht dafür das gebräuchlichere salary gesetzt werden soll. In „It would be risking one's property as to place it etc.“ ist „as“ zu streichen.

In dieser neuen Ausgabe ist die Puttkamersche Orthographie befolgt worden; nur hätten die Fremdwörter, welche mit acc— anfangen, wie accomodieren, Accord mit kk geschrieben werden sollen. Im Französischen schliefst sich die Schreibung noch nicht genau an die 1878 erschienene siebente Auflage des Dictionnaire de l'Académie française an, die doch von allen Druckereien in Frankreich befolgt wird, mit Ausnahme derjenigen der Revue des deux mondes und des Journal des Débats, welche in einigen Punkten, z. B. in den Pluralen auf -ans und -ens statt -ants und -ents, non-seulement mit trait d'union, ihre frühere Schreibweise beibehalten haben. So steht im Rhode-Lehmann noch der Bindestrich nach très (Besuchen 4, Versicherung 3 u. s. w.), privilége statt privilège (Privileg), tout-à-fait statt tout à fait (Fruchtvorrat), le doit-et-avoir (Soll 4) statt doit et avoir (s. Acad. I, 535 b), crême statt crème (Käse 1), évènements statt événements (Ereignis). Im Englischen begegnet häufig die Schreibung favorable, welche amerikanisch ist, statt favourable (z. B. Gelegenheit 9, unfavorable Markt 9 und im ersten Satz von „Ungünstig“, während im zweiten Satz ou gedruckt ist); die Schreibung negociation, welche gelegentlich vorkommt, (statt negotiation) ist kaum gebräuchlich und ist auch meist (vgl. Begeben) mit Recht vermieden worden.

Der Druck ist recht sorgfältig. Im Spanischen fehlen öfter die Accente, aber namentlich über dem i ist das sehr entschuldbar, da der Drucker trotz aller Korrekturen geneigt ist, den Accent für einen Punkt anzusehen. Aufgefallen sind mir an Druckfehlern: rapelle st. rappelle (Besinnen 2), realice (span.) st. realize (Dividende 3), canelle st. cannelle (Hoch 9), molesteremos st. molesterames u. incommodérons st. incommoderons (Inkommodieren), sous ce plis st. pli (Inliegend 2), dipsuter st. disputer (Streiten), nen connexion st. connexions (Fabrikat).

Die Kleinigkeiten, die ich auszusetzen gehabt habe, sind nicht zahlreich und schaden um so weniger, als voraussichtlich kaum andere das Buch benutzen als solche, die schon einige Gewandtheit in der betreffenden fremden Sprache besitzen. Aber ich habe sie doch nicht unerwähnt lassen wollen, von dem Wunsche geleitet, dafs die Rhode-Lehmannsche Handelskorrespondenz auch in Kleinigkeiten den guten Ruf rechtfertige, den sie sich mit Recht in weiten Kreisen erworben hat.

Hamburg. A. Fels.

Programmenschau.

Das französische Verb in der Schule. Von Dr. F. Basedow. Veröffentlicht im XII. Jahresbericht des Kgl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg 1881. Berlin, Druck von Mann und Erdmann. 41 S. 4.

In 77 Paragraphen nebst einem Anhange wird hier eine übersichtliche Darstellung der französischen Verbalformen und der Lautgesetze auf Grund der neueren wissenschaftlichen Forschung gegeben. Die Einübung der ganzen Formenlehre beim Unterricht wird auf drei Stufen verteilt, die in jedem Paragraphen der vorliegenden Abhandlung praktisch durch die vorangedruckten Ziffern I, II, III bezeichnet werden. Ein alphabetischer Index zum Nachschlagen hätte der die von Diez, Mätzner, Körting, Lücking, Steinbart, Benecke u. a. gewonnenen Ergebnisse gut verwertenden Abhandlung beigefügt werden sollen.

Beiträge zu einem systematischen technischen Vocabulär. Von Von W. Scheffler u. R. Land. (Separatabdruck aus dem „Civilingenieur“, XXVII Bd., 7. u. 8. Heft.) 23 S. 4.

Schon im „Civilingenieur“ Bd. XXV, Heft 4—5 waren die auf den Eisenbahnbau bezüglichen französischen Ausdrücke zusammengestellt worden. Die vorliegende Sammlung der Phraseologie des Brückenbaues ist aus der gemeinsamen Arbeit des Privatdocenten Dr. Scheffler und des Ingenieurs Land hervorgegangen. Nachdem in der Einleitung die neueste technische Lexikographie kurz besprochen ist, werden in 15 Abschnitten die Redensarten zusammengestellt, welche sich auf die allgemeine Anordnung oder Anlage des Projektes, die Eisenteile, die Fundierung, die Brückensysteme, den Träger, die hölzernen Brücken, die Holzverbindung, die Jochbrücke, den Oberbau, den Pfeiler, die steinernen Brücken, die Rüstung, die eisernen Brücken, die beweglichen Brücken und theoretische Ausdrücke beziehen. Die Anmerkungen bringen philologische Erklärungen und gehen öfter auf das Lateinische und Altfranzösische, Althochdeutsche und Englische u. a. ein. Für einzelne seltene bei Sachs teilweise sich findende Ausdrücke hätten die Quellen angegeben sein sollen, zumal die wenigsten Philologen technische neuere ausländische Litteratur lesen und oft selbst nicht die betreffenden Ausdrücke in ihrer Muttersprache kennen. Der Druck scheint nicht überall korrekt zu sein, so steht p. 11 windschief = coffine, déjete statt coffiné, déjeté. p. 13 sollte bei l'adent auch die Bedeutung „Verzahnung,

Verzapfung“ stehen; p. 23 könnte force moléculaire näher erklärt sein, ebenso giration (in rayon de g. = Trägheitsradius) vom Griechischen γυρός; ferner p. 15 corbeau = Sattelholz (auch Kragstein, Konsole) mufste mit la grue (p. 7) = Kran, Aufzug verglichen werden, wo Tiernamen zur Bezeichnung von Maschinen resp. Maschinenteilen wie mouton, belier, robinet, chien (d'un fusil) genannt waren. Es würde zu weit führen, hier auf die Etymologie einzelner technischer Worte näher einzugehen. Die vorliegende Arbeit sei hiermit bestens empfohlen.

W. Eilers, Die Erzählung des Pfarrers in Chaucers Canterbury-Geschichten und die Somme de Vices et de Vertus des Frère Lorens. Erlanger Dissertation 1882. Magdeburg, C. Friese. 66 S. 4.

Die vorliegende Untersuchung will das Verhältnis der Erzählung des Pfarrers in Chaucers Canterbury Tales zu der noch unveröffentlichten Somme des Vices et des vertus (so wird zu schreiben sein) des Frère Lorens eingehender prüfen, als bisher von seiten einiger Gelehrter versucht worden war. Der Anfang des französischen Werkes ist nach einer Kopie der Cotton Hs. Cleop. A. V und für Chaucer ist die Ausgabe von R. Morris, der Six-Text-Print und die Skeats benutzt worden. Zuerst giebt der Verfasser eine Übersicht des Inhalts des französischen Werkes (F) und des englischen Werkes (E). Hieran schliefst sich der erste Teil über die sieben Todsünden, deren jede in einem besonderen Kapitel behandelt wird. Der zweite Teil handelt von den sieben Remedia, die in drei Kapiteln besprochen werden. Der dritte Teil über die Bufse enthält drei Kapitel über die Beichte, die Besserung und das, was die Bufse hindert. Eine Untersuchung wie die vorliegende anzustellen ohne eine kritische Ausgabe des franz. Werkes ist mifslich. Durch eingehende Vergleichung gelangt der Verf., der keine Mühe gescheut hat, zuletzt zu dem im Vergleich zur aufgewendeten Arbeit unbedeutenden Resultat, dafs die in den obigen drei Teilen besprochenen Abschnitte „im wesentlichen übereinstimmen mit dem Abschnitt über die sieben Todsünden, F III, und einzelnen Teilen des Abschnittes über die sieben Gaben des heil. Geistes, F VII der Gesamtdisposition.“ So ist zwar das Verhältnis des engl. und franz. Werkes näher beleuchtet, aber die Frage, ob ein lateinisches Werk dem französischen des Frère Lorens als Grundlage gedient hat, ist noch ungelöst. Auf das französische Gedicht des Williams of Waddington Manuel des Pechez kommt der Verf. nicht zu sprechen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Possessivpronomen in der englischen Sprache. Erlanger Dissertation von Otto Breitkreuz. Göttingen, A. Huth, 1882. 53 S. 8.

Auf Grundlage der Vorarbeiten von Mätzner und Koch versucht der Verf. vorliegender Dissertation einen Beitrag zur Geschichte des englischen Possessivpronomens zu geben und nimmt in der Entwickelung desselben der Einteilung der engl. Sprache entsprechend vier Perioden an, deren Endpunkte durch die Jahre 1100, 1250, 1550 und die Gegenwart bezeichnet werden. In dem Abschnitt über die erste, zweite und dritte Periode wird der adjektivische und der absolute Gebrauch des Possessivpronomens gesondert im südlichen und im nördlichen Dialekte betrachtet und durch Beispiele belegt. Bei der vierten Periode, wo die Sprache einen einheitlicheren Charakter angenommen hat, wird darauf hingewiesen, dafs die neuengl. Possessivpronomina (B. schreibt konsequent die Pronomen) sich aus den früheren nördlichen Formen zu ihrer jetzigen Gestalt entwickelt haben. Der letzte Abschnitt wird durch eine interessante Untersuchung über die Entstehung des Possessivpro-

nomens it, its abgeschlossen. Obwohl der Verf. (p. 43) für möglich hält, dafs das Personalpronomen it aus hit leicht demonstr. Adj. werden konnte, so neigt er doch Abbots Ansicht zu, dafs it als alte provinzielle Form des alten Genitivs für its vorkommt. Das Richtige hat hier C. Deutschbein, Shakespeare-Grammatik für Deutsche oder Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauche bei Sh., Köthen 1882, p. 12, wonach its, bei Shakespeare nur selten, zu seiner Zeit erst in Gebrauch kam. Ein Verzeichnis der in der Dissertation citierten engl. Denkmäler nebst Erklärung der darin angewendeten Abkürzungen beschliefst die brauchbare Abhandlung.

O. Wendeburg, Über die Bearbeitung von Gottfried von Monmouths Historia regum Britaniæ in der Hs. Brit. Mus. Harl. 1605. Erlanger Dissertation. Braunschweig, A. Limbach, 1881. 37 S. 8.

Von der fragmentarischen afz. Bearbeitung der Historia regum Britanniæ des Gottfried von Monmouth, wie sie in der Hs. des Brit. Mus. in London Harl. 1605 in Zwölfsilblern überliefert ist, war bisher nur bekannt, was Fr. Michel in den Rapports au Ministre de l'instruction publique 1839 mitgeteilt hat. Nähere Angaben bringt die vorliegende Dissertation, in welcher Proben aus dem unveröffentlichten Gedicht mitgeteilt werden. Doch bleibt hier mancherlei unklar, was auf fremde und fehlerhafte, der Wissenschaft nicht zum Vorteil gereichende Abschrift hinzudeuten scheint, so z. B. V. 2822 mircor für mireor oder p. 12 cielaton st. ciclaton u. a. Nachdem der Verf. das Verhältnis von Gottfrieds Historia zu der afz. Bearbeitung von unbekanntem Dichter erörtert, und auf die Abweichung von Gottfried hingewiesen, gelangt er zu dem Resultat, dafs der Dichter aus einer intermediären unbekannten Recension von Gottfrieds Historia geschöpft hat; die Entstehungszeit sucht der Verfasser aus der Sprache zu erschliefsen, weshalb er auf die Silbenzählung, die Elision und den Hiatus, die Vokale und Konsonanten, die Substantiva und Adjektiva, die Pronomina, das Verbum und die Tempora näher eingeht, und weist das Denkmal dem 12. Jhd. zu. Dasselbe ist, wie es scheint, von einem Anglonormannen geschrieben, während der Dichter der Pikardie angehört. Syntaktische Eigenheiten des Dichters sind nicht berücksichtigt. Im grofsen und ganzen bietet die Arbeit nur wenig bedeutendere wissenschaftliche Ergebnisse.

Die Menippeische Satire. Vom ordentl. Lehrer Brähmig. Programm 611 der Realschule I. Ordn. zu Vegesack 1879. 19 S. 4.

In dieser Abhandlung ist nach einer Einleitung die Rede von den Autoren und der Entstehungszeit der Satire Ménippée. Die beifolgende Inhaltsangabe bringt kaum etwas Neues bei, was nicht auch schon in den Litteraturgeschichten sich findet, z. B. bei A. Darmesteter und A. Hatzfeld, Le seizième siècle en France, Paris 1878, p. 31 fgd. Die lateinischen Citate p. 7 Anmerkung 3 sind fehlerhaft, während sonst die Bemerkungen unterhalb der Abhandlung einige wertvolle Angaben enthalten.

Über Schillers Kallias. Abhandlung des Oberl. Dr. C. Th. Michaëlis, Berlin 1882. Wissensch. Beilage zum Progr. der Charlottenschule, Ostern 1882. 14 S. 4.

Vorliegendes Schriftchen sucht die Aufmerksamkeit wieder auf Schillers Kallias zu lenken und den Gedankeninhalt dieser ästhetischen Abhandlung

zu resumieren und zu beurteilen. Ausführlicher ist derselbe Gegenstand behandelt von Dr. Pankstadt, Der Begriff des Schönen bei Schiller, Programm des Kaiserin-Augusta-Gymnasiums, Ostern 1883. Die Deduktionen Schillers und Körners über den Begriff Schönheit zu erörtern, ist hier nicht der Ort.

Die Sprache der Paston Letters. Beitrag zur historischen Grammatik des Englischen. Von Dr. Rudolf Blume. Programm der Realschule beim Doventhor zu Bremen. Bremen 1882. 51 S. 4.

Die bis zum Jahre 1509 reichenden Briefe der in Norfolk ansässig gewesenen Familie Paston wurden zuerst von John Fenn 1787—1789 in fünf Bänden, deren letzter erst 1823 nach seinem Tode erschien, dann von Ramsay 1840 in modernem Englisch gekürzt und 1872—1875 von James Gairdner in Arbers English Reprints in drei mehr als tausend Dokumente enthaltenden Bänden veröffentlicht. Während der Kriege der Rosen entstanden, sind die Paston-Briefe von unschätzbarem Werte für die politische Geschichte Englands und besonders für die Geschichte der Grafschaft Norfolk, von ihrer Wichtigkeit für die Kultur- und Rechtsgeschichte ganz abgesehen. Auch das Verzeichnis der Bücher, die John Paston besessen, ist von hohem Interesse. Während die Historiker sich vor allem den Inhalt der Briefe zu nutze machten, war die sprachliche Seite unbeachtet geblieben. Dr. Blume unternimmt es nun in der vorliegenden Abhandlung, die in der Umbildung zum Neuenglischen begriffene Sprache des 15. Jhd., wie sie in den Paston Letters zur Erscheinung kommt, zu untersuchen, und zwar werden erst die Substantiva, Adjektiva, Pronomina, Verba, Participien, das Gerundium eingehend behandelt. Da somit die Abhandlung über die Sprache der Paston Letters noch nicht vollständig ist, so ist zu wünschen, dafs die vorliegende verdienstvolle Untersuchung bald möge durch Hinzufügung einer Lautlehre und durch Erörterung einzelner syntaktischer Erscheinungen ergänzt werden.

M. F. K. Deutschbein, Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Shakespeare (II. Teil). Zwickau 1882. (Progr. No. 517 der Realschule I. O.) 29 S. — Auch u. d. T.: Shakespeare-Grammatik für Deutsche oder Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Shakespeare von C. Deutschbein. Separatabdruck. Köthen, O. Schulze, 1882. 53 S. 4.

Unter dem Motto: „Shakespeare und kein Ende" war im J. 1881 der erste Teil vorliegender Programmabhandlung erschienen, welcher in 152 Paragraphen oder 5 Kapiteln den Artikel, das Substantiv, das Pronomen, das Adjektiv, das Adverb bei Shakespeare im Vergleich mit der jetzigen Sprache behandelt. Der zweite Teil enthält Kap. VI bis XI oder § 153 bis 255 und erörtert die Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch, die sich Shakespeare beim Zahlworte, beim Zeitworte, bei den Konjunktionen, bei den Präpositionen, bei den Interjektionen und in Anakoluthien gestattete. Der Verfasser, welcher seine Quellen A. Schmidt, Abbot, Koch, Mätzner, Elze, Fiedler und Sachs, Craik, Delius, Storm u. a. sorgfältig benutzt hat, giebt hier zwar nicht eine alle Besonderheiten erschöpfende Untersuchung der bei Shakespeare begegnenden Abweichungen von der lebenden Sprache, so doch eine die früheren Arbeiten wesentlich vervollständigende, an-

sprechende Darstellung der Hauptverschiedenheiten unter Berücksichtigung der historischen englischen Grammatik. Leider hat sich der Verf. wegen des engen ihm zubemessenen Raumes in den altenglischen Citaten und in den Belegstellen gröfsere Beschränkung auferlegen müssen, als erwünscht ist. Am ausführlichsten behandelt ist das Verbum und die Präpositionen. Zu § 195 über den Gebrauch von to do ist nicht verwiesen auf die Dissertation von D. Rohde, Das Hilfszeitwort to do bei Shakespeare, Jena 1872. Jedoch ist auch hier manches unvollständig erörtert, z. B. ist upon, wenn es zur Bezeichnung einer unmittelbaren Aufeinanderfolge zweier Ereignisse dient, auch der Ausfall von at bei arrive (Coriolan II, 3, 189; Julius Cæsar I, 2, 110) u. a. nicht belegt; die Negation, so nothing für not at all, no whit u. a. ist übergangen; bei den Interjektionen ist woe mit dem Dativ und Accusativ u. a. nicht genannt. Zu § 218 konnte auf die Dissertation von Varnhagen über but verwiesen sein. Interessant sind die Zusammenstellung der Beteurungsformeln, in denen der Name Gottes wie des Teufels oder eines Heiligen sich in verstümmelter Gestalt vorfindet, und die anakoluthischen Konstruktionen, deren Ursache D. auf den Gedankenwechsel, das Princip der Deutlichkeit und der Kürze zurückführt. Zu dem Paragraph über die Vertauschungen vergleicht D. in dem Beispiele aus Coriolan When he had carried Rome and that we looked sehr richtig das frz. que und zu der Stellvertretung von or — or durch either — or, von nor — nor durch neither — nor etc. das naheliegende Göthesche „Bin weder Fräulein, weder schön", ein Citat, das Docenten bei Interpretation des Shakespeare einem studentischen Publikum mit Vorliebe auftischen; sehr hübsch wird auch aus Lessing „Noch frech wagen, noch weich zagen" zur Vergleichung mit dem Englischen herangezogen. Als Schlufsresultat seiner Übersicht gewinnt der Verf. drei Hauptgrundsätze: dafs Shakespeare noch viele im heutigen Englisch abgeworfene Endungen beibehalten und manche heute wieder aufgenommene Endung aufgegeben hat; dafs viele Wörter von Shakespeare in altenglischer, im Neuenglischen veralteter Bedeutung gebraucht wurden; endlich dafs Shakespeare bezüglich des Satzbaues die Klarheit und Stärke des Ausdruckes der grammatischen Korrektheit und die Kürze im Ausdruck der Korrektheit und Klarheit vorzieht. Die Abhandlung, welcher sich eine Reihe von Nachträgen und Bemerkungen hinzufügen liefsen, verdient als „Übersicht" für die Lektüre und Erklärung der Shakespeareschen Stücke sowie als ein Fortschritt gegen die früheren Arbeiten über die Shakespearesche Grammatik im Verhältnis zur modernen Sprache bestens empfohlen zu werden.

Die Grundzüge der ungarischen Sprache. Von Dr. W. Körner. Berlin 1882. Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Friedrichs-Realschule, Ostern 1882. 24 S.

Es wird manchem, der sich mit dem Studium der modernen Sprachen im weiteren Sinne beschäftigt, nicht unerwünscht sein, auch einmal einen Blick in den Bau einer der zahlreichen turanischen Sprachen zu werfen. Deshalb wird mancher die vorliegende Zusammenstellung der Grundzüge der ungarischen Sprache in Bezug auf deren Laute und Gesetze und Redeteile willkommen heifsen. Einen vollständigeren Abrifs der ungarischen Grammatik hat der Verf. bei dem knappen ihm zubemessenen Raume nicht liefern können. Eine orientierende Angabe über Bibliographie des Ungarischen für den, der sich mit dieser Sprache näher vertraut machen will, wäre erwünscht gewesen. Hoffentlich begegnen wir dem Verf. bald wieder auf diesem Felde, wenn er einige notwendige Ergänzungen zu der grammatischen Zusammenstellung giebt und seine Beobachtungen an Syntax, Wortschatz und Phraseologie veröffentlicht.

E. Regel, Probe eines englischen Vokabulariums im Anschlusse an das Vocabulaire français von Prof. Dr. H. Hädicke. Programm der städt. höh. Bürgerschule zu Krossen 1881. 14 S.

Der Verf. hält ein englisches Vokabular, besonders für die Realschule, für unumgänglich notwendig und schliefst sich in der Ausführung eines solchen dem Vorgange Hädickes, die Worte nach Stämmen zu ordnen, vollständig an. Die Phraseologien von Löwe und Boyle, sowie die Vokabularien von Gustav Plötz, Banes, van Dalen, Meffert u. a. werden für unpraktisch und zu umfangreich erklärt. Aus der vier Seiten langen Probe eines englischen Vokabulars geht hervor, dafs es sich nicht empfehlen dürfte, Worte eines Stammes in eine Zeile zusammenzudrängen, sondern es ist ratsam, die englischen Worte mit den deutschen dichter und untereinander zusammenzustellen und die Hauptbegriffe fett zu drucken. Weniger in den Äufserlichkeiten als vielmehr in der richtigen Auswahl der vom Schüler zu lernenden Vokabeln zeigt sich der Meister.

Miscellen.

Baretti als Kritiker Voltaires.

Dem 1789 in London verstorbenen Litterarhistoriker Giuseppe Baretti, den Lessing öfters in seinem „Tagebuch der italienischen Reise“ erwähnt, begegnen wir zwar regelmäfsig in den italienischen Lesebüchern und in den Litteraturgeschichten seines Volkes, aber wir besitzen noch keine genügende Ausgabe seiner sämtlichen Werke. Und doch ist zu fürchten, dafs es mit jedem Jahre schwerer werde, die in London gedruckten Einzelausgaben aufzufinden. Bereits 1838—1839 hatten die Mailänder Herausgeber seiner Werke grofse Mühe, sich ein Exemplar seiner „Scelta di Lettere familiari, fatta per uso degli studiosi di lingua italiana da Giuseppe Baretti, segretario per la Corrispondenza straniera della Reale Brittanica Accademia. In due volumi. Londra, da Giovanni Nourse, libraio di Sua Maestà. MDCCLXXIX“ zu verschaffen. Die von Luigi Morandi* abgedruckten 8 Briefe liefsen die Mailänder aus, weil sie sich vor der österreichischen Censur fürchteten. Baretti sprach sich nämlich u. a. in diesen so lange Zeit fast vergessenen Briefen äufserst scharf über die Jesuiten und deren Litteratur aus und erlaubte sich in einem prachtvoll energischen Schreiben (dem 7.) den grundsätzlichen Vorschlag, die Zahl der Mönche zu verringern. An dieser scelta di lettere familiari haben wir ein litterarisches Kuriosum, eine besondere Art Fälschung. Nourse hatte für seine 50 Guineen 2 Bändchen Episteln verschiedener Autoren gewünscht, Baretti aber 85 Briefe gegeben, die er teils schon früher geschrieben hatte, teils zu diesem Zwecke erst verfafste. Zum Teil waren es Arbeiten, die sogar in seiner Zeitschrift „La Frusta letteraria“ erschienen waren und nun mutatis mutandis als Briefe auftreten. Als deren Schreiber und Empfänger figurierten entweder Freunde Barettis oder Litteraten, die nur in der Phantasie des letzteren existierten. Der Scherz erregte damals in Italien, soweit diese Briefe hinkamen, Aufsehen und gab Anlafs zu vielem Gelächter. Nur der erste, den 85 erfundenen Briefen vorangehende Brief nach der Vorrede ist echt und enthält in der Hauptsache das Schreiben Annibale Caros an Bernardo Spina, in dem der erstere dem letzteren abrät, Mönch zu werden. Die Hauptarbeit Morandis in der uns vorliegenden Schrift ist indessen eine interessante, ziemlich eingehende Analyse des 1777 in London veröffentlichten „Discours sur Shakespeare et sur Monsieur de Voltaire, par Joseph Baretti, Secrétaire pour

* Luigi Morandi, Voltaire contro Shakespeare, Baretti contro Voltaire con otto Lettere del Baretti non mai pubblicate in Italia. Roma 1882.

la correspondance étrangère de l'Académie Royale Britannique. A Londres, chez J. Nourse, libraire du roi, et à Paris, chez Durand neveu. MDCCXXVII", der ebenfalls ziemlich unbekannt geblieben ist und für eine bibliographische Seltenheit gilt. Der königliche Censor in Paris, ein Anhänger Voltaires, gestattete seinerzeit die Verbreitung der Schrift nur unter der Bedingung verschiedener Änderungen; eine schlechte italienische Übersetzung vom Jahre 1820 scheint nur in wenigen Exemplaren gedruckt worden zu sein, da sie sehr selten vorkommt.

Der deutsche Leser kennt aus der Hamburger Dramaturgie die folgenreichen Angriffe Lessings auf die Voltaireschen Trauerspiele und die französischen Mifsverständnisse der bezüglichen Lehrsätze des Aristoteles: Italien hätte ähnliche Angriffe auf die französische Theaterpraxis nötig, um in der Theorie von der französischen Bühne unabhängig zu werden. (Thatsächlich herrscht ja Frankreich, trotz Cossa, Ferrari und anderer, auf dem italienischen Theater auch heute noch, während an eine Herbeiziehung des klassischen Repertoires anderer Kulturvölker einfach nicht gedacht wird und nach Mafsgabe der Verhältnisse auch nicht gedacht werden kann.) Was Metastasio,* Manzoni und Ermes Visconti gegen den Pseudo-Klassicismus geleistet haben, schildert Morandi in grofsen Zügen, wobei er gelegentlich (S. 118) in Kürze angiebt, wie das regelrechte Trauerspiel Sofonisba von Trissino nicht weniger als achtmal ins Französische übersetzt wurde und gleichzeitig mit den theoretischen Bemühungen Castelvetros dem in Frankreich schon beginnenden Vorurteil für die drei Einheiten zu Hilfe gekommen sei. Baretti war der erste Italiener, der öffentlich gegen die Verkleinerung Shakespeares durch Voltaire aufgetreten ist und zwar vor Veröffentlichung des oben erwähnten Discours bereits 1764 in der 8. Nummer der Frusta, während er 1747 und 1753 Voltaire wegen dessen Aufsatz über die epische Dichtung die Leviten gelesen hatte. Dafs von Anfang an böser Wille bei Voltaire mit im Spiele gewesen oder gar den Ausschlag gegeben habe, brauchen wir nicht vorauszusetzen. Bei dem grofsen Führer der französischen Aufklärung lag eine phychologisch unschwer zu begründende Unmöglichkeit vor, der Shakespeareschen Denk- nnd Empfindungsweise gerecht zu werden. Zur Stütze dieser unserer Ansicht setzen wir den von Voltaire mehrmals übertragenen Anfang des tiefsinnigen Monologs im Hamlet in der zuletzt von ihm beliebten Form hierher:

> Demeure, il faut choisir de l'être et du néant.
> Ou souffrir, ou périr, c'est là ce qui m'attend.
> Ciel, qui voyez mon trouble, éclairez mon courage.

Das war noch 1770, in den Questions sur l'Encyclopédie, in denen er freilich mehr als gewöhnlich über Shakespeare schimpft.**

1776 veröffentlichte Pierre Letourneur die zwei ersten Bände seiner Übersetzung Shakespeares mit einer Vorrede, die gegen den früheren Übersetzer P. Ant. de Laplace, gegen Ducis, den Bearbeiter Shakespearescher Stücke, und nicht minder gegen den allerdings nicht mit Namen genannten Voltaire ging, „da man den englischen Tragiker in Frankreich gar nicht oder nur in Entstellungen kenne". Voltaire wurde um so zorniger, als er selbst, wie er an seinen Freund D'Argental schreibt, der erste gewesen sei, den Franzosen einige Perlen zu zeigen, die er in

* Dieser hatte schon 1717 gegen die Einheit des Ortes protestiert.

** Auch nach der Schillerschen Beurteilung der Alexandriner (in einem Briefe an Göthe vom 15. Okt. 1799) ist es wohl der Mühe wert, zu sehen, wie Baretti von diesem „Nationalunglück Frankreichs" spricht (der Ausdruck ist von David Straufs). Die Alexandriner gleichen einer Prozession von Mönchen, die paarweise mit gleichem gravitätischem Schritt die gerade Strafse hinwandeln.

dem ungeheuren Düngerhaufen des Britten entdeckt habe, aus dem man nun mit Aufserachtlassung Corneilles, Racines (und was ihm natürlich wichtiger war, wenn er es auch eine Weile unterdrückte, seiner selbst) das einzige Vorbild für das wahre Trauerspiel machen wolle. Unter dem Vorgeben, die französische Nationalehre sei beleidigt und es handle sich darum, Sophokles, Corneille, Euripides und Racine gegen Gille-Shakespeare und Pierrot-Letourneur zu verteidigen, machte er nun von Ferney aus eifrigste Propaganda gegen beide. Sein mit gröfster Berechnung abgefafstes Schreiben an die Akademie, von seinen Kollegen gewissermafsen gebilligt, wurde in einer öffentlichen Sitzung derselben verlesen, gedruckt und schliefslich — mit Beschlag belegt. Gegen dieses Schreiben an die Akademie, das Baretti in englischer Übersetzung kennen lernte, schrieb derselbe, um von Voltaire und dessen Landsleuten verstanden zu werden, in französischer Sprache seinen Discours, mit dem er seine beste Arbeit geliefert zu haben glaubte.

Einen förmlichen Auszug der Morandischen Analyse zu geben, wäre wohl unzweckmäfsig. Wir bemerken nur vorübergehend, dafs Morandi wie Baretti verschiedene Schnitzer anführt, die Voltaire in seinen Übersetzungen aus dem Englischen verschuldet hat und dafs Morandi, nach der Prüfung von Privatbriefen des Franzosen, auch gegenüber der Meinung der Biographen wie David Straufs, zu dem Schlusse gelangt, dafs Voltaire seine englisch geschriebenen Abhandlungen entweder habe übersetzen oder wenigstens durchkorrigieren lassen. Obschon Voltaire Mitglied der Crusca in Florenz war, verstand er doch sehr wenig Italienisch. Baretti mufs, wie schon früher, die Art geifseln, mit der sich sein Gegner über die grofsen Italiener ausläfst. Dante, meint der italienische Kritiker, sei in Frankreich vier Jahrhunderte lang nicht besser bekannt gewesen als Konfucius, er, Voltaire, habe ihn dort eingeführt, aber erst, nachdem er ihn wie einen Pulcinell aufgeputzt habe. Eine ganze Anzahl von thatsächlichen Irrtümern* weist ihm Baretti auch hier nach, der Dante so gut gelesen habe, dafs er in der Göttlichen Komödie 50, nach dem letzten der „Chinesischen Briefe" nur 30 gute Verse zu finden vermochte. Morandi citiert mit Recht eine Äufserung Voltaires aus dem Jahre 1761 (in einem Briefe an den Jesuiten Bettinelli): Dante stelle man in die Bibliotheken, allein er werde niemals gelesen werden; ihm habe man oft einen Band Ariost, niemals einen Dante gestohlen. Nach Voltaires Geschmack übertraf freilich das „Befreite Jerusalem" Tassos die Iliade Homers.

Über die Übereinstimmung Barettis mit Lessing in der Vergleichung des Geistes in Hamlet mit der Erscheinung des Geistes in der Semiramis handelt Morandi in einem besonderen Kapitel S. 83—90. Das erste Stück der Hamburger Dramaturgie trägt das Datum des 1. Mai 1767; Baretti hätte somit Zeit gehabt, sich mit dem Gedankengange Lessings vertraut zu machen, er konnte aber nicht Deutsch, und die erste französische Übersetzung des genannten Hauptwerkes kam nicht vor 1785 heraus, die erste englische Übersetzung hat sich sogar bis auf unsere Zeit erwarten lassen. Hübsch ist die Baretti eigentümliche Bemerkung gegenüber Voltaire, dafs es im Englischen gar nicht komisch sei, wenn der Hahn krähe; der Name Hahn erwecke in England keine lächerliche Vorstellung, da dieses Tier, vielleicht der Hahnenkämpfe wegen, als ein Symbol des Mutes gelte. Nach Baretti habe Voltaire sein Gespenst nicht dem Shakespeare, sondern Muzio Manfredi di Cesena entnommen, dessen 1593 in Bergamo veröffentlichte und in den folgenden zwei Jahrhunderten öfters aufgeführte und wieder abgedruckte Semiramide mit einem langen Monologe des Geistes von Ninus be-

---

* Unterhaltend ist es, wenn Voltaire Dante im Jahre 1260 geboren sein läfst und Bayle tadelt, 1265, also das rechte Geburtsjahr, angegeben zu haben.

ginne. Im Anschlufs hieran berichtet Morandi ein wenig bekanntes Faktum, wonach die Henriade mehr als einen Hauptzug einer anderen italienischen Produktion zu verdanken scheint, nämlich dem Enrico orvéro Francia conquistata, poema eroico di Giuliu Malmignati (Venezia 1623).

Vielleicht versteht sich der verdienstvolle Morandi selbst dazu, die von ihm als wünschenswert bezeichnete vergleichende Studie über Lessing und Baretti zu schreiben, dessen Frusta 1763, demnach vier Jahre vor der Dramaturgie erschien, eine neue in Italien vorher kaum gekannte Kritik auf die Bahn brachte und namentlich, seiner Zeit vorauseilend, Shakespeare die verdienten Ehren erwies.

Rom. Josef Schuhmann.

Die logische Anomalie der doppelten Negation im Deutschen.

Auf Seite 125 dieser Zeitschrift wird unter der Überschrift „Zur deutschen Negation" auch die doppelte Verneinung besprochen und dieselbe als fehlerhaft bezeichnet; von den angeführten acht Beispielen ist siebenmal kein mit einer Negation verbunden. Ich bin weit entfernt, das heutzutage Fehlerhafte einer solchen Ausdrucksweise leugnen zu wollen, und man mag auch diesen Pleonasmus bei der Negation, wie Keller in seinem Deutschen Antibarbarus p. 182 es thut, dem griechischen Sprachgebrauch vergleichen, mag ferner mit Keller beispielsweise die Stelle aus Schillers Wallenstein: „Alles ist Partei und nirgends kein Richter", so erklären, dafs zuerst das Vorhandensein eines Richters in Bezug auf die Orte, wo einer gesucht werden könnte (nirgends), alsdann in Bezug auf die verschiedenen denkbaren Arten oder Individuen (keiner) verneint wird. Aber es will mir scheinen, dafs in beiden Darstellungen das historische Moment nicht genügend zur Geltung kommt; ich sehe in solchen Doppelnegationen mit kein den Rest des älteren, an sich durchaus nicht fehlerhaften Sprachgebrauches, wenn auch denen, die solche Pleonasmen bei der Verneinung später anwenden, das Bewufstsein des Zusammenhanges mit der älteren Sprache allmählich abhanden kam. Bekanntlich ist ahd. dohein (dihein, dehein) = lat. ullus, aliquis, quidam, also an sich nicht negativ; cfr. Graff, Ahd. Spr. I, p. 320 ff. Dieselbe Bedeutung bleibt diesem unbestimmten Pronomen auch im Mittelhochdeutschen wenigstens in gewissen Fällen, namentlich in Verbindung mit Negationen, während daneben es allerdings, analog dem pas, rien u. a. im Französischen, unter Umständen schon allein negative Kraft bekommt; cfr. Lachmann zu Iwein 1685, 2151, wonach zu modifizieren, was Weinhold, Mhd. Grammatik § 474 über die Bedeutung von dehein sagt. — Auch der von Keller a. a. O. gerügte „Zwittergedanke": er ist mir verhafster wie kein anderer, läfst sich als Archaismus fassen; Graff führt a. a. O. zwei analoge Stellen an, eine aus Notkers Psalmenübersetzung: er ist hoher danne doh einiu corpora cœlestia gereichen, und eine aus Willerams Paraphrase des Hohen Liedes: turer danne dehein ander gesmide. Zum wenigsten dürfte eine Nachahmung des Französischen, welche Keller annimmt, schwer zu erweisen sein; man braucht nicht französisch zu denken, um sich jener fehlerhaften Ausdrucksweise schuldig zu machen.

Eisleben. Dr. Herwig.

Ein litterar-historischer Kalender.

Die Zusammenstellung eines Gedenkkalenders ist um so schwieriger, je kleiner das Gebiet ist, aus welchem man das entsprechende Material

schöpft. Der Unterzeichnete beabsichtigt zur Abfassung eines litterar-statistischen Kalenders anzuregen, worüber an dieser Stelle einige Notizen den Lesern des Archivs geboten werden sollen.

Überblicken wir die Menge litterarischer Erzeugnisse der Deutschen, so fallen uns sofort viele Jahreszahlen als Titel teils von Romanen, teils von Dramen auf. Versuchen wir es nur, die wichtigsten zu sichten. In der Regel führen selbe noch einen zweiten erläuternden Namen.

So schrieb Heinrich Bayer unter dem Titel „Anno 9 und 13“ biographische Gedenkblätter aus den deutschen Freiheitskämpfen unter seinem Pseudonym Robert Byr.

Ein Schauspiel „Anno dreizehn“ in 5 Akten schrieb Aug. Herm. Franke.

Joh. Heinr. Aug. Ebrard schrieb eine Erzählung „Das Jahr Achtundvierzig“.

Das vorige Jahrhundert ist vertreten durch ein Opus des Dichters des bekannten alten Schauspiels Anna-Liese, betitelt „Eintausendsiebenhundertundvierzig“, als Manuskript gedruckt und 1801 erschienen.

Ludwig Maria Kaiser verfaſste ein Schauspiel in 5 Akten „Der Neujahrstag 1308 zu Unterwalden“.

Dies ist schon für unseren Kalender verwendbar, denn da haben wir bereits ein Tagesdatum, den Neujahrstag.

Doch suchen wir weiter und halten uns womöglich an die chronologische Ordnung. So finden wir:

„1805“ oder „Die Franzosen das erste Mal in Wien“, histor. Roman in 4 Bänden, und „1809“, historischer Roman in 3 Bänden, beide von Edmund Breier.

„1812“, historischer Roman in 4 Bänden von Ludwig Rellstab.

Unter dem Titel „1813“ einmal ein melodramatisches Festgedicht von Rudolf Bunge, zweitens „1813“ auch einen dreibändigen historischen Roman von Ferdinand Stolle, und unter demselben Titel „1813“ auch ein Epos von Heinrich Treimann.

Ferner: „1830“, Roman in 2 Bänden von A. J. Groſs-Hoffinger. „Anno 1848“ nennt sich eine Fastnachtsposse von Oskar Elsner, „1848“ oder „Nacht und Licht“, ein histor. Roman in 4 Bänden von Fr. Carion.

Auch das denkwürdige Jahr 1866 wurde nicht nur als Stoff für litterarische Bearbeitung oft gewählt, sondern prangte mehreremal auch auf dem Titelblatt als Name litterarischer Editionen.

So schreiben: Wilh. Petsch ein „1866!“, Jul. Mühlfeld einen geschichtlichen Roman „1866“, Franz Carion einen Roman aus der Neuzeit „1866“ oder „In Böhmen und am Main“, und Ernst Scherenberg benannte ein Bändchen Dichtungen „1866“.

„1870“ nennt Albert Träger sechs Zeitgedichte, und „1870 oder die Helden von Wörth“ heiſst ein dreibändiger historischer Volksroman von Adolf Schirmer.

So wie es Luise Mühlbach liebt, viele ihrer historischen Romane mit dem Namen eines Fürsten zu betiteln, mit dem Zusatz „und sein Hof“, so hat der bereits genannte Fr. Carion, hinter welchem Pseudonym sich Fr. Lubojatzky birgt, mehrere Romane mit Jahreszahlen benannt, in welchen derselbe spielt oder aus welchen er Motiv und Stoff genommen.

So schrieb Franz Carion die historischen Romane: „1840“, „1848“ oder „Nacht und Licht“, „1849“ oder „Des Königs Maienblüte“, und den bereits genannten „1866“ oder „In Böhmen und am Main.“

Welche Litteratur hat das Siegesjahr 1871 hervorgerufen!

Aber nicht nur Jahreszahlen, auch Monatsnamen treffen wir als Titel am litterarischen Markte.

So nennt Joh. Nordmann in seinen Wiener Stadtgeschichten eine „Herr Januarius“ und eine andere „Fräulein April“.

„April“ betitelte auch Glasbrenner ein Gedicht.

„Das Aprilmärchen“ nennt S. W. Schierler ein phantastisches Lustspiel, und Hieronymus Lorm schrieb in seinen „Erzählungen am Kamin“ ein „Badeleben im April“.

Dies nur als Beispiele. April und Mai werden noch oft verwendet.

„Mai und September“ ist eine Sammlung von Novellen, Gedichten etc. von J. Ch. Horn überschrieben.

Hoffmann von Fallersleben nannte seine neuen Lieder „Maitrank“.

Holtei schrieb einen Festeinakter „König Mai“, Gustav Hagemann ein Schauspiel „Der Maitag“ u. dgl. mehr.

Hierher gehören auch die Erzählung „Die Tageszeiten“ von L. Fink (wir besitzen auch einen Operntext „Die Jahreszeiten“).

„12 Uhr“, Bild aus dem Volksleben in drei Akten und neun Bildern von O. F. Berg.

„In der zwölften Stunde“, Novelle von Helene Hülsen.

„60 Minuten nach 12 Uhr“, Parodie in zwei Akten von Karl Meisel.

„9 Uhr“, ein Schauspiel von Richard Desiré nach einer englischen Geschichte dramatisiert, eine Operette „Mit dem Glockenschlage 12“ von Gf. v. Loden, ein Drama „In der zwölften Stunde“ von Fr. Spielhagen etc. etc.

Überblicken wir das bisher angeführte Material, so mag dies alles wohl höchst interessant sein, aber die Ausbeute für unseren Zweck ist nur höchst gering, die Jahreszahlen können wir nicht verwenden, die Monate höchstens an die Spitze stellen; was wir aber brauchen, sind eben Tage, die wir besetzen müfsen. Daher werden wir uns noch anderweitig umsehen müssen, und wenn auch das gesuchte Material gerade nicht fliefst, manch kostbaren Tropfen können wir doch aus der grofsen litterarischen Flut schöpfen.

Erinnern wir uns zum Beispiel des anfangs genannten Kaiserschen Schauspiels „Der Neujahrtag 1808 zu Unterwalden“.

In dieser Richtung also müssen wir suchen.

Ehe ich aber nach dieser längeren Einleitung an die Lösung des Kerns meiner Studie schreite, mufs ich doch noch einiges vorwegnehmen.

Das Material für unseren Zweck läfst sich nämlich dadurch bedeutend vermehren, dafs auch Rücksicht genommen wird auf verschiedene zeitgemäfse Gelegenheitsarbeiten, welche Titel führen wie:

„Neujahrs-, Sylvester-, Oster-, Pfingst- und Weihnachtsgeschichten oder Lieder“.

Dadurch haben wir nämlich schon bestimmte Tage fixiert.

Hierher sind auch litterarische Arbeiten zu rechnen, wie:

„Der Dreikönigstag“, Novelle von Pr. H. Prätzel, denn dieser kann nur auf den 6. Januar fallen.

„Der St. Valentinstag“, ein Phantasiegemälde von Wilhelmine von Gersdorf, kann nur auf den 14. Februar eingestellt werden, oder die Posse von Ad. Bäuerle, „Der Leopoldstag“, befiehlt den 15. November in unserem Kalender.

Oder wir finden, dafs S. W. Schierler eine Novelle „Das Margaretenfest“ schrieb, wir werden daher dieselbe an jenen Tagen in unserem litterarischen Kalender einstellen, an welchen der Heiligenkalender Margarete ausweist.

Manche Tage, z. B. der* Annatag, lassen sich reichlich besetzen, man denke an die Unzahl von Romanen, an die Theaterstücke „Die lachende und weinende Anna“, von kleinen Bühnen wirklich nur am Annatage, d. i. am 26. Juni aufgeführt. Wo bleiben die dramatischen Bearbeitungen „Ännchen von Tharand“.

Schwieriger ist es bezüglich Ostern, da diese im civilen und kirchlichen Jahre bewegliche Feste sind; wir müfsten daher für unseren Kalender ein Normaljahr annehmen. Ganz analog werden wir z. B. auch die biogra-

---

* Siehe des Näheren meine Annenstudie, erschienen Brünn, 26. Juli 1882.

phische Erzählung von Heinr. Schwerdt, „Schillers Geburtstag“ oder „Ich habe gelebt und geliebt“ am 10. November einsetzen.

Ein weiteres grofses Kontingent stellen uns Dichtungen, wie folgende:

„Die Leipziger Völkerschlacht“, zwei Gedichte von Ch. J. Cortèrra.

„Der Tag von Sedan“, Einakter von R. Bunge.

„Die Schlacht auf dem weifsen Berge“, Novelle von Relat Münster.

„Die Schlacht bei Torgau“, Novelle von Wilibald Alexis.

„Die Schlacht bei Schleswig“, vaterländisches Gedicht von F. Köppen.

„Die Schlacht bei Pultawa“, dramat. Gedicht in 5 Akten von K. J. Stark.

„Theodor Körners Tod“ oder „Das Gefecht bei Gadebusch“, dramat. Gedicht in 1 Akt von Ad. v. Schaden.

„Die Schlacht an der Katzbach“ und

„Die Völkerschlacht bei Leipzig“, letztere ein Heldengedicht in sechs Gesängen von M. H. A. Schmidt.

„Der Tag von Andenarde“, dramat. Gedicht in 4 Akten von Joseph R. v. Weilen.

„Der Tag von Sedan“, ein Festspiel in 1 Akt von Heinrich Helmers.

„Die Schlacht bei Morgarten“, Trauerspiel von Wilh. Rufs, und so viele, viele andere.

Selbstverständlich sind diese litterarischen Pièœn wieder auf den Tag einzustellen, an welchem die betreffende Schlacht nach dem allgemeinen historischen Kalender geschlagen wurde, und wäre es opportun, immer das betreffende Stück auf das Repertoire des Schlachtendatums zu setzen.

Mit dem bekannten fünfaktigen Lustspiel „Ultimo“ von Gustav Moser könnte man den letzten Tag jeden Monats besetzen, am passendsten doch nur den Sylvestertag.

Auf diese angegebene Weise erhalten wir bereits ein ziemlich reichhaltiges Material für unseren Kalender, aber lange nicht genug, um alle 365 Tage eines Jahres zu besetzen, es sind noch viele Lücken, dafür sind freilich manche Tage reich bedacht.

Wir wollen nun einige chronologisch folgen lassen. So fallen z. B. auf den ersten Januar:

„Prosit das neue Jahr“ in 1 Akt von Gustav Hagemann.

„Der Neujahrswunsch“, Lustspiel von Liebenfeld.

„Der Neujahrstag“, Posse von Seyfried.

„Der Neujahrstag“, Nachspiel von Trützschler.

„Der Neujahrstag 1808 zu Unterwalden“, Schauspiel in 5 Akten von Kaiser.

Ferner die vielen Neujahrstaschenbücher und dergleichen mehr, auch „Neujahrsnacht“ und „Neujahrswunsch“ von R. G. Prätzel u. v. a. m.

Ein mehrfach besetzter Tag ist auch der erste April.

„Der erste April“, Lustspiel von J. Cronegk.

„Der erste April“, dramat. Scherz in 1 Akt von Mathilde Raven.

„Der erste April“ oder „Onkel Jakob und Onkel Jochen“, Lustspiel in 3 Akten von Fritz Reuter; hierzu:

„Das Märchen vom ersten April“, aus dem Holländischen übersetzt von Gottfried Wilh. Rabener.

Zum Weihnachten und Sylvester wimmelt es nun in der deutschen Litteratur, bietet ja besonders das erstere Fest schon an sich einen höchst poetischen Stoff. Es seien aus der reichen Litteratur nur einige genannt:

„Weihnachten“, Familienbild in 1 Akt von J. R. Benedix.

„Die Christnacht“ von Anton Pannarsch.

„Der Weihnachtsabend“ von F. G. Schilling.

„Weihnachtsklänge“ von Ludwig Bund u. s. w.

K. A. Lebrun schrieb ein kleines Lustspiel „Der Sylvesterabend“, Gust. R. v. Frank ein einaktiges Drama „Die Sylvesternacht“. C. G. S. Heun eine Erzählung „Der Sylvesterabend“. Von Heinr. Schleiden existieren auch „Xenien am Sylvesterabend“ und noch viel anderes.

Von einzelnen anderen Tagen wollen wir noch nennen den poesie- und sagenreichen Dreikönigstag oder den 6. Januar:

„Der Dreikönigstag", Novelle von Prätzel, und „Der Dreikönigsabend", Erzählung von Ferd. Stolle. Ferner:

„Der 18. Januar", Gedichte von Georg Ludwig Hesekiel zum dritten fünfzigjährigen Jubelfeste der Aufrichtung des Königreichs Preufsen.

„Der 29. Januar" von E. Zedlitz-Neukirch und „Der 29. Januar" von Theodor Winkler.

In den Februar fällt auf den vierzehnten der schon genannte „Der St. Valentinstag", Phantasiegemälde von W. v. Gersdorf, und „Der 24. Februar", Tragödie in 1 Akt von F. L. Z. Werner.

In den April werden wir die Ostern verlegen und aufserdem noch aufnehmen.

„Der Palmensonntag", von Ernst Fischer.

„Der Karfreitag", ein erzählendes Gedicht von Fried. Halm u. dgl. m.

„Der 18. April" heifst ein Lustspiel von Peist und „Der letzte April" eine einaktige Posse von W. A. W. Gerle.

Im Mai haben wir zu verzeichnen:

„Der erste Mai", Lustspiel von J. A. G. Reil.

„Der 5. Mai 1821" (Napoleons Tod), von Peter Moser nach dem Italienischen des A. Manzoni.

„Der 5. Mai", ein Lebensbild von der Unterelbe. Roman von R. A. Reinhardt.

In den Juni verlegen wir Pfingsten und haben besonders das fünfaktige Lustspiel in Strafsburger Mundart von Arnold „Der Pfingstmontag" hervorzuheben.

In den Juli z. B. „Der 4. Juli" von Max Moltke und „Am 13. Juli 1874" von E. Geibel.

In den November:

„Ein Gedenkblatt zum 10. November" von Julius Scharz und „Der Leopoldstag" (für den 15. November), Posse von Ad. Bäuerle.

Eine Novelle von Tieck betitelt sich „Der 15. November" und ein Originallustspiel von Leopold Feldmann „Der 30. November".

Einige Tage lassen sich dadurch besetzen, dafs wir jene litterarischen Erzeugnisse heranziehen, deren Titel die französische Zeitrechnung zur Zeit der Revolution aufweisen.

So schrieb z. B. Edmund Schmied einen historischen Roman „Der achtzehnte Brumaire", und Karl Max einen „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte" und Karl Adolf von Wachsmann eine Novelle unter dem Titel „Der neunte Thermidor".

Diese Daten lassen sich leicht in unsere Ära übertragen.

Damit glaube ich der gestellten Aufgabe gerecht geworden zu sein.

Prag. Dr. Ed. Maria Schranka.

Die École normale in Paris.

Seit längerer Zeit streitet man sich in den Pariser Tagesblättern über die Methode des Unterrichts, welche bei den conférences dieses Lehrerseminars Anwendung gefunden hat, und namentlich sind es Freunde und ehemalige Zöglinge der École des Chartes, welche die „deutsch-philosophische" Behandlung des Sprachunterrichts in der École normale mit grofsem Eifer bekämpfen, aber ebenso energischen Widerstand finden. Die Professoren oder maîtres de conférences der École normale haben bisher Stillschweigen beobachtet; in einer der neuesten Nummern der France findet sich nun aber der Brief eines „normalien", wie sich die Zeitung ausdrückt,

welcher als ganz charakteristisch weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Das Schreiben lautet:

Monsieur,

Je n'ai point l'intention d'intervenir dans votre polémique avec MM. Sarcey et Montargis. Je suis d'un âge et d'une profession où la polémique n'est guère de mise.

Encore moins voudrais-je prendre parti dans une querelle entre l'École normale et l'École des Chartes, n'etant pas impartial, vu ma qualité de vieux normalien.

Je vous écris tout simplement, monsieur, pour vous dire que vous avez bien fait d'attacher le grelot et que je vous remercie.

Nous autres, universitaires, nous attachons le grelot peu volontiers; nous sommes gens timides, ayant conquis nos grades et nos promotions par un labeur pénible, étant pères de famille et peu disposés à jeter des pierres qui pourraient retomber dans notre jardin. Mais quand un journaliste, un homme libre, *vir sui juris*, comme dit Cicéron, prend la défense de nos dieux, nous sommes bien aises de lui dire qu'il est dans la vérité.

Nos dieux, monsieur, c'est le vieil esprit français, le vieux bon goût, le vieux bon sens, la vieille langue française; idoles, si l'on veut, mais idoles qu'adoraient Rabelais, Molière et Voltaire, et qui s'en vont tout doucement en poussière, rongées par le termite germanique.

Est-ce une raison, parce que les Prussiens nous ont vaincus en 71, pour que nous nous barbouillions ainsi des pieds à la tête d'érudition prussienne, de cette érudition micrographique, où, pour un dixième de vraie science, entrent quatre dixièmes de curiosité enfantine ou sénile, et cinq dixièmes de charlatanisme effronté.

Micrographes, vous dis-je, micrologues et microcéphales, et blagueurs surtout, ces savants ou soi-disant tels, qui, lorsqu'ils annotent le 4. livre de l'Énéide, ne s'occupent que de savoir s'il faut lire: *istunc* ou *istum*, et cela à l'heure où Didon se tue sur la terrasse toute blanche de son palais, en face des flots bleus de la Méditerranée où se profilent les voiles de la flotte d'Énée, tandis que l'aurore vient toucher, de sa flèche d'or, la cime des cyprès funéraires!

Istunc ou *Istum*, Monsieur, tout est là. Didon, l'aurore et la mort, et la vie, et le dernier regard jeté vers le ciel implacable, tout cela n'intéresse pas la nouvelle école philologique. Mais *Istunc!* de grâce, monsieur, goûtez cet *Istunc*. Il vaut son pesant d'or, et nos germanomanes ne donneraient pas cet *Istunc* pour un acte d'Iphigénie.

Un de nos maîtres le disait l'autre jour: l'avènement de cette école, c'est la revanche de médiocrités. Quand on n'a ni esprit, ni sensibilité, ni style, on se venge en déclarant Villemain un rhéteur, Michelet un halluciné, on se fait philologue, on se prussianise, on place, déplace et replace des virgules, et l'on refait les chefs-d'œuvre de l'antiquité d'après Trissotinhauser et Vadiushoffer. Il y a là un danger national, monsieur, et plus grand que le danger dont nous menacent les armées de M. de Bismarck.

Donc, monsieur, je vous serre très sincèrement la main et je vous dis: Sus au germanisme, ce que ne veut pas dire: Sus à l'érudition. On peut être érudit et avoir du goût; mais pour cela il faut rester Français et ne pas se faire dupe ou complice de l'immense mystification de l'école germanisante qui pèse aujourd'hui sur l'Université comme un cauchemar, détraque nos élèves et nous désespère, nous les vieux et impuissants défenseurs de la tradition nationale.

Agréez, etc.

Prof. Adolf Brennecke in Elberfeld, welcher sich durch seine treffliche Erzählung „Um Paris“ viele neue Freunde erworben und in farbenreicher Lokal- und Kulturschilderung ein Werk geliefert hat, welches auch in dieser Zeitschrift erwähnt zu werden verdient, bietet in dem 18. und 19. Hefte der bei F. Hirt in Leipzig erscheinenden Nordlandfahrten eine malerische Wanderung durch die historischen Schlösser und höheren Bildungsanstalten von Alt-England, auf welche wir die Leser des Archivs besonders aufmerksam machen. Nach den rühmlichst bekannten Wieseschen Briefen über englische Erziehung bietet das genannte Werk das Beste über die pädagogischen Grundsätze, die Lehrmethode in England und auch die äufsere Ausstattung englischer Unterrichtsanstalten. Der Inhalt der kleinen Schrift bringt viel Neues, die Beurteilung ist unbefangen und gerecht, die Schilderung höchst anziehend.

Berichtigungen.

Im Archiv Bd. LXVII, S. 125 heifst es: „Bekanntlich wird in der Braunschweiger Gegend das beste Deutsch gesprochen.“ Das kann doch nur den Sinn haben, dafs man in Braunschweig meint, man spreche dort das reinste Hochdeutsch. Dafs das aber keineswegs der Fall ist, giebt gewifs der Verf. zu. Wer das Hochdeutsch am reinsten ausgesprochen hören will, mufs nach Kurland gehen.

Eben dort: „Da das Plattdeutsche für den Dativ und Accusativ des Personalpronomens ich nur eine Form hat, nämlich ‚mick‘“ u. s. w. Der Nichtkenner des Plattdeutschen kann auch dies falsch verstehen, es ist nur die Rede von dem Braunschweiger Plattdeutsch. Hölscher.

Bd. LXIX, S. 225, Zeile 31 v. o. lies Breymann statt Breitinger.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, herausg. von F. Techmer. (Leipzig, J. A. Barth.) p. an. 12 Mk.
O. Apelt, Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein histor.-krit. Versuch. (Leipzig, Teubner.) 4 Mk.
J. Duboc, Geschichte der engl. Presse. (Hamburg, Grüning.) 6 Mk.

Lexikographie.

F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 3., 4., 5. Lfg. (Strafsburg, Trübner.)
J. Windekilde, Neues Handwörterbuch der deutschen Sprache. 6. Lfg. (Neuwied, Heuser.) 80 Pf.
H. Frischbier, Preufsisches Wörterbuch. Ost- u. Westpr. Provinzialismen in alphabet. Folge. 7. Lfg. (Berlin, Enslin.) 2 Mk.
F. Staub und L. Tobler, Schweiz. Idiotikon. 4. Heft. (Fr. Huber.) 2 Mk.
O. Sutermeister, Schwizer-Dütsch. 17. und 18. Heft. (Zürich, Orell Füssli & Co.) à 50 Pf.
O. Kiemisch, Deutsch-fremdsprachliches Citaten-Lexikon. (Leipzig, Krüger.) 2 Mk. 80 Pf.

Grammatik.

H. Baldes, Der Genitiv bei Verbis im Althochdeutschen. (Strafsburg, Trübner.) 1 Mk.
F. Körnig, Der syntaktische Gebrauch des Imperfekts und des historischen Perfekts im Altfranzösischen. (Breslau, Diss.) 1 Mk.
G. Hentschke, Die Verbalflexion in der Oxf. Hs. d. Girart de Rosilho. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk. 60 Pf.

Litteratur.

Th. Jahn, Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage. (Erlangen, Deichert.) 3 Mk.
A. Althaus, Erörterungen über Lessings Minna von Barnhelm. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
Chr. Muff, Zwei Titanen, Prometheus und Faust. Ein Vortrag. (Halle, Mühlmann.) 1 Mk.
Göthes Iphigenie auf Tauris. In vierfacher Gestalt hrsg. von J. Bächtold. (Freiburg, Mohr.) 4 Mk.
F. Strehlke, Göthes Briefe. 15. Lfg. (Berlin, Hempel.) 1 Mk.
G. Hofmeister, Adelbert von Chamisso. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.

W. Heidsiek, Die ritterliche Gesellschaft in den Dichtungen des Crestien de Troies. (Greifswald, Diss.) 1 Mk.
J. Koch, A critical edition of some of Chaucer's Minor Poems. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
R. Merbot, Ästhetische Studien zur angelsächsischen Poesie. (Breslau, Köbner.) 1 Mk. 50 Pf.
M. Rosbund, Dryden als Shakespeare-Bearbeiter. (Halle, Diss.) 1 Mk.
F. J. Child, English and Scottish Popular ballads. Boston. 10 Mk.
Pseudo-Shakespearian Plays, ed. by K. Warnke and L. Proscholdt. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.
Nordlandfahrten. Malerische Wanderung durch England. Heft 18 und 19, enthaltend: Ad. Brennecke, Die historischen Schlösser und Bildungsanstalten Alt-Englands. Bd. III. (Leipzig, F. Hirt.) 20 Mk.
V. Imbriani, Sulle canzoni pielrose di Dante. Studio. (Bologna.) 3 Mk.
C. Galanti, Sulla interpretazione dei primi terzetti del canto IX del Purgatorio. (Ripatransone, Jaffei e Nisi.) 1 Mk.
Dante Alighieri, La Vita nuova, con note e illustr. di Pietro Fratizelli; ristampata a uso dei licei. (Firenze, G. Barbera.) 60 Pf.

Hilfsbücher.

W. Dechelmann, Übungsbuch der deutschen Sprache für Fortbildungs- und Bürgerschulen. (München, Stahl.) 60 Pf.
A. Baumgartner, Lese- und Übungsbuch für die Mittelstufe des franz. Unterrichts. (Zürich, Orell Füssli & Co.)
Ph. Plattner, Übungsbuch zur franz. Schulgrammatik. (Karlsruhe, Bielefeld.) 1 Mk. 20 Pf.
G. Meli, Grundrifs der italienischen Grammatik für Schul- und Privatgebrauch. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Mk. 25 Pf.
F. Spira, Prime letture italiane, rivedute e pubblicate da G. Hopf. (Nürnberg, Korn.) 1 Mk.

